











Die neue Rundschau

XXIVter Jahrgang der freien Bühne

1913

Band 2



Berlin / S. Fischer / Verlag

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:

Leib und Seele

von Henri Bergson

Gegenstand dieser Abhandlung ist: „Leib und Seele", das heißt: Materie und Geist, das heißt: alles, was existiert und, wenn man einer Philosophie glauben soll, von der wir sogleich sprechen wollen, sogar auch etwas, das nicht existiert. Doch seien Sie beruhigt: was ich hier vorhabe, ist nicht, die Natur der Materie zu ergründen, so wenig ich die Natur des Geistes ergründen will. Man kann ja sehr wohl zwei Dinge voneinander unterscheiden und bis zu einem gewissen Grade auch ihre Beziehungen zueinander feststellen, ohne daß man dazu die Natur des einen und des andern zu kennen brauchte. Ich kann in einer Gesellschaft unmöglich all die Personen um mich herum gleich kennen lernen; dennoch unterscheide ich mich von ihnen und sehe auch, welchen Platz sie einnehmen im Verhältnis zu mir. So ist es auch mit Leib und Seele: das Wesen beider festzustellen ist eine Aufgabe, die uns zu weit führen würde; leichter zu ermitteln ist, was sie eint und was sie trennt, denn diese Einheit und diese Trennung sind Erfahrungstatsachen.

Zunächst: was sagt uns darüber die unmittelbare naive Erfahrung des gewöhnlichen Menschenverstandes? — Jeder von uns ist ein Körper, der den gleichen Gesetzen unterliegt, wie jedes andere Stück Materie auch. Stößt man ihn nach vorn, so bewegt er sich vorwärts; zieht man ihn nach hinten, so bewegt er sich rückwärts; hebt man ihn hoch und läßt ihn dann los, so fällt er wieder herunter. Aber außer diesen Bewegungen, die mechanisch, durch äußere Ursachen hervorgerufen werden, macht er andere, die von innen zu kommen scheinen und von den vorher betrachteten dadurch abstechen, daß sie nicht vorauszusehen sind: man nennt sie „willenhaft". Was ist deren Ursache? — Das, was ein jeder von uns durch das Wort „ich" bezeichnet. Was ist nun dieses Ich? Ein Etwas, das — so scheint es uns mit Recht oder mit Unrecht — über den damit verbundenen Körper nach allen Seiten hinausgeht, in Raum und Zeit über ihn hinwegschweift. Zunächst im Raum: denn der Körper eines jeden von uns hört auf mit den festen Umrissen, die ihn begrenzen; unsere Gabe der Wahrnehmung

dagegen, besonders aber unsere Gabe des Sehens, strahlt weit über unseren Körper hinaus: sie geht bis zu den Sternen. Sodann in der Zeit: denn der Leib ist Materie, die Materie ist nur in der Gegenwart, und wenn die Vergangenheit auch Spuren daran zurückläßt — Spuren der Vergangenheit sind es doch nur für ein Bewußtsein, das sie bemerkt und das Bemerkte im Lichte des Erinnerten interpretiert: das Bewußtsein seinerseits hat zur wesentlichen Funktion, dieses Vergangene zurückzuhalten und, je weiter die Zeit sich abwickelt, mit sich selbst zusammenzuwickeln, und daraus eine Zukunft vorzubereiten, die zu schaffen es selber mit beitragen wird. Ja, der willenhafte Akt, von dem wir soeben sprachen, ist nichts anderes, als eine Gesamtheit von Bewegungen, von früheren Erfahrungen eingegeben und in eine neue Richtung gelenkt von jener bewußten Kraft, als deren Rolle es recht eigentlich erscheint, Neues in die Welt zu bringen. Ja, sie schafft Neues außerhalb ihrer, da sie ja unvorhergesehene, unvorhersehbare Bewegungen in den Raum zeichnet. Und sie schafft auch Neues innerhalb ihrer, da ja die willenhafte Handlung auf den Wollenden zurückwirkt, in gewissem Maße den Charakter, von dem sie ausströmt, verändert, und durch eine Art Wunder jene Schöpfung des Ich durch das Ich vollzieht, die allem Anschein nach die eigentliche Aufgabe des Menschenlebens ist. Fassen wir zusammen: neben dem Körper, der in der Zeit an den gegenwärtigen Augenblick gebunden und im Raume auf den Platz, den er einnimmt, beschränkt ist, der in Raum und Zeit sich wie ein Automat verhält und mechanisch auf äußere Anreize reagiert, bemerken wir ein Etwas, das sich viel weiter als der Körper in den Raum erstreckt und durch die Zeit hindurch dauert, ein Etwas, das in Raum und Zeit von dem Körper Bewegungen verlangt oder erzwingt, die nicht mehr automatisch und im voraus bestimmt, sondern unvorhersehbar und frei sind: dieses Etwas, das nach allen Seiten über den Körper hinausgeht und Handlungen schafft, indem es sich selbst neu schafft, das ist das „Ich", das ist die „Seele", das ist der „Geist", denn der Geist ist gerade eine Kraft, die mehr aus sich herausziehen vermag, als sie enthält, mehr zurückzugeben vermag, als sie empfing, mehr zu schenken vermag, als sie hat. Das glauben wir zu sehen. Das ist der Anschein.

Da wendet man nun ein: „Gut — aber das ist eben nur der Anschein. Schauen Sie näher zu. Und hören Sie, was die Wissenschaft sagt. Vor allem werden Sie selbst zugeben, daß diese sogenannte ‚Seele' niemals ohne einen Leib vor Ihnen wirkt. Dieser ihr Leib begleitet sie von der Geburt bis zum Tode, und vorausgesetzt, daß sie wirklich von ihm zu scheiden ist, so spielt sich doch alles so ab, als sei sie untrennbar mit ihm verbunden. Unser Bewußtsein wird betäubt, wenn wir Chloroform einatmen; es wird angeregt, wenn wir Alkohol oder Kaffee genießen. Schon eine leichte Ver-

giftung kann schwere Störungen der Intelligenz, des Gefühlsapparates und des Willens hervorrufen. Eine dauernde Vergiftung, wie gewisse Infektionskrankheiten sie zurücklassen, führt zum Irrsinn. Wenn man bei der Sektion Irrsinniger auch nicht immer Verletzungen des Gehirns antrifft, so findet man sie zum mindesten ziemlich oft; und wo sich keine sichtbare Verletzung zeigt, da liegt sicherlich eine chemische Veränderung der Gewebe vor, die die Krankheit verursacht hat. Mehr noch: die Wissenschaft lokalisiert in bestimmten Gehirnwindungen bestimmte geistige Funktionen, wie die eben erwähnte Fähigkeit, willenhafte Bewegungen zu vollbringen. Verletzungen dieses oder jenes Punktes der Zone des Rolando, zwischen Schläfen- und Scheitellappen, ziehen den Verlust der Bewegungen des Armes, des Beines, des Gesichtes, der Zunge nach sich. Sogar das Gedächtnis, das Sie als eine wesentliche Funktion des Geistes ansehen, hat man teilweise lokalisieren können: am Fuß der dritten Stirnwindung links ruhen die Erinnerungsbilder für die Artikulationsbewegungen der Rede; in einer die erste und zweite linke Schläfenwindung interessierenden Region bewahren wir die Klangbilder der Worte auf; und im hinteren Teil der zweiten linken Scheitelwindung befinden sich die Schriftbilder der Worte und Buchstaben. Weiter: Sie sagten, die Seele gehe in Raum und Zeit über den Körper, mit dem sie verbunden ist, hinaus. Inwiefern gilt das für den Raum? Freilich schweifen Gesicht und Gehör über die Grenzen des Körpers hinweg — aber warum? Weil von fernherkommende Schwingungen Gehör und Gesicht mit Eindrücken versehen und sich bis ins Gehirn fortgepflanzt haben; dort, im Gehirn, ist die Erregung zu einer Gehörs- oder Gesichtsempfindung geworden; die Wahrnehmung sitzt also im Innern des Körpers, sie dringt nicht durch den Raum. Wie aber verhält es sich mit der Zeit? Sie behaupten, der Geist umfasse die Vergangenheit, während der Körper an einer Gegenwart hafte, die immerfort wieder beginnt. Aber wir erinnern uns der Vergangenheit nur deshalb, weil unser Körper davon eine noch gegenwärtige Spur bewahrt hat. Die Eindrücke der Objekte auf das Gehirn bleiben dort, wie Bilder auf einer lichtempfindlichen Platte oder wie Phonogramme auf Phonographenplatten; wie nun die Platte die Melodie wiederholt, sobald man den Apparat spielen läßt, ebenso weckt das Gehirn die Erinnerung wieder auf, sobald sich dort, wo der Eindruck niedergelegt ist, die gewollte Erschütterung vollzieht. Also: weder im Raum noch in der Zeit geht die Seele über den Körper hinaus... Aber gibt es denn wirklich eine vom Körper verschiedene Seele? Eben haben wir gesehen, daß sich im Gehirn unablässig Veränderungen vollziehen, oder genauer ausgedrückt, Platzänderungen und Neugruppierungen von Molekülen und Atomen. Einige derselben übertragen sich in das, was wir Empfindungen nennen, andere in Erinnerungen; ohne jeden Zweifel gibt

es entsprechende für alle intellektuellen Tatsachen der Gefühls- und der Willenssphäre: das Bewußtsein aber gesellt sich hinzu wie eine Phosphoreszenz, der Lichtspur ähnlich, die die Bewegung eines Streichholzes, das man in der Dunkelheit an einer Mauer anstreicht, begleitet und abzeichnet. Diese Phosphoreszenz, die sich sozusagen selbst erleuchtet, erzeugt nun gar seltsame Illusionen innerer Optik: das Bewußtsein bildet sich ein, es verändere, lenke, erzeuge die Bewegungen, von denen es doch bloß das Resultat ist; darin besteht der Glaube an die Freiheit des Willens. In Wahrheit aber verhält es sich so: könnten wir durch den Schädel hindurchsehen, was in einem arbeitenden Gehirn vorgeht, hätten wir, um das Innere zu beobachten, Instrumente, die millionen- und abermillionenmal so oft vergrößerten, wie unsere am meisten vergrößernden Mikroskope, sähen wir mit diesen Instrumenten dem Tanz der Moleküle, Atome und Elektronen zu, aus denen die Gehirnrinde besteht, und besäßen wir andererseits die Konkordanztabelle zwischen Gehirnvorgang und Geistesvorgang, das heißt das Wörterbuch, mit dem man jede Figur des Tanzes in Gefühls- und Gedankensprache übersetzen könnte, — dann wüßten wir ebensogut wie die vorgebliche ‚Seele' alles, was sie denkt, fühlt und will, alles, was sie frei zu tun vermeint, während sie es doch mechanisch tut. Wir wüßten es dann sogar sehr viel besser als sie, denn diese sogenannte bewußte ‚Seele' erhellt ja nur einen kleinen Teil des Tanzes im Gehirninnern, sie ist nur die Gesamtheit der über ganz bestimmten privilegierten Atomgruppierungen herumspringenden Irrlichter, während wir alsdann bei allen Gruppierungen aller Atome, bei dem ganzen Tanz im Gehirninnern zuschauen würden. Ihre sogenannte bewußte Seele ist höchstens eine Wirkung, die Wirkungen auffaßt: wir aber, wir sähen die Wirkungen und die Ursachen."

Das sagt man uns manchmal im Namen der Wissenschaft. Aber nicht wahr, soviel ist doch sicher: versteht man unter „wissenschaftlich" das, was beobachtet und beobachtbar, bewiesen und beweisbar ist, so hat eine Theorie wie die eben skizzierte nichts Wissenschaftliches, da wir ja nach dem heutigen Stande der Wissenschaft auch nicht entfernt die Möglichkeit sehen, sie zu kontrollieren. Man weist freilich darauf hin, daß die Annahme, im Weltall könne auch nur das kleinste Kraft- und Bewegungsteilchen frei entstehen, dem Gesetz von der Erhaltung der Energie widerspräche, daß dieses Gesetz verletzt wäre, wenn die Dinge sich nicht mechanisch abspielten, so wie eben gesagt wurde; wenn ein wirksamer Wille dazwischen träte, um freie Handlung auszuführen.

Aber so argumentieren heißt das zu Beweisende schon für bewiesen setzen: denn das Gesetz von der Erhaltung der Energie ist ja, wie alle physikalischen Gesetze, nur die Summe von Beobachtungen an physikalischen Erscheinungen; es drückt aus, was sich auf einem Gebiete abspielt, von dem noch niemand je behauptet hat, es gäbe dort Laune, Wahl oder Freiheit; und es

handelt sich ja gerade darum, zu ermitteln, ob es sich noch in Fällen bewahrheitet, wo das Bewußtsein (das schließlich eine Fähigkeit der Beobachtung ist und auf seine Art experimentiert!) sich einer freien Aktivität gegenübersieht. Alles was sich den Sinnen oder dem Bewußtsein direkt darbietet, alles was Gegenstand der Erfahrung ist, sei es der äußeren oder der inneren, muß solange als wirklich angesehen werden, solange man nicht bewiesen hat, es sei bloßer Schein. Nun ist es aber nicht zweifelhaft, daß wir uns frei fühlen, daß das unser unmittelbarer Eindruck ist. Also fällt die Verpflichtung zum Beweise denen zu, die behaupten, dieses Gefühl wäre eine Illusion. Sie beweisen aber nichts dergleichen, da sie weiter nichts tun, als daß sie nach Gutdünken auf die willenhaften Handlungen ein Gesetz anwenden, das nur für solche Fälle erprobt ist, in denen der Wille keine Rolle spielt. Wenn dieser Wille imstande ist, Energie zu schaffen, so ist es übrigens sehr gut möglich, daß die Menge der geschaffenen Energie zu klein ist, um unsere Meßinstrumente merklich zu beeinflussen: die Wirkung dieser Energie aber könnte trotzdem eine ungeheure sein, wie die eines Funkens, der eine Pulvermine zur Explosion bringt. Ich kann mich auf die nähere Untersuchung dieses Punktes nicht einlassen. Soviel mag genügen: wenn man den Mechanismus der willenhaften Bewegung im besonderen, die Funktionsweise des Nervensystems im allgemeinen, kurz, das Leben in seinem Wesentlichen betrachtet, so kommt man zu dem Schluß, daß das Bewußtsein, von seinen bescheidensten Anfängen in den primitivsten Lebensformen an, immerfort den Kunstgriff gebraucht, den physischen Determinismus für seine Zwecke umzumodeln, anders gesagt, das Gesetz von der Erhaltung der Energie umzukehren, indem es von der Materie eine immer intensivere Fabrikation von immer besser verwendbaren Explosivstoffen erlangt: und dann genügt eine ungemein schwache Tätigkeit, wie der mühelose Druck des Fingers auf den Hahn einer reibungslosen Flinte, um im gewollten Moment, in der gewählten Richtung, die größtmögliche Summe angehäufter Energie freizumachen. Das in den Muskeln aufgespeicherte Glykogen ist in der Tat ein richtiger Explosivstoff; durch dieses Glykogen vollzieht sich die willenhafte Bewegung: Explosivstoffe dieser Art zu erzeugen und zu gebrauchen, scheint das ständige, das wesentliche Trachten des Lebens zu sein, begonnen von seinem ersten Auftauchen in willkürlich umformbaren Protoplasmamassen bis zu seiner vollen Entfaltung in Organismen, die freier Handlungen fähig sind. Doch, um es noch einmal zu sagen, ich will hier nicht bei einem Punkte verweilen, mit dem ich mich anderwärts lang und breit beschäftigt habe. Deshalb schließe ich die Klammer, die ich gar nicht hätte zu öffnen brauchen, und komme auf das zurück, was ich zuerst ausführte: daß es nicht angeht, eine Theorie als wissenschaftlich zu bezeichnen, die weder bewiesen ist, noch auch nur durch die Erfahrung nahegelegt wird.

Was sagt uns denn die Erfahrung eigentlich? Sie zeigt uns, daß das Leben der Seele (oder wenn Sie es vorziehen: das Leben des Bewußtseins) an das Leben des Körpers geknüpft ist, daß es zwischen ihnen Solidarität gibt — weiter nichts. Aber das hat ja nie jemand bestritten, und von dieser Beobachtung bis zu der Behauptung, das Gehirn sei das Äquivalent des Geistigen, ist ein weiter Weg. Ein Kleidungsstück ist auch solidarisch mit dem Nagel, an dem es hängt; reißt man den Nagel aus, so fällt es zu Boden; bewegt man ihn, so schwankt es hin und her; ist der Nagel zu spitz, so kriegt es Löcher — aber daraus folgt nicht, daß jedes einzelne Teilchen des Nagels einem einzelnen Teilchen des Rockes entspricht, auch nicht, daß der Nagel das Äquivalent des Rockes ist; noch weniger, daß Rock und Nagel dasselbe wären. Ebenso hängt das Bewußtsein zweifellos am Gehirn, aber daraus geht noch lange nicht hervor, daß das Gehirn jede Einzelheit des Bewußtseins nachzeichne, noch daß das Bewußtsein eine Funktion des Gehirns wäre. Alles was die Beobachtung, die Erfahrung und daher auch die Wissenschaft uns zu behaupten gestatten, ist die Existenz einer gewissen Beziehung zwischen Gehirn und Bewußtsein.

Was ist das für eine Beziehung? Ja — hier können wir uns fragen, ob die Philosophie wirklich geleistet hat, was man mit Fug von ihr erwarten durfte! Ihr liegt es ob, das Leben der Seele in allen seinen Manifestationen zu studieren. Geübt im Gebrauch der inneren Beobachtung sollte der Philosoph in sich selbst hinabsteigen, um dann, wieder an die Oberfläche zurückgekehrt, die Stufenleiter zu verfolgen, wie das Bewußtsein sich entspannt, sich ausdehnt und sich anschickt, sich in den Raum hinaufzuentwickeln. Dieser progressiven Materialisation zuschauend, auf die Schritte aufpassend, durch die das Bewußtsein sich veräußerlicht, erhielte er mindestens einen vagen Einblick darin, was das wohl sein mag: die Hineinfügung des Geistes in die Materie, die Beziehung des Körpers zur Seele. Das wäre gewißlich nur ein erster Lichtschein — nichts weiter. Aber dieser erste Lichtschein würde uns schon in den Stand setzen, uns unter den unzähligen Tatsachen zurechtzufinden, worüber Psychologie und Pathologie verfügen. Diese Tatsachen würden dann korrigieren und ergänzen, was die innere Erfahrung an Mängeln und Unvollkommenheiten noch hätte, und würden so ihrerseits die Methode der inneren Beobachtung aufbauen. So bekämen wir durch ein ewiges Geben und Nehmen zwischen zwei Beobachtungszentren, das eine draußen, das andere drinnen, eine immer näherkommende Lösung des Problems — die ja niemals vollkommen wäre, wie die Lösungen des Metaphysikers es nur zu oft sein wollen, die aber immer noch zu vervollkommnen wäre, wie die Lösungen des exakten Gelehrten. Freilich wäre der erste Anstoß von innen gekommen; die innere Einsicht hätten wir um die wichtigste Aufklärung ersucht, und deshalb wäre das Problem geblieben, was es sein soll: ein Problem der Philosophie.

Aber der Metaphysiker steigt nicht leicht von den Höhen herab, wo er zu wandeln liebt. Plato hat ihn geheißen, sich der Welt der Ideen zuzuwenden; dort siedelt er sich gerne an, pflegt Umgang mit den reinen Begriffen, redet ihnen zu, sich gegenseitig Konzessionen zu machen, versöhnt sie miteinander, so gut es geht, und übt sich so, in diesem vornehmen Kreise, in gelehrter Diplomatie. Er hütet sich, mit den besonderen Tatsachen in Berührung zu kommen, welcher Art sie auch seien, — erst recht aber mit solchen Tatsachen, wie etwa die Geisteskrankheiten: er hätte Angst, sich die Finger schmutzig zu machen. Kurz, die Theorie, die die Wissenschaft hier mit Fug von der Philosophie erwarten durfte — eine geschmeidige, vervollkommbare, auf der Gesamtheit der bekannten Tatsachen aufgebaute Theorie — die hat ihr die Philosophie nicht geben wollen oder nicht geben können.

Da hat sich der exakte Forscher natürlich gesagt: „Da die Philosophie von mir nicht verlangt, daß ich, mit Tatsachen und Beweisgründen, die Wechselwirkung zwischen dem Leben des Gehirns und dem Leben des Geistes in ganz bestimmter Weise auf ganz bestimmte Punkte einschränke, so werde ich mal vorläufig so tun, als sei die Wechselwirkung eine unbeschränkte und als herrsche zwischen ihnen Äquivalenz oder sogar Identität. Ich, als Physiologe, mit den Methoden, die mir geläufig sind — Methoden für rein äußere Beobachtung und Experimentation — ich sehe nur das Gehirn und komme nur an das Gehirn heran; also werde ich so vorgehen, als ob das Denken bloß eine Gehirnfunktion wäre; dann kann ich mit viel mehr Sicherheit vorgehen und habe viel mehr Aussichten, weit zu kommen. Kennt man die Grenzen seiner Befugnisse nicht, so tut man zunächst so, als hätten diese Befugnisse überhaupt keine Grenzen; nachher wird immer noch Zeit sein, etwas abzustreichen." Das hat sich der Forscher gesagt, und dabei wäre er geblieben, wenn er der Philosophie hätte entraten können.

Aber der Philosophie kann man nicht entraten; und als er so darauf wartete, daß die Philosophen ihm die geschmeidige, auf die doppelte Erfahrung des Drinnen und des Draußen einstellbare Theorie brächten, die die Wissenschaft so nötig gehabt hätte, da nahm der Forscher natürlich gern aus den Händen der alten Metaphysik jene fertige, aus einem Stück bestehende Doktrin entgegen, die sich am besten mit der Arbeitsmethode vertrug, die er als vorteilhaft erkannt hatte. — Übrigens blieb ihm keine Wahl. Die einzige präzise Hypothese, die die Metaphysik der drei letzten Jahrhunderte uns über diese Frage vermacht hat, ist gerade die von einem strengen Parallelismus zwischen Leib und Seele: die Seele übersetzt die Handlungen des Leibes und der Leib die Handlungen der Seele, oder Leib und Seele drücken, jeder auf seine Art, wie zwei Übersetzungen des gleichen Originals in zwei verschiedene Sprachen, etwas aus, das weder das eine noch das andere ist. Wie war die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts zu dieser Hypothese gekommen?

Gewiß nicht durch die Anatomie und Physiologie des Gehirns, Wissenschaften, die damals kaum existierten; noch weniger durch ein tieferes Studium des normalen psychologischen Lebens und der Geisteskrankheiten. Nein, diese Hypothese war ganz naturgemäß abgeleitet worden aus den allgemeinen Prinzipien einer Metaphysik, die man, wenigstens zum großen Teil, erdacht hatte, um den Hoffnungen der modernen Physik Gestalt zu geben. Die Entdeckungen der Renaissance, besonders die von Kepler und Galilei, hatten die Möglichkeit aufgedeckt, die astronomischen und physikalischen Probleme auf Probleme der Mechanik zurückzuführen. Daher die Meinung, die Gesamtheit des materiellen Universums, des unorganisierten und des organisierten, wäre eine ungeheure Maschine, mathematischen Gesetzen unterworfen. Seitdem mußten die lebenden Körper im allgemeinen, mußte der menschliche Körper im besonderen sich in die Maschine hineinpassen, wie ebensoviele Räderchen in den Mechanismus eines Uhrwerks; keiner von uns konnte etwas tun, das nicht im voraus bestimmt und mathematisch berechenbar gewesen wäre. Infolgedessen wurde die menschliche Seele unfähig zu schaffen; wenn sie überhaupt existierte, so mußten ihre sukzessiven Zustände sich darauf beschränken, in Gedanken- und Gefühlssprache dasselbe auszudrücken, was der Körper durch Ausdehnung und Bewegung ausdrückte. Descartes ging allerdings noch nicht soweit: bei seinem tiefen Wirklichkeitssinn zog er es vor, selbst um den Preis einer Inkonsequenz, dem freien Willen in der Welt einen Platz zu geben. Und wiewohl diese Einschränkung mit Spinoza und Leibniz verschwand, von der Logik des Systems hinweggefegt, wiewohl diese Philosophen die Hypothese von einem konstanten Parallelismus zwischen den Körperzuständen und den Seelenzuständen in ihrer ganzen Strenge formulierten — immerhin sahen sie doch davon ab, die Seele zu einem bloßen Reflex des Körpers zu machen; ebensogut hätten sie gesagt, der Körper wäre ein Reflex der Seele. Aber sie hatten den Weg bereitet für einen geschwächten, dünnleibigen Kartesianismus, wonach das geistige Leben nur ein Aspekt vom Leben des Gehirns wäre und wobei die vermeintliche „Seele" sich auf die Gesamtheit dieser besonderen Gehirnphänomenen reduziert, zu denen das Bewußtsein sich hinzugesellt, wie eine Phosphoreszenz. In der Tat: durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch können wir die Spur dieser progressiven Verdünnung der kartesianischen Metaphysik verfolgen. Je mehr sie sich aber verkürzt, um so mehr sickert sie hinein in eine Psychologie, die in ihr eine recht geeignete Philosophie sieht, geeignet, ihr jenes Selbstvertrauen zu geben, dessen sie bedarf. Und so haben Philosophen wie Lamettrie, Helvetius, Charles Bonnet, Cabanis, deren Beziehungen zum Kartesianismus wohlbekannt sind, der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts zugetragen, was sie von der Metaphysik des siebzehnten Jahrhunderts am besten brauchen konnte. Unter diesen Umständen ist es durchaus

verständlich, daß die Gelehrten, die heute über die Beziehung des Psychischen zum Physischen philosophieren, sich der Hypothese vom Parallelismus anschließen: die Metaphysiker haben ihnen kaum etwas anderes geliefert.

Versuchen wir jetzt also, die Beziehung der Aktivität des Geistes zur Aktivität des Gehirns zu formulieren, so wie sie sich zeigt, wenn man jede vorgefaßte Meinung beiseite läßt und sich nur an die bis jetzt bekannten Tatsachen hält. Eine Formulierung dieser Art, notwendig provisorisch, wird nur auf eine mehr oder minder hohe Wahrscheinlichkeit Anspruch erheben dürfen. Aber diese Wahrscheinlichkeit wird wenigstens vermehrbar sein, und die Formulierung wird präziser werden können, je mehr die Kenntnis der Tatsachen zunehmen wird.

Da sage ich Ihnen nun, daß eine aufmerksame Prüfung des geistigen Lebens und seines physiologischen Begleitapparates mich zu der Meinung führt, der gewöhnliche Menschenverstand habe recht: es müsse in einem menschlichen Bewußtsein unendlich viel mehr geben, als in dem entsprechenden Gehirnkasten. Dies ist, in groben Zügen, der Schluß, zu dem ich komme: Wer in das Innere eines Gehirns in voller Aktivität hineinschauen, das Hin und Her der Atome verfolgen und alles, was sie tun, interpretieren könnte, der wüßte zweifellos etwas von dem, was sich im Geiste abspielt, aber er wüßte davon doch nur wenig. Er wüßte gerade bloß das, was sich davon in Gesten, Haltungen und Bewegungen ausdrücken läßt, was der Seelenzustand an gerade ausgeführter oder bloß beginnender Handlung enthält: alles übrige würde ihm entgehen. Den Gedanken und Gefühlen gegenüber, die sich im Innern des Bewußtseins abrollen, wäre er in der Lage des Zuschauers im Theater, der zwar deutlich sieht, was die Schauspieler auf der Bühne machen, aber kein Wort von dem versteht, was sie reden. Sicherlich hat das Hin und Her der Schauspieler, haben ihre Gesten und Haltungen in dem dargestellten Stücke ihren Sinn, und wenn wir den Text kennen, so können wir die Gesten ungefähr voraussehen, aber das Gegenteil gilt nicht: die Kenntnis der Gesten sagt uns nur sehr wenig über das Stück, weil es eben in einer Komödie viel mehr gibt, als die Bewegungen, durch die man sie darstellt. So glaube ich: wäre unsere Wissenschaft vom Gehirnmechanismus vollkommen, und ebenso vollkommen unsere Psychologie, so könnten wir für einen bestimmten Seelenzustand erraten, was sich im Gehirn abspielt; aber das Umgekehrte wäre nicht möglich, weil wir für ein und denselben Gehirnzustand die Auswahl hätten zwischen einer ganzen Menge verschiedener Seelenzustände, die gleich gut paßten.* Wohl gemerkt, ich sage nicht, daß irgendein beliebiger Seelenzustand einem gegebenen Gehirn-

* Außerdem könnten diese Zustände nur vage und näherungsweise dargestellt werden, da jeder bestimmte Seelenzustand einer bestimmten Person in seiner Gesamtheit etwas Unvorhersehbares und Neues ist.

zustande entsprechen könnte: haben Sie einen Rahmen, so können Sie auch nicht ein xbeliebiges Bild hineintun; der Rahmen bestimmt etwas von dem Bild, insofern als er von vornherein alle die ausschließt, die nicht die gleiche Form und die gleiche Größe haben; wenn Form und Größe aber passen, so geht auch das Bild in den Rahmen hinein. So verhält es sich auch mit Gehirn und Bewußtsein. Wenn die relativ einfachen Tätigkeiten — Gesten, Haltungen, Bewegungen — in denen ein komplexer Seelenzustand sich auflöst, gerade die sind, die das Gehirn vorbereitet, so wird der geistige Zustand genau in den Gehirnzustand hineinpassen; aber es gibt eine ganze Menge verschiedener Bilder, die ebensogut in den Rahmen hineinpassen würden; ergo determiniert das Gehirn das Denken nicht; ergo ist das Denken, wenigstens zum großen Teil, vom Gehirn unabhängig.

Das Studium der Tatsachen wird gestatten, diesen besonderen Aspekt des geistigen Lebens, der allein unserer Ansicht nach in der Aktivität des Gehirns abgezeichnet ist, mit wachsender Genauigkeit zu beschreiben. — Handelt es sich um die Fähigkeit, zu perzipieren und zu empfinden? — Unser Körper, in die materielle Welt hineingestellt, empfängt Reize, denen er durch geeignete Bewegungen antworten muß; das Gehirn, und weiterhin das ganze System des Gehirns und Rückenmarks im allgemeinen, bereitet diese Bewegungen vor; aber die Perzeption ist ganz etwas anderes. — Handelt es sich um die Fähigkeit zu wollen? — Der Körper führt die willenhaften Bewegungen vermittels gewisser Mechanismen aus, die im Nervensystem bereit stehen und nur auf ein Signal warten, um sich einzuschalten; das Gehirn ist der Punkt, von dem das Signal und geradezu die Einschaltung ausgeht. Die Zone des Rolando, wo man die willenhaften Bewegungen lokalisiert hat, ist in der Tat mit dem Weichen-Schaltwerk vergleichbar, von wo aus der Beamte den Zug auf dieses oder jenes Gleis lenkt; sie ist eine Art Umschalter, durch den ein gegebener äußerer Reiz mit einer beliebigen motorischen Dispositivvorrichtung in Verbindung gesetzt werden kann; aber neben den Organen der Bewegung und dem Organ der Auswahl gibt es noch etwas anderes, gibt es die Auswahl selber. — Handelt es sich schließlich um das Denken? Wenn wir denken, so sprechen wir nur selten nicht mit uns selbst: wenn wir die Artikulationsbewegungen, durch die unser Denken auszudrücken wäre, nicht geradezu ausführen, so pflegen wir sie wenigstens zu skizzieren und vorzubereiten; und alles das muß sich schon im Gehirn abspielen. Aber darauf beschränkt sich, so meinen wir, der Gehirnmechanismus des Denkens nicht: neben den inneren Artikulationsbewegungen, die übrigens nicht unentbehrlich sind, gibt es etwas viel Subtileres, das wesentlich ist. Ich meine jene beginnenden Bewegungen, die symbolisch die tausend sukzessiven Richtungen des Denkens übersetzen. Merken Sie wohl: das tatsächliche, konkrete, lebendige Denken ist etwas, wovon die Psychologen uns bisher wenig gesagt haben,

weil es der inneren Beobachtung so schlecht zugänglich ist. Was man gewöhnlich unter diesem Namen studiert, ist weniger das Denken selbst, als vielmehr eine künstliche Imitation davon, die man durch Zusammenstellung von Bildern und Vorstellungen erhält. Aber aus Bildern und sogar aus Vorstellungen können Sie kein Denken rekonstruieren, so wenig Sie aus Positionen Bewegung machen können. Die Vorstellung ist ein Stillstand des Denkens; sie entsteht, wenn das Denken, statt seinen Weg fortzusetzen, eine Pause macht oder über sich selbst reflektiert: ebenso bildet sich die Hitze in der Kugel, die auf ein Hindernis stößt. Aber ebenso wie die Hitze in der Kugel nicht vorher existierte, bildet auch die Vorstellung keinen integrierenden Bestandteil des Denkens. Versuchen Sie zum Beispiel dadurch, daß Sie die Ideen „Hitze", „Bildung" und „Kugel" aneinandersetzen und die durch die Wörter „in" und „sich" ausgedrückten Ideen der Einordnung und der Zurückbeziehung einschieben, den Gedanken zu rekonstruieren, den ich soeben durch diesen Satz ausdrückte: „die Hitze bildet sich in der Kugel". Sie sehen, daß das nicht geht, daß der durch den Satz ausgedrückte Gedanke unteilbar ist, und daß die jedem einzelnen Worte entsprechenden Ideen einfach die Vorstellungen sind, die in jedem Augenblick im Geiste auftauchen würden, wenn das Denken stehen bliebe — aber es bleibt eben nicht stehen. Lassen Sie also die künstlichen Rekonstruktionen des Denkens aus dem Spiele; betrachten Sie das Denken selbst: Sie werden darin weniger Zustände als Richtungen finden, und Sie werden sehen, daß das Denken wesentlich ein ständiger, ununterbrochener innerer Richtungswechsel ist, der unablässig danach trachtet, sich in äußere Richtungsänderungen umzusetzen, ich meine in Handlungen und Gesten, die geeignet sind, das Auf und Ab des Geistes in den Raum zu zeichnen und gewissermaßen metaphorisch auszudrücken. Von diesen skizzierten oder auch nur vorbereiteten Bewegungen merken wir meistens nichts, weil wir kein Interesse daran haben, sie zu erkennen; wohl aber sind wir genötigt, sie zu bemerken, wenn wir unser Denken dicht zusammenpressen, um es ganz lebendig zu ergreifen und es noch lebendig in die Seele eines anderen hineingleiten zu lassen. Dann hülfe es uns nichts, die Worte gut zu wählen — sie würden nichts von dem sagen, was wir sie sagen lassen wollen, wofern es uns nicht gelingt, durch Rhythmus, durch Interpunktion, durch passende Größenverhältnisse der Sätze und Satzglieder, durch das spezifische Auf und Ab der Rede zu bewirken, daß der Geist des Lesers, von einer Reihe beginnender Bewegungen unablässig geführt, eine analoge Gedanken- und Gefühlskurve beschreibt, — derjenigen analog, die wir selbst beschreiben. Darin liegt die ganze Kunst des Schreibens. Es ist etwas wie die Kunst des Musikers; doch glauben Sie nicht, daß die Musik, um die es sich hier handelt, sich wirklich an das Ohr wende, wie man gewöhnlich meint. Ein fremdes Ohr, wie gut es auf die Musik auch eingeübt sein mag, wird

keinen Unterschied machen zwischen Prosa, die wir musikalisch finden und solcher, die es nicht ist, zwischen vollkommen gut geschriebenen Sätzen und anderen, die es nur annähernd sind: ein deutlicher Beweis dafür, daß es sich hier um etwas ganz anderes handelt, als um eine materielle Harmonie der Laute. Tatsächlich besteht ja die Kunst des Dichters vor allem darin, uns vergessen zu machen, daß er Worte gebraucht. Die Harmonie, die er sucht, ist eine gewisse Entsprechung zwischen dem Auf und Ab seines Geistes und dem seiner Rede, einer so vollendeten Entsprechung, daß die Schwingungen seines Denkens sich dem unsrigen mitteilen und daß dann jedes Wort, einzeln betrachtet, nicht mehr zählt: es gibt dann nichts mehr als den bewegenden Sinn, der durch die Worte hinfährt, nichts mehr als zwei Geister, die direkt, unvermittelt, ihrer Vereinigung zuschwingen. Der Rhythmus der Rede hat also keinen anderen Zweck als den, den Rhythmus des Denkens zu reproduzieren; und was kann der Rhythmus des Denkens anders sein als jener Rhythmus der beginnenden, kaum bewußten Bewegungen, die es begleiten? Diese Bewegungen, durch die das Denken unablässig bestrebt ist, sich in Handlungen zu veräußerlichen, werden im Gehirn offenbar vorbereitet und gewissermaßen im voraus gebildet. Was wir bemerken würden, wenn wir in ein arbeitendes Gehirn hineindringen könnten, ist sicherlich diese motorische Begleitung des Denkens, nicht aber das Denken selbst.

Mit anderen Worten, das Denken ist auf Handlungen orientiert, und wenn es nicht zu einer reellen Handlung kommt, so skizziert es eine oder mehrere virtuelle, bloß mögliche Handlungen. Diese reellen oder virtuellen Handlungen, die die verminderte und vereinfachte Projektion des Denkens in den Raum darstellen und seine motorischen Artikulationen bezeichnen, sind vom Denken das, was in die Gehirnsubstanz eingezeichnet wird. Das Verhältnis des Gehirns zum Denken ist also komplex und subtil. Wenn Sie von mir eine einfache, notwendig rohe Formel dafür haben wollen, so würde ich Ihnen sagen, das Gehirn sei ein Organismus der Pantomime, der bloßen Pantomime. Es hat die Aufgabe, das Leben des Geistes, und auch die äußeren Situationen, denen der Geist sich anpassen muß, durch Gebärden darzustellen. Was im Gehirn vorgeht, verhält sich zur Gesamtheit des bewußten Lebens wie die Taktstockbewegungen des Orchesterdirigenten zur Symphonie. Die Symphonie übertrifft die Bewegungen, die sie skandieren, nach allen Seiten; ebenso geht das geistige Leben über das Leben des Gehirns hinaus. Aber gerade weil das Gehirn aus dem geistigen Leben alles das herauszieht, was durch Gebärden ausdrückbar und materialisierbar ist, gerade weil es so den Punkt bildet, wo der Geist sich in die Materie hineinfügt — gerade deshalb garantiert es in jedem Augenblick die Anpassung des Geistes an die Umstände, hält es den Geist unablässig in Kontakt mit Realitäten. Es ist deshalb also nicht eigentlich Denk- oder Gefühls- oder Be-

wußtseins-Organ, sondern es bewirkt, daß Bewußtsein, Gefühl und Denken auf das eigentliche Leben eingestellt und damit zu wirksamer Handlung fähig bleiben. Sagen wir, wenn Sie so wollen, das Gehirn sei das Organ der Aufmerksamkeit auf das Leben. Eben darum kann auch schon eine leichte Veränderung der Gehirnsubstanz das gesamte geistige Leben in Mitleidenschaft ziehen. Wir sprachen vorhin von der Wirkung gewisser Gifte auf das Bewußtsein, oder allgemeiner, von dem Einfluß der Gehirnkrankheit auf das geistige Leben. Ist in solchen Fällen der Geist selber in Unordnung — oder nicht vielmehr der Mechanismus der Einfügung des Geistes in die Umwelt? Wenn ein Verrückter schwätzt, so kann seine Rede sehr wohl nach den Regeln der strengsten Logik verlaufen: wenn Sie manchen an Verfolgungswahn Leidenden reden hören, so würden Sie sagen, er sündige durch ein Übermaß an Logik. Sein Fehler besteht nicht darin, daß er falsch denkt, sondern darin, daß er an der Wirklichkeit vorbeidenkt, wie ein Träumender. Nehmen wir an, wie es ja wahrscheinlich erscheint, die Krankheit wäre durch eine gewisse Vergiftung der Gehirnsubstanz hervorgerufen. Man darf aber nicht glauben, das Gift sei in die und die Gehirnzelle gekrochen, um das Denken dort aufzusuchen; so darf man auch nicht glauben, es gebe an den und den Punkten des Gehirns Atombewegungen, die dem Denken entsprächen. Nein: wahrscheinlich wird das ganze Gehirn von der Krankheit betroffen, ebenso wie die ganze gespannte Saite ihre Spannung löst und nicht der oder der ihrer Teile, sobald der Knoten schlecht gemacht war. Aber ebenso wie das Schiff schon auf den Wogen zu tanzen beginnt, sobald man das Ankertau auch nur wenig nachläßt, so kann schon eine recht leichte Veränderung der Gehirnsubstanz bewirken, daß der Geist den Kontakt mit der Gesamtheit der materiellen Dinge verliert, auf die er sich gewöhnlich stützt, so daß er die Wirklichkeit sich entgleiten fühlt und von Taumel und Schwindel ergriffen wird. Tatsächlich beginnt der Irrsinn in vielen Fällen mit einem dem Schwindel ähnlichen Gefühl. Der Kranke ist desorientiert. Er sagt Ihnen, die materiellen Gegenstände hätten für ihn nicht mehr die frühere Festigkeit, die frühere Plastik, die frühere Realität. Ein Nachlassen der Spannung, oder vielmehr der Aufmerksamkeit, mit welcher der Geist sich vorher auf den Teil der materiellen Welt, der ihn anging, einzustellen pflegte — das ist in der Tat das einzige direkte Resultat der Gehirnstörung, da eben das Gehirn die Gesamtheit der Dispositivvorrichtungen ist, die dem Geiste gestatten, auf die Wirksamkeit der Dinge durch motorische Reaktionen zu antworten, entweder durch wirklich ausgeführte, oder durch bloß begonnene, von deren Richtigkeit die vollkommene Einfügung des Geistes in die Realität abhängt.

Das wäre, in groben Zügen, das Verhältnis des Geistes zum Körper. Ich kann hier die Tatsachen und Gründe, worauf diese Auffassung sich stützt, nicht anführen. Und doch kann ich auch nicht von Ihnen verlangen, daß

Sie mir auf mein bloßes Wort glauben. Was ist da zu tun? Ich sehe nur einen Ausweg aus dieser Verlegenheit: nämlich den, aus den bekannten Tatsachen diejenigen herauszusuchen, die der These vom Parallelismus am günstigsten scheinen — eigentlich die einzigen, die ihr den Anfang eines Beweises zu geben schienen —: die Tatsachen des Gedächtnisses. Könnten wir dabei in ein paar Worten, wenn auch nur roh und unvollkommen, darlegen, wie eine nähere Prüfung dieser Tatsachen darauf hinausläuft, die mit ihnen operierende Theorie zu erschüttern und die von uns vorgeschlagene zu bestätigen, so wäre das schon etwas. Wir hätten dann nicht den Beweis, weit gefehlt; aber wir wüßten wenigstens, wo er zu suchen ist. Das wollen wir also tun. Die einzige Funktion des Denkens, der man im Gehirn einen Platz anweisen konnte, ist in der Tat das Gedächtnis — genauer das Gedächtnis der Worte. Schon zu Beginn dieses Aufsatzes erinnerte ich daran, wie das Studium der Spracherkrankungen dazu geführt hat, daß man die und die Formen des Wortgedächtnisses in den und den Gehirnwindungen lokalisierte. Seit Broca, der gezeigt hatte, wie das Vergessen der Artikulationsbewegungen der Zunge aus einer Verletzung der dritten linken Stirnwindung resultieren kann, ist eine immer kompliziertere Theorie aufgebaut worden über den Sprachverlust und seine Bedingungen im Gehirn. Über diese Theorie hätten wir übrigens mancherlei zu sagen. Gelehrte von unbestreitbarer Kompetenz bekämpfen sie heute auf Grund einer aufmerksameren Beobachtung der Gehirnverletzungen, die die Spracherkrankungen begleiten. Ich selbst wurde vor bald zwanzig Jahren (ich erinnere daran nicht aus Eitelkeit, sondern um zu zeigen, daß die reine innere Beobachtung über Methoden, die man für wirksamer hält, den Sieg davontragen kann), ich selbst wurde durch die bloße Analyse des Sprach- und Denkmechanismus zu der Behauptung veranlaßt, die damals als unantastbar angesehene Doktrin müsse zum mindesten modifiziert werden. Aber lassen wir das. Einen Punkt gibt es, über den man sich einig ist: nämlich den, daß die Erkrankungen des Wortgedächtnisses durch mehr oder minder genau lokalisierbare Gehirnverletzungen hervorgerufen werden. Sehen wir zu, wie diese Tatsache von jener Doktrin gedeutet wird, die aus dem Denken eine Gehirnfunktion macht, oder allgemein von denen, die an Parallelismus oder an Äquivalenz zwischen Gehirnarbeit und Gedankenarbeit glauben.

Nichts Einfacheres, als diese Deutung. Die Erinnerungsbilder liegen da, im Gehirn angesammelt, in der Form von Veränderungen in diese oder jene Gruppe anatomischer Elemente eingeprägt; wenn sie aus dem Gedächtnis verschwinden, so geschieht es, weil diese anatomischen Elemente, worin sie ruhen, verändert oder zerstört sind. Vorhin sprachen wir von Klischees, von Phonogrammen: Vergleiche dieser Art findet man in allen Erklärungen des Gedächtnisses als einer Gehirnfunktion: die von den äußeren Objekten

erzeugten Eindrücke bleiben im Gehirn wie auf einer lichtempfindlichen oder auf einer Phonographenplatte. Sieht man aber näher zu, so merkt man, wie irreführend diese Vergleiche sind. Wäre zum Beispiel das visuelle Gedächtnis eines Gegenstandes wirklich ein Eindruck, den dieser Gegenstand im Gehirn zurückgelassen hat, so gäbe es nicht Ein Gedächtnisbild eines Gegenstandes, sondern Tausende, Millionen; denn auch der einfachste und stabilste Gegenstand ändert seine Form, seine Dimension, seinen Farbenton, je nach dem Punkte, von wo aus man ihn betrachtet; wenn ich mich beim Betrachten also nicht gerade zu einer absoluten Regungslosigkeit verdamme, wenn mein Auge in seiner Höhle nicht geradezu unbeweglich ist, so werden unzählige, durchaus nicht aufeinander passende Bilder sich allmählich auf meiner Netzhaut abzeichnen und sich ins Gehirn übertragen. Wie wäre es erst, wenn es sich um das visuelle Gedächtnisbild einer Person handelt, deren Physiognomie sich ändert, deren Körper sich bewegt, deren Kleidung jedesmal, wenn ich sie wiedersehe, wieder anders sind? Und doch läßt sich nicht bestreiten, daß mein Bewußtsein nur ein einziges oder nahezu einziges Bild darbietet, ein praktisch unveränderliches Bild des Gegenstandes und der Person: der einleuchtende Beweis dafür, daß es sich hier um etwas ganz anderes handelt, als um mechanisches Registrieren. Dasselbe möchte ich vom Hörgedächtnis sagen. Dasselbe Wort, von verschiedenen Personen oder von der gleichen Person zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Sätzen artikuliert, gibt Phonogramme, die miteinander nicht identisch sind; wie wäre das Gedächtnisbild des Klanges, das doch relativ unveränderlich und eins ist, mit einem Phonogramm zu vergleichen? Schon diese Erwägung genügt, um uns eine Theorie verdächtig zu machen, die die Erkrankungen des Gedächtnisses einer Veränderung oder Zerstörung der von der Gehirnrinde automatisch registrierten Gedächtnisbilder selbst zuschreibt.

Aber sehen wir zu, was bei diesen Krankheiten passiert. Selbst wo die Gehirnverletzung eine schwere war und das Wortgedächtnis durchgreifend getroffen ist, da geschieht es, daß ein mehr oder minder heftiger Reiz, zum Beispiel eine Gemütsbewegung, das scheinbar auf immer verlorene Gedächtnis wieder zurückbringt. Wäre das möglich, wenn das Gedächtnis in der veränderten oder zerstörten Gehirnmaterie niedergelegt gewesen wäre? Die Dinge gehen vielmehr so vor, als diene das Gehirn nur dazu, das Gedächtnis herbeizurufen, nicht aber dazu, es aufzubewahren. Der Sprachlose hat die Fähigkeit verloren, das Wort wiederzufinden, wenn er es braucht; er macht den Eindruck, als irre er im Kreise um dieses Wort herum, als habe er nicht die Kraft, die er haben möchte, um den Finger genau auf den rechten Punkt legen zu können; (auf psychologischem Gebiet ist das äußere Zeichen der Kraft ja immer die Genauigkeit). Aber das Gedächtnis scheint sehr wohl da zu sein; und manchmal gelingt es dem Sprachlosen, in einer

der Umschreibungen, durch die er das verschwunden geglaubte Wort ersetzt, dieses Wort selbst wieder auftauchen zu lassen. Was hier geschwächt ist, ist jene Anpassung an die Situation, die der Gehirnmechanismus garantieren soll. Genauer ausgedrückt: was getroffen ist, ist die Fähigkeit, das Gedächtnis dadurch herbeizurufen, daß man im voraus die Bewegungen skizziert, in denen es, wenn es da wäre, weiterschwingen würde.

Wenn wir einen Eigennamen vergessen haben — was stellen wir an, um ihn wieder herbeizurufen? Wir probieren alle Buchstaben des Alphabetes nacheinander durch; wir sprechen sie zuerst innerlich vor uns hin, und wenn das nicht hilft, so sagen wir sie laut; wir versetzen uns also nacheinander in all die verschiedenen motorischen Dispositionen, zwischen denen zu wählen wäre; ist die richtige Einstellung erst gefunden, so gleitet der Laut des gesuchten Wortes hinein wie in einen dafür zurechtgemachten Rahmen. Das ist jenes reelle oder virtuelle, ausgeführte oder nur skizzierte Gebärdenspiel, das der Gehirnmechanismus garantieren soll. Dieses Gebärdenspiel ist ohne Zweifel das, was von der Krankheit betroffen wird.

Denken Sie jetzt darüber nach, was bei progressivem Sprachverlust vorgeht, das heißt wenn das Vergessen der Worte immer schlimmer wird. Im allgemeinen verschwinden sie dann in einer ganz bestimmten Reihenfolge, als könne die Krankheit die Grammatik: zuerst verschwinden die Eigennamen, dann die Gattungsnamen, dann die Eigenschaftswörter und schließlich die Zeitwörter. Das scheint nun freilich zunächst der Hypothese von einer Anhäufung der Erinnerungen in der Gehirnsubstanz recht zu geben. Die Eigennamen, die Gattungsnamen, die Eigenschaftswörter, die Zeitwörter scheinen gewissermaßen ebensoviele übereinanderliegende Schichten auszumachen, und die Verletzung scheint diese Schichten nacheinander anzugreifen. Ja — aber die Krankheit kann an den verschiedensten Ursachen liegen, die mannigfachsten Formen annehmen, in einem beliebigen Punkte der interessierten Gehirnregion ausbrechen und in xbeliebiger Richtung fortschreiten: die Erinnerungen verschwinden immer in gleicher Ordnung. Wäre das möglich, wenn die Krankheit die Erinnerung selbst angriffe? Die Tatsache ist also ganz anders zu erklären. Die sehr einfache Deutung, die ich Ihnen vorschlagen möchte, ist diese. Zunächst: wenn die Eigennamen vor den Gattungsnamen verschwinden, diese wiederum vor den Eigenschaftswörtern, die Eigenschaftswörter vor den Zeitwörtern, so geschieht es, weil es schwerer ist, sich an einen Eigennamen zu erinnern, als an einen Gattungsnamen, an einen Gattungsnamen als an ein Eigenschaftswort, an ein Eigenschaftswort als an ein Zeitwort, und weil die Funktion des Zurückrufens, bei der das Gehirn offenbar mitwirkt, sich auf immer einfachere und einfachere Fälle beschränken muß, je mehr die Gehirnverletzung sich verschlimmert. Aber woher kommt die größere oder geringere Schwierigkeit des Zurückrufens?

Und warum sind die Zeitwörter von allen Worten diejenigen, deren Wiedererweckung uns die geringste Mühe macht? Einfach, weil die Zeitwörter Handlung ausdrücken, und weil eine Handlung sich durch Gebärden darstellen läßt. Das Zeitwort ist direkt darzustellen; das Eigenschaftswort erst durch Vermittlung des Zeitwortes; das Hauptwort erst durch die doppelte Vermittlung des Eigenschaftswortes, das eins seiner Attribute ausdrückt, und des in diesem Eigenschaftswort enthaltenen Zeitwortes; der Eigenname erst durch die dreifache Vermittlung des Gattungsnamens, des Eigenschaftswortes und wiederum des Zeitwortes; also je weiter wir vom Zeitwort zum Eigennamen fortschreiten, um so mehr entfernen wir uns von der direkt nachahmbaren, vom Körper direkt darstellbaren Handlung; ein immer komplizierterer Kunstgriff wird nötig, um die durch das gesuchte Wort ausgedrückte Idee durch eine Bewegung zu symbolisieren; und da gerade dem Gehirn die Aufgabe zufällt, diese Bewegungen vorzubereiten, da sein Funktionieren auf diesem Punkte sich um so mehr vermindert, schwächt, verengt, als die interessierte Region schwerer und schwerer verletzt wird, so ist gar nichts Wunderbares daran, daß eine Veränderung oder Zerstörung der Gewebe, die die Erweckung der Eigen- und Gattungsnamen schon unmöglich macht, die Zeitwörter noch intakt läßt. Hier wie anderwärts veranlassen uns die Tatsachen dazu, in der Aktivität des Gehirns nur einen dargestellten Auszug aus der Aktivität des Geistes zu sehen, nicht aber ein Äquivalent dieser Aktivität.

Wenn das Gedächtnis nun aber nicht im Gehirn aufgespeichert ist, wo also ist es aufgespeichert? Eigentlich weiß ich nicht recht, ob diese Frage nach dem „wo" noch einen Sinn hat, wenn man von etwas anderem spricht, als von einem Körper. Klischees werden in einem Kasten aufbewahrt, Phonographenrollen in Fächern; aber warum sollten Erinnerungen, die doch nichts Sichtbares und nichts Fühlbares sind, einen Behälter brauchen, und wie könnten sie einen haben? Doch will ich, wenn Ihnen daran liegt, die Idee von einem Behälter in rein metaphorischem Sinne nehmen, und Ihnen also ganz einfach sagen, sie seien im Geiste. Ich baue keine Hypothese, ich beschwöre keine mysteriöse Entität herauf, ich halte mich an die Beobachtung, denn es gibt nichts unmittelbarer Gegebenes, nichts evidenter Reelles, als das Bewußtsein, und der Menschengeist ist das Bewußtsein selber. Nun bedeutet aber Bewußtsein vor allem Gedächtnis. Nehmen wir an, ich plaudere mit Ihnen, ich spreche das Wort „Plauderei". Es ist klar, daß mein Bewußtsein sich dieses Wort auf einmal vorstellt; andernfalls sähe es darin nicht ein einziges Wort, schriebe es ihm nicht einen einheitlichen Sinn zu. Aber wenn ich die letzte Silbe dieses Wortes ausspreche, so sind die beiden ersten schon artikuliert; sie sind schon Vergangenheit im Verhältnis zu jener letzten, die dann Gegenwart heißen müßte. Aber diese letzte Silbe „rei" habe ich auch nicht auf einmal ausgesprochen; so klein die Zeit auch

sein mag, in der ich sie artikuliert habe, — sie ist doch in Teile zerlegbar. Kurz, Sie könnten sich abmühen, so viel Sie wollen: Sie könnten keine Grenzlinie ziehen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, also auch keine zwischen Gedächtnis und Bewußtsein. Aus dem Gehirn den Behälter der Vergangenheit machen, sich im Gehirn eine gewisse Region vorzustellen, wo die Vergangenheit, wenn sie erst Vergangenheit ist, kleben bleibt — das heißt einen psychologischen Irrtum begehen, heißt einer rein praktischen Unterscheidung wissenschaftlichen Wert beilegen: denn es gibt keinen präzisen Augenblick, wo die Gegenwart Vergangenheit wird, also auch keinen, wo die Perzeption Erinnerung wird. In Wirklichkeit habe ich doch, wenn ich das Wort „Plauderei" artikuliere, nicht bloß Anfang, Mitte und Ende des Wortes im Geiste gegenwärtig, sondern auch die vorhergegangenen Worte und alles, was ich von dem Satze schon gesprochen habe; andernfalls hätte ich ja den Faden meiner Rede verloren. Wäre nun aber die Interpunktion meiner Rede eine andere gewesen, so hätte mein Satz auch früher beginnen können; sie hätte zum Beispiel den ganzen vorhergehenden Satz mit eingeschluckt, und meine „Gegenwart" hätte sich noch weiter in die Vergangenheit verschoben. Führen wir diese Überlegung bis zu Ende durch: nehmen wir an, meine Rede dauere seit Jahren, seit dem ersten Erwachen meines Bewußtseins, sie gehe weiter in einem einzigen Satze, und mein Bewußtsein sei so von der Zukunft losgelöst, so ohne jedes Interesse am Handeln, daß ich es lediglich dazu brauchen könnte, den ganzen runden Sinn dieses Satzes zu umspannen: alsdann würde ich für die unverletzte Erhaltung dieser ganzen Vergangenheit auch nicht mehr Erklärung suchen, als dafür, daß die beiden ersten Silben des Wortes „Plauderei" im Bewußtsein verblieben sind, wenn ich die letzte ausspreche. Nun glaube ich allerdings, daß unsere ganze psychologische Existenz etwas ist wie dieser einzige Satz, den ich schon beim ersten Erwachen meines Bewußtseins eingefädelt habe, ein Satz, der wohl mit Kommata übersät ist, doch nirgends durch Punkte zerschnitten. Und ich glaube daher auch, daß unsere ganze Vergangenheit da ist, unterbewußt, — ich meine so im Bewußtsein gegenwärtig, daß dieses Bewußtsein, um sie sich enthüllen zu können, nicht nötig hat, aus sich selbst herauszugehen oder sich mit Fremdem zu verbinden: es hat, um alles, was es umschließt oder vielmehr alles, was es ist, deutlich zu sehen, nur ein Hindernis hinwegzuräumen, einen Schleier zu heben. Übrigens ein glückliches Hindernis, ein unendlich kostbarer Schleier! Das Gehirn leistet uns den Dienst, unsere Aufmerksamkeit fest auf das Leben gerichtet zu halten, das Leben aber blickt vorwärts; es wendet sich nur insoweit zurück, als die Vergangenheit ihm helfen kann, die Zukunft zu klären und vorzubereiten. Leben heißt für den Geist wesentlich, sich auf die zu leistende Handlung konzentrieren. Das heißt also, sich in die Dinge hineinzufügen,

vermittels eines Mechanismus, der aus dem Hirn alles das herauszieht, was für die Handlung verwertbar ist, was darstellbar ist, und den größten Teil des Übrigen ins Dunkel stößt. Das ist die Rolle des Gehirns bei der Wirkungsweise des Gedächtnisses: es ist nicht dazu da, das Vergangene aufzubewahren, sondern es zunächst zu verdecken und dann davon durchschimmern zu lassen, was praktisch nutzbar ist. Und das ist auch die Rolle des Gehirns im Verhältnis zum Geiste im allgemeinen. Aus dem Geiste herausziehend, was sich in Bewegung veräußerlichen läßt, den Geist in diesen motorischen Rahmen hineinspannend, bringt es ihn dahin, seine ursprüngliche Vision zwar zumeist zu beschneiden, aber dafür seine Handlung wirksam zu machen. Das heißt, daß der Geist nach allen Seiten über das Gehirn hinausgeht und daß die Aktivität des Gehirns nur einem verschwindend kleinen Teile von der geistigen Aktivität entspricht.

Aber das heißt auch, daß das Leben des Geistes nicht bloß eine Wirkung vom Leben des Leibes sein kann, daß im Gegenteil sich alles so abspielt, als werde der Leib vom Geiste lediglich benutzt, und daß wir bei dieser Sachlage keinen Grund haben zu der Annahme, Leib und Geist seien untrennbar miteinander verbunden. Sie werden verstehen, daß ich jetzt nicht, auf der einen Seite, die noch übrig ist, das schwerste der Probleme anschneiden will, das die Menschheit sich vorlegen kann. Aber ich wäre mit mir unzufrieden, wenn ich dieser Frage ausweichen wollte. Woher kommen wir? Was machen wir hier unten? Wohin gehen wir? Wenn die Philosophie auf diese Fragen von vitalem Interesse wirklich nichts zu antworten hätte, wenn sie außerstande wäre, sie allmählich fortschreitend zu klären, wie man ein Problem der Biologie oder der Geschichte klärt, wenn sie ihm die Wohltaten einer immer reicheren und tieferen Erfahrung, eines immer schärferen Erfassens der Wirklichkeit nicht zuwenden könnte, wenn sie sich darauf beschränken müßte, immerfort die Bejaher und die Leugner der Unsterblichkeit mit Gründen, die aus dem hypothetischen Wesen der Seele und des Leibes abgeleitet sind, aufeinanderzuhetzen — dann wäre es beinahe angebracht, jenes Wort Pascals umzudrehen und zu sagen, die ganze Philosophie sei nicht die Mühe einer Stunde wert. Gewiß, die Unsterblichkeit selbst ist nicht erfahrungsmäßig, nicht experimentell zu beweisen: jede Erfahrung, jedes Experiment bezieht sich auf eine beschränkte Zeitdauer, und wenn die Religion von Unsterblichkeit spricht, so beruft sie sich auf Offenbarung. Aber das wäre schon etwas, das wäre sogar schon viel: auf dem Gebiete der Erfahrung die Möglichkeit und sogar die Wahrscheinlichkeit eines Fortlebens für die Zeit x beweisen zu können: man würde dabei die Frage, ob diese Zeit begrenzt oder unbegrenzt ist, aus dem Gebiete der Philosophie ausscheiden. Nun erscheint aber das philosophische Problem von der Bestimmung der Seele durchaus nicht unlösbar. Da haben wir ein

fühlendes, denkendes und wollendes Bewußtsein vor uns. Entspräche die Arbeit des Gehirns der Totalität des Bewußtseins, gäbe es Äquivalenz zwischen Gehirn und Geist, dann könnte es freilich so sein, daß das Bewußtsein der Bestimmung des Gehirns folgte, daß der Tod das Ende von allem wäre: wenigstens sagte die Erfahrung nicht das Gegenteil, und dem Philosophen, der das Fortleben behauptet, bliebe nichts übrig, als seine These auf irgendeine metaphysische Konstruktion zu stützen — die im allgemeinen etwas gebrechlich zu sein pflegt. Wenn aber das geistige Leben, wie wir zu zeigen versuchten, über das Leben des Gehirns hinausgeht, wenn das Gehirn weiter nichts tut, als nur einen kleinen Teil von dem, was im Bewußtsein vorgeht, in Bewegungen umzusetzen, dann ist das Fortleben so wahrscheinlich, daß die Beweispflicht eher dem Leugner zufällt als dem Bejaher; denn der einzige Grund, den wir für den Glauben an ein Erlöschen des Bewußtseins nach dem Tode haben könnten, ist doch der, daß wir den Körper sich auflösen sehen, und dieser Grund hat keinen Wert mehr, wenn die Unabhängigkeit, wenigstens die partielle, des Bewußtseins vom Körper auch ihrerseits eine Erfahrungstatsache ist.

Wenn man das Problem des Fortlebens so behandelt, wenn man es von den Höhen, wohin die traditionelle Metaphysik es gestellt hat, hinabsteigen läßt in das Feld der Erfahrung, so verzichten wir zweifellos darauf, sofort eine vollständige und radikale Lösung zu geben; aber das tut nichts, — in philosophischen Dingen muß man notgedrungen wählen zwischen der reinen Überlegung, die auf ein definitives Resultat aus ist, das nicht mehr zu vervollkommnen ist, da es eben für schon vollkommen ausgegeben wird — und einer empirischen Methode, die sich mit Näherungsresultaten begnügt, mit Resultaten, die dafür immerfort korrigiert und vervollständigt werden können. Die erste Methode verdammt uns, weil sie uns sofort die Gewißheit geben wollte, dazu, immer beim bloßen „wahrscheinlich“ oder vielmehr beim bloßen „möglich“ stehen zu bleiben. Denn es ist selten, daß sie nicht zur Rechtfertigung zweier entgegengesetzter, gleich kohärenter, gleich einleuchtender Thesen dienen könnte. Die andere geht zuerst nur auf die bloße Wahrscheinlichkeit aus; da sie aber auf einem Gebiete operiert, wo die Wahrscheinlichkeit ohne Ende wachsen kann, so führt sie uns allmählich zu einem Zustand, welcher praktisch der Gewißheit gleichkommt. Meine Wahl zwischen diesen beiden Arten zu philosophieren ist getroffen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich dazu beigetragen hätte, wenn auch nur wenig, die Ihrige zu orientieren.

Die Gezeichneten

Roman von Aage Madelung

Erster Teil

Die Stadt, in der Hanne-Liebe geboren war, liegt am Dnjepr, da, wo er nach einem langgeründeten Bogen seine Wasser in gerader Richtung gen Süden wendet.

Es ist eine von den kleinen, engen Städten innerhalb des Judenterritoriums, das durch den alten ukrainischen Strom vom heiligen Rußland der Rechtgläubigen getrennt ist.

Als Hanne-Liebes Vater, der alte Segal, in den letzten Zügen lag, sprach er einen Fluch aus: „Nimmermehr Vergebung! Verflucht sei er und sein Same! Verflucht, weil er abgefallen ist vom Glauben seiner Väter und gekniet vor dem falschen Messias! Nimmermehr Vergebung! Fluch über ihn! . . .“ Das war Hanne-Liebes ältester Bruder, der als Student der Rechte sich hatte taufen lassen und darum aus den Reihen der Lebenden gestrichen ward, ausgestoßen von seinem Volk, verflucht von seinem Vater noch auf dem Sterbebett . . .

Hanne-Liebe war das Jüngste in einer großen Kinderschar. Sie konnte sich nicht mehr an ihren Bruder erinnern. Sein Name ward nie genannt. Bloß einmal, als während eines großen Prozesses sein Name in den Zeitungen stand, hatte sie die älteren Geschwister von ihm sprechen hören.

Aber man sprach nur geheimnisvoll, im Flüsterton, von ihm, und Hanne-Liebe hatte gelauscht, wie Kinder dem flüsternden Gespräch lauschen über Dinge, die sie nicht verstehen sollen.

In ihren Gedanken wob sich um seinen Namen eine Schmach, ein lockendes Grauen, das gleichzeitig Abscheu und angstvolle Neugier weckte, eben weil sie nicht recht verstand, was er eigentlich getan hatte. Sie begriff nur, daß er etwas getan hatte, von dem man nicht sprechen durfte. Und nach und nach, als Hanne-Liebe heranwuchs, dachte sie mehr und mehr an diesen namenlosen Bruder, der drinnen in Rußland lebte . . .

Was war das Furchtbare, das er getan hatte? Und wieso konnte Gott trotzdem mit ihm sein und ihn am Leben erhalten? Stundenlang konnte Hanne-Liebe abends sitzen und darüber nachgrübeln, bis ein schweres und drohendes Dunkel um sie aufstieg und sie hastig hineinlief zur Mutter.

Frau Segal glich den Judenweibern, so wie sie meist sind, nicht. Sie war klein und zart, trotz der vielen Kinder, die sie gehabt hatte. In ihrer ganzen Erscheinung war noch etwas von der wehmütigen Süße, die die jungen Töchter Israels so seltsam reizvoll macht.

Ihre Eltern waren wohlhabende Leute gewesen, die ihre Tochter das kleine

Gymnasium hatten besuchen lassen. Darum machte sie auch eine gute Heirat. Der Mann war Agent für eine Odessaer Firma, verdiente reichlich und zeugte viele Kinder, die alle zur Schule angehalten wurden.

Die Söhne zogen nach und nach fort, in andere Städte, und die Töchter warteten zu Hause, bis der für sie und ihre Mitgift passende Mann kam.

Die letzte, Zipe, hatte man in der Stadt selbst verheiratet, mit dem rothaarigen Abraham, der zur selben Zeit einen kleinen Manufakturwarenladen eröffnete. Es ging ihnen recht gut, und neun Monate darauf kam ihr kleiner David zur Welt.

Jetzt war nur noch Hanne-Liebe übrig. Sie war erst lange nach den andern gekommen.

Sie war ein Spätsommerkind, eine kleine Laune der Natur, empfangen in einem Lächeln und einem Seufzen ob eines unerwarteten Blutglimmers im Dunkel des Sonnenunterganges . . . Sie sollte das Haus haben und das kleine Kapital, das noch übrig war, nachdem die Mitgift der andern Töchter ausbezahlt und die Brüder versorgt waren.

Viel war es nicht. Aber immerhin so viel, daß Hanne-Liebe sich einen Mann dafür anschaffen konnte.

Es war ein sauberes altes Holzhaus mit einem kleinen Garten und Hofplatz und einem Stall für eine Kuh und ein paar Hühner. Es lag „jenseits des Dnjepr", wie man drüben, in der eigentlichen Stadt auf der andern Seite des Flusses sagte.

Eine Art Vorstadt war es, mit zerstreuten Häusern und Gärten. Sommers flogen die weißen Blätter der Apfel- und Kirschblüte durch die warme Luft und legten sich in Streifen und Tupfen über Hänge und Hohlwege.

Mageres Gras und bunte Blumen wuchsen an den steilen Rainen der Wasserrinne. Die hatte das Wasser gerissen, wenn die Märzsonne auf einmal anfing, heiß und sehnsuchtsvoll über den Schnee hin zu gaukeln, daß er, in kristallene Tropfen und Bäche verwandelt, sich wild und leidenschaftlich in den schweren Eisgang des Dnjepr stürzte.

Aber im Sommer waren die Wasserrinnen trocken.

Kühe standen drunten und wedelten mit den Schwänzen und schüttelten die Hörner. Und Kinder spielten Bergrutsch mit dicken Lehmklumpen, die sie aus der dürren Erde rissen.

Hanne-Liebe spielte mit dem Nachbarjungen drunten in der Wasserrinne, die die beiden Häuser trennte.

Fedja hieß er.

Immer war er zum Spielen aufgelegt, und beständig erfand er neue und lustige Dinge.

Zeit hatte er immer, denn arbeiten mochte er nie, und er schwänzte die Schule mit einer solchen Beharrlichkeit, daß die Eltern es schließlich auf-

steckten, ihn dafür zu prügeln, und ihn bummeln ließen, bis er selber einmal zur Einsicht käme, was zu seinem Besten diente. Im übrigen hatten seine Eltern, die alten Suchoswerskys, weiter keinen besonderen Glauben an die Schule. Im Grunde waren das doch nur solche neumodischen Erfindungen, von denen nichts Gutes kam.

Suchoswersky selber konnte knapp seinen eigenen Namen schreiben, obgleich er ein wohlhabender Mann und früher sogar Bürgermeister der Stadt gewesen war.

Aber das war auch gar nicht nötig. Seine Buchführung hatte er im Kopf, und so oft er bei einem Handel den andern übers Ohr hieb, befühlte er seine Brusttasche; was brauchte er dazu das Abc!

Die Familie Suchoswersky, das waren Leute mit eisernen Stirnen. Die kriegten jeden klein, aber auch jeden, bis auf den letzten Rest. Die brachten ihr Schäfchen ins Trockene, trotz all dem Judentum, das sich an allen Ecken und Enden breit machte und einen ordentlichen Kaufmann in seinen ehrlichen Erwerbswegen behinderte.

Darum blickten sie auch mit einem gewissen Stolz auf diesen Satansbengel, den Fedja, der in der Schule so stinkfaul und in anderer Hinsicht doch so fix war! Immer war er der erste, wo es galt Händel anfangen. Er wartete nicht, bis die andern zuschlugen, sondern drosch einfach selber drauf los, wo's eben hintraf.

Und ein Maulwerk hatte er!

Wenn er sich drüben in der Stadt im Laden herumtrieb, konnte er die gerissenste Judenmadam zu Tode schwatzen, wenn sie ihnen in die Quere kam durch Überbieten auf eine Kuhhaut oder einen Sack Getreide.

Aber Ausdauer, wie gesagt, die hatte er nicht. Stillsitzende Arbeit, das lag ihm nicht. Man mußte ihn bloß machen lassen, was er wollte, und er war so gut, wie der Tag lang war.

Sommers trieb er sich meist in der Wasserrinne zwischen Segals und Suchoswerskys Haus herum.

Von beiden Seiten senkten sich die Gärten nach der tiefen Rinne hinunter, die geradeswegs in den Strom führte. Und weiter oben und herunter nach dem Fluß zu lagen überall kleine Holzhäuser und Gärten mit Obstbäumen, die im Herbst, wenn das Obst rot und reif an den Zweigen hing, das Ziel so manches Raubzugs waren.

Am meisten ging's über das Obst und Kleinvieh der armseligen Judenhäuschen dicht am Strom her.

Weniger zog es Fedja auf die andere Seite der Rinne, jenseits der Landstraße, wo dicht an der Grenze von Stadt und Land die russische Bevölkerung wohnte.

Handfeste Leute waren das, die die grobe Arbeit verrichteten, welche die

Juden verschmähten. Und streitbar waren sie, diese russischen Handwerker und Gärtner und allerhand Arbeiter! Sie verstanden keinen Spaß, wenn man ihnen ins Gehege kam.

Es war Fedjas höchstes Vergnügen, den Juden lange Nasen zu drehen, Hep-Hep herzuschreien hinter ihnen, große und kleine mit Steinen zu werfen . . . Aber Hanne-Liebe gegenüber war er großmütig. Sie war des blonden Ritters Prinzessin, die schwarze Räuberbraut, die er entführte. Er hatte sie sich erobert, und sie war in seinen Abenteurerträumen nicht eine Judendirne, sondern etwas, das ihm selber fast verwandt war.

Und Hanne-Liebe mochte gern mit dem Sohn des reichen Kaufmannshauses drüben spielen. Sie vergaß die angeborene Furcht und das dumpfe Mißtrauen der Juden, die Frucht zweitausend Jahr alter Verfolgungen.

Es war etwas in dieser Freundschaft, das ihre Eitelkeit reizte. In flüchtigen Stunden erwachte sie zum Bewußtsein ihrer menschlichen Gleichberechtigung diesem arischen Herrensohn gegenüber, und im Zusammensein mit ihm vergaß sie das beängstigende Alpdrücken, unter dessen Blutschweiß Israel im düstern Getto des Judenterritoriums stöhnt. Zu Zeiten konnte er wohl, halb scherzhaft, Anspielungen auf dunkle Verbrechen machen, die — seiner Meinung nach — die Juden verübten. Er wußte bestimmt, daß sie Christenblut zu ihrem ungesäuerten Brot nahmen, den Matzen, die sie zum Osterfest buken. Aber wenn dann Hanne-Liebe verwundert den Kopf schüttelte und weinte, weil er so häßliche Dinge sagte, bestand er nicht weiter auf seiner Behauptung.

Im Frühjahr war, just vor dem jüdischen Osterfest, ein russisches Kind auf unerklärliche Weise verschwunden.

Allerdings fand man es später in der Wasserrinne an Strauch hängen. Es war den Hang heruntergerutscht und ertrunken und hatte sich im Fall die Brust aufgerissen. Aber die Russen waren überzeugt, daß die Juden es geschlachtet und ihm das Blut für ihren Matzenteig abgezapft hätten. Man wußte ja, aus was der zusammengeknetet wurde!

Sie murrten und scharten sich zu Gruppen zusammen, und blutige Drohungen und gepfefferte Flüche stiegen aus dem popenverblendeten Volk empor.

Die Juden schlichen scheu durch die Gassen, als wären sie sich eines Verbrechens bewußt, und zu Hause hockten sie Tag und Nacht zitternd hinter verriegelten Fensterläden.

Es war eine schwere, unheimliche Zeit, dies Ostern. Aber es blieb bei den Drohungen.

Als Hanne-Liebe sich wieder hinauswagte und Fedja traf, kam er mit einem bösen Grinsen auf sie zu.

„Hab' ich's nicht immer gesagt? Was? Daß ihr euren Boden in der

Synagoge mit Christenblut schmiert? Was? . . . Und eure Matzen . . . Pfui! Judenpack! . . ."

Und er spuckte durch die Zähne, daß es zischte.

Hanne-Liebe sah ihn entsetzt an und fing an zu laufen, was sie konnte.

„He, du! Halt! Ich sag' ja doch nicht, du hättest es getan oder ihr da droben bei euch! . . . So warte doch! . . . Weißt du nimmer, du hast mir einen kleinen Ring versprochen, mit einem grünen Stein? . . . Weißt du nimmer? Was? . . . Oder bist du geizig geworden, wie die andern? Ich will meinen Stein! . . ."

Hanne-Liebe blieb stehen. Sie hatte den Ring in der Tasche. Sie hatte versprochen, ihn ihm zu bringen, aus der Schachtel, wo so viele von Mutters alten Sachen lagen.

Sie wollte nicht, daß er denken sollte, sie hätte gelogen oder geprahlt, oder sie sei geizig oder knickerig. Nein! Er sollte den Ring haben, mit dem Stein, der funkelte wie Sonnenstrahlen im taunassen Gras! So würde er wenigstens sehen, daß die Juden nicht so häßlich und schlimm waren, wie er behauptete.

Sie wandte sich, den Ring in der Hand, nach ihm um und fühlte sich ganz beruhigt, wie sie sah, daß seine Augen ganz blau und groß wurden und seine breiten Zähne weiß und begehrlich der Beute entgegen lachten.

Und sie waren wieder Freunde, und er sagte nichts mehr von Kinderblut in den Matzen.

Aber den grünen Stein verkaufte er für zwei Rubel drüben in der Stadt und kaufte für das ganze Geld Piroggen, die mit rotem Eingemachten gefüllt waren.

Hanne-Liebe mußte diesen Sommer jeden Tag mit dem Lehrer die alten hebräischen Schriften lesen. Sie sträubte sich nicht dagegen. Alle hatten sie gelesen. Es war das Buch der Bücher, die entschwundene und doch gegenwärtige Wirklichkeit, die Israel über die ganze Welt hin vereinigt.

Ihre Mutter hatte ein russisches Gymnasium besucht und las jeden Tag die kleine Ausgabe von „Nowosti". Trotzdem konnte sie nicht begreifen, daß es Juden gab, denen das Judentum zu eng ward. Und in geheimem und bitterem Kummer gedachte sie ihres ältesten Sohnes, des berühmten Rechtsanwalts, der den Glauben seiner Väter verleugnet hatte.

Aber dennoch hatte sie ihrem Erstgeborenen nie fluchen können. Ihre Brust war nicht die glühende Wüste des Fanatismus, der in seinen Gluten alles verbrennt, außer der Bundeslade. Sie trug in sich nicht das Tal des Todes, wo man in Verstocktheit die eigenen Kinder steinigt.

Wäre er, ihr Erstgeborener, ihr wieder entgegengetreten — gezittert hätte sie vor Freude, wie einst, da er unter ihrem Herzen lag und sie sein Leben fühlte.

Aber er kam nicht mehr . . . ungerufen . . .

So hatte sie denn all ihre Liebe auf Hanne-Liebe, die letzte rote Frucht des Herbstes, geworfen.

Für sie sammelte sie eine Aussteuer, noch eh irgendein Mensch daran dachte, wieviel das kleine Mädchen im kurzen Röckchen wohl wert sein mochte.

Langsam legte sie das eine weiche, daunengefüllte Kissen und Bettstück auf das andere in den großen, eisenbeschlagenen Kisten droben auf dem Boden.

Feine Leinwand — das war eine fast krankhafte Begierde bei ihr! Wo Freunde und Bekannte sie zu einem billigen Preis feilboten, da kaufte sie, ohne zu verraten, wozu sie sie brauchte.

Stundenlang konnte sie vor den geschmeidigen, schimmernden Leinwandballen stehen und sie glätten und streicheln und dabei an ihre eigene Jugend denken und an die Zeit, wenn Hanne-Liebe groß sein würde. Sie sah sie in Gedanken an Hanne-Liebes jungen Gliedern, fühlte selber an ihrer eigenen welken Brust die lebendige Kühle der glatten Brauthemden, die nie zuvor sich um nackte Schönheit geschmiegt hatten.

Ja, die Zeit verging schnell. Wie kurz erst war es her, daß sie selber sechzehn Jahr gewesen und als Jungverheiratete in das Haus in der Lesnajagasse gezogen war, wo sie noch heutigentags wohnte. Nichts hatte sich verändert da. Höchstens, daß der rosafarbene Anstrich über der Holzverkleidung des Fachwerks zu einem verblichenen, staubigen Rot geworden war, als wäre er überpudert, oder daß die Dachfenster sich mit blaugrünlichen Häutchen bezogen hatten, daß sie blinkten wie erloschene Augen.

Aber innen im Haus war alles, wie es seit vielen, vielen Jahren gewesen war.

In den Zimmern nach der Lesnajagasse hinaus standen Tische und Stühle und Betten auf den alten Plätzen, Nippes und alte silberne Leuchter zierten Tische und Wandbretter, und die Uhr mit dem Bronzeaufsatz häufte unaufhaltsam die raschen Sekunden zu Tagen und Jahren.

Nach dem Hof und dem Garten hinaus lagen die Zimmer, die die Kinder bewohnt hatten. In einem davon stand auch Hanne-Liebes Bett. Sie war jetzt bald ein erwachsenes Mädchen und hatte ihr eigenes Zimmer, das sie nach eigenem Gefallen putzen und herrichten konnte. Wenn sie Angst hatte vor dem Alleinschlafen, so konnte sie ja die Tür zum Schlafzimmer der Mutter nebenan offen lassen.

Auf der andern Seite lag ein kleines Hinterzimmer, in dem Frau Segal abends meist saß und nähte oder strickte. Da drin standen die Nähmaschine und die Kleiderschränke mit den kleinen, schweren, eisernen Kassetten voll blanken Silberzeugs auf dem Boden.

Sie standen sicherer hier, in dem kleinen Hinterzimmer, als draußen, nach der Straße zu, wo es abends, bei Licht, nie gemütlich war zu sitzen. Es war schon vorgekommen, daß ein Stein, von einem rohen Fluch begleitet, durchs Fenster hereinsauste. War kein Licht da, so hatten die draußen nichts, wonach sie Steine werfen konnten.

Außerdem war es behaglich im Hinterzimmer, weil die Küche dicht daneben lag. Da hatte die alte russische Dienerin Nastja ihr Reich. Wenn sie nicht gerade von irgendwelchen Schmerzen oder einer Erkältung geplagt war und auf dem großen, niederen Küchenofen lag, saß sie drin bei ihrer Herrin und half mit bei der endlosen Arbeit an Hanne-Liebes Aussteuer.

Seit dreißig oder noch mehr Jahren diente sie nun schon bei Segals und gehörte zu ihnen ins Haus, als wäre es ihre Heimat.

Bloß ein einziges Mal, vor vielen Jahren, als sie noch jung und rund von Hüften war, hatte die Unrast sie erfaßt. Sie wollte sich verheiraten mit einem jungen Burschen, der ihr geschworen hatte, er würde ihr überallhin folgen. Und der sie auch die paar Hahnentritte bis ans Ende der Welt geführt hatte. Aber als sie das Unbekannte feste Form in sich annehmen fühlte und ihm die Umrisse der Welt wies, der sie jetzt so nah gekommen war, ließ er sie schmählich im Stich.

So mußte sie denn, als die Zeit der Erfüllung nahte, nach Moskau reisen, und dort behielten sie das Kind im Findlingsheim. Frau Segal hatte die ganze Sache in die Hand genommen, und Nastja vergaß ihr das nie.

Sie wurde etwas vorsichtiger in ihrem Drang nach neuen Welten, und die Zeit ging grau und einschläfernd über sie hin und bändigte ihre Forschertriebe. Immerhin — sie hielt sich tapfer. Die Arbeit war ja auch leichter jetzt, seit bloß noch zwei Menschen im Haus zu versorgen waren.

Sie hatte sämtliche Kinder auf die Welt kommen und aufwachsen sehen. Es war, als hätte sie selber sie geboren und als hätte sie Mutterpflichten ihnen gegenüber. Darum brummte sie auch oft genug und schalt, wenn die Kinder sie dann und wann einmal als Dienstboten behandelten. Aber wenn sie gut zu ihr waren, so wußte sie gar nicht, was alles sie ihnen zuliebe tun sollte. Nie schwatzte sie aus der Schule, wenn sie etwas Dummes angestellt hatten. Aber sie benützte jede Gelegenheit, selber Ermahnungsreden zu halten; und das war ihre höchste Glückseligkeit.

Obgleich sie so lang in einem jüdischen Haus gelebt hatte, war sie immer ein getreues Kind der russischen Kirche geblieben. Sie hatte auch draußen in der Küche ihr ganz eigenes russisches Heiligenbild hängen. Es war der wundertätige Nikolaj mit dem langen weißen Bart. Vor ihm hing die kleine Ampel, die jeden Sonnabend mit einem Öl versehen wurde und den ganzen Abend und die Nacht durch brannte, bis früh am Sonntagmorgen der Gottesdienst in den russischen Kirchen zu Ende war.

Niemand hatte je versucht, ihren Glauben anzutasten, und sie empfand keinerlei Unwillen gegen den jüdischen Gott und die Formen, unter denen er angebetet ward. Sie betrachtete ihn eher wie einen schwächeren und zweifelhafteren Wundertäter als ihren eigenen und fühlte ein gewisses Mitleid mit ihm. Und die Juden, fand sie, waren gute, aber irregeleitete Menschen, die niemand etwas zuleide taten und nicht so schlimm waren, wie man behauptete.

Wohl mochten sie ja einmal auffahren und in der Wut um sich schlagen und beißen; aber so rohe Schimpfworte wie die Russen, das hatten sie nie. Nie hatte sie einen Juden damit drohen hören, er würde die Mutter seines Feindes schänden, oder den Feind selber herausfordern, es zu tun. Das war etwas, was nur die Russen taten! Und dann... die Juden tranken nicht. Nastja konnte sich nicht entsinnen, in ihrem Leben je einen betrunkenen Juden gesehen zu haben. Nun ja, der älteste Sohn des Hauses war ja einmal betrunken heimgekommen; und eine furchtbare Szene hatte es gegeben an jenem Abend. Aber der war auch fast immer mit Russen zusammen gewesen; und daß die sich einfach maßlos betranken, das war ja eine bekannte Sache.

Nein, an den Erlöser glaubten sie ja nicht, die Juden. Aber als Menschen betrachtet waren sie nicht schlimmer als die Russen. Ja, wenn man ganz aufrichtig sein wollte ... kein einziger jüdischer Kaufmann hätte, trotz all seiner Armseligkeit, so frech und so gemein betrogen wie Suchoswersky. Nastja konnte Suchoswerskys Fedja nicht ausstehen. Fedja, fand sie, war kein Spielkamerad für Hanne-Liebe. Daraus konnte nichts Gutes kommen. Aber sie wollte schon aufpassen! Und das tat sie.

Fedja war ein Junge mit Instinkten, die so offen und bloß lagen wie bei einem Stierkalb. Er hatte die nackte Sündenfreiheit des Tieres. Und Hanne-Liebe kannte keine Scham, weil sie noch nicht aus dem Garten des Paradieses ausgestoßen war.

Aber da kam ein Tag, an dem Fedja plötzlich auf sich selber deutete und zu Hanne-Liebe sagte:

„Du! Sieh mich einmal an! ... Ich bin anders als du! ..."

Seine Augen wurden groß, und ein starres Lächeln lag auf seinem Gesicht.

Hanne-Liebe überlief ein leiser Schauer, und sie sah plötzlich und zum erstenmal, daß Fedja nicht war wie sie ...

Ihr Antlitz drückte gleichzeitig Furcht und Neugier aus, als Fedja fortfuhr: „Siehst du nicht, daß ich anders bin? ... Weißt du, woher das kommt?

„Nein ... Woher? ..."

„Na ja, weil ich ein Junge bin!" erklärte Fedja bestimmt. „Du bist ganz anders ..."

Und Hanne-Liebe fühlte deutlich, daß sie ein Mädchen war und nicht ein Junge. Ganz bang ward ihr... und sie sprang einen Schritt zurück. Aber Fedja beruhigte sie, und sie saßen lange beieinander, ohne etwas zu sagen.

Er war ein Junge, und sie ein Mädchen, dachte sie, während sie durch den Garten nach Hause ging. Und sie fühlte es die ganze Zeit . . .

„Wie siehst du denn aus, Liebe!" fragte ganz plötzlich Nastja. „Was ist denn? Ist dir nicht gut?"

Hanne-Liebe antwortete nicht. Aber sie begriff sogleich, daß sie und Fedja etwas getan hatten, von dem die Erwachsenen nichts wissen durften.

„Was ist denn mit dir los, Mädchen? Den ganzen Tag treibst du dich draußen herum mit dem verwünschten Bengel! Was hat er dir getan?"

„Nichts hat er getan. Gespielt haben wir bloß . . ."

„Was habt ihr denn gespielt?"

„Gespielt? . . . Wir haben gespielt, er wär' ein Junge und ich ein Mädchen . . . Und das sind wir doch auch . . ."

„Das hat er dir gezeigt? . . . Pfui, pfui doch! O pfui! . . ."

Hanne-Liebe blickte schuldbewußt zu Nastja auf.

Ein unbekanntes Schamgefühl legte sich wie ein Schatten über ihre Seele. Ein Unbehagen erfüllte sie plötzlich — ein Entsetzen . . . Sie fühlte sich elend und tief verunrechtet. Sie weinte.

„So! Pfui! Pfui, sag ich! Also so spielst du ganze Tage lang da drunten mit deinem Fedja! Aber wart' nur! Ich sag's deiner Mutter! Jawohl! Sie soll schon erfahren, was du für eine bist . . . eine . . . jawohl . . ."

„Nein, nein, Nastja! Das darfst du nicht!" weinte Hanne-Liebe und hielt Nastja am Rock zurück. „Das darfst du nicht! Ich werd' es auch nie wieder tun! Nie wieder! Ich hab' nicht gewußt . . ."

„Nun, wenn du so sagst! Das läßt sich hören! Und wenn du mir versprichst, daß du es nie wieder tun willst . . . Denn sonst sollst du sehen..."

Hanne-Liebe beruhigte sich erst wieder, als Nastja sie tröstete. Aber die ganze Nacht stöhnte sie und wälzte sich im Schlaf und es dauerte mehrere Tage, bis sie wieder ruhig ward. Aber ganz los wurde sie die Angst nie.

Sie war jetzt im Ernst ganz bang vor Fedja und allen Jungens und schämte sich, wenn sie bloß an ihn dachte.

Darum vermied sie auch jede Gelegenheit, ihm zu begegnen, und wenn ihre Wege sich zufällig kreuzten, so wich sie aus.

Die Wasserrinne mit ihrem Duft von Erd-Innerm war ihr verloren gegangen — verloren auf immer . . .

Im Spätjahr kam Hanne-Liebe ins russische Mädchengymnasium. Nur die jüdischen Patrizierfamilien konnten es sich leisten, ihre Kinder dahin zur Schule zu schicken. Viele gaben freilich nur ungern die Kinder

all den Feindseligkeiten preis, denen die Juden in den russischen Schulen ausgesetzt sind. „Mauschel", einen andern Namen kannten die Schüler für die Juden nicht. Das sagten ja auch die Großen . . .

„Sjid! Sjid!" hieß es, sobald die Rede von einem Juden war oder man nur einen vorübergehen sah.

„Sjidowka! Sjidowka!" rief man hinter den Jüdinnen drein.

Aber das Gymnasium war der einzige Weg zum Wissen und dadurch zur Gleichstellung mit den Russen. Und Israel lebte nun einmal in Erniedrigung und mußte sie in Geduld tragen.

Frau Segal hatte die Vorsteherin, Anna Arkadiewna, aufgesucht, um Hanne-Liebes Schulgang zu besprechen.

„Ach ja, liebe Frau Segal," hatte die gesagt, „es ist wirklich sehr lobenswert von Ihnen, daß Sie Ihrer Tochter eine gute Erziehung geben wollen. Wir werden unser Bestes tun, das kann ich Sie versichern. Wir setzen hohen Wert auf alle derartigen Schritte, die zu einer Ausgleichung, einer Verschmelzung führen können. Wir wollen hoffen, daß dies Zusammensein Ihrer Tochter mit uns gute Früchte für sie trägt und sie dereinst zu einem besseren Verständnis für unsere Vorzugsstellung hier und im Jenseits führt!"

Anna Arkadiewna hatte mit gefalteten Händen und Augen, die abwechslungsweise zur Zimmerdecke empor oder auf Frau Segal gerichtet waren, gesprochen, wobei ein leeres Lächeln den Eindruck himmlischer Inbrunst hervorrufen sollte. Sie war einmal sehr hübsch gewesen und war auch jetzt noch nicht zu verachten. Wenn sie bei den jährlichen Schulfestlichkeiten sich tief ausgeschnitten zeigte, konnte sogar in den erloschenen Blick des Archiereis ein scharfer, witternder Ausdruck kommen, wenn er sich einen Augenblick wie zufällig auf ihren bleichweißen, hochangesetzten Busen heftete. Aber sie tat, als beachte sie das nicht, und obwohl viele von den jungen Angestellten der Stadt bei ihr verkehrten, konnte keiner von ihnen mit Bestimmtheit nachweisen, wer Anna Arkadiewnas höchste Gunst genoß.

Sie redete gern über Kunst und Wissenschaft, aber immer ganz von einem religiösen und staatsbeschützenden Standpunkt aus. Sie brachte ihrer Umgebung die Auffassung bei, daß sie sich vor allem als Dienerin des Allmächtigen betrachtete, deren Aufgabe es war, über die Engelreinheit aller kleinen Mädchen zu wachen.

Und wie alle Diener des Herrn sammelte sie auch keine Schätze auf Erden. Beständig war sie in Geldschwierigkeiten, obwohl sie behauptete, sie hätte sich nur in die kleine Judenstadt am Dnjepr versetzen lassen, um besser auszukommen. Sie verstand es mit seltenem Takt, die Zöglinge ihrer Schule zum Schuldenmachen bei den Eltern auszunutzen. So natürlich und einfach machte sich das, als ob sie den Leuten eine Ehre

damit erwiese; und wer hätte ihr auch wohl eine abschlägige Antwort geben mögen, wo es sich doch bloß um eine Bagatelle handelte! Die Kinder gingen ja doch nicht in alle Ewigkeit zur Schule!

Anna Arkadiewna bevorzugte darum auch stets die Kinder der Eltern, die entweder ihren Geldschrank schon aufgetan hatten für sie, oder von denen sich annehmen ließ, daß sie es bei der ersten lächelnden Anspielung tun würden.

Darum freute sie sich auch sehr über Hanne-Liebe. Frau Segal galt ja als eine recht wohlhabende Frau.

Eines nassen, bewölkten Septembermorgens begleitete Frau Segal ihre kleine Tochter zur Schule. Sie wanderten aus dem kleinen Haus, jenseits des Dnjepr, über die alte Floßbrücke hinauf in die eigentliche Stadt, wo hinter dem Rathaus und dem Polizeiamt das Mädchengymnasium lag.

Hanne-Liebe hatte ein neues braunes Kleid, eine große schwarze Schürze und einen weißen Kragen an. Das war die vorschriftsmäßige Schuluniform der untersten Klassen.

Sie kam sich selber ganz fremd vor in dieser neuen, äußeren Gleichheit mit den unnahbaren Russenkindern. Aber im Innersten fühlte sie stärker als je den Unterschied, der sich durch keine Uniform ausgleichen ließ. Sie fühlte, daß sie anders war als die andern, und ein Schreck erfaßte sie plötzlich, daß sie es entdecken könnten.

„Mamyscha!" sagte sie zur Mutter, die bleich und stumm in dem nassen Herbstmorgen dahinschritt und daran dachte, wie sie selber dereinst zum erstenmal zur Schule gebracht worden war. „Mamyscha, wenn sie schlimm zu mir sind, bleib ich nicht im Gymnasium! Hörst du?"

Frau Segal drückte Hanne-Liebes kleine Hand und beugte sich mit einem wehmütigen Lächeln über sie.

„Nein, mein Herz! Aber sie werden schon nicht schlimmer sein gegen dich, als sie immer gegen uns gewesen sind. Daran mußt du denken, mein Kind. Tu, als ob nichts wäre, sei geduldig und gut und bete zum Herrn, der uns aus der Knechtschaft geführt hat. Er wird auch über dich seine Hand halten!"

„Warum sind nicht alle Menschen Juden, du, Mamyscha?"

„Weil sie nicht die Geduld hatten, auf den Messias zu warten. Wenn Er dereinst kommt, werden alle Menschen gut sein zueinander."

„Kommt er bald?"

„Das weiß niemand. Aber wir warten immer auf ihn."

„Wenn er doch jetzt kommen möchte! Mir ist so angst . . ."

Vor ihnen lag das Gymnasium.

Graugelb und tot lag es da, mit leeren Fensterhöhlen, wie ein viereckiger Backsteinstapel.

Der klamme graue Nebel sickerte wollig über das spanisch-grüne Dach herab. Es sah aus, als flösse das Grün mit dem sich verdichtenden Nebel zusammen und tropfte in langen Tropfen aus den Dachrinnen. Auf dem einen Giebel war eine giftig-blaue Kuppel mit großen, unechten Goldsternen.

Von dem griechischen Kreuz zu oberst, dessen Spitzen durch dünne, goldfarbene Ketten verbunden waren, lief die Kuppel spitz und schmal nach unten, bis sie sich plötzlich, in einer schwangeren Linie, wollüstig ausbauchte, um sich dann unvermittelt zu einem dünnen Hals über dem Dach zusammenzuziehen.

Das war die Kuppel über dem Betsaal des Gymnasiums.

Frau Segal sah sie. Aber sie kam ihr unwirklich und belanglos vor. Diese grünen und blauen und gelben Farben flossen in dem grauen Morgenlicht zusammen wie ein fernes, fremdes Gesicht . . . Aber auf einmal schnitt das Kreuz in den goldenen Ketten sich scharf und hart in ihr Bewußtsein ein. Sie blieb stehen, wie in einem plötzlichen Schmerz.

„Hanne-Liebe! Da sieh hinauf!" sagte sie langsam und mit Anstrengung. „Das ist ihr Bethaus! Da versammeln sie sich jeden Morgen, um zu beten zu ihm, den unser Volk gekreuzigt hat, in dessen Namen sie uns nun seit zweitausend Jahren verfolgen. Zu ihm darfst du nie beten! Nie, mein Kind! Das ist das einzige, was du nie tun, woran du nie glauben darfst, von all dem, was sie tun, woran sie glauben . . . Falle nie ab von unsrem Volk, auf daß nicht der Fluch dich treffe! . . ."

Eine bleiche Strenge war über Frau Segal gekommen. Aber plötzlich veränderte sich ihr Ausdruck, ward schlaff und leidend, und große Tränen standen in ihren Augen.

Und so betraten sie das Gymnasium, stumm und gebeugt, wie überwundene Feinde, im Gewand des Siegers, aber mit Trotz im Herzen . . .

„Sie wünschen?" sagte der livreebekleidete Portier mürrisch und verschlafen, nachdem er die Tür hinter ihnen zugemacht hatte.

„Ich möchte Anna Arkadiewna sprechen," antwortete Frau Segal, „sie erwartet mich."

Jegor, der Portier, strich sich langsam und wichtig den langen, schwarzen Bart, während er die neue Schülerin musterte.

„Soll die hier zu uns in die Schule kommen?"

Frau Segal antwortete nicht, sondern reichte Jegor einen Silberrubel. Er machte einen tiefen Diener, mit einem Grinsen, das möglichst wohlwollend aussehen sollte.

„Zu dienen! Darf ich bitten, mir zu folgen? Anna Arkadiewna ist oben . . . Dürfte ich um Ihren Namen bitten?"

„Segal!"

„Ah! Ganz recht! Ganz recht! Bitte . . ."

Jegor lief voraus. In dem großen Korridor oben kam einen Augenblick darauf Anna Arkadiewna ihnen entgegen.

Ihr seidenes Kleid knisterte. Die ausgeschnittenen Pariser Schuhe glitten kokett über den Boden, und die kleinen fetten Füße in den schwarzen durchbrochenen Strümpfen huschten abwechslungsweise, wie ein blasses Blinken, unter dem Rock vor.

„Guten Morgen! Guten Morgen!" rief sie in lautem Brustton, dessen Klang etwas Gesprungenes hatte. „Wie freu ich mich, Sie zu sehen! Was für ein kleiner, schwarzer Krauskopf! Wie heißt du denn, Herzchen?"

Hanne-Liebe drehte verlegen den Kopf von einer Seite zur andern und zupfte an ihrer Jacke.

„So antworte doch, wenn Anna Arkadiewna dich fragt!" sagte Frau Segal.

„Channe-Libbe!" stammelte unsicher die Tochter.

„So, so! Channe-Libbe!" wiederholte Anna Arkadiewna mit unnötiger Betonung des Jüdisch-Gurgelnden in Hanne-Liebes Aussprache ihres Namens. „Na ja, bei uns heißt das Ljubow, oder der Einfachheit halber Ljuba. Wie heißt Ihr Mann, liebe Frau Segal?"

„Jakow . . ."

„Ein prächtiger alter Name! Du wirst also Ljubow Jakowlewna heißen, wenn du einmal groß bist, mein Kind! Wie alt bist du? . . . Nun ja, das habe ich ja übrigens alles in den Papieren. Jetzt wollen wir eben sehen, was sie kann. Im übrigen glaube ich, wir lassen unsere kleine Ljuba vorläufig in der Vorbereitungsklasse, der russischen Aussprache wegen. Nicht wahr?" Sie strich Hanne-Liebe übers Haar.

„Du wirst gewiß ein recht artiges und fleißiges kleines Mädchen sein!"

Eine Menge Stimmen und Schritte ertönten in diesem Augenblick durch das ganze große Gebäude. Es waren die Schülerinnen, die ins Gymnasium geströmt kamen und unter Lachen und Geschrei ablegten.

„Ja, meine liebe Frau Segal, so wollen wir eben das Beste hoffen . . ." Frau Segal drückte die Hand, die Anna Arkadiewna ihr entgegenhielt, küßte Hanne-Liebe und ließ sie einsam zurück in einer neuen, fremden Welt.

Große und kleine Mädchen liefen mit ihren Büchern unter dem Arm durch den Korridor. Sie knixten tief vor Anna Arkadiewna, beguckten sich neugierig die neue Schülerin und verteilten sich in die verschiedenen Klassen.

„Hier habe ich ein kleines Mädchen für Sie, Natalia Petrowna," sagte die Vorsteherin zu einem fahlgelben Fräulein, das sich grüßend genähert

hatte. „Es ist die kleine ‚Channe-Libbe‘ Segal, die gern bei uns ein bißchen Russisch lernen möchte. Wir nennen sie Ljuba, nicht wahr, und sie kommt zu Ihnen in die Vorbereitungsklasse.“

„Sage Natalia Petrowna guten Tag, Ljubachen!“ wandte die Vorsteherin sich an Hanne-Liebe, die mit den Tränen kämpfend gesenkten Hauptes dastand und nicht wußte, was sie anfangen sollte.

„Sie hat wohl nicht gelernt, schön Guten Tag sagen,“ sagte Natalia Petrowna mit einem spitzen Lächeln. „Lernt man keinen Knix machen bei euch?“

Hanne-Liebe knixte linkisch.

„So ist's recht, mein Herzchen!“ ermunterte Anna Arkadiewna, nickte dem Fräulein zu und ging raschelnd über den gewichsten Boden davon.

Natalia Petrowna war die Klassenlehrerin der beiden untersten Klassen. Die übrigen Klassen hatten je ihre eigene Aufsichtsdame, die für Ordnung und Betragen der Schülerinnen zu sorgen hatte. Daneben unterrichteten sie auch in den Fächern, die sie mit ihrem beschränkten Wissen beherrschten.

Die meisten von ihnen waren Gestrandete, Lebenswracke, saure Früchte, weggeworfen, nachdem man ein einzigesmal in sie hineingebissen hatte. Nach und nach schrumpfte ihre Säure zusammen zu einer holzigen Dürre, die für gewöhnlich als pädagogische Reife gilt, und sie fanden ihren Lebensberuf in einem gehässigen Zehren an der Jugend, die bessere Aussichten hatte als sie selbst.

Natalia Petrowna war eine von diesen Gestrandeten. Sie war verlobt gewesen und hatte alles getan für ihren Verlobten, was ein Weib tun kann. Aber er hatte weder Saft noch Süße in ihr gefunden und hatte sich anderen und dankbareren Göttinnen zugewandt. Seit der Zeit war Natalia Petrowna feindlich gesinnt gegen die Welt und ihre Lust und hatte, ganz natürlich, sich an ihr zu rächen gesucht, indem sie ihr möglichstes tat, eine neue Generation nach ihrem eigenen, verschrumpelten Bild aufzuziehen. Sie war sehr fromm und sehr tugendsam. Bei der geringsten Anspielung auf die Funktionen ganz im allgemeinen schlug sie die Augen nieder, und wenn die Sünde gar innerhalb ihres Machtgebietes begangen ward, war sie unermüdlich im Erfinden von Strafen zu Buße und Besserung. Die Kinder prügeln, das durfte sie nicht; das verbot die Vorschrift. Aber es gab ja Gott sei Dank andere und ebenso wirksame Mittel.

Darum war sie auch bei der Vorsteherin und dem Schulrat sehr beliebt. Ihr konnte man seine Kinder ruhig anvertrauen. Sie war ein ernsthafter und lauterer Charakter, der nicht mit der Erbsünde liebäugelte.

„So, hier ist deine Klasse,“ sagte sie zu Hanne-Liebe und wies sie in einen kleinen, dunkeln Raum, wo etwa zwanzig kleine Mädchen beim Anblick der Klassenlehrerin plötzlich mit Toben und Schwatzen aufhörten.

„Du kannst dich dort, neben Manja, hinsetzen. Das ist ein tüchtiges und artiges kleines Mädchen. Und jetzt zur Andacht. Beeilt euch ein bißchen!"

Hanne-Liebe blieb stehen. Sie verstand nicht, weshalb und wozu sie sich beeilen sollte.

„Hast du nicht gehört? Du sollst dich beeilen, zur Andacht!" sagte die Klassenlehrerin scharf und sah Hanne-Liebe böse an.

„Aber ... ich habe schon daheim mit meiner Mutter gebetet ... zu Gott," antwortete sie angstvoll.

Die andern Mädchen blieben stehen und horchten auf.

„Ich weiß nicht, was für ein Gott das ist, von dem du redest. Es ist nur ein Gott, und das ist unserer, und zu ihm wirst du zusammen mit uns beten! Du wirst dir das schon abgewöhnen müssen, das Aufsässig-sein! Das geht hier bei uns nicht! ... Kannst du das Gebet auswendig?"

„Was für ein Gebet?" fragte Hanne-Liebe weinend.

„Was für ein Gebet? Dummes Ding! Hör auf zu flennen! Von der Auferstehung Jesu Christi!"

Hanne-Liebe schüttelte schwach den Kopf.

„Also nicht einmal das hast du gelernt, eh du über unsere Schwelle gekommen bist! Wißt ihr denn nicht, daß es Vorschrift ist, daß alle an der Morgenandacht teilnehmen müssen, alle, ohne Ausnahme; auch Judenkinder! Aber wir werden dir dein Heidentum schon abgewöhnen und dich beten lehren, das darfst du mir glauben! ... Wenn die andern knien, kniest du auch! Und das Gebet, das die andern sprechen, sprichst du nach! Manja, paß auf, daß sie tut, was ich sage! ... So ein kleiner Trotzkopf! ... Und jetzt ein bißchen fix!"

Alle liefen hinaus und rissen die widerstrebende Hanne-Liebe mit. Immerhin fanden sie auf dem Wege zum Betsaal noch Zeit, sie mindestens zwanzigmal Judendirne zu schimpfen, ihr die Zunge herauszustrecken, lange Nasen zu drehen und sich zu bekreuzen.

Drin im Saal waren sämtliche Schülerinnen versammelt. Eins der Mädchen aus der obersten Klasse schlug das Neue Testament auf und las den Tagestext. Sie las hastig und geschäftsmäßig, als handle es sich um etwas Abgedroschenes, Langweiliges, das so rasch wie möglich erledigt sein mußte.

Plötzlich fielen alle auf die Knie.

Es war zu dem Gebet: „Jesus Christus ist auferstanden ..."

Hanne-Liebe blieb einen Augenblick lang stehen; aber als sie dem stechenden Blick der Klassenlehrerin begegnete, gab sie willenlos nach und fühlte eine schwere Kälte um sich, als hätte sie sich einem dunkeln und entsetzlichen Verbrechen hingegeben.

Aber den Kopf beugte sie nicht wie die andern; sie hörte auch nichts, sprach

nichts nach. Ihr war, als wollten die andern etwas in ihr töten, etwas, das ihr eigenstes Wesen, das Unvergängliche in ihrem Sein war.

Etwas von ihr entfernt kniete ein anderes Mädchen, das ebenfalls nicht den Kopf gesenkt hatte. Hanne-Liebe sah auf einmal, daß auch sie dunkeläugig und schwarzhaarig war. Sie bewegte die Lippen, als spräche sie das Gebet nach, das vorgesagt wurde und das die andern nachmurmelten. Aber Hanne-Liebe begriff sogleich, daß sie es nicht wiederholte, sondern aus dem Herzen betete. Und Hanne-Liebe wußte, was sie betete. Es war das Morgengebet, das auch sie jeden Morgen mit ihrer Mutter betete. Ohne es zu wissen begannen ihre Lippen sich zu bewegen, und eine tiefe Sicherheit kam über sie, während das alte jüdische Gebet aus ihrer Brust emporstieg. Und sie betete noch immer zum Gott der Götter, zum einigen, wahren Gott Israels, als die andern schon anfingen, für den Kaiser und die Kaiserin und das ganze kaiserliche Haus zu beten.

Als sie mit ihren neuen Genossinnen nach der Klasse zurückging, fürchtete sie nicht mehr das goldene Kreuz über dem Betsaal oder den Kniefall vor dem großen Heiligenbild mit dem Kind und der Gottesmutter.

Sie setzte sich auf ihren Platz neben ihrem judenfeindlichen und unermüdlichen Quälgeist Manja, der Tochter des Polizeileutnants Swolin, und litt unter einer erbarmungslosen Bosheit, Tage und Jahre lang, ohne daß ihre Seele dadurch vergiftet ward.

Nach Verlauf von sieben Jahren schien es wirklich, als hätte Hanne-Liebe eine Erziehung genossen, die nur von echt russischem Geist beeinflußt war. Sie schrieb und sprach Russisch ohne eine Spur von jüdischem Dialekt, sie knixte und benahm sich, als wäre sie in einem höheren Töchterpensionat gewesen. Sie war der erklärte Günstling der Vorsteherin, ein glorreiches Beispiel zur Nachfolge.

Dafür hatte Anna Arkadiewna in dieser Zeit auch zwei Darlehn ohne Schuldschein bei Frau Segal aufgenommen. Aber ganz abgesehen davon war Hanne-Liebe eine ganz einzig dastehende Schülerin, trotzdem sie Jüdin war. Übrigens hatten das alle vergessen. Sie war zu einem festen und vertrauten Punkt geworden in dem fremden Milieu, etwas, woran das Auge sich gewöhnt hatte und sich nicht mehr stieß. Im Gegenteil: mit ihrer Anmut und ihrem leichtbeweglichen Geist war sie eine Zierde der Schule. Bei den Schülern im Knabengymnasium trug Hanne-Liebes Klasse vor allen andern den Preis davon, und die jungen Leute machten nach Schulschluß mit merkwürdiger Beharrlichkeit vor ihren Fenstern Promenade. Sie paßten auf, daß sie zur Zeit kamen, um ihre Auserkorenen nach Hause zu begleiten. Jedes von den Mädchen hatte seinen Ritter, seine romantische, poetisch-unfleischliche Liebesgeschichte.

Hanne-Liebes Ritter war der leidenschaftliche und begabte Alexander Krasnow, ein russischer Doktorssohn aus der Stadt. Seine Schwester Rima hatte Manja Swolin als Nebensitzerin Hanne-Liebes abgelöst, und die beiden Mädchen hatten eine warme und tiefe Freundschaft miteinander geschlossen. Was war da natürlicher, als daß der Bruder, Sascha, den Vorzug hatte vor den Kameraden. Es gab auch keinen unter ihnen, der den Kampf um Hanne-Liebe mit ihm aufgenommen hätte. Er war der anerkannte Anführer der obersten Klasse und war es immer gewesen, seit er den berühmten Boykott des Gymnasialinspektors organisiert hatte, infolgedessen dieser Schule und Stadt hatte verlassen müssen.

Die jüdischen Schüler hatten in diesem Kampf Seite an Seite mit den russischen gekämpft, und Sascha hatte es verstanden, sich ihrer erprobten Klugheit und Bereitwilligkeit zu bedienen zum Besten einer Sache, die auch ihnen mehr Luft und Freiheit verschaffen konnte. Sie hatten auch gar keine Bedenken gehegt, sich Sascha anzuschließen, denn sein Vater hatte einen guten Namen bei der jüdischen Bevölkerung. Er war kein Judenhasser, keiner von den blinden und verstockten Naturen, die den angeborenen Rassenhaß in ihrem Blut nicht zu zügeln vermögen. Die Juden nahmen in schwierigen Fällen sogar ihre Zuflucht zu ihm, und er lenkte mit Klugheit und ohne Spott den Aberglauben der Frauen in eine Richtung, die ihrer Gesundheit und seinem Ruf als Arzt gleichermaßen zum Vorteil gereichte.

Hanne-Liebe kam oft zu Krasnows, und Sascha und Rima waren gern gesehene Gäste bei Frau Segal. Wenn an den jüdischen Festtagen die eigentlichen Feierlichkeiten vorbei waren, kamen sie und wünschten „Frohe Ostern!“ oder „Ein gutes neues Jahr!“ ohne daran Anstoß zu nehmen, daß Segals mit etlichen fünftausend Jahren rechneten, während ihre eigene Ära ungefähr 1900 zählte.

Sie waren über die religiösen Anfechtungen hinaus und amüsierten sich oft köstlich, wenn sie daran dachten, wie Sascha schon als ein kleiner Bursche den Religionslehrer, Vater Alexei, rein von Sinn und Verstand gebracht hatte durch eine Menge spitzfindiger Fragen über die sieben magern und die sieben fetten Kühe, deren Gebeine, wie Vater Alexei behauptete, man am Nil gefunden hatte.

Das orthodoxe Ritual war für sie nur eine leere, äußere Form, eine Reihenfolge von Gebärden und Hokuspokus, die man kennen mußte, um sein Abiturium machen zu können. Und die Lehre von der Dreieinigkeit und die Schar der Heiligen kam ihnen einfach als ein trauriges Zeichen der Kindheit des menschlichen Denkens vor.

Hanne-Liebe verstand auch, dank der leidenschaftlichen Argumentation Saschas, wie die Religionen ihren Ursprung tief in der Unwissenheit der Völker haben, und daß sie immer der Trost bleiben würden für all die Hirne, die im Kampf um Unterwerfung des Unbekannten versagten.

Aber wenn sie ihr Freidenkertum auf den jüdischen Glauben und sein strenges und verwickeltes Ritual anwenden wollte, wich sie scheu zurück und schob den Gedanken an die Verbindung zwischen dem Alten und Neuen Testament von sich. Sie war sich ganz im allgemeinen klar über den Ursprung aller Religionen, ausgenommen gerade des Judentums. Das stand außerhalb, war etwas für sich, etwas, das mit der Entwicklung und Erklärung des menschlichen Typs zu tun hatte. In ihm leuchtete eines höheren Wesens ungeteilte Seele und allmächtige Einheit über Weh und Armut des Menschengeschlechts. Und dieser Traum von Ewigkeit, diese Offenbarung des zentralen und lenkenden Prinzips in der Welt ward von Geschlecht zu Geschlecht getragen vom auserwählten Volk.

Hanne-Liebes Freunde verstanden dieses ganz Eigene des jüdischen Glaubens. Sie waren innerhalb des Judenterritoriums geboren und hatten gesehen, wie eine religiöse Auffassung sich materialisieren kann, wenn sie das einzige ist, was einem verfolgten Volk von der Größe der Vergangenheit geblieben ist. Und weil Sascha und Rima sahen, daß Hanne-Liebe es vermied, die Resultate ihrer gemeinsamen Denkarbeit auf das Judentum anzuwenden, fügten sie sich ihr. Sascha hatte schon das meiste von Darwins und Spencers Schriften gelesen. Es war ja freilich ein abgerissenes und unsystematisches Lesen; aber er hatte doch das Prinzip in der Erklärung der Schwingungen im Dasein, so wie sie die beiden großen Forscher gaben, erfaßt. Er war voll Begeisterung über die ungeheure Einfachheit und den unendlichen Reichtum, über die das Leben gebietet. Die Verwandlung der Arten, der Wechsel des Stoffs, die Mysterien des Lebens vermochte man ganz von nahem, in all ihren Einzelheiten zu sehen und sie zugleich hinauszuschieben in Zeit und Raum, daß sie flimmerten wie Nebelflecke in der Milchstraße oder in der dunkeln Linie zwischen Tod und Leben verdämmerten.

Rima und Hanne-Liebe waren Saschas unermüdliche Zuhörerinnen, wenn er über derartige Dinge phantasierte. Auch ihnen war, als ob die Welt sich vor ihnen erschlösse und einfache und große Wahrheiten offenbarte, die ihnen einen neuen und freieren Blick auf das Dasein gaben. Es entblößte sich gleichsam vor ihnen, verlor seine geheimnisvollen Schleier. Der Mensch und sie selbst, die sich solche Weiten erobert hatten, stiegen an Bedeutung und Wert. Sie fühlten sich wirklich nach Gottes Bild geschaffen, und das Bewußtsein des Abstandes zwischen ihnen und dem vorausgesetzten Allwissenden schwand und verließ sie . . .

Aber noch andere Fragen waren da, die ihre Gemüter in Bewegung setzten.

Die russische Jugend hatte, nach der zwanzigjährigen notgedrungenen Ruhepause der vorhergehenden Generation, wieder angefangen, sich zum Kampf für die Freiheit zu sammeln. Es glomm unter der Erde. Die

großen Losungen im hundertjährigen Kampf Rußlands gegen die Tyrannei gewannen wieder Macht über die Gemüter. Die letzten, unüberwindlichen Veteranen der achtziger Jahre brachen aus ihren Steinzwingern aus und riefen die Jugend um das rote Banner zusammen. Sagen durchzogen das Land von ihrem stolzen Trotz und brennendem Glauben an Sieg, jetzt, in einer neuen Generation. Flüsternd erzählte man von ihnen und ihrem unbeugsamen Mut, ihrer über alle Prüfung sieghaften Ausdauer. Die revolutionären Parteien begannen sich zu großen, heimlichen Verbänden zu sammeln. Aufrührerische Flugschriften verbreiteten sich zu Millionen über ganz Rußland. Politische Fragen waren in allen Häusern an der Tagesordnung. In den reaktionären warnte man die Kinder vor der „Kramola", wie ein altrussisches Wort den Geist des Aufruhrs nennt. Sie ist ein Werk des Teufels und führt in dieser Welt unfehlbar zu Gefängnis und Galgen, und in jener in die Hölle. In freisinnigen Familien dagegen schwiegen die vorsichtigen Eltern still und billigten dadurch die revolutionären Glaubenssätze, oder sie schlossen sich offenbar und ohne Vorbehalt der voranstürmenden Jugend an.

Auch die Schule ward von Politik angesteckt. Alle Versuche, sie draußen zu halten, mißglückten. Eine Order nach der andern kam von Petersburg an die Schulbehörden, die Schüler durch Tanzereien, Kommerse und allerlei weltliche Vergnügungen abzulenken; aber es half nichts. Niemand tanzte und flirtete mehr mit der früheren Zähigkeit. Die meisten jungen Leute und Mädchen meldeten sich bei den Festlichkeiten krank und saßen zu Hause und lasen politische Broschüren oder sozialökonomische Abhandlungen. Die Gemüter gärten und die Herzen flammten.

Die Klassen teilten sich in zwei Parteien. Die größere war revolutionär, die kleinere reaktionär. In der letzteren waren alle „Muttersöhnchen", die Kinder der höheren Beamten und Geistlichen. Sie betätigten ihre Gesinnung dadurch, daß sie ein noch hochfahrenderes und aufgeblaseneres Wesen zur Schau trugen als zuvor und der Schuluniform einen militärischen Schwung — mit strammer Taille und hohem Kragen — gaben.

Die Revolutinären dagegen zeigten eine nihilistische Verachtung aller Etikette und der Uniform des Unterrichtsministeriums. Die nationalen russischen Hemden, die Tracht der Bauern und des Proletariats, kam zu Ehren und Würden und wurde in Rußland dasselbe, wie seinerzeit die Jakobinermütze in Frankreich.

Spionage und Angeberei breiteten sich gleichzeitig in allen Gesellschaftsschichten noch mehr aus. Die Schulen führten noch längere und ausführlichere Listen als früher über die politische Gesinnung der Zöglinge und ihrer Eltern, und bei passender Gelegenheit wurden die mißliebigen relegiert, ohne das Recht, sich in einer andern Schule anzumelden.

Sascha Krasnow war mehrere Male nahe daran, aus der Schule gewiesen

zu werden; aber das Zusammenhalten der Kameraden und die Minderwertigkeit der reaktionären Partei retteten ihn jedesmal.

Selbst als man das hektographierte, von ihm redigierte Wochenblatt „Aufruhr" entdeckte, gelang es dem Rektor nicht, hinreichende Beweise gegen ihn herbeizuschaffen. Sämtliche Schüler sagten aus, sie wüßten von nichts, sogar die reaktionären. Sie getrauten sich nicht anders ...

Die Lehrer und der Rektor waren auch viel zu klug, um die Sache auf die Spitze zu treiben. Wenn sie die Knaben zu sehr reizten, konnten sie einen Boykott oder Schulstreik riskieren oder, was noch schlimmer war, es blühte ihnen ganz öffentlich eine schallende Ohrfeige. Und dann war es vorbei mit der pädagogischen Laufbahn. Ein Lehrer, der sich von seinem Schüler hat prügeln lassen, ist unmöglich in Rußland. Was nützt es ihm, daß der Junge feierlich aus der Schule ausgewiesen wird, wenn er gleichzeitig selber um seine Entlassung aus dem Amt nachsuchen muß!

Ein böser Geist war über die Schule gekommen. Woher er gekommen war, das mochte unser Herrgott wissen. Aber da war er. Es lag wohl an der Zeit!

Und die jungen Leute zeigten, daß sie gerüstet waren, den Kampf gegen ihre Feinde aufzunehmen, ob man sie nun offen oder aus dem Hinterhalt angriff, und daß sie auch in jedem einzelnen Fall die richtige Waffe zu wählen verstanden. Für sie war die Sache mit dem „Aufruhr" keineswegs erledigt, als der Rektor sie fallen ließ. Binnen kurzem hatte die Redaktion denn auch die Beweise in der Hand, daß die Frau des Gerichtspräsidenten, eine widerwärtige, lichtscheue alte Vettel, die Schuld an der Angeberei gegen den „Aufruhr" trug. Ihr Sohn, der auch ins Gymnasium ging, hatte es eingestehen müssen.

An einem nebligen Frühjahrsmorgen, als sie zur Messe ging und eben in der Lindenallee hinter der Kirche war, fühlte sie plötzlich, wie ein paar kräftige Hände sich ihr über die Augen legten. Wenige Sekunden darauf hatten ein paar andere Hände ihr Rock und Unterröcke hochgehoben und sie ihr sorgfältig mit einem Strick über dem Kopf zusammengebunden. Als sie nach dem ersten Schreck wieder zu sich kam und anfing zu schreien wie ein Schwein in einem Sack, war sie allein in der Lindenallee.

Der Glöckner oben im Kirchturm hörte sie und blickte zum Guckloch hinaus. Er ließ die Glockenstränge fahren und bekreuzigte sich krampfhaft, während er ein Gebet um Abwendung des Bösen murmelte. Aber es half nichts. Die Höllenstimme schrillte zu ihm empor und kreischte in allen Tönen seines Glockenspiels. Ob er wollte oder nicht — das Entsetzen packte ihn, und er duckte sich und flüchtete in das Innere der großen Glocke, wo er sich an den ellenlangen Klöppel anklammerte. Und da blieb er sitzen.

Ein paar friedsamen Kirchgängern ging es ebenso. Sie flohen, was

ihre Beine sie trugen, und schrien in wilder Angst. Als sie an der Kirchtür vorbeikamen, rief sie der Polizeidiener an. Sie blieben stehen und erzählten, indem sie sich gegenseitig das Wort vom Mund rissen, drüben in der Lindenallee stehe der leibhaftige Satan und schnaube. Er hätte die Gestalt eines alten umgestülpten Weibes — den Kopf nach unten — einen großen, grauen, runzligen Kopf mit roten Augen, mit ganz fürchterlich großen roten Augen!

Der Polizeidiener packte entschlossen den Griff seines Säbels und wagte, geleitet von den Flüchtlingen, einen Ausfall nach der Kirchenecke.

„Herrjemine!“ murmelte er, als er die Lindenallee hinuntergeblickt hatte. „Erlöse uns von dem Übel! ... Ich glaube, wir schicken nach dem Polizeichef! ...“

„Es ist schon einer nach ihm gelaufen!“ rief einer von den hintersten in der Schar mit geller, zitternder Stimme.

„So wollen wir uns denn ein Herz fassen!“ erwiderte leise der Polizeidiener.

Im selben Augenblick sah er einen zweiten Trupp drunten von der andern Seite des Lindenganges sich dem Ungeheuer nähern. Das half.

„Vorwärts, Kinder!“ kommandierte er und avancierte, langsam und vornübergebeugt, mit gezücktem Säbel.

Aber plötzlich stieß das Ungeheuer ein paar fürchterliche Schreie aus und wand sich wie ein widerlicher Lindwurm.

Flugs wichen die beiden angreifenden Abteilungen zur Seite und vereinigten sich in geziemender Entfernung hinter der Lindenallee.

„Holt die Heiligenbilder und geht in einer Prozession auf ihn los!“ schrien ein paar.

„Läutet die Glocken!“

„Wo ist Vater Alexei!“

„Ach du heiliger Schöpfer! Seht doch, in die Erde beißt sie, daß es schäumt!“ rief der Haufe, als der Teufel aufhörte zu heulen und sich zu krümmen und die Arme oder Beine bog, daß der Kopf ganz bis auf die Erde kam.

„Er beißt ein Loch in die Erde zu einem Abgrund für uns!“

„Jetzt steht er auf und will uns begeifern!“

Der Haufe stieß ein Geschrei aus und wollte die Flucht ergreifen, als der neuernannte Polizeichef, Swolin, in voller Fahrt einhergesaust kam.

Er stand aufrecht in der offenen Droschke, wie wenn er zu einer Feuersbrunst fuhr.

„Gott sei uns gnädig! Da kommt der Polizeichef!“

Swolin hielt bei dem Haufen an, blieb aber im Wagen stehen und rollte die Augen.

„Was Teufels geht hier vor?" krähte er. „Straßenaufläufe sind verboten! Wo mehr als drei sich zusammenrotten, werden sie mit Waffengewalt auseinandergetrieben! Was Kuckucks ist denn das! Pack! ... Sozialisten! ..."

Der Polizeidiener trat an den Wagen, die Hand an der Mütze.

„Ich habe die Ehre, Euer Wohlgeboren zu melden, daß alles in meinem Revier sich ruhig verhält," kreischte er fast und schielte dabei über seine Schulter, „ausgenommen, daß der Böse oder irgend so was dort drunten im Lindengang steht und schnaubt!"

Swolin sprang mit einem langen Satz aus dem Wagen. Er bog im Amtseifer beide Knie gegen die Brust, streckte die geballten Fäuste nach rückwärts und den Kopf vor und lief in dieser Gangart nach der Lindenallee hinüber; aber kaum war er halbwegs gekommen, als er ebenso hurtig kehrt machte und mitten in den Haufen hineinrannte, während er krampfhaft an seinem Säbel zerrte, um ihn aus der Scheide zu ziehen.

„Satan! ... Puh! ... Der Teufel! ... Hölle und Teufel! ... Puh! ... Gott sei uns gnädig! ... Die Kreuze heraus, Leute! Knöpft eure Hemden auf, Rechtgläubige, damit er die Kreuze sieht! ..."

Jeder tastete unsicher an seiner Brust herum, und Swolin streckte den Griff seines Säbels gegen den Bösen aus.

„Schießt auf ihn!" rief wieder die gelle, zitternde Stimme zu hinterst im Haufen.

„Es sind keine Patronen ausgeteilt!" antwortete der Polizeidiener.

„Glaubt ihr, daß Feuerwaffen bei ihr verschlagen?" stotterten andere.

„Still doch! Was sagt sie? Sie spricht ja mit menschlicher Stimme!"

Swolin hob die Hand und alle lauschten. Ja wirklich, es kam eine Stimme aus der umgestülpten Vettel:

„Hört ihr denn nicht, ihr Biester? Wie lange soll ich noch stehen und mich zum Narren machen vor euch? Wartet nur, bis ich wieder heraus bin! Seht ihr denn nicht, daß ich es bin?"

Swolin war ein paar Schritte vorgetreten. Er hielt die Mütze in der Hand und trocknete sich die Stirn mit einem bunten Taschentuch.

„Wer ist das — ich?" fragte er vorsichtig.

„Wer ist das — ich?" höhnte es zurück. „Ich werd' es Ihnen schon zeigen, Ilja Afanasiewitsch, wer das ist — ich! Verklagen werd' ich Sie in Petersburg! Ihren Abschied bekommen Sie! Sie ungehobelter Mensch Sie!"

„Herrgott im Himmel!" stöhnte Swolin. „Das ist ja Maria Iwanowna!"

Und auf einmal sahen alle, daß es nicht der Teufel war, sondern Maria Iwanowna, die Gattin des Gerichtspräsidenten in höchsteigener Person.

„Teufel noch eins! ... Meiner Lebtag hab' ich doch ... Aber nein! ...

Nein! ... Hahaha! ... Hihihi! ..." lachten sie, und hielten sich Mund und Nase zu ... „Aufgebunden haben sie sie, als ‚Tulipane'!"

„Genehmigen Sie meine tiefsten Entschuldigungen, Maria Iwanowna, wegen dieses Mißverständnisses ... Verzeihung! ... Aber im Dunkeln ... Sie begreifen ... O Gott, o Gott, Maria Iwanowna, was soll ich anfangen ..."

„Mich losbinden, Mensch! Augenblicklich! Wie lange wollen Sie denn noch dastehen und die Schande einer ehrbaren Frau mitansehen! Sind Sie denn ganz verrückt?"

„Gleich, Maria Iwanowna — sogleich! ..."

Er wandte sich zu dem Polizeidiener.

„Bind' Ihre Exzellenz los! Aber fix! Und mach die Augen zu! Was stehst du denn und glotzest, du Schafskopf!"

Der Polizeidiener beeilte sich dienstbeflissen und kniff die Augen zu.

„Und was steht i h r da und glotzt, ihr Viecher?" donnerte Swolin den Haufen an. „Pack! Liederliches Gesindel! Fort mich euch, zum Teufel! Und das fix! Wo mehr als drei sich zusammenrotten, werden sie mit Waffengewalt auseinandergetrieben! Ohne Pardon! ..."

Es gibt Ärgernisse, die nur größer werden, wenn man sie ahndet; und in Halbasien gerät eine Stadt nicht in Aufruhr eines barocken Einfalls wegen. Viel weniger oder auch viel mehr gehört dazu, bis Blut fließt.

Man bindet eine „Tulipane" oder schneidet in aller Sachtmütigkeit einem Pferd den Schwanz ab, um den Besitzer an die Seitensprünge seiner Frau zu gemahnen. Der Volkswitz schafft sich diese Art des mimischen Ausdrucks bei Nationen, die Jahrhunderte durch ihre Meinung nicht frei heraus haben sagen dürfen.

Die „Goldene Horde" der Tataren schnitt den Hälsen, die allzu laut krähten in dem unterdrückten Rußland, die Zunge aus, und die moskowitischen Fürsten verstanden es auch späterhin, das Volk zum Schweigen zu bringen. Sie lernten so lange bei den Tataren, bis sie ihren Lehrmeistern die Kunst abgelernt hatten, Messer und Peitsche zu gebrauchen. Dann trieben sie sie zurück in die Steppen jenseits des Ural, und ihr eigenes Volk herein in dies Land der Stummheit, wo die Gedanken des Volks nur flüsternd von abgeschnittenen Zungen klingen ...

Aber jede abgeschnittene Zunge, die eingegraben wurde in die schwarze Erde, schoß wieder auf und schlug aus unter der Sonne zu starken, würzigen Blüten, so oft das Gras hoffnungsvoll grünte in Rußland. Daher dieser eigene Duft von Fries und Blut und bleichendem Flachs, dies Unsagbare und Hinreißende beim russischen „Volk", das nie zu Stein ward, wie die Tafeln des Gesetzes, nie zur Geschichte ward vom „verlorenen Land".

Rußlands Geschichte lebt als Sang und Sage auf den Lippen des gemeinen Mannes. Sie packt, wie Funde verrosteten Eisens, wie ein Ahnen von ungezählten Heldentaten, von einer Zukunft, die immer ist. Sie wächst gleich vergessenen Blüten um alte, zu Schutt zerfallene Klöster und Burgen, berauscht gleich einer Vergangenheit, die verloren ging, zunichte ward, weil das Volk sie überlebte und überwand, ohne daran zu verbluten.

Haben denn Sklaven eine Vergangenheit, eine Geschichte, eh' sie die Sense zücken und den roten Hahn laut über die Dächer der Popen und Herren krähen lassen? Und selbst dann sind sie namenlos, weil die Chronikschreiber bloß der Ritter und Bischöfe gedenken, die die Stimmlosen über den Haufen ritten und ihr Anathema über die Gefallenen sprachen.

Erst zwei Menschenalter ist es her, daß der russische Bauer leibeigen war, ein Tier wie jedes andere Tier, oft weniger wert in Handel und Wandel als ein Pferd oder ein Hund. Was läßt sich wohl sagen über ein Tier, das doch trotz allem ein Mensch ist!

Aber die großen Ströme entlang gehen noch heutigentags Menschenzugtiere im Joch vor Prahmen und Flößen. Der gleiche Axthieb wie einst singt in den Wäldern des Nordens, und die gleichen Bauern pflügen das schwarze Erdreich. Und in dunkeln Mythen entsinnen sie sich einer entschwundenen Vergangenheit, eines Dufts von Fries und Blut und bleichendem Leinengarn. Sie singen in langen und schweren Strophen von blutigen Sensen und roten Mädchen, von Kriegstat und Trotz, von Liebesumfangen und ewiger Zukunft des Erdgeborenen ...

Kein anderes Volk gibt es, das imstande gewesen wäre, so viel Grausamkeit zu überleben, wie das russische. Es hat sich stetig verjüngt, durch das stetige Vergessen einer Wirklichkeit, die wie Gewitterwolken an einem stürmischen Abendhimmel schwand. Und es hat diese grausame Vergangenheit umgesetzt in eine in sich verschlossene, duldende Kraft, die da weiß von einem Sonnenaufgang und einem siegreichen Tag ...

Es ist eine Sage in Rußland von einem Bauersmann und seinem Pferd: Er pflügte seinen Acker, und seine magere Stute stapfte Furche auf, Furche ab, wunden Bugs, aber geduldig trotz allem. Es ging gegen Abend. Schwere Wolken flossen am Himmel wie eines Toten Blut, und die gelben Stoppelfelder lächelten in wehmütigem Lächeln, wenn die Pflugschar sie in die Erde legte. Da kam ein Bojarensohn auf seinem Hengst gesprengt, waffenumgürtet, in silbernem Panzer.

„Hei, du, Bauer! spann deine Mähre vom Pflug und zieh mit in den Krieg!" „Die Stute ausspannen, das kann ich wohl, wenn du den Pflug aus der Erde heben willst ..."

Der Bojarensohn sprang aus dem Sattel und packte den Pflug; aber er vermochte ihn nicht von der Stelle zu bewegen, so fest er auch faßte.

Im selben Augenblick kam sein Gefolge ihm nach, viele Mann hoch und wohl beritten; aber nicht einmal, als sie alle den Pflug anfaßten, konnten sie ihn aus der Erde heben, so fest saß er. Und als sie die Hände sinken ließen und den Bauersmann ansahen, nahm er ihn und hob ihn aus der Furche mit einer Hand.

Dann setzte er sich auf seine Stute und folgte den andern. Eine Zeitlang danach ritten der Bojarensohn und der Bauer allein nebeneinander; vom Gefolge war nichts zu sehen, so weit war es zurückgeblieben; denn sie ritten scharf, die Zwei. Der Hengst des Bojarensohns lag dicht an der Erde, während er vorwärts sprengte, die schnaubenden Nüstern weit vorgestreckt, während die graue Stute, die Schnauze auf der Brust und am Gebiß kauend, gleichmütig dahin trottete.

„Halt!" rief der Bojarensohn endlich, als sein Hengst ganz außer Atem war. „Du reitest zu schnell. Es ist genug!"

Denn er begriff jetzt, daß die graue Stute und ihr Reiter das russische Bauernvolk waren . . .

Langsam ist es zu satteln; aber es reitet schnell; und wenn es erst einmal in Gang kommt, kann keiner ihm folgen. Denn es hat eine jungfräuliche und unverbrauchte Phantasie, die nur Pflugfurchen in die Erde geritzt hat und nicht Adler in anderer Rücken.

Darum ist der russische Bauer maßlos und gewaltsam wie alles Elementare. Die Verfeinerung des Genusses und die Bosheit der Verfeinerung sind ihm fremd, denn er hat den ehrlichen und ursprünglichen Mannesrausch, wenn er betrunken ist oder toll. Er tötet, wenn er einmal jemand zu Leibe will, und kann wohl, in einer plötzlichen Eingebung, sich erfinderisch und scherzhaft zeigen im Töten seines Gegners; aber bewußt grausam in seiner Rache ist er nie. Er braucht nicht seinen Feind im Käfig zu sehen, mit abgeschnittenen Augenlidern und giftigen Insekten in den Wunden, um sich befriedigt zu fühlen . . .

Das ist der Unterschied zwischen dem Bauern und dem Bojarensohn, zwischen der geduldigen Kraft und der bösartigen Eigenmächtigkeit . . .

Eine andere Sage gibt es noch in Rußland, von einem Bojaren, der in die Steppe hinausritt. Und wie er so ritt, spitzte sein Hengst die Ohren und hob den Hals, und der Bojar sah vor sich einen gewaltigen grauen Stein, der quer über den Weg lag. Er trieb sein scheuendes Pferd mit den Sporen an, bis er dicht bei dem Stein war. Da ertönte plötzlich eine tiefe Stimme:

„Reitest du über mich weg, so brichst du das Genick!"

Aber der Bojar erwiderte:

„Und wenn ich hundertmal das Genick bräche — ich reite doch über dich weg!"

Damit ritt er auf den gewaltigen grauen Stein los. Aber im Augenblick, als sein Hengst zum Sprung ansetzte, hob sich der Stein in die Höhe, und der Bojar und sein Hengst stürzten zu Boden, um nie wieder aufzustehen.

Denn der Stein, das war der graue russische Bauer, und über den reitet keiner weg, wenn er auch noch so hoch steigt.

Unter diesem Volk haben mehrere Millionen Juden sich niedergelassen. Ein seltsames Begegnen zwischen zwei Völkern, die nichts gemeinsam haben als Leben und Tod und jenen Messias, den das eine von ihnen gekreuzigt haben soll. Das eine jungfräulich und unberührt, obgleich Geschlecht um Geschlecht gestöhnt hat unter Geißel und Schwert — das andere überspannt von einer ewigen Ekstase, freiwillig gekettet an eine Vergangenheit, von der es sich nicht losreißen will, keuchend unter dem wachen Traum von einer Zukunft, die nie Wirklichkeit wird.

Eine gewaltige Vergangenheit, eine unvergängliche Geschichte, geschrieben von Jehova selbst, ringt gegen eine Zukunft an, die aus demselben Lehm, derselben Rippe geboren wird, aus denen die neuen Völker immer geschaffen werden . . .

Die Sonne leuchtete über die Erde. Die Säfte regten sich in Pflanzen und Getier. Das Blut stieg zu Kopf und weckte den großen Trieb nach Erneuerung. Die Greise krochen aus ihren Hütten und saßen an den sonnbeschienenen Mauern. Die matten Augen blinzelten ins Licht, klein, zusammengekniffen, als vermöchten sie es nicht zu sehen . . . Es war, als möchten sie sich erinnern an etwas, ein Gefühl, eine Farbe, irgendetwas Leuchtendes, Rotes, von lang, lang her. Aber sie hockten bloß in der Sonne und dachten an nichts. Das Leben stand wie ein ferner und unerklärlicher Widerschein in ihrem verblaßten Sinn. Es war die Ewigkeit selbst, die mitten in dem wirbelnden Sonnenlicht vor ihnen dämmerte . . .

Und die, die noch die Zeit vor sich hatten, gruben in der Erde, beugten tagelang den Rücken vor deren ewiger Jugend und reckten sich nachts in Träumen von Fruchtbarkeit und Vermehrung . . .

Aber die mit den Wanderseelen lagen auf dem Rücken im Gras und schauten hinein in die Welt, bis sie sich den Kessel auf den Rücken schnallten und sich im Wald einen Knüppel schnitten als Stütze auf der Sommerwanderung, hin über Rußlands endlose Wege und Stege.

Und wo man einen auf dem Rücken liegen sah, mit einem nachdenksamen und suchenden Blick, da konnte man sicher sein, daß man ihn bei Gelegenheit wieder auf der Landstraße traf, im Süden oder Norden . . .

Fedja lag auch auf dem Rücken im Gras; aber vorläufig hatte er ein

Boot auf dem Fluß und dachte darum nicht daran, sich einen Wanderstab im Wald zu schneiden.

Er lag auf dem hohen Flußufer, ein Stück nordwärts von der Stadt. Die Mittagssonne brannte durch sein dünnes Hemd, daß das Blut ihn in die Haut stach. Ihm war, als wüchse er, weite sich aus, keime empor aus der Erde, mitsamt dem Gras, und sauge die Sonne ein wie dieses. Sein junger und kräftiger Körper streckte sich in seiner ganzen Länge, so daß die Muskeln um seine Glieder spielten. Er lag und zitterte vor Leben, während seine Gedanken auf Sommers Wegen und Stegen wanderten. Wohin er sich wandte, immer sah er dieselben Dinge. Hinter jedem Busch im Wald traten sie ihm entgegen. In den Fenstern waren sie, wenn er durch die Dörfer ging, lagen heimlich und lockend in den Heustapeln und plätscherten im Fluß, wenn er zum Ufer ging. Ein herber, saugender Geschmack kam ihm in den Mund; er mußte ein paarmal schlucken, daß ihm wieder leichter wurde. Aber immer sah er sie . . . ganz nah bei sich . . . und weit weg . . . hell und dunkel . . . nackt und unsagbar lockend . . . Sie starrten ihn an, mit großen und glänzenden Augen, als warteten sie bloß darauf, daß er kommen und mit ihnen tun möchte, was er wollte. Und er würde zwischen ihnen einherschreiten wie ein König, wie ein Gewaltiger und Verführer, just wie es ihm gefiele. Er würde nicht mehr ein verbrauchtes Frauenzimmer für einen Rubel die Stunde kaufen, sich ins Freudenhaus schleichen mit den Silberkopeken, die er aus der Kasse des Vaters stahl; das heißt, wenn es ihm nicht gerade einfiel . . . Aber auch mit dem gemeinen Geschöpf von Kuhmagd wollte er sich nicht mehr abgeben, das er eines Abends auf einem Heuhaufen daheim im Stall gefunden hatte . . . das Tier! Nicht ein Wort hatte sie gesagt . . . weder da noch später. Keins von ihnen hatte etwas gesagt. Nein, nichts hatten sie gesagt . . . Aber was für ein Geschrei und Gekreische war das gewesen damals, wie er als Junge am Fluß die badenden Mädchen überrumpelt hatte! . . . Fedja lachte vor sich hin, daß die breiten Zähne in dem gierigen Gesicht schimmerten . . . Mehrere Tage lang hatte er droben am Ufer gelegen und auf sie gelauert an der seichten Stelle im Fluß, wo sie badeten. Gelauert und gelegen und gelauert, als wolle er ein Wild ins Garn treiben durch plötzliches Überrumpeln. Und er kannte sie alle, aus- und inwendig . . . kannte sie so, daß er sich anheischig gemacht hätte, im Dunkeln zu fühlen, wer es war. Zuletzt wußte er schon im voraus, wie jede von ihnen sich ausziehen, aus dem Hemd schlüpfen würde, wie sie ins Wasser glitten und darin plätscherten. Einige von ihnen standen im Wasser und trippelten darin herum, als kneteten sie Lehm; andere beugten die Knie und spritzten das Wasser an sich herauf, und manche setzten sich einfach hin und ruderten mit den Armen, daß sie in kleinen Hopsern über

den Sandgrund glitten. Aber so recht zusammen brachte er sie nie. Entweder waren eine oder mehrere droben am Ufer, oder zu nah dem Land, als daß er Zeit genug gehabt hätte, aus seinem Hinterhalt hervorzubrechen und als erster zu den Kleidern zu kommen . . . Endlich, eines Tages, hatte er sie so weit, wie er wollte! In ein paar Sätzen war er den Abhang hinunter und raffte die kleinen warmen Stoffbündelchen zusammen. Zeit genug hatte er dazu. Denn sobald ihn die Mädchen sahen, duckten sie sich ins Wasser bis an den Hals und kreischten. Auf die Dauer freilich ward es ihnen zu langweilig, und so mußten sie denn, eine um die andere, herauskommen und sich vor Fedja ankleiden, damit er so recht von nahem sich ein Urteil über das Weibliche bilden konnte . . . Fedja stöhnte beim Gedanken daran plötzlich auf und erhob sich, um über den Fluß hinauszusehen. Nein, keine badenden Mädchen waren da . . . Er blickte zu seinem Boot hinunter, spähte aufmerksam das Ufer entlang und legte sich wieder ins Gras.

„Wo Teufels bleibt sie?" murmelte er. „Da liegt man und wartet, für nichts!"

Er dämmerte so sachte ein. Seine Augen schlossen sich, und in einem tiefen Dunkel sah er zwei rote Sonnen tanzen, fern und doch so nah, als beschrieben sie ihre Bahn unter seinen Wimpern. Nach und nach wurden ihre Schwingungen ruhiger, und als sie stille standen und langsam verkohlten, erkannte er Hanne-Liebes Augen. So hatte sie ihn angesehen, damals, in der Wasserrinne. So hatten ihre schwarzen Augen gebrannt . . . Wie zwei glühende Kohlen hatten sie gebrannt — als sie sah, daß er ein Mann war . . . Wo war sie, Hanne-Liebe, das schwarze Mädchen? Weshalb hatte er sie nicht neben sich! . . . Aber sie sah ihn ja an, mit ihren großen, erschrockenen Augen! Er hatte sie ja getroffen, in der Wasserrinne, und sie am Haar gepackt und sie mit sich geschleppt zu den Büschen am Fluß . . .

Fedja biß die Zähne hart zusammen im Schlaf und griff mit den Händen in die Luft, als wolle er etwas fassen. Sein blondes Haar hing ihm in die Stirn. Die Arme sanken ihm schlaff ins Gras. Die Mücken setzten sich auf sein grobes, sonnverbranntes Gesicht und tranken sein gärendes Blut. Aber Fedja merkte es nicht. Er glaubte, es sei Hanne-Liebes Schmerz, den er fühlte. Und als er an einem seltsam leeren und kitzligen Gefühl aufwachte, sah er Manja Swolin neben sich knien und ihn mit einem Grashalm in Nase und Ohren kitzeln, während sie sich vor Lachen wand über seine Grimassen. Na ja, da war sie ja, Manja, — Teufelsdirne! Er richtete sich hastig auf und griff nach ihr. Aber im selben Nu war sie auch schon auf und außer Reichweite. Fedja blieb sitzen und sah sie an. Sie stand und bog sich vor Lachen über ihn. Sie war so schmal um die Mitte, trotz der Breite

über Brust und Hüften. Er hätte fast Lust gehabt, sie mit einem Stock in die Taille zu schlagen, wie sie da stand und sich hin und her wiegte, bloß um zu sehen, ob sie auseinanderbrechen würde und wie sie zusammengesetzt war.

„Warum kommst du so spät?" sagte Fedja mürrisch. „Eine ganze Stunde lang lieg' ich hier und warte auf dich. Komm her . . ."

„Wenn du versprichst, daß du mich nicht anrührst, komme ich."

„So ein Versprechen: Komm her, sag' ich!"

„Nein, versprich erst . . ."

„Na ja, also, zum Teufel, ich verspreche!" sagte Fedja mit einer gleichgültigen Handbewegung.

Manja lächelte nicht mehr und ging auf Fedja zu.

„Guten Tag, Fedja."

„Guten Tag!" antwortete Fedja, ohne sich von der Stelle zu rühren, und packte mit festem Griff Manjas Hand.

„Au! Fedja! Laß los!" schrie sie, und ihr rundes Gesicht verzog sich, daß ihre Stülpnase noch herausfordernder erschien, als sie schon war.

„Sag', warum kommst du so spät? Ich liege da und warte . . . Ich mag nicht mehr auf dich warten!"

„Laß mich doch los! Au! Fedja! Laß! Dann sag' ich dir's! Mit Gewalt kriegst du doch nichts aus mir heraus. Das weißt du! . . ."

Fedja blickte zur Seite mit einem Ausdruck, als wisse er das sehr wohl, und ließ Manjas Hand los. Sie setzte sich neben ihn. Dicht zusammen saßen sie, beide blond und frisch und schwer von Verlangen . . .

„Mutter hat mich nicht fortlassen wollen. Sie dulde diese Angelausflüge nicht mehr, sagte sie. Wenn wir zusammen sein wollten, so könnten wir das zu Hause, bei uns. Sie möge keinen Klatsch und all so was."

„Hol' sie der Kuckuck!" brummte Fedja.

„Ich tat, als hätt' ich nichts gehört und wollte einfach gehen; aber sie hatte alle meine Kleider weggeschlossen."

„So ein Satan . . ."

„Sie hat sie mir erst wiedergegeben, wie ich mich auf die Diele schmiß und heulte, daß man es bis hinunter auf den Markt hörte." Fedja lachte anerkennend.

„Aber wenn ich bis Abend nicht daheim wäre," fuhr Manja fort, „so würde sie zu deinem Vater gehen und klagen . . ."

„Darauf pfeif' ich!" meinte Fedja. „Wenn wir noch nach den Reusen sehen wollen, so ist es höchste Zeit jetzt."

Als sie aufstanden, wollte Fedja seinen Arm um ihren Nacken legen; aber sie wand sich los und sprang den Abhang hinunter, ins Boot. Fedja folgte. Er machte das Boot los, stieß es mit einem Ruck ab und sprang

mit einem geschmeidigen Satz hinein. Im nächsten Augenblick hatte er die Ruder ergriffen und ruderte geschickt stromaufwärts. Manja reckte sich im Hinterteil des Bootes und ließ die Hand ins Wasser hängen. Das eine Bein hatte sie auf die Ruderbank vor sich gelegt. Der Rock war zur Seite geglitten, so daß das runde, straffe Bein vor Fedja lag. Ab und zu blickten sie einander tastend an und verzogen die Gesichter zu einem starren und nackten Lächeln, das jedem von ihnen so versteckt vorkam, daß keiner wußte, was der andere dachte.

Sie waren eine Weile weiter gerudert, als Fedja plötzlich scharf auf Manjas bloßliegende Wade sah und sagte:

„Ich will dich heiraten, wenn es nun einmal nicht anders geht. Das kannst du der Polizeimeisterin sagen!"

„Mich heiraten? Du bist doch erst achtzehn und ich werde sechzehn. Auf was hin sollen wir denn heiraten?"

„Ich werde Vater sagen, daß ich ins Geschäft eintreten will."

„Das glaubt er dir ja doch nicht."

„Doch. Wir ziehen zu uns hinauf."

„Du weißt ja gar nicht, ob ich will? Vielleicht will ich gar nicht heiraten."

„Das wirst du schon wollen!"

„Vielleicht läßt man mich gar nicht."

„Wer?"

„Mutter. Sie hat schon ein paarmal Sascha Krasnow eingeladen. Sie will mich ja los sein. Darum hat sie mich auch aus der Schule genommen. Glücklicherweise."

„Sascha Krasnow? Der Doktorbengel? Daraus wird nichts, sag' ich!"

„Er kommt ja auch gar nicht. Eben wie ich über die Brücke ging, bin ich ihm begegnet mit dem Judenmädel. Sie gingen am andern Ufer entlang."

„Was für ein Judenmädel?"

„Na ja doch, die Segal!"

Fedja dachte . . . er antwortete nicht gleich . . .

„So, so! So so! Sascha Krasnow grast auf meinen Äckern," sagte er vor sich hin . . . „Na ja, so soll er dich eben haben!"

Fedja wandte die Augen von Manjas Bein ab und spuckte ins Wasser.

„Du bist auch immer gleich böse, Fedja! Du weißt doch, daß ich dich am liebsten mag! Fedja!"

Fedja wandte wieder den Blick auf sie.

„Na ja, was redest du dann, wenn du doch willst . . ."

Sie schwiegen. Aber Fedja dachte an das, was er geträumt hatte, als er droben am Ufer lag und wartete, und Manja fühlte, daß seine Gedanken anderswo waren, gleichgültig zog sie ihr Bein von der Ruderbank herunter,

schloß die Augen und summte vor sich hin, damit er nicht glauben sollte, sie bettle sich bei ihm ein.

Aber Fedja ruderte weiter, ohne etwas zu sagen, und als sie an die Stelle kamen, wo er seine Reusen hatte, vergaß er die blonden und die schwarzen Mädchen vor lauter Spannung, was sich wohl darin gefangen haben möchte, seit er sie ausgelegt hatte. Manja tat ebenfalls, als interessiere sie der Fischfang sehr; aber bei sich selber dachte sie bloß daran, daß Fedja jetzt nach der Schnur suchen müßte, an der die Reuse verankert war.

Fedja ruderte langsam unter dem hohen Flußufer hin, bis er am Land sein Wahrzeichen bemerkte.

„Da muß sie liegen! erklärte er und spähte hinunter ins Wasser. „Zum Teufel auch, daß man nicht in Frieden seinem Handwerk nachgehen kann, ohne die Linie zu verstecken. Siehst du nicht den weißen Stein, den ich daran gebunden habe?"

Fedja ließ das Boot treiben und beide starrten hinunter in die Strömung.

„Da ist er!" rief Manja. „Sieh, da!"

„Wo? . . . Ja, wirklich, da ist er! Du hast gute Augen, Manja!" Fedja stemmte die Ruder ein, daß das Boot still lag.

„Komm her, Manja, nimm die Ruder! Aber halte dich hier am Fleck, solang ich drunten bin und die Schnur suche."

Sie tauschten die Plätze im Boot und Fedja begann ganz ruhig sich auszukleiden. Es währte bloß einen Augenblick; aber Manja dünkte es, als durchlebte sie eine lange und spannende Szene. Sie tat, als blicke sie nach dem Stein auf dem Grund, aber sie folgte jeder seiner Bewegungen. Und je weiter Fedjas kräftiger Körper sich entblößte, desto heißer und röter brannten ihre Wangen. Ihre Augen wurden trocken und heiß. Ein schweres, wollüstiges Schmachten preßte ihr die Kehle zusammen. Ein honigsüßer Schmerz griff in ihr Herz, griff und griff . . .

„Teufel auch, daß man sein Zeug nicht in Frieden haben kann!" wiederholte Fedja, während er sich ins Wasser gleiten ließ.

„So stemm doch, zum Henker! Du treibst ja mit dem Strom, Mädel!"

Manja kam wieder zu sich und stemmte, und einen Augenblick darauf tauchte Fedja brustend aus dem Wasser auf, warf den Stein ins Boot und schwang sich selber hinein.

Er vergaß vor lauter Eifer sich wieder anzuziehen und begann, nackt wie er war, an den Reusenschnüren zu ziehen.

„Wo willst du denn hin? Ans Ufer, sag' ich!" rief er Manja zu, die ganz betäubt auf Fedjas nackte Männlichkeit starrte . . . „So rudere doch, daß wir die Reuse ans Land kriegen!"

Manja plantschte wie im Schlaf mit den Rudern ins Wasser, und als das Boot anstieß, sprang Fedja heraus, zog mit einem harten Griff den

Vordersteven aus dem Wasser und fing dann langsam an, die Schnur aufzuwickeln.

„Es ist etwas drin, du! Es ist so schwer!" rief er über die Achsel weg Manja zu, die am Ufer niedergesessen war und die eine Hand fest gegen die Brust gepreßt hielt.

Jetzt kam das oberste Ende der Reuse im Wasser herauf. Die dünnen viereckigen Wasserhäutchen zwischen den Maschen platzten wie kleine Blasen, funkelten einen Augenblick in der Sonne und erloschen, als könnten sie ihren Anblick nicht ertragen. Plötzlich gab es einen Platsch in der Reuse . . . und noch einen . . . und noch mehr . . . Fedja schrie, daß es am andern Ufer widerhallte, schüttelte nach rückwärts den Kopf, Manja zu, und redete flehentlich und drohend auf die Reuse und das, was in ihr zappelte, ein. Als er sie endlich ganz ans Ufer gezogen hatte, lagen zwei große, dunkelgoldene Fische darin und schlugen mit den Schwänzen und klappten mit den Kiemen.

„Zwei Brassen!" rief Fedja. „Dreipfünder! Das nenne ich mir Fische, was?"

Er nahm die Fische aus der Reuse und brachte sie sorgfältig in dem nassen Gras unter der hintersten Bank im Boot unter, wo er schon früher ein Pfund getrocknete Kringel, eine Tüte mit Zuckerwerk und eine Flasche Kirschgeist verstaut gehabt hatte. Darauf untersuchte er seine Reuse und ging mit ihr hinunter ins Boot, um sie am gleichen Fleck von neuem auszusetzen. Manja sah zu, ohne etwas zu sagen. Sie sah, wie er die Reuse auslegte, wie er aufrecht im Boot stand und in seiner Nacktheit über den sonnenblanken Strom schimmerte. Sie hatte bloß das eine Verlangen . . . daß er wieder zu ihr zurückkommen möchte. Aber Fedja ließ sich Zeit. Das Boot trieb langsam flußabwärts, während er sich anzog, und als er endlich fertig war und zurückruderte, war Manja nah daran zu weinen vor Sehnsucht nach ihm . . .

„Komm!" sagte Fedja, als er das Boot ans Ufer gezogen hatte. „Sieh, was ich habe!" Er hob die Flasche und die Kringel hoch. „Ich glaube, du schläfst nächstdem ein!"

Manja sah gehorsam zu ihm auf, und Seite an Seite kletterten sie den steilen Hang hinauf. Kleine Lehmklumpen lösten sich unter ihren Füßen. Manja hörte das Plätschern, wenn sie ins Wasser fielen. So deutlich hörte sie es, und wußte doch nicht, weshalb sie darüber nachdachte und darauf lauschte.

Oben auf dem Abhang blieb Fedja stehen und sah sich um; aber er schien nichts Absonderliches zu bemerken. Die hohen Ufer des Flusses reckten ihre welligen Hügellinien nach Süden und Norden, wie sie es getan hatten seit Menschengedenken. Weit drunten am Fluß lag die Stadt, wie ein gewürfelter Stein am Grund des Sonnennebels, und zu beiden Seiten erstreckte

sich das Land mit Bäumen und grünen Feldern. Die Haselsträucher standen, neu ersprungen, in kleinen Gruppen, und Fedja stellte in aller Eile eine Berechnung hinsichtlich der Aussichten für die Nußernte auf, während er die Zweige zur Seite bog, um in das allerdichteste Dickicht zu kommen. Als er drin war, warf er sich längelang ins Gras, als wäre er endlich daheim. Er reichte Manja die Tüte mit dem Zuckerwerk, während er selber an einem der trockenen Kringel kaute und die Flasche gegen die Handfläche stieß, damit der Kork herausspringen sollte. Als er endlich sprang, setzte er die Flasche an den Mund und nahm einen ordentlichen Schluck.

„Trink!" sagte er dann zu Manja und wischte den Flaschenhals mit der Hand ab.

Manja trank langsam und nachdenklich, und als sie fertig war, nahm Fedja die Flasche wieder, und so wechselten sie ab, bis die Flasche leer und die Kringel verspeist waren. Und wie sie da Seite an Seite in dem duftenden Gras lagen, satt vom Essen, brennend von dem starken Trunk, fühlten sie sich auf einmal sehr einsam und verlassen. Fedja wußte nicht genau, woher diese Einsamkeit kam. So ganz Herr über seine Gedanken war er nicht, weil er auf dem Rücken lag und in die Welt hineinblickte . . . Er wanderte wieder auf Wegen und Stegen des Sommers, suchte etwas, das, wie ihm schien, überall und doch nicht zu erwischen war. Aber Manja wußte, warum sie sich so verlassen fühlte. Sie lag auf der Seite und blickte unverwandt auf Fedja, folgte seinen wandernden Gedanken — fort von ihr — weit fort. Ihre hohe, feste Mädchenbrust atmete kurz und angestrengt. Der Mund war halboffen und die Lippen so trocken, daß sie sie ab und zu mit der Zunge anfeuchten mußte, wenn sie gar zu sehr spannten. Ihr Blut kochte in ihr und kochte über . . . Und auf einmal beugte sie sich mit einer heftigen Bewegung hinüber zu Fedja.

„Fedja! . . ."

Fedja sah mit einem stumpfen Blick in ihre großen, blanken Augen. Das waren ja die großen, blanken Augen, hinter denen er drein wanderte und die ihm nie stille standen! Aber jetzt standen sie still! Sein Blick war hart und fest, und Manja drückte ihre offenen, heißen Lippen gegen seinen Mund, daß ihre Zähne sich begegneten. Sie drückte sich eng an ihn und umfaßte ihn. Und als sie merkte, daß auch er sie fest umfing, schloß sie die Augen, schloß sie fest und lang und fühlte einen honigsüßen Schmerz ihr Herz ergreifen . . . greifen . . . und greifen . . . schmerzvoll . . . lange . . . Die Arme um einandergeschlungen schliefen sie ein, während die Sonne lautlos gen Abend ging. Sie schliefen und hörten nicht, daß die Zweige der Haselbüsche sich bewegten und mit den rauhen Blättern raschelten, hörten nichts in ihrer Ewigkeit, bis sie an einem Schrei und einem entsetzten Ausruf erwachten. Und als sie sich hastig im Gras aufrichteten, sahen sie Hanne-

Liebe und Krasnow wie versteinert vor sich stehen und im nächsten Augenblick wieder verschwinden, als hätten ihre Füße nie das Haselgestrüpp am Fluß betreten. Bloß ihre hastigen Schritte waren noch hörbar unter den wippenden Zweigen. Sie liefen so rasch sie konnten; aber Fedja sandte trotzdem einen langen und bösen Fluch hinter ihnen drein, dachte auch einen Augenblick daran, sie zu verfolgen, blieb aber mit geballten Fäusten stehen, als er Manjas Stimme vernahm. Die rief einfach Schimpfworte her hinter der Jüdin, schrie, daß es auf weithin zu hören war. Fedja wußte nicht warum, aber er knuffte Manja roh und sagte:

„Warum schimpfst du! Warum schimpfst du sie, was?"

Manja sah ihn mit einem bösen Blick an, als hätte sie seine unbewußten Gedanken erraten, aber sie erwiderte bloß:

„Na, jetzt werden die Leute ja was zu reden haben über uns zwei, wenn die mit ihrem Klatsch in die Stadt kommen! Das heißt, wenn man ihnen nicht zuvorkommt!"

Aber Fedja hörte nicht auf sie. Er war schon auf dem Weg hinunter zum Boot.

Sascha und Hanne-Liebe blieben atemlos stehen, als sie weit genug weg waren.

„Wir wollen uns ein bißchen setzen. Du siehst ja ganz krank aus, Ljuba!" sagte Sascha mitleidig.

„Ach nein, es ist nichts ..."

Und als sie sich gesetzt hatten, fuhr Sascha im gewöhnlichen Gesprächston fort:

„Es war auch ein dummer Zufall, daß wir gerade das Geranium da im Haselgestrüpp suchen mußten! Aber du mußt nicht mehr daran denken. Es ist ja doch schließlich nichts so Schlimmes. Wir sind doch alle Menschen."

„Ja, Sascha, aber ich bin diesem Suchoswersky immer aus dem Weg gegangen, und jetzt bin ich ihm auf einmal so nahe gerückt, daß ich gewissermaßen ein Geheimnis habe mit ihm und meinem alten Quälgeist Manja!"

„O, Ljuba! Du dürftest nicht hier in der Stadt bleiben!" brach Sascha mit unerwarteter Heftigkeit aus. „Wenn du doch bloß nach Petersburg könntest und studieren, wie ich! Denk' doch, wie oft wir uns dort sehen könnten!"

Hanne-Liebe sah mit einem betrübten Lächeln Sascha an, und als sie aufstanden, faßte er ihre Hand, und Hand in Hand gingen sie den Fluß entlang heim nach der Stadt.

(Fortsetzung folgt)

Erinnerung an Burckhard
von Hermann Bahr

Die folgenden Seiten werden ein demnächst erscheinendes Buch einleiten, das der Erinnerung an Burckhard gewidmet ist.

Als Burckhard aus dem Burgtheater geschieden und zum Rat am Verwaltungsgerichtshof ernannt worden war, um diese Zeit geriet ich einmal mit einem seiner Schulkameraden, dem Maler Bernatzik, in ein Gespräch über ihn. Bernatzik klagte: „Burckhard hat uns alle bitter enttäuscht! Was erwarteten wir nicht alles von ihm, damals auf der Schulbank! Wir hätten auf ihn geschworen! Und jetzt? Schad um ihn!“ Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen: „Wer von euch ist denn mehr geworden?“ Er antwortete: „Wir sind doch auch keiner ein Burckhard! für uns wär es genug, was er erreicht hat, für ihn ist es kläglich!“ Ich zählte nun seine Titel samt allen Orden auf, und daß es ihm wohl auch weniger um Würden zu tun sei als etwas zu leisten. „Was hat er denn aber geleistet, was denn?“ fragte Bernatzik. Ich rechnete ihm vor, daß Burckhard schon vor Jahren sein „System des österreichischen Privatrechtes“ verfaßt, ein Hauptwerk der österreichischen Wissenschaft, daß er als Direktor das Burgtheater literarisch und schauspielerisch erneut, daß er mit Romanen und Theaterstücken Erfolg gehabt, sich als Journalist, als Redner und als Stadtfigur hervorgetan und uns endlich wieder einen Mann des öffentlichen Vertrauens gegeben, an den sich wildfremde Menschen in ihren Sorgen, Wünschen und Zweifeln wenden; jede einzelne dieser Leistungen, jeder Teil seiner Existenz scheine mir für ein ganzes Leben gerade genug. Doch Bernatzik blieb dabei: „Für andere, ja! aber nicht für den Burckhard!“ Und er setzte noch hinzu: „Sie haben ihn nicht in seiner Jugend gekannt! Wir aber messen ihn an seiner Jugend. Denn wir wissen, was aus ihm hätte werden können!“ Ich fragte: „Was denn also sonst noch? was denn?“ Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete er: „Der österreichische Bismarck.“ Und da er mich lächeln sah, fuhr er fort: „Wir alle waren damals überzeugt: der wird unser Land umgestalten, der wird ein neues Österreich schaffen, der wird unserem Leben erst einen Sinn geben! Das erwarteten wir von ihm. Wir waren ganz beruhigt, uns konnte nichts geschehen, der Burckhard war ja da! So hat er auf uns gewirkt, fragen Sie seine Schulfreunde, jeder wirds Ihnen bestätigen und dann werden Sie sich vielleicht nicht mehr wundern, daß mich der glänzende Direktor, der beliebte Schriftsteller, der berühmte Redner und was er sonst noch alles zum Zeitvertreib sein mag, nicht befriedigen kann.“

Bernatzik übertrieb vielleicht, aber es ging den meisten mit Burckhard so: er enttäuschte sie stets, weil sie sich immer noch mehr von ihm versprochen hatten. Irgend etwas war an ihm, wodurch sie sich zur höchsten Forderung berechtigt, ihn zur höchsten Leistung verpflichtet glaubten. Ein Wunder verlangten sie von ihm und was nicht dieses ersehnte Wunder war, ließen sie ihm nicht gelten. Nach einer seiner Premieren riß mir einmal die Geduld und ich sagte den schmähenden Freunden: „Was wollt ihr denn eigentlich? Das Stück ist nicht von Shakespeare und auch nicht von Ibsen, aber das wußten wir im voraus, nicht? Es zeigt an einer alltäglichen Begebenheit alltägliche Menschen unseres Landes und unserer Zeit und macht seine Randbemerkungen dazu, Randbemerkungen eines sehr klugen und feinen Kopfes, der die Welt kennt, besonders aber uns und unsere Schliche; aber auch die Staatsmaschine, von der wir anderen nur ein unangenehmes Ohrensausen haben, kennt er, er hat da selbst Hand angelegt und wie lustig ist es, wenn er uns das Uhrwerk laufen, die Räderchen schnurren, den ganzen geheimen Betrieb sehen läßt! Das geschieht in unserem Ton und mit der besten Laune, dem Ernst blickt gleich immer ein Scherz über die Schulter. Auch was Goethe einen ‚heiteren und bequemen Vortrag' zu nennen pflegte, findet ihr hier und nehmt ihr noch die Bescheidenheit, die Redlichkeit dazu, mit der dieser Autor stets in seinen Grenzen bleibt und niemals höher greift, als er reicht, was wollt ihr denn mehr? Wir sind alle zur Bewunderung und Verehrung Bauernfelds auferzogen worden, der doch auch immer nur einen österreichischen Augenblick dramatisiert hat; noch heute freuts uns, wie sich unserer Eltern, unserer Großeltern Art in seinen Stücken zierlich behäbig um und um dreht. Und nun muß man aber doch sagen, bei allem schuldigen Respekt und mit aller Behutsamkeit, um den Bauernfeldpreis nicht zu verwirken, daß Burckhard menschlich stärker und standhafter ist als Bauernfeld und ihn künstlerisch jedenfalls so weit übertrifft als unsere Zeit jene. Was habt ihr also? Was zaudert ihr? Warum nehmt ihr, was euch so wohlgemut dargebracht wird, nicht unbefangen dankbar hin?" Aber da ging es von allen gegen mich los! „Wenn du so gering denkst von ihm!" Und: „Ja, wenn dir das genügt!" Und ich mußte mich fast noch verteidigen, als wäre ich es, der ihn schmähte. Sie hatten einen so hohen Begriff von ihm, einen so hohen Ehrgeiz für ihn, daß er ihnen durch jedes seiner Werke, durch jede seiner Taten sich selbst herabzusetzen und zu beleidigen schien. Er sagte mir nach jedem Stück, nach jedem Buch: „Ich bin doch immer wieder überrascht, wie vieler Feinde ich mich erfreue!" Nie gelang mir, ihm darzutun, daß dies gar nicht Feindschaft war, sondern Zorn getäuschter Hoffnung, und also eigentlich die größte Schmeichelei für ihn, dem man nun einmal das Außerordentliche zutraute, dafür aber auch bloß das Außerordentliche gelten ließ. Mit seiner Person schlug man seine Werke tot. Man fragte sein Werk

nicht: Was will es und wieviel davon erreicht es? Nein, man maß sein Werk an dem, was seine Person versprach. Das unendliche Wohlgefühl ruhiger Kraft, das von ihm selbst ausging, auf Männer und auf Frauen, forderte man auch von seinen Werken.

Unwiderstehlich ist ein abgegriffenes, verbrauchtes, schon ganz glanzloses Wort. Wenn man es aber im höchsten Sinne nimmt, trifft es auf Burckhard zu. Keiner, der ihm Rede stand, konnte sich seiner erwehren, seine Gegenwart bezwang. Er wußte das und genoß es. Man mußte das spöttische Behagen hören, mit dem er sagte: „Ich werde halt mit dem Herrn einmal reden!" Denn wer ihn mit sich reden ließ, war an ihn verloren; das konnten ihm viele nie verzeihen. Er ist sehr gehaßt worden, als Direktor von einigen älteren, schon mehr verstorbenen Herren und Damen des Burgtheaters und dann wieder am Verwaltungsgerichtshof von einigen Kollegen derselben Art. Ich hatte mehrere Male dort und da Gelegenheit, diesem Haß, der zuweilen ein für unsere Sitten ungewöhnliches Format hatte, nachzugehen, und fand dann stets, daß dieser Schauspieler oder jener Hofrat irgend einmal vor Burckhard klein geworden war, vor dem bloßen Blick seiner unbestechlichen Augen, vor dem Spott seines kurzatmigen, stotternden „Schaun S', wissen S'", und so nach fünf Minuten sein eigenes Anliegen verraten, selbst seiner eigenen Meinung gespottet und nachgegeben hatte; und wenn er sich nur wenigstens hätte beklagen können, daß ihm Gewalt angetan worden! Aber nein, das war nicht Burckhards Art, er sagte bloß: „Schaun S', wissen S', ich tät' halt an Ihrer Stell' —", oder: „Richtiger wär's halt, wenn Sie —", und versäumte nicht hinzuzusetzen: „Aber Sie müssen ja selber am besten wissen, wofür Sie sich entscheiden wollen!" Aber man wußte das dann eben auf einmal nicht mehr. Er zwang keinen, man wurde bloß schwach, das war viel ärger. Fremde Gewalt tut lange nicht so weh, als eigene Schwäche erleiden müssen. Das haben ihm manche mit einem Haß vergolten, der auch über seinem Grab heute noch nicht verwachsen ist. Ihm aber war es dabei oft gar nicht einmal um seine Meinung oder um seinen Willen zu tun, sondern er schien nur einem Bedürfnis seiner Kraft zu gehorchen. Was immer man sagte, es trieb ihn, gleich zu versuchen, ob er einen nicht dazu bringen könnte, nach einer Viertelstunde das Gegenteil zu sagen. Bevor ich nach Ober-Sankt-Veit zog, sahen wir uns in den letzten Jahren seiner Direktion täglich; wir wohnten im selben Bezirk, er in der Frankgasse, ich in der Porzellangasse, wir radelten zusammen, segelten zusammen, gingen zusammen ins Gebirge, ich hatte Gelegenheit genug, seine Technik des Gesprächs an mir selbst zu erfahren. Es begann stets damit, daß ich, damals noch an den Ereignissen des Tages teilnehmend und wenn mir darin Unvernunft oder Ungerechtigkeit entgegentrat, immer gleich erzürnt, ihn, sobald er kam, fragte: „Was sagen Sie zu der Rede des X., zu dem Artikel des Z.? Ist es

nicht eine Frechheit zu behaupten, daß —?“ Ich konnte sicher sein, daß er dann einsetzte: „Also schaun S’, Sie wissen doch, daß ich ihn auch nicht mag, aber gerad’ da muß ich doch sagen, sind S’ nicht bös, natürlich ist er ein Fallot, aber grad da mein’ ich eigentlich, sagen S’ doch selbst, hat er denn nicht eigentlich recht?“ Und jetzt, den Kopf ein wenig schief geneigt, und, wie um mich aufzuspießen, vorgestreckt, so daß ich, während er sprach, seinen starken Nacken mitarbeiten, mit argumentieren sah, fing er an, mir haarscharf nachzuweisen, daß ich im Unrecht war. Es kam vor, daß ich bald nichts mehr erwiderte, das war auch gar nicht nötig, denn er übernahm es selbst in meinem Namen, alle nur erdenklichen Gründe gegen sich vorzubringen, um gleich darauf wieder seinen Platz einzunehmen und sich, insofern er mich eben vertreten hatte, nun mit demselben Eifer zu widerlegen. In solchen geistigen Selbstgefechten war er unvergleichlich an Sicherheit, verblüffender Bravour und eben der fast kindischen Beharrlichkeit, die ihn oft Nächte lang vom Tarock nicht aufstehen ließ. Mit einem scheinheiligen Gesicht gab ich mich dann zuweilen geschlagen, er hätte mich meines Unrechts überzeugt; denn ich wußte, daß er dann gleich fragen würde: „Sind Sie so sicher, daß das ausgemacht ist? Schaun S’, es hat doch alles noch eine zweite Seite! die Sache ist nämlich die!“ Und gleich begann er seine sämtlichen Beweise wieder aufzutrennen, um mir darzutun, daß ich von Anfang an recht gehabt hätte, nur ohne die richtigen Gründe — „denn Sie sind halt, Gott sei Dank, kein Jurist!“ Ganz wie in jenem Gerichtsstück Courtelines, wo mitten drin der Verteidiger nach seiner Rede für den Angeklagten plötzlich zum Staatsanwalt ernannt wird, den Platz wechselt und nun dieselbe Rede gegen den Angeklagten hält. Es schien ihn zu berauschen, daß man alles beweisen und immer recht behalten kann, und schien ihn doch auch wieder zu erbittern, er überstürzte sich, schrie, stotterte, die Perioden schwollen an, immer schob er einen neuen Zwischensatz und in diesen noch einen ein, er türmte ganze Satzschriften auf und grub aus seinem unheimlichen Gedächtnis Zitat um Zitat hervor, aus einem griechischen Fragment, aus Cicero, den er aber dabei gleich stets wieder wüst zu beschimpfen die Gelegenheit niemals versäumte, aus dem Corpus juris, aus den Kirchenvätern, mit denen er beständig in Verkehr und in Fehde war, aus seinem geliebten Neidhart von Reuenthal oder auch plötzlich aus irgendeiner alten Chronik der Stadt Steyr, einem Schnadahüpfel oder irgendeiner gelehrten Vorrede einer verschollenen Alchimie, bis er am Ende ganz atemlos war und mich aus seinen eben noch so schadenfrohen Augen oft seltsam traurig ansah; es war nicht seine Art, einen mit Gefühlen zu behelligen, aber mir ahnte dann zuweilen doch, wie tief er daran litt, alles beweisen zu können, was freilich doch auch wieder sein größter Spaß war. Um unser Griechisch etwas aufzufrischen, lasen wir einst einen Platonischen Dialog zusammen,

da sprang er plötzlich auf, schmiß das Buch weg und schrie, krebsrot vor Zorn: „Alles vertrag ich, diese Sophisten aber hätte man bei lebendigem Leibe transchieren sollen!“

Er hätte bei seinem Verstande, wenn er kein Sophist sein wollte, ein Jakobiner werden müssen. Verstand jener Art läßt eigentlich keine andere Wahl. Der Sophist hat nichts als Verstand, ohne Beimischung: er kann alles beweisen, also gleich immer auch das Gegenteil, ihm ist alles möglich, nichts aber notwendig, er darf alles, er muß nichts, er hat die größte Freiheit und gar keine Gewißheit. Der Jakobiner unterscheidet sich vom Sophisten dadurch, daß in ihm dem Verstande irgend etwas vorsteht, woran der Verstand befestigt ist, irgendeine angeborene, anerzogene oder durch ein starkes Erlebnis entschiedene Richtung, irgendein unerschütterlich gegebener Vordersatz, von dem aus erst der Verstand dann losgelassen wird, so daß er sich beim Jakobiner stets in einer ausgemessenen Bahn, beim Sophisten aber ganz im Leeren, im Bodenlosen bewegt; bisweilen entstehen Jakobiner aus Sophisten, denen schwindlig geworden ist, so daß sie nun aus Angst doch noch schnell einen Vordersatz einhängen, irgendein Dogma. Jakobiner sind Sophisten mit einem Dogma davor. An anderen wurde Burckhard leicht zum Sophisten, indem er sie durch seinen Verstand so verwirren ließ, daß sie sich zuletzt gar keiner Meinung mehr weder versichern noch auch erwehren konnten; selbst aber blieb er davor bewahrt, weil er auf jedes Erlebnis instinktiv aus sich antwortete, ohne je den Verstand zu fragen, weil er niemals aus dem Verstande, sondern stets ganz unmittelbar handelte und erst, wenn die Tat vollbracht war, sie nachträglich allenfalls durch den Verstand beglaubigen ließ, der nun, ganz wie ein Advokat, im voraus seine Richtung unabänderlich zugewiesen fand. Darin glich er einem Jakobiner; er war auch jakobinisch unduldsam und von der österreichischen Neigung, eigentlich im stillen stets dem Gegner recht zu geben, von dem österreichischen Wunsche, es allen recht zu machen, dem österreichischen Zweifel, was denn eigentlich recht sei, ganz unberührt. Er wußte ganz genau, was recht ist: nämlich das, was ihm sein Gefühl gebot. Das war sein Vordersatz, von dem aus er handelte und von dem aus er auch, wenn es ihm doch einmal darum zu tun war, seine Tat zu rechtfertigen, den Verstand die Welt bewegen ließ. Er unterschied sich aber vom Jakobiner dadurch, daß er kein Dogma hatte; oder, wenn man etwa ein solches Handeln aus der Sicherheit des ersten Gefühls auch wieder ein Dogma nennen will, dadurch, daß er dieses Dogma ruhig preisgab und nichts dagegen hatte, es von seinem Verstande widerlegen zu lassen. Der Jakobiner steht unter seinem Dogma, er stellt auch seinen Verstand unter sein Dogma, er läßt ihn gar nicht an das Dogma heran, aus Angst, es sonst an den Verstand zu verlieren und dann am Ende

gar nicht mehr handeln zu können. Burckhard aber war sich seines Gefühls zum Handeln so gewiß, daß er es ganz ruhig allen Gegengründen des Verstandes ausliefern konnte, denn das focht ihn nicht an: sein Gefühl, von seinem Verstande widerlegt, wurde dadurch nicht geschwächt und hatte gar nicht nötig, erst vom Verstande bestärkt zu werden. Er hat sein ganzes Leben gehandelt, als ob die Menschen so wären, wie sein Verstand ihm bewies, daß sie nicht sind. Drastisch zeigte sich das zum Beispiel in seinem Verhältnis zu Frauen. Er dachte von den Frauen gering, er hielt sie für dumm, falsch, feig, unfähig, sich über die tierische Brunst je zum Geistigen oder gar zum Sittlichen aufzuschwingen, und hatte nur Hohn für unseren deutschen Begriff, der den Mann erst in der geliebten Frau sein wahres Selbst erkennen und die Bestimmung seines Lebens finden läßt; ja nichts freute ihn mehr als irgendein neuer Beweis weiblicher Gemeinheit, irgendein besonderer Fall weiblicher „Luderei". Und dieser die Frauen so verachtende, jeden, der sich von einer „einfangen" ließ, verspottende, grimmig gegen sie die Kirchenväter, Schopenhauer und Nietzsche zitierende Mann war mit ihnen von einer Ritterlichkeit, Zartheit und Reinheit des Gefühls, als wären sie höhere Wesen. Er, so jähzornig und dann nicht eben wählerisch, konnte mit keiner Magd, keiner Kellnerin grob sein. Er, der „Lebemann", war verlegen, wenn man in seiner Gegenwart mit einem Mädchen anzüglich wurde, litt kein derbes Wort und konnte töricht verschämt wie ein schüchterner Jüngling sein, der noch die unverdorbene, angeborene Ehrfurcht des Mannes vor der Heiligkeit des Weibes hat. Und er hat sein ganzes Leben unermüdlich für den Schutz der Frau, für das Recht der Frau, für die Würde der Frau gewirkt, eben der Frau, die sein Verstand nichtswürdig, unverbesserlich und viehisch fand. Ebenso ging es ihm mit den Schauspielern. Er hatte, bevor er Direktor wurde, keine Schauspieler gekannt, und so muß die erste Begegnung mit ihrem Wesen, das ja unseren Ansprüchen auf Reinlichkeit und Redlichkeit wenig entgegenkommt, wunderlich auf ihn gewirkt haben. Auch wurden ihm im Burgtheater von der phantastischen Gemeinheit, deren erfolglose Schauspieler fähig sind, ja wirklich grandiose Proben zuteil. Ich kann das Gesicht nicht vergessen, mit dem er, wenn man sich gelegentlich über den Schurkenstreich eines Schauspielers beklagte, sanft zu sagen pflegte: „Vergessen Sie nicht, er ist halt ein Schauspieler!" Und für diese Schauspieler hat aber niemand in Österreich kühner, heftiger und beharrlicher gestritten als er, er hat zuerst ein „Theaterrecht" verlangt, er hat im Deutschen Bühnenverein als Direktor des Burgtheaters jahrelang die Opposition gegen den Trust der Hoftheaterintendanten geführt, in seiner Wohnung haben wir, Delegierte der dramatischen Autoren und der Schauspieler, einen ganzen Winter lang ein „Theatergesetz" beraten,

das er dann in Paragraphen gebracht hat; sein Entwurf liegt nun schon seit zehn Jahren, heute noch unerledigt, im Reichsrat. Den Österreichischen Bühnenverein, der zum erstenmal die Schauspieler in Österreich organisiert und der Willkür, der Habsucht, dem Dünkel der Direktoren eine geschlossene Macht entgegengestellt hat, ist er vom ersten Tag an beigestanden; und immer wieder, wenn man ihn rief, und man rief ihn immer, wenn Gefahr war. So hieß es einst, die Direktoren, die die sonst untereinander hadernden Schauspieler ungern nun plötzlich vereint sahen, hätten beschlossen, ihre Versammlung zu sprengen. Präsident des Österreichischen Bühnenvereins war damals Ritter, der unvergeßliche „Don Juan" der Wiener Hofoper, ein liebenswürdiger, lebensfroher, argloser Salzburger, dem man nicht recht zutraute, die Stürme dieser Versammlung beherrschen zu können; und es hätte dann, wenn alles drunter und drüber ging, natürlich wieder geheißen: da seht ihr die Schauspieler! Uns war übel zumute, Burckhard aber besann sich nicht lange, fragte nicht erst und übernahm den Vorsitz. Er hatte dazu gar kein Recht, ebenso hätte jeder andere, wer immer, sich auf den Stuhl des Präsidenten setzen und sich die Leitung der Versammlung anmaßen können; es war ein Handstreich. Aber nun saß er einmal da, schwang die Glocke und erklärte die Versammlung für eröffnet; und mit einer solchen Sicherheit saß er da, daß niemand wagte, das Recht anzuzweifeln, das er an sich gerissen hatte. Und er gab sich das Wort und sprach mit einer so ruhigen Kraft, daß er den Gegnern nicht bloß den Mut, sondern auch ihre eigene Meinung entwand; sie kamen sich am Ende selber ganz scheußlich vor und klatschten schuldbewußt seinen Angriffen auf sie Beifall. Und so stand er Jahr für Jahr immer wieder bereit, wann immer es galt, den Schauspielern zu helfen, und noch am Abend vor der Nacht, in der er starb, schrieb er mit zitternder Hand einen Zettel, der seine Bibliothek, seinen Stolz, dem Österreichischen Bühnenverein vermachte. Sein letzter Gedanke war das Wohl der Schauspieler, die er sein ganzes Leben lang verachtet hat. Verstand und Gefühl waren in ihm voneinander getrennt; weder konnte sein Gefühl den Verstand verwirren, noch sein Verstand das Gefühl abschwächen, und während wir Österreicher gern mit dem Herzen urteilen, mit dem Kopf empfinden und so keines tätigen Entschlusses fähig sind, war er seiner Tat stets durch Empfindung unmittelbar gewiß, blieb sein Urteil stets von Gefühlen rein, es färbte weder der Verstand auf das Gefühl noch das Gefühl auf den Verstand ab, und nur wenn er es gelegentlich unternahm, sich und sein Tun logisch zu rechtfertigen, geriet dieser glorreiche Verstand in Bedrängnis. Der eben noch so bezwingend lebendige Mensch schien dann plötzlich zu stocken, es war wie ein Krampf, er fing zu stottern an, er konnte nicht antworten, er half

sich mit Späßen aus und rettete sich schließlich ins Absurde. Wilbrandt hatte dem Burgtheater seinen „Meister von Palmyra" eingereicht, Burckhard lehnte ihn ab. Die beiden konnten einander ja nicht verstehen. Wilbrandt war ein „Schöngeist", der das Schöne in Natur und Kunst dankbar empfing und davon so gerührt wurde, daß er in ein inneres Mitklingen und Nachzittern geriet, das mit dem schöpferischen Zustand wirklich aus der Ferne eine gewisse Ähnlichkeit haben mag; er verwechselte dieses Echo mit Produktivität. Burckhard hatte selbst ein so starkes Eigengefühl, daß ihm ein nicht ganz eigenes, nicht ganz unmittelbares Gefühl falsch klang. Ihm galt auch in der Kunst nur der Urlaut echter Empfindung. Was diesen hatte, wirkte auf ihn, auch wenn sein eigener Geschmack nichts damit anzufangen wußte. Wie er denn zum Beispiel Klimts Bilder ebenso leidenschaftlich bewundert hat, als sie ihm mißfielen. Ein Kunstwerk war ihm soviel wert, als er den Künstler dazu genötigt fand. Wie er sich eher einen unbefangen und ungezwungen schlechten Menschen gefallen ließ als einen, der sich zum Guten unsicher an fremden Beispielen erst mühsam hinauftasten muß, so fand er sich lieber mit einem auf eigene Faust mißlungenen Werk ab, als daß er je das redliche Bemühen, sich an anderen Dichtungen emporzudichten, hätte gelten lassen. Alle Kunst nach der Kunst, alle „Kunstpoesie", alle Kunst aus Erinnerung an Kunst war ihm verhaßt. Nun stand Wilbrandt aber bei kunstbeflissenen, gewissermaßen mit der Kunst ein Haus machenden Wiener Damen in hoher Gunst, die sich verschworen, auf Schleichwegen, wie das in Wien Sitte, den ausgesperrten „Meister von Palmyra" doch ins Burgtheater zu schmuggeln, und als Burckhard unerbittlich blieb, es seiner Behörde abzuschmeicheln, abzubetteln und abzutrotzen wußten, daß er schließlich versprechen mußte, einer Vorlesung des Werkes in ihrem schönen Kreise beizuwohnen. Er kam, irgendein Mime las es vor und dann fingen die Schönen holdselig zu schwärmen und sich für die tiefe, alle Grenzen des Menschendaseins überfliegende, faustische Dichtung inbrünstig zu verzücken an. Burckhard schwieg. Nun legten Professoren der Ästhetik, wie man sie für solche Reunionen zur Hand hat, den verborgenen Sinn, die geistige Bedeutung, den sittlichen Gehalt des Werkes dar. Burckhard schwieg. Endlich aber von der Dame des Hauses mit ihrem süßesten Lächeln aufgefordert, erwiderte er, er sehe sich nicht veranlaßt, das Stück im Burgtheater aufzuführen. Und als die Schönen nun um ihn wogten und in ihn drangen, doch seine Gründe für diesen unbegreiflichen Entschluß zu nennen, und alle Augen an seinen Lippen hingen, sagte er: „Ich kann das Stück nicht aufführen, denn es ist ein Holler!" Dabei blieb er, mehr war aus ihm nicht herauszubringen; er ließ sich schließlich nur noch herbei, einigen nicht ganz stichfesten Wienerinnen mitzuteilen, daß Holler Quatsch bedeutet, und es etymologisch zu erklären. Man male sich die Professoren

aus! Jahrelang ist ihm das in Wien nachgetragen worden. Er hätte doch ruhig seine Gründe sagen können! Nein, das konnte er nicht: seiner Empfindung ganz sicher, aber nicht gewohnt, sie logisch darzulegen, da das Logische für ihn in einer ganz anderen Region lag, fühlte er sich im Recht, aber unfähig, es zu beweisen, und half sich damit, daß er aggressiv wurde. Auch in Berlin erging es ihm einst so, nach der Premiere der „Versunkenen Glocke". Da hatte Kainz im dritten Akt allen Widerstand niedergemacht, zur Freude der Hauptmannianer, die freilich aber einigermaßen verlegen waren, da das neue Werk mit der Theorie des Naturalismus nicht ganz stimmte, auf die sie vereidigt waren. Doch hatte sich glücklicherweise um diese Zeit in der Nähe und im Gefolge des Naturalismus schon wieder ein neues Schlagwort gemeldet, Symbolismus, und so wurde nun unter den Freunden, die sich nach der Premiere festlich vereinten, das Werk sogleich mit deutschem Ernst symbolisch ausgedeutet. Burckhard, auf den es stark gewirkt hatte, weil ja der Nickelmann, der Waldschrat und das Rautendelein durchaus Gestalten seiner inneren Welt waren, saß dabei, ließ die Germanisten schwelgen und erst, als nun gar für eine Stelle des Stücks der Sonnenkult der alten Germanen zitiert wurde, sagte er: es ist ein Märchen! Er sagte damit: Eure Theorien kümmern mich nicht, ich halte mich in der Kunst an mein Gefühl, dieses hat zugestimmt und um nun auch meinen Verstand zu beruhigen, der sich das nicht recht erklären kann, will ich es ein Märchen nennen. Das war aber den Germanisten nicht fein genug und sie schleppten immer noch neue Symbole herbei und zu jedem sagte Burckhard wieder: es ist ein Märchen! Sie symbolisierten die ganze Nacht fort und er fuhr die ganze Nacht fort: es ist ein Märchen! Als es aber gegen Morgen kam, schlug er auf den Tisch, daß die Gläser sprangen, und schrie: „Ich erkläre hiemit, daß es entweder ein Märchen ist, oder ich pfeif drauf!" So wich er gern einer Diskussion durch eine Wendung ins Absurde aus und hatte die Lacher für sich. Es hieß dann, er werde grob, statt zu debattieren, was er offenbar nicht könne. Beobachter aber, die ihn besser kannten, wunderten sich, warum er, ein Meister der Debatte, zuweilen einen tätlichen Spaß vorzog. Sie kannten ihn eben doch noch nicht genug und wußten nicht, wie rein er Verstand und Gefühl auseinanderhielt, so sehr, daß er für sein Gefühl gar nicht den Verstand einschalten konnte und sich dann wie irgendein bloßer Gefühlsmensch, von anderen mit ihren Gründen bedrängt und bedroht, nicht anders zu helfen wußte, als indem er gewalttätig wurde. Wenn sein Gefühl schwieg, stand sein Verstand stets bereit, jedes Ja und jedes Nein auszufechten; er hätte in der Debatte um ein gleichgültiges Stück alle Germanisten geschlagen. Wenn aber sein Gefühl sprach, schwieg sein Verstand und so fand er sich dann bedroht, was ihm ganz ungewohnt war, und so schlug er drein. Zuweilen aber, wenn er sich zwang, für ein

Gefühl seinen Verstand einzusetzen, konnte man ihm ansehen, mit welcher Überwindung er es sich abzuringen hatte, vom Gefühl zum Verstand umzuschalten: er stand dann, den erhitzten Kopf vorgebeugt, mit anschwellenden Halsadern schwitzend da, und man glaubte es förmlich in ihm knacken zu hören, wenn er endlich innerlich umgewendet und der Verstand angekurbelt war.

Bei den einen Menschen herrscht das Gefühl vor, sie antworten auf jeden Reiz von außen zunächst mit einer Empfindung, die sie dann aber dem Verstande zur Ausarbeitung übergeben; bei den anderen meldet sich auf jeden Reiz von außen zunächst der Verstand, seinen Befehl wartet das Gefühl ab, nach ihm richtet es sich. Aber bei jenen wie bei diesen sind Verstand und Gefühl verbunden, die Bewegung des einen teilt sich unwillkürlich gleich dem anderen mit. Burckhard aber konnte ganz gefühllos denken, wie die seltenen Menschen, die bloß aus Verstand zu bestehen scheinen, und er konnte ganz unbedacht fühlen, wie nur irgendein Schwärmer. Er konnte bei dem schärfsten Verstande in Gefühlen schwelgen, bei der zartesten Empfindsamkeit kalt räsonieren, er schien aus zwei getrennten Menschen zu bestehen, er war doppelt und der eine Burckhard verkehrte mit dem anderen nicht. Ich hüte mich ja, die nachtwandelnden Menschen zu stören, so sprachen wir darüber nie und mir blieb lange Zeit unbekannt, ob es ihm bewußt wäre. Eines Tages aber fand er bei mir ein Bild, das mir eben von meinem Vater vererbt worden war. Er hatte es kaum erblickt, als er mich lachend fragte: „Wie kommen Sie denn zu einem Bilde meines Großvaters?" Ich antwortete: „Es ist das Bild meines Urgroßvaters, sollte ich Ihr Neffe sein?" Im Gespräch ergab sich, daß die beiden Männer, einander so merkwürdig ähnlich, weder denselben Namen, noch denselben Beruf, noch in derselben Stadt gelebt hatten. „Das beweist aber gar nichts," sagte Burckhard und malte mir aus, wie die beiden dennoch ganz gut ein und dieselbe Person gewesen sein könnten, die unter zwei Namen an zwei Orten mit zwei Frauen in zwei Familien zwei Leben gelebt, immer von Zeit zu Zeit unter irgendeinem Vorwand aus der einen Existenz wieder verschwindend, um nun wieder für eine Zeit in die andere einzutauchen, von der sie sich dann wieder in jener erholte. Auch mir machte die Vorstellung eines so ganz unbürgerlichen, abenteuerlichen, verwandelbaren Ahnen Spaß, Burckhard aber schien davon ganz bezaubert und pries den Alten, da doch kein halbwegs lebendiger Mensch mit einer einzigen Form des Daseins auskommen könne. Der Doppelgänger wuchs uns allmählich fast zu einem mythischen Wesen empor, nie kam Burckhard zu mir, ohne gleich dem Bilde seine Reverenz zu machen, ja er dachte sich nach und nach eine ganze phantastische Biographie des Alten zusammen, der man anhörte, mit welcher Leidenschaft er das Bedürfnis verstand, statt so viel als möglich von sich in der nun einmal einem Menschen vom Schicksal zugewiesenen oder vom Zu=

fall angebotenen Existenz unterzubringen und, was damit unverträglich, aus sich wegzutun, wodurch das entsteht, was wir Charakter nennen, lieber jeden der Widersprüche, aus denen ein Mensch besteht, vom anderen rein abzusondern, jeden für sich allein einzuhegen und ihn da zur eigenen Form geraten zu lassen. Wie nämlich Burckhard überhaupt ein Mann der peinlichen Ordnung war, in der er allem genau seinen Platz angewiesen hatte, ein Mann des Registrierens in Abteilungen und Fächer und Laden mit Aufschriften und Vermerken, ein rechter Pedant, dessen größter Stolz war, alles, sei es ein Buch, ein Brief oder eine Nadel, ein Zitat oder ein Stift von genau der Form, die zu brauchen er sich gerade einbildete, immer gleich auf den ersten Griff zu finden, so beschrieb er mir nun die Seele unseres sagenhaften Großvaters wie ein Prachtstück eines musterhaft aufgeräumten Schreibtisches mit Laden für jede Laune, jede Neigung und war unerschöpflich, ihm immer neue Züge anzudichten, die, in eine einzige Existenz gepreßt, einander verkümmert hätten, nun aber, da er die einen in dieser Stadt bei seiner ersten Frau, die anderen in jener an der zweiten lokalisierte, alle sich ungestört entfalten und ausstrecken konnten. Da fiel mir nun erst auf, daß ja Burckhard, freilich bloß im kleinen und ohne die Entschiedenheit unseres erlauchten Vorbilds, selber eigentlich dasselbe tat. Er hat immer mehrere Wohnungen gehabt und in jeder ein anderes Leben gelebt: da war sein Büro, in dem er amtierte, da war die Wohnung in der Frankgasse, die Behausung eines Intellektuellen mit der großen Bibliothek, dem Klavier und einer vollkommenen Köchin, da war die „Wasservilla" beim Fischer im Franz-Josephs-Land, einst das Haus eines Ruderklubs, in dem er sich eingemietet und sein Segelboot eingestellt hatte, dem damals noch unentdeckten einsamen Gänsehäufel gegenüber, wo wir im heißen Sand mit dem verwilderten, langbärtigen, nußbraunen Herrn Berndl Robinson und Freitag spielten, da war die Holzhütte im Totengebirge, wo er im Sommer zuweilen wochenlang mutterseelenallein gehaust hat, sein eigener Herr und sein eigener Knecht, ohne ein menschliches Antlitz zu sehen als das des alten Boten, der jeden Sonntag mit Proviant kam, und da war dann immer auch noch irgendein Zimmer, das in einem der großen Tiroler Hotels, Trafoi, Karersee oder Landro, für ihn bereit stand, wenn ihn plötzlich gelüstete, für acht Tage wieder aus seiner Einsamkeit aufzutauchen, um herumzuliebeln; und als er sich später entschloß, die Stadt zu verlassen, und sich auf der Franzosenschanze bei Lueg am Wolfgangsee von Josef Hofmann sein eigenes Haus erbauen ließ, überzeugt, fortan Sommer und Winter da zu verbringen, hatte er seine Wiener Wohnung kaum gekündigt, als er sich doch wieder eine in der Porzellangasse nahm, und er war unten am See kaum eingezogen, als er sich oben auf dem Berg wieder eine Holzhütte herrichten ließ und, nachdem er endlich mit der neuen Wiener Wohnung,

dem Hause auf der Schanze und der Hütte im Walde halbwegs in Ordnung war, fuhr er auf dem Rad durch Sizilien, ein gern gesehener Gast der Briganten. Aber in jeder dieser Wohnungen war ein anderer Burckhard daheim. In der Frankgasse der Burckhard, der oft vierzehn Tage das Haus und oft vierzehn Stunden den Schreibtisch nicht verließ, an irgendeine Arbeit angeschmiedet, mit Anfällen gelehrten Wahnsinns, der es nicht ertragen konnte, irgend etwas nicht zu wissen, irgend etwas auf fremde Autorität hin anzunehmen, irgend etwas nicht selbst zu prüfen und selbst zu entscheiden, der die Spezialisten haßte, der sich vermaß, das ganze Wissen seiner Zeit zu bezwingen: was irgendeiner wußte, auch zu wissen, was irgendeiner konnte, auch zu können, war er in solchen Paroxysmen gewiß. Einmal las seine alte Mutter in der Zeitung ein Burckhard-Konzert angekündigt, es gibt nämlich einen Pianisten desselben Namens, sie aber zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr Sohn sei, der frühere Direktor des Burgtheaters, jetzige Rat am Verwaltungsgerichtshof, der, mit einigen vierzig Jahren, plötzlich die Laune hätte, auf einmal im Bösendorfersaal zu konzertieren; und sie schrieb ihm besorgt, ob denn das wirklich nötig sei, bei seinem doch recht dürftigen Klavierspiel! Wir lachten darüber, aber ich lernte die Sorge der alten Frau verstehen, als ich ihn bald darauf malend fand. Er hatte sich Leinwand und Farben gekauft und fing zu malen an, weil es ihn verdroß, daß einem die Maler immer sagen: das kann ein Laie nicht beurteilen, dazu muß man Maler sein! Gut, so wollte er vierzehn Tage opfern und Maler werden. Fast unheimlich war mir oft das Dämmerische seines Triebs, alles zu wissen und alles zu können, was irgendein Mensch weiß oder kann. Gar wenn ich ihn dann wieder in der Wasservilla oder auf seiner Alm so völlig verwandelt fand, ganz entgeistet, in die Natur eingegraben, ein Stück von ihr, Flußgott oder Waldschrat. Er konnte tagelang in der Sonne liegen, im Sand oder im Boot oder im Gras, trunken von Trägheit, ausgelöscht. Oder er raste tagelang auf dem Rad, kletterte wochenlang in Felsen, gleichsam mit seiner eigenen Kraft ringend, um sie niederzuzwingen. Aber in jeder dieser Verwandlungen sah er auch anders aus: der berühmt „fesche" Wiener Burckhard mit dem „Stößer" und der Vorliebe für schneeweiße Westen, der bei Ebenstein arbeiten ließ und im Grabenfiaker fuhr, war nicht wiederzuerkennen in der gelassenen Kraft der halb bäurischen, halb heroischen Gestalt, die in der Ledernen mit nackten Knien, in den grasgrünen, zottigen Mantel gehüllt, durch den grauen Regen schritt. Aber noch mehr: Jeder dieser so verschiedenen Burckharde hatte nun auch noch seinen eigenen Kreis um sich und mit einer ängstlichen, ja zuweilen fast komischen Strenge hielt er diese Kreise getrennt: seine Wiener Freunde sollten seine Korneuburger Freunde, seine Wassergenossen sollten seine Waldgenossen nicht kennen. Er hatte zuweilen in seiner Stadtwohnung zur selben Zeit in jedem Zimmer einen anderen

Freund sitzen, aber da jeder aus einem anderen Bezirk seines Lebens war, durfte keiner dem anderen begegnen und er war aufgeregt, als wenn es eifersüchtige Frauen wären. Ließ es sich aber einmal doch nicht vermeiden, daß ein Freund aus der einen Welt bei ihm auf einen aus der anderen stieß, so fand man ihn ungeduldig, seltsam mißgelaunt, mit beiden fast unhöflich. Während die meisten Menschen sich immer in demselben, meistens nicht sehr großen Kreis bewegen, war ihm sein Leben niemals weit genug, aber diese Leidenschaft, ein ganz kompletter Mensch zu sein, vertrug sich nun schlecht mit seiner Manie, alles rein abgeteilt und jedes in einer eigenen Rubrik zu haben. Der Faust in ihm war mit einem Registrator zusammengespannt und er wollte das Chaos seiner kosmischen Stunden sorgfältig in ein Herbarium ordnen: er war ein allseitiger Mensch, aber mit dem pedantischen Sinn der einseitigen Menschen. Er konnte sich in seine Siebenfaltigkeit nur dadurch finden, daß er jeden seiner Teile in eine eigene kleine Kammer mit Stahlwänden fest verschloß. Doch wurde ihm zuweilen bang, ob alle diese so streng bewachten Türen zu den Kammern seiner inneren Welt nicht doch einmal aufspringen und alle Gefangenen ausbrechen und wirr durcheinanderflüchten könnten. Vor solcher Angst schien dann dieser ganz freie Mensch auf einmal erzwungen, dieser höchst natürliche Mensch beklommen und verstockt, dieser fest in sich ruhende Mensch auf einmal aus sich aufgeschreckt, doch immer nur so lange, bis er irgendwie wieder zum Handeln aufgefordert wurde, dann stand sein innerer Aufbau, eben noch erzitternd, gleich wieder fest. Sein Gefühl war so rein und klar wie sein Verstand, Verwirrungen oder Trübungen des Gefühls waren ihm so fremd wie des Verstandes, in Krisen geriet er nur, wenn sich, was ja ganz gegen seine Natur war, doch einmal der Verstand zu einem Seitenblick auf das Gefühl oder das Gefühl zu einer Frage an den Verstand verleiten ließ und jedes nun zu seinem Entsetzen dort drüben eine ganz unbegreiflich andere Welt gewahr ward.

Seine Sicherheit im Handeln war eine moralische. Er handelte aus sittlichen Trieben; ja sie hatten eine solche Gewalt über ihn, daß man fast hätte sagen können: er erlag sittlichen Trieben. Er konnte sich nicht erwehren, einem Menschen zu helfen, er konnte keinen leiden sehen, konnte kein Unrecht geschehen, keine Gewalt verübt sehen, ohne, ganz unwillkürlich, gleich vorzuspringen, wie man die Hand gegen einen drohenden Schlag hebt, wie man sich gegen eine Gefahr schützt, bevor man sie noch recht weiß: Leid, Unrecht, Gewalt, wem immer zugefügt, empfand er an sich selbst so stark, daß sein eigenes Leben stillstand, bis der Schmerz gestillt, das Unrecht beseitigt, die Gewalt gebrochen war. Als sein treuer Wolfshund, von einem Auto überfahren, gelähmt war, ist er wochenlang krank, ja wie von Sinnen gewesen. Eine unverdiente Kränkung oder Zurücksetzung eines wildfremden Menschen, auch eines, den er selbst nicht ausstehen konnte, ja eines, der sich gegen ihn

vergangen hatte, ließ ihn nicht schlafen. Dabei war er keineswegs, was man gutmütig nennt, er war nicht zimperlich und gar nicht sentimental. Aber daß Unrecht und Gewalt in der Welt vorhanden ist, tat ihm so weh, daß er beim bloßen Anblick toll wurde wie vor Zahnschmerzen, ja in eine Art Trunkenheit von Wut geriet. Und wie man aber, sobald der Zahn dann gezogen ist, den Schmerz so vergißt, daß man sich ihn schon am nächsten Tag kaum mehr recht vorzustellen vermag, so verschwand seine Sittlichkeit, sobald gehandelt war, und er gefiel sich dann in Beweisen, daß der Mensch lügt, der sich irgendeinen Vorzug vor anderen Raubtieren anmaßen will, daß Recht nichts ist, als was der Stärkere zu seinem Vorteile dem Schwächeren als Gesetz aufzudrängen die Macht hat, und daß die Menschen, die man die guten nennt, einfach bloß zu dumm und zu feig sind, um so schlecht zu sein wie die schlechten, die bloß mehr Verstand, mehr Kraft, mehr Mut zu sich selbst hätten. Er gab vor, jeden Menschen nur nach der Kraft zu schätzen, mit der er sich durchzusetzen, andere zu verdrängen, sich auszubreiten vermag, und hat selbst doch keinen solchen Menschen, keine solche Tat der Eigensucht jemals erblicken können, ohne daß ihm gleich alles Blut in den Kopf schoß. Mir ist in meinem Leben niemand untergekommen, der eines solchen Furors fähig war, wenn sein sittliches Gefühl beleidigt wurde, und niemand, der jedes sittliche Gebot grimmiger geleugnet hätte. Insgeheim die Güte selbst, hilfreich, opferwillig, niemals auf sich, immer nur auf andere bedacht, unfähig, unrecht zu tun oder auch nur geschehen zu lassen, entsagend, voll Zartgefühl, voll Takt, der treueste Freund, der ehrlichste Feind, reich an den höchsten und an den stillsten Tugenden im Handeln, war er im Reden ein moralischer Nihilist. Eigentlich war er, im Sittlichen, also ein umgekehrter Durchschnittsmensch.

Hermann Bahr

von Willi Handl

Das Beste an unserer heutigen Kultur ist immer noch die Sehnsucht nach einer besseren. Der innere Gehalt europäischen Lebens — und des deutschen Europa insbesondere — hat in den letzten dreißig Jahren reißend schnell und stürmisch gewechselt; nichts war von Bestand. Fast möchte ein gereiftes Bewußtsein die Erschütterung selbst als den einzig wichtigen Inhalt dieser Zeiten bewahren. Gibt es etwa eine Idee oder eine Persönlichkeit, die in all den Wirbeln stetig geblieben und dennoch an Kraft und Wesen reicher geworden wäre? Die Zeit hat keine vollgültigen Repräsentanten, weil ihr die zusammengefaßte Einheit fehlt, die sich am Wachstum eines Gedankens, einer Menschlichkeit bedeutungsvoll darstellen könnte. Unrast ist ihres Wesens stärkster Ausdruck. Aus dieser Unrast oder aus dem betonten Widerspruch gegen sie kommt derzeit noch jede Äußerung von wirklich repräsentativem Wert. Nicht der maßlose Inhalt, nur die maßlose Bewegtheit dieses Abschnittes läßt sich aus dem Leben oder dem Werke manches Heutigen erdeuten. Die Beweglichsten sind die Bedeutsamsten, gleichviel, wie stark, wie gründlich, wie weithin wirkend die Arbeit ist, an der sie schaffen.

Von diesen bedeutsam Beweglichen ist auf deutschem Gebiete — und vor allem unter den österreichischen Deutschen — kaum ein anderer so sichtbar und so reich an Wirkung wie Hermann Bahr. Die Leiden und Wege des europäischen Geistes von der Entdeckung der Moderne bis auf den heutigen Tag haben sich in der Lebendigkeit dieses Vielgewandten Zug um Zug abgespiegelt. Sein gesamtes Werk berichtet, wie eine Odyssee, von der Ausfahrt, den Stürmen, Versuchungen und Kämpfen dieses heutigen Geschlechtes, das zum Ziele, zur Heimat will. Sein Schaffen an jeder Wurzel erhellen und in jedem Zusammenhang erläutern wollen, das hieße die Entwicklung unserer Kultur in diesen letzten dreißig Jahren nacherzählen. Hermann Bahr: Wer diesen Namen bloß über ein Kapitel moderner Literaturgeschichte setzen möchte, hat seine Bedeutung schon ungebührlich reduziert. Der müßte nur von Büchern sprechen, von Stil und Technik des Schreibens; aber es gilt hier, die erstaunlichen Wandlungen eines ganzen Menschen anzuschauen, den Zug und die Macht einer vollen Lebendigkeit durchzufühlen. Wird einmal die Geschichte des erneuerten Österreich nicht nur an der Hand politischer Daten erzählt, sondern auch in Figuren von bestimmendem Ausdruck hingemalt, dann darf, im lichtesten Vordergrund, die Erscheinung dieses Mannes nicht fehlen, der mit seinem heftigsten Willen und mit seinem kühnsten Ver-

such immer dort war, wo er den Durchbruch glücklicher Neugestaltung zu erspüren glaubte. Daß er es aufschrieb, in Blättern und Büchern verkündete, in Dramen bewegte, gibt seiner Literatur diese unerhörte dokumentarische Fülle; aber daß er mit dabei war, und immer ganz dabei, im Sturm seines großen Temperamentes, streitbar, gellend und dampfend, ohne Angst und ohne Rücksicht, das ist die Tat seiner rühmlichen Bravour, und diese wird reicher an Frucht und dauernder im Leben sein, als manche Schöpfung von wissentlich geklärter Objektivität. Sein Schrifttum will nicht nur Gestaltung, sondern auch Umgestaltung. Erschautes in sinnvollen Bildern zu befestigen hat ihm kaum je genügt; seine Kraft verlangt, lebendige Wirklichkeit in Bewegung zu setzen. So läuft auch seine Kunst, leicht reizbar und immer geschäftig, in mancherlei Grenzgebiete und fremde Fernen hin, wo über diese plötzliche Gegenwart zuweilen einiges Erstaunen sein mag. Auch Feindseligkeit, Ingrimm, Haß und Hohn; es gibt in der österreichischen Gegenwart, vielleicht im ganzen jetzigen Europa, keinen Künstler, der herzlicher geschmäht, inniger verfolgt worden wäre, als Hermann Bahr. Und er hat's verdient; denn so schwärmerischer Haß, wie ihm zuteil geworden ist, kann den besten Ehren zugezählt werden, die ein Wirkender erleben mag. Das deutet auf die schreienden Schmerzen der innerlich Vergifteten, auf die Zuckungen der Geknebelten, die wehrlos um sich beißen; auf den Trotz von Kräftigen auch, die am Glanz und Lärm dieser Erscheinung nicht wortlos vorbei können; und auf den Schreck enttäuschter Liebe endlich, die hinter dem allzu unbeständigen Ziel den Atem verloren hat. In jedem Falle deutet es auf ein Format, das nicht übersehen werden kann; auf einen Kerl von ungewöhnlicher Natur.

Dieses Wesens innerster Kern ist Kraft. Das Wort sei hier zunächst in seinem derbsten Sinn verstanden. Kraft des physischen Lebens, Kraft von Bauern, Kraft von Riesen; gesunde Knochen, unverderbliche Säfte und Organe von ausdauerndem Gehorsam. Die bestimmende Bedeutung solcher Gaben für die geistige und moralische Konstitution eines Künstlers ist offenbar. Die wahre Arbeit jedes Schaffenden ist doch im Grunde: mit dem Leben zu jeder Zeit fertig werden; sich nicht von ihm überkommen lassen. Die Bedingung hierfür ist aber: es aushalten. Wer in den bösen Wirbeln nicht aufrecht bleibt, auch die gefährlichste Welle noch um die Höhe seines Kopfes überragend, der mag wohl einmal (und wieder einmal) den schaurig schönen Schrei seiner Angst hervorbringen, aber nie das machtvolle Werk des Bildners, das für sich selber da ist und seine eigene Welt bedeutet. Darum haben sich manche, zur Schonung ihrer schwächeren Naturen, aus den Wirbeln fortgeflüchtet und stillere Winkel des Lebens aufgesucht, wo es ruhig und bekannt um sie zugeht. Das sind die Feinen, die, wenn mans genau nimmt, ihre ganze Entwicklung lang für dasselbe

Werk nur immer andere, immer subtilere und immer interessantere Formen erfinden. Sie wachsen als Künstler, indem ihr Menschliches schmächtiger wird. Wer aber das Brausen eines stärkeren Blutes in sich spürt, den hält es nicht in solcher ökonomischen Umfriedung. Wohin immer er sich verschlagen sehen mag, es treibt ihn wieder und wieder, in die gefährlichen Mittelpunkte der lebendigen Gegenwart versucherisch vorzudringen. Er wächst innerlich, indem er sich nach außen hin verbreitet; künstlerisch wertbar ist ihm nur, was er auch menschlich vollbracht oder wenigstens angegriffen hat. Er braucht Riesenkräfte, soll er nicht selbst unversehens verbraucht sein. Kräfte physischen Widerstandes ganz einfach; weil die Vielfältigkeit und das Tempo seines Lebens auch eine eminent physische Leistung darstellen. Die erhöhte Vitalität solcher Menschen bewirkt, daß auch der Aufwand für ihre künstlerischen Taten irgendwie direkt vom Körper aus bestritten wird. Ihre Arbeit ist oft nur eine notwendige Weiterung des Erlebens über die Grenzen des Wirklichen hinaus, das im Augenblick nicht mehr genügen konnte: die Abenteuer ereignishungriger Nerven, persönlichste Dokumente. Ein solches Schaffen in Explosionen kann freilich nur von einem starken Körper auf die Dauer ertragen werden.

Aus solchen robusten Bauernkräften ist nun das Wesen Hermann Bahrs zum größten Teile aufgebaut und genährt. Er selber weiß es gut, hat des öfteren von seiner Abstammung erzählt und dabei nie vergessen, die ländliche Vorfahrenschaft aus Schlesien und aus Oberösterreich mit besonderem Behagen herauszustreichen. Es ist gar nicht notwendig, dieser Genealogie ins einzelne nachzugehen; an die unausweichliche Schicksalsmacht urväterlich ererbter Gaben glaubt man oder glaubt man nicht. Ich glaube daran. Historische und psychologische Daten (die immer umzufälschen oder umzudeuten sind) können da nichts erweisen und nichts entkräften. Auf das Gefühl kommt es an. Woher die bestimmenden Gaben dieses Einzelnen entsprungen sein könnten, mag hier ohne Beleg bleiben; festzustellen ist, von welcher Art und Wirkung sie sind. Daß sich auf ihrem Grunde urwüchsig wehrhafte Stärke findet, läßt sich deutlich genug verspüren. Nicht nur an der verblüffenden Gewalt, mit der sich dieses Leben nun schon ein Menschenalter lang in Weltteilen und in Gesellschaftsgruppen, in Versuchungen des Geistes und der Sinne, in Überzeugungen und in Ekstasen blitzschnell und unaufhaltsam herumgeworfen hat; nicht nur an der festgefügten Zähigkeit, die das alles ertragen, wiederholen, bis ins Unwahrscheinliche steigern konnte. Sondern auch an dem hellen Raufertrotz, mit dem sich diese Kräfte immer wieder in Front gerichtet haben, hierhin, dorthin, wo eben der Feind, dem es gerade gelten sollte, unter den Menschen, Ideen, Einrichtungen zu erspähen war. Die Feinde

wechseln; und es ist sehr bezeichnend, daß er selbst zumeist sie aufgespürt und herausgefordert hat. Er rauft, mit wem er eben raufen will. Aber er hat sich kaum je einen Gegner aufzwingen lassen; gerade die ganz Verbissenen, die immer belfernd hinter ihm her waren und es so furchtbar gerne erlebt hätten, daß er sich einmal umdreht und hinhaut, — gerade die hat er achtlos von seinen Stiefeln weggeschüttelt. Höchstens daß er einmal einen, dessen Verleumdungen zu unerträglich stanken, beim Kragen packte und den Gerichten übergab. Die persönliche Balgerei mit diesen grinsenden kleinen Geschicklichkeiten steht seinen vollen Kräften nicht an. Er geht lieber gegen Aufrechte los, die eben seiner Sache im Wege sind; breitbrüstig und frohlockend kommt sein Zorn daher. Er ist als Angreifer gewiß nicht immer gerecht gewesen und nicht immer sachlich geblieben. Aber seine Feindschaft hat immer einen heißen Willen und ein Ziel außerhalb ihrer selbst gehabt; auch in ihren brutalsten Äußerungen war noch Herz. Mit dem tückischen Sadismus der sogenannten Pamphletisten hat seine polemische Art nicht das mindeste gemein. Sie kommt aus der Fülle des Blutes, nicht aus der Unruhe zerknitterter Nerven. Sie ist ein Dokument überschießender Kraft.

Das zeigt sich am schönsten darin, daß es diese Kraft manchmal anwandelt, mit sich selbst anzubinden. Dann geschieht es, daß er sich wie einen ungebärdigen Gegner behandelt, den man der rechten Ordnung und Harmonie zuliebe in seine gebührenden Formen bringen muß. Die Werke seiner Jugend sind von solchem unbewußten Kampf mit dem Zuviel des eigenen Temperamentes durchschüttert. In den meisten spürt man, wie diese losbrechende Gewalt für Augenblicke schon die Schauer ihrer eigenen Ziellosigkeit erlebt und dann am liebsten in sich selbst hineinwütet, um den gefräßigen Schmerz nur recht an der Wurzel zu fassen. Das macht die Wildheit dieser ersten Bücher so erschütternd wahr und so tragisch. Sie sind Auseinandersetzungen mit der eigenen chaotischen Lebenskraft, die, eben ihrer selbst bewußt, sich in die Sehnsucht nach harmonischer Lebensfülle zwingt. Es ist der Kampf um die kultiviertere Form der eigenen Persönlichkeit, die sich aus der Unschuld ihrer Triebe gegen jede Form erst noch erbittert wehrt. Der großlinige und phantastische Stil dieses Kampfes gibt ein Zeugnis davon, mit welcher Macht und in welchen Tiefen er geführt worden ist. Er ist für die ganze Moderne typisch; und ist nirgends so naiv und so wissentlich zugleich in künstlerische Gestaltung umgegossen, wie in diesen wilden Erstlingen von Hermann Bahr. Weil eben andere vor allem das Ziel geliebt haben, er aber vor allem den Kampf; weil er im Aufruhr und Widerstreit seiner Kräfte sein Leben am eindringlichsten fühlt.

Das lockt ihn auch später noch oft. Nur daß dieser Kampf der Instinkte

mehr unter die Direktion des Bewußtseins kommt. Sein Gegenstand ist nicht mehr der chaotische Andrang von Reizungen, Eindrücken, Vorstellungen, der nach Sinn und Einheit strebt, sondern eine geistig geordnete Welt, die die Einfügung der Persönlichkeit will. Das Problem des Überstarken, der einmal inne wird, daß das Leben immer noch stärker ist, gestaltet und wandelt sich gern in seinem späteren Schaffen. Und es ist sehr bezeichnend, daß ihm diese Meister, die sich vom Schicksal meistern lassen, so oft auch als physisch Mächtige erscheinen, als auserlesene Rassemenschen mit gesunden Knochen, unverderblichen Säften und Organen von ausdauerndem Gehorsam. Instinktiv gibt er seinen Repräsentanten der tragischen Hybris so gerne den bäuerisch-athletischen Einschlag; es beweist, daß diese Note seinem Lebensgefühl, seinem Gefühl von sich selbst wesentlich ist. Er kann sie in der Darstellung seiner inneren Kämpfe nicht übergehen. Die ungebärdige Kraft, die früher nur als heftigster Antrieb im Chaos blinder Dränge wirkte, wird jetzt auch seinem Bewußtsein sichtbar, wird Objekt unter den Objekten seines Schaffens. In ihrer doppelten Rolle, formend und Form empfangend, spielt sie nun mit sich selbst, spiegelt sich mannigfaltig in ihrer eigenen Bewußtheit.

Auch außerhalb der Kunst. Denn es ist ihre Lust, nicht im Umriß dichterischer Gestalten gefangen zu sein, sondern sich immer wieder, immer anders, immer kecker zu erproben, sich mit den eigenen Augen immer tätig und siegreich zu sehen. Ruhig auf sich zu beharren und die Früchte ihrer Gaben von selbst ausreifen zu lassen ist dieser Kraft nicht zugeteilt. Um zu wirken muß sie sich selber spüren; um sich zu spüren muß sie beweglich sein. Sie ist fest im Wesen dieses Mannes eingewurzelt und verläßt ihn nie; aber wenn sie sich zeigt, dann will sie rasch und vielfach um sich greifen. Diese leicht reizbare Beweglichkeit — das Temperament, wie man es zu nennen pflegt — gibt seiner Stärke Schwung, Geschmeidigkeit und Schlagkraft. Das führt ihn und verlockt ihn; das erzeugt die Spannungen und Explosionen, die sein Werk und sein ganzes Dasein so auffallend und wechselvoll gestalten. Ja, oft drängt sich dieses Temperament in seiner Unbändigkeit noch vor die ursprüngliche Kraft, überschreit sie und möchte sie verleugnen. Dann kann es aussehen, als sei Bahrs Wesen überhaupt nur aus lauter Sprunghaftigkeit und jäher Hitze zusammengesetzt und habe keinen anderen Trieb, als unaufhaltsam von Form zu Form überzuquellen. In solchen Jahren und nach solchen Leistungen entstand das Urteil, er sei in der wahren Natur seines Geblüts mehr den Romanen (oder den Juden) verwandt als den Deutschen.

Er selbst aber sagt einmal: „Ich hasse den Kelten in mir", und scheint also wesentliche Züge seiner Persönlichkeit aus irgendwelcher keltischen Beimischung herzuleiten. Auch für diese läßt sich ja kaum ein genealogischer

Beweis erbringen; und wäre er erbracht, so könnte er im besten Falle von allgemeiner rassenpsychologischer Bedeutung sein. Hier aber handelt es sich um ein einziges Individuum. Keltische Vorfahrenschaft ist bei allen Deutschen aus dem inneren und dem westlichen Österreich wahrscheinlich. Wenn die besondere Begabung, vorhandene Kulturformen zu ergreifen und analytisch zu überwinden, wenn kühner Witz, der sich in pathetischen oder ironischen Pointen gefällt, als die bezeichnenden Merkmale keltischen Geistes angesehen werden, dann ist bei Hermann Bahr die Wahrscheinlichkeit einer solchen Abstammung wohl begründet. Er hat von je die festgefügten klaren Formen geliebt, die sich aus lebendiger Tradition entfalten; das machte ihn ja zum heißen Verehrer und Verkünder aller französischen Kunst. Noch mehr aber liebte er es, diese Formen kritisch abzutasten, ihren Bestand, ihre Herkunft, ihre Übergänge eindringlich aufzuklären. So hat sich ihm ein formales Gewissen von allergrößter Empfindlichkeit entwickelt. Was sicherlich auch einen bedeutenden Anteil daran hat, daß er in Formen, die seinem rasch und energisch arbeitenden Verstand nichts mehr zu sagen haben, auch nicht länger verweilen mag; ob es nun Formen literarischer, politisch-sozialer oder allgemein kultureller Tätigkeit sind. Er wirft sie leicht hinter sich, sobald sie seinem Kopf keine Arbeit, seinem Angriff keinen Widerstand mehr bieten können; und hat sich auch manchesmal gar nicht darum gekümmert, ob der Inhalt ausgeschöpft war oder nicht. Ergreifen, verstehen, vernutzen, weitergeben: das ging eine Zeitlang so überraschend und unaufhaltsam, daß böse und stumpfe Augen in dieser Kette eiliger „Überwindungen" ein Anzeichen innerer Haltlosigkeit und Leere erkennen wollten. Sie sahen eben nur die vehemente Bewegung, nicht aber die spendende Kraft. Und diese hat schließlich doch nach jeder solchen Überwindung ein fruchtbares Ergebnis für sich und die anderen festzuhalten vermocht. Denn sie hat sich vom Temperament nie zu Schanden hetzen, vom Witz nie ganz übertölpeln lassen. Im Gegenteil; sie hat gebändigt und korrigiert, ehe es zu spät war. Ihre ernste Gewichtigkeit hat doch verhindert, daß der Hang zur geistreichen Pose — der sich ja aus den keltischen Ursprüngen herschreibt — in eitel Donquichotterie und Klopffechterei ausarte. Daher hat sein Witz den starken Hintergrund und die schlagende Sicherheit. Aus den formalen Einwirkungen des keltisch behenden Witzes auf die germanisch ruhige Kraft stammt seine unermüdliche Geschmeidigkeit; stammt seine frohe Grazie, die lebhaft, mitteilsam, in nie erschöpfter Geberlaune zwischen den Menschen und den Dingen umläuft. Sie ist sich immer ihrer selbst bewußt; denn sie zieht wohl ihre Säfte und den Kern ihres Wesens aus den schweigsamen Tiefen dieser menschlichen Natur; aber ihre Äußerung und ihre Richtung ist jedesmal ein Geschenk der unruhigen, helläugigen, formkundigen Intelligenz. So liebt sie es auch, von sich selbst zu wissen, sich selbst in ihrer Leistung zu ehren, sich lebhaft und vielfach auszu-

drücken, im wählerischen Gebrauch ihrer Mittel sich selber zu betonen: sich darzustellen.

Bewußte Handhabung und Darstellung persönlicher Qualitäten: Schauspielerei. Hier wurzelt, was damals so oft als die komödiantische und theaterhafte Art Hermann Bahrs verschrien worden ist. Von hier aus sieht man, daß dies niemals seine innerste Natur gewesen ist, sondern sozusagen nur eine zeitweilige Methode, von ihr Gebrauch zu machen. Wie ja alle Schauspielerei nicht in der Fähigkeit unbegrenzter Verstellung beruht, sondern in dem Vermögen, seiner inneren und äußeren Natur soweit Herr zu werden, daß sie — innerhalb ihrer Grenzen — hergeben mag, was der darstellerische Zweck eben braucht. Und da unser Leben zu jeder Stunde vom Zweck beherrscht ist, und da wir den Ausdruck unseres Wesens instinktiv oder routiniert auf den Zweck einzustellen gedrängt sind, so ist die Schauspielerei ein wesentliches Ingrediens unseres gesellschaftlichen und unseres privaten Daseins. Schauspielerei, nicht als heuchlerische Verstellung, sondern als Kultur des Ausdruckes. In diesem Sinne und nicht anders ist auch das schauspielerische Wesen an Hermann Bahr zu verstehen. Ein fortwährendes Ergreifen, Bewältigen, Auflösen lebendiger Formen. Es sind Wandlungen in der Art und Richtung des Ausdruckes, nicht so sehr im Wesen selbst. Da aber sein Wesen vor allem von einer ungewöhnlichen Kraft bestimmt ist, so muß auch sein Ausdruck zumeist von besonderer Vehemenz und Auffälligkeit sein. Ja, wie diese Kraft sich ihrer Eigenheit bewußt wird, verlangt sie geradezu nach einer starken und sinnlich einprägsamen Selbstdarstellung. Weshalb sich jedes Problem, das Bahr ergreift und bearbeitet, gleich auch als ein Problem der Form anzeigt.

In ungefähr gleicher Potenz stehen die drei Grundmächte seines Wirkens gegeneinander: die elementare Kraft seiner Natur als der stetig zuströmende Urstoff des Geschaffenen; der instinktive Bewegungstrieb dieser Kraft — das Temperament — als der schöpferische Erreger; und über den beiden noch die Bewußtheit, als Verpflichtung zur Form, als das schöpferische Gewissen. Sein scharfer und wacher Geist zeigt ihm wie ein Spiegel mitten unter den Dingen dieser Welt auch jene Kraft und jenes Temperament in dem perspektivischen Verhältnis, das seine augenblickliche Stellung zu sich selber eben angibt. Daher die starke immer spürbare Subjektivität seiner Leistung. Er muß unmittelbarer als andere in all seiner Schöpfung sich selber darstellen, weil mit seinen besten Gaben immer auch dieses Wissen um sich selbst zu besonderer Helligkeit erweckt wird. So muß die gestaltende Kraft, indem sie tätig um sich greift, immer auch eine Spur, einen Widerschein der eigenen Persönlichkeit ergreifen; so muß das behende Temperament, wo es vordringt, immer auch irgendwie auf sich selber stoßen.

Deshalb ist sein Leben der wichtigste Teil seiner Schöpfung geworden, und seine Persönlichkeit in ihren ausdrücklichsten Formen von ihm erarbeitet. Er ist — in seinen lebhaften Zeiten zumal — ein nie beruhigter Experimentator mit seinen eigenen menschlichen Werten. Weil er aber die Formen seines Wesens in bedeutendem Wechsel selber auswählt und ihren Zwecken bestimmt, so mag er sich oft auch als den Allgegenwärtigen und stets Bereiten sehen. Ein starker Wille, nirgends zu fehlen und nie zu versagen, wo immer in seinem Bereich Hilfe oder Weisung nottun könnte, treibt aus dem Experimentator den Agitator hervor. Leidenschaftliche Hingabe verstärkt oft den sachlich gestaltenden Ausdruck zum werbenden Ruf. Kaum hat er eine Möglichkeit des Miterlebens in irgendeiner Erscheinung aufgespürt, so macht er auch schon diese ganze Erscheinung zu seiner persönlichen Sache; wie er sich selbst in ihr entdeckt hat, entdeckt er sie nun seiner Mitwelt. Die Lust an der eigenen starken Mannigfaltigkeit macht ihn so zum Verkünder fremder Kräfte und Werte; denn jede Schönheit, die er von außen her erfassen mag, hat vorher schon seinem inneren Reichtum zugehört. Und die „Manie des Entdeckens", die man ihm eine Zeitlang vorgeworfen hat, ist vielleicht nichts als die Fähigkeit, sich selbst immer wieder und immer von einer neuen Seite her aufzufinden.

So ist er der große Unruhige im Bereich der österreichischen Kultur. Da gibt es kein Gebiet von öffentlicher Wichtigkeit, auf dem er nicht bebedeutende Mitwirkung versucht hätte. Aber wo seine Kraft allein stand und für alle schaffen konnte, dort fühlte sich auch sein Temperament am freiesten und wohlsten, dort schlug seine Flamme um so schöner empor. Vor allen anderen und gegen tausend andere hat er am Ausgang des letzten Jahrhunderts den Bestand eines neuen Wuchses in den österreichischen Künsten festgestellt. Hat ohne Scheu vor Irrtum und Übertreibung auf alles, was da empor wollte, mit starker Gebärde hingewiesen; lieber um eins zuviel getan, als daß er sich Blindheit oder Vernachlässigung hätte vorwerfen wollen. Er mußte eben mit dem Einsatz seiner Persönlichkeit arbeiten; denn um diese hat es sich im Grunde gehandelt. Eine Kraft war da, der das schöpferische Spiel mit inneren Gesichten noch lange nicht genügte: ein Temperament, das sich in ruhiger Sachgestaltung allein nicht ausleben konnte; und ein Verstand, der diesem blinden Willen zur Tat immer wieder den Weg einer Notwendigkeit wies. Zeigte sich etwa, daß er diese Notwendigkeit nicht an ihrer sachlichen Bedeutung, sondern an seiner eigenen Tatfreude gemessen und also überwertet hatte, wie billig war dann das Grinsen derjenigen, die niemals irren können, weil sie sich nie versuchen! Und wie dumm war es! Denn das, was sie für vertane Mühe und verlorenes Wagnis hielten, war doch immer ein Gewinn an persönlicher Form. Nicht alles,

was dieser Verkünder uns in die Zukunft vorausgezaubert hat, ist Wirklichkeit geworden; aber immer hatte es unmittelbare Wahrheit in seinem, in unserem Gefühl und hatte lebendigen Wert als Äußerung eines gestaltenden Willens. Dieser Mut zum Irrtum — zur Übertreibung, wenn man es schon so nennen will — war nie etwas anderes, als der Mut zum vollen Ausdruck der augenblicklichen Wesensform. Der Drang, sein Erlebnis auszuleben und auszugestalten, nach dem unverkümmerten Maß aller Entzückungen und Gereiztheiten: nur diese höhere Verpflichtung zur letzten subjektiven Wahrheit hat ihn in jene Irrtümer hineingeführt.

Indessen, wie viel Echtes ist bei seinen vulkanischen Umformungen auch gefördert und für die Dauer befestigt worden! Leichter ist es freilich, von den fruchtlosen Wagnissen zu reden, von den allzuvergänglichen Ekstasen, von den Verkündungen, die nicht bestätigt worden sind. Das ist sein eigenstes Eigentum geblieben; und der hämische Ingrimm flacher Köpfe hat schon dafür gesorgt, daß es ihm nicht vergessen werde. Aber was er den Künsten und der Kultur an unverlierbaren Gaben zugebracht hat, das ist, von der Kraft seiner Subjektivität einmal ins Weite hinausgeschleudert, nun längst in den regelmäßigen Kreislauf unserer geistigen Güter einbezogen; die Marken des persönlichen Verdienstes sind davon abgewischt. Was aber kein Grund sein muß, dieses Verdienst zu verkennen oder zu verkleinern. Wer das Herz hat sich zu erinnern, der weiß von der Größe dieses Verdienstes; und wer sonst davon überzeugt sein will, dem finden sich in Büchern und Schriften kräftige Beweise. Die verblüffenden Feststellungen zunächst, in denen diese geschwinde Intelligenz den Geschmack und die Sehnsucht unserer Zeit um Jahrzehnte vorausgewittert hat. Wie viele der Namen, Richtungen, Ziele, die heute gelten, sind in seinen frühen kritischen Versuchen genannt und vorgezeichnet, noch lange, lange, ehe sie auf den Tafeln der gemeinen europäischen Bildung zu lesen waren! Es ist klar, daß der kritisch wägende Verstand allein die Höhe solcher Ausblicke nicht erreicht. Dazu gehört eine Vehemenz der Einfühlung, die sich kaum mehr von völliger Selbstverwandlung unterscheiden mag. Fast jeder neue geistige Fund bedingt so auch eine neue seelische Form — oder ist von ihr bedingt. Was ist Früher und Später in der Unlöslichkeit solcher innerer Zusammenhänge? Das Problem der persönlichen Entwicklung wird fast jedesmal auch zu einem Problem des künstlerischen Stiles. So kommt es, daß sich seine individuellen Lebenskämpfe häufig unter dem Anschein sprachlicher Experimente äußern. Diese Kühnheiten des Wortes sind aber aus den Tiefen starker Gefühle emporgesprungen, sind von dem Zwang befohlen, mit dem verwirrenden Neuwuchs ringsum und im Innern fertig zu werden. Das gab ihnen so viel weiterwirkende Fruchtbarkeit. Es ist sicher, daß die literarische Sprache, die das heutige deutsche Österreich spricht — wenn man etwa von einiger

Bauernrauheit absieht —, zu einem großen Teil von Hermann Bahr gebildet, aus deutschem Klassizismus und französischer Moderne extrahiert und zu neuem, eigenem Wesen umgeschmolzen worden ist. Er hat diese Prosa empfindlich und beweglich gemacht, hat sie an allen Gelenken massiert, ihre Glieder frisch geschmeidigt, und ihren ganzen Bau durch die verwegene Zufuhr von mancherlei fremden Giften so sehr gereizt, daß die Blutwärme darin für lange Zeit bedeutend erhöht ist. Er hat Worte aufgebrochen und neu ineinander wachsen lassen; Regeln der Zierlichkeit und der Wucht nicht etwa theoretisch diktiert, sondern in wirksamen Beispielen aufgestellt. Und hat endlich, zur rechten Zeit wiederum, diese kräftige Reizbarkeit der Sprache in eine schöne Ruhe gebändigt, die unter dem Gesetz eines strengeren bildnerischen Gewissens jenen nervösen Reichtum des Ausdruckes in Formen von Gewicht und knapper Festigkeit noch aufbewahrt. Immer aber war seine sprachliche Gestaltung so anregend und überzeugend, daß sie sich — in zahllosen individuellen Abwandlungen — durch einen beträchtlichen Teil des heutigen deutschen Schrifttums fruchtbar verbreitet hat. Bis weit hinaus, wo persönliche Grundlagen und schriftstellerische Absichten schon keinen entfernten Vergleich mit Bahr mehr gestatten, sind für denjenigen, der seine stilschaffende Macht kennt und anerkennt, die Spuren seiner Wortkunst und seiner Wortkühnheit erkennbar. Sein Anteil am Werden der modernen deutschen Prosa ist ungeheuer.

Und sein Anteil an dem, was diese Prosa auszudrücken hat, nicht minder. Wie weit könnte denn der Einfluß eines sprachlichen Stils reichen, wenn er, allzu eitel in sich selbst verliebt, die Kräfte nur auf das eigene Wesen und Werden gerichtet hätte! Hier aber hat fast immer ein Wille zur Sache das Wort gebildet. Es ist nicht gesagt, daß diese Sache jedesmal so groß, so wichtig, so ernst, so rein war, wie er sie uns zeigen mochte; aber daran ist kein Zweifel, daß er sie jedesmal so gesehen hat. Man vergesse nicht, daß eine im Grunde so derbe Kraft, von einem so heißen Temperament gelenkt, gar nicht imstande wäre, seine augenblickliche innere Wahrheit hinter ein fremdes Gesicht zu stecken und also der Welt zu irgendeinem listigen Zweck Maskeraden vorzumachen. Wenn es wahr ist, daß er in Momenten geistiger Überhast oder Überspannung zum Spieler wurde, dann war er gewiß auch der naivste und von seinem Part überzeugteste Spieler. Seine Narrheit — wenn sie je existiert hat — ist eine durchaus shakespearische gewesen: reizbare Klugheit, die verzweifelt um sich schlägt. Er hat es in jenen närrischen Jahren nie geleugnet, daß es ihm oft nur darum zu tun war, den Bourgeois zu bluffen; hat aber für jeden, der aufmerksam mitfühlen mag, auch nie verhehlen können, wie bitter notwendig für seine und für die allgemeine Sache ihm dieser Bluff erschien. Die ungeduldige Verwegenheit solcher Paraden hatte ihre innere Rechtfertigung in dem Drang, für eine im Übermaß empfundene Notwendigkeit Übermäßiges zu tun.

Man hat den traurigen Unsinn begangen, aus diesen Gewaltsamkeiten und launischen Ausbrüchen seinen „Charakter" konstruieren zu wollen. Als ob die gradlinige Verbindung äußerster Endpunkte auch nur den flüchtigen Umriß irgendeiner Wesenheit ergeben könnte. Im Gegenteil: die Kraft, die nach so verschiedenen Richtungen hin so Extremes hervortreiben mochte, hat damit nur ihre Stetigkeit und lebendige Energie bewiesen, das Temperament, das sich bis dorthinaus wagte, sein unverbrauchbares Feuer; und der Geist, der dem Überdrang der beiden die Ziele suchte, und etwa in die Irre geriet, war nur ihr unvollkommener Diener, nicht aber ihr listig launischer Herr. Er konnte die menschliche Echtheit des Gefühls und des Geblüts wohl einmal verlocken, aber nie verfälschen. Ihre Reizbarkeit wäre nur dann als Schwäche zu deuten, wenn sie sich von den blitzenden Einfällen dieses Verstandes jemals hätten dauernd hypnotisieren lassen: so aber blieben sie immer frei, immer sprungbereit, immer gesund. Aus jeder heftigen Reaktion auf den geistigen Anreiz gewannen sie nur die Möglichkeit, zu erneuter Umformung frisch und gelenkig zu bleiben. Und ein faustischer Wille, die ganze Welt in sich zu fassen und aus sich zu gestalten, wächst aus dieser unverderblichen Kraft, die sich in jeder neuen Prüfung aufs neue bestätigt sieht.

Endlich muß, mit der Notwendigkeit eines eingeborenen Gesetzes, der Irrtum abfallen; der oft enttäuschte Geist tritt in Selbsterkenntnis hinter die untrügliche Natur zurück. Nun beginnt das Leben nach innen zu reifen; die Stunde überfließt nicht mehr, aber das Jahr wird voller und schwerer; Beschwichtigung kehrt ein. Was vordem wilder Drang zu geistiger Allherrschaft war, ist jetzt heitere Lust an gesichertem seelischem Besitz geworden. Den Verführungen des spiegelnden Verstandes, sich an die ganze Welt auszuteilen, widersteht nun der mächtigere Wille, für sich zu sein und in der eignen Kraft zu ruhen. Da wächst das eroberte Stückwerk von selbst zur lebendigen Einheit zusammen. Da wird das bildnerische Gewissen mächtig und erkennt, daß die Form nur dauern kann, wenn ihre Elemente aus den festen Beständen des eigenen Wesens genommen sind. Das Gefühl, dem die Wohltat der Begrenzung heller und heller aufgeht, drängt zu gesammelter Sicherheit und zwingt das widerspenstige Temperament unter sich. Und im Glück dieser Reife streben alle menschlichen, geistigen, künstlerischen Gaben des Mannes dem einen Ziele zu, das für den Überschauenden einzig noch Würde und Wert hat: Der Befestigung der eigenen Persönlichkeit.

Nicht etwa in Kargheit und Starre. Die lebendige Fülle verringert sich nicht an Gehalt und kaum an Beweglichkeit. Nur daß Rhythmus und Sinn der Bewegung nach einer großen unverlierbaren Einheit streben. Die kostbaren Güter der Erfahrung, des Könnens, der Lebensherrschaft, die in den Jahren stürmischer Besitzergreifung aufgestapelt worden sind, ordnen sich nun nach den Plänen einer stilleren Weisheit; als hätte diese, hinter den Kämpfen

des Willens und des Verstandes unerschütterlich ruhend, von Anfang her alles überschaut und vorbereitet. Nun vollendet sich das beste und klarste Werk, das einer freien Persönlichkeit gelingen kann, das Kunstwerk des eigenen Lebens. Da offenbart sich wieder die große und gesunde Kraft, die in Beharrlichkeit walten will, als der gesegnete Grund alles Gedeihens. Sie hält und hegt, was aus den Tiefen seines Lebens zu eigener Form will, gibt die Säfte und Salze für den organischen Bau, läßt es selbständig weiter wachsen. Der Geist, gewitzigt und dienstbereit, hat nur mehr die Lichter aufzustecken, die den Sinn dieser Lebensschöpfung von außen her bis in den Mittelpunkt erhellen. Und das Temperament, quellend fruchtbar aus seiner vulkanischen Vergangenheit, gibt die stetige Wärme für dieses Wachstum her. Die ganz germanische Sehnsucht, innerhalb der weit aufgetanen Persönlichkeit das All zu umfassen, hat auch den keltischen Witz, die romanischen Fieber des eigenen Wesens in sich geschlungen und wohltätig gelöst. Alle diese Subjektivität hat sich nun auf ihren höheren Zweck besonnen: nicht mehr gebärdeneifrig sich auszusagen, sondern sachgetreu sich zu gestalten, also: im künstlerischen Sinne objektiv zu sein. Die ursprüngliche Kraft, nach jauchzenden und leidvollen Irrfahrten nun wieder bei sich selbst, hat in den langen Läuterungen erkannt, was Herrschaft und was Freiheit ist. Es gibt nur eine Herrschaft, und das ist: Von seinen Gaben wissen, und sie nach den Maßen, die im Gefühl begründet sind, freudig gebrauchen. Es gibt nur eine Freiheit, und das ist: Sein ausgereiftes Wesen in Formen von lauterster persönlicher Wahrheit darbringen. Weltkundige Weisheit, künstlerische Gewalt und die Vollendung der Persönlicheit finden sich auf einem letzten Gipfel der Entwicklung und wachsen unlöslich in eins.

Nach mancherlei Umwegen, tollkühnen Sprüngen, jähen Abstürzen, durch Zaubergärten und durch Wildnisse; nach den Entzückungen, Ermattungen, Todesschauern und aufstachelnden Ängsten, in denen auch die Seele von Europa gezittert hat und noch immer zittert. So exponiert sich in der Entwicklung dieses Mannes gleich auch die Entwicklung der ganzen Epoche zu einem starken und bedeutsamen Teil. Seine Geschichte ist die Geschichte der westeuropäischen Seele in ihrem Übergange aus dem neunzehnten ins zwanzigste Jahrhundert: Aus einer Zeit des psychologisch-analytischen Experimentes in eine Epoche bestimmteren Wollens, die zu den großen religiösen und politischen Synthesen hinüberführen soll.

Der Zyklon

Erzählung von Hermann Hesse

Es war in der Mitte der neunziger Jahre und ich tat damals Volontärdienst in einer kleinen Fabrik meiner Vaterstadt, die ich noch im selben Jahre für immer verließ. Zufällig ist die Zeit jenes Spätsommers und Frühherbstes in meinem Gedächtnis noch frisch und sichtbar geblieben. Darum will ich einiges davon aufschreiben, denn ich komme in das Alter, wo man die Vergangenheit liebhaben lernt und wo die Gegenwart mit müderen und gleichgültigeren Schritten geht.

Ich war etwa achtzehn Jahre alt und wußte nichts davon, wie schön meine Jugend sei, obwohl ich sie täglich genoß und um mich her fühlte wie der Vogel die Luft. Wenn er einmal Schrot im Flügel hat, lernt er sie schätzen. Ältere Leute, die sich der Jahrgänge im einzelnen nimmer besinnen mögen, brauche ich nur erinnern, daß in dem Jahre, von dem ich erzähle, unsere Gegend von einem Zyklon oder Wettersturm heimgesucht wurde, dessengleichen in unserem Lande weder vorher noch später gesehen worden ist. In jenem Jahre ist es gewesen.

Ich hatte mir vor zwei oder drei Tagen einen Stahlmeißel in die linke Hand gehauen. Sie hatte ein Loch und war geschwollen, ich mußte sie verbunden tragen und durfte nicht in die Werkstatt gehen. Die unvermuteten Ferien gefielen mir wohl; das Knabenalter bestand damals noch fast unzerstört in meiner Seele, obwohl es nahe am Verblühen war und mir bald darauf plötzlich aus den Händen schwand.

Es ist mir erinnerlich, daß jenen ganzen Spätsommer hindurch unser enges Tal in einer unerhörten Schwüle lag und daß zuweilen tagelang ein Gewitter dem andern folgte. Es war eine heiße Unruhe in der Natur gewesen, von welcher ich freilich nur dumpf und unbewußt berührt wurde und deren ich mich doch noch in Kleinigkeiten entsinne. Abends zum Beispiel, wenn ich zum Angeln ging, fand ich von der wetterschwülen Luft die Fische seltsam aufgeregt, sie drängten unordentlich durcheinander, schlugen häufig aus dem lauen Wasser empor und gingen blindlings an die Angel. Nun war es endlich ein wenig kühler und stiller geworden, die Gewitter kamen seltener und in der Morgenfrühe roch es schon ein wenig herbstlich.

Eines Morgens verließ ich unser Haus und ging meinem Vergnügen nach, ein Buch und ein Stück Brot in der Tasche. Wie ich es in der Bubenzeit gewohnt gewesen war, lief ich zuerst hinters Haus in den Garten, der noch im Schatten lag. Die Tannen, die mein Vater gepflanzt und die ich selber noch ganz jung und stangendünn gekannt hatte, standen hoch und stämmig, unter ihnen lagen hellbraune Nadelhaufen und es wollte dort seit Jahren nichts mehr wachsen als Immergrün. Daneben aber in einer langen,

schmalen Rabatte standen die Blumenstauden meiner Mutter, die leuchteten reich und fröhlich und es wurden von ihnen auf jeden Sonntag große Sträuße gepflückt. Da war ein Gewächs mit zinnoberroten Bündeln kleiner Blüten, das hieß brennende Liebe, und eine zarte Staude trug an dünnen Stengeln hängend viele herzförmige rot und weiße Blumen, die nannte man Frauenherzen, und ein anderer Strauch hieß die stinkende Hoffart. Nahebei standen hochstielige Astern, welche aber noch nicht zur Blüte gekommen waren, und dazwischen kroch am Boden mit weichen Stacheln die fette Hauswurz und der drollige Portulak, und dieses lange schmale Beet war unser Liebling und unser Traumgarten, weil da so vielerlei seltsame Blumen beieinander standen, welche uns merkwürdiger und lieber waren als alle Rosen in den beiden runden Beeten. Wenn hier die Sonne schien und auf der Efeumauer glänzte, dann hatte jede Staude ihre ganz eigene Art und Schönheit, die Gladiolen prahlten fett mit grellen Farben, der Heliotrop stand grau und wie verzaubert in seinen schmerzlichen Duft versunken, der Fuchsschwanz hing ergeben welkend herab, die Akeley aber stellten sich auf die Zehen und läuteten mit ihren vierfältigen Sommerglocken. An den Goldruten und im blauen Phlox schwärmten laut die Bienen und über dem dicken Efeu rannten kleine braune Spinnen heftig hin und wieder; über den Levkoien zitterten in der Luft jene raschen, launisch schwirrenden Schmetterlinge mit dicken Leibern und gläsernen Flügeln, die man Schwärmer oder Taubenschwänze heißt.

In meinem Feiertagsbehagen ging ich von einer Blume zur andern, roch da und dort an einer duftenden Dolde oder tat mit vorsichtigem Finger einen Blütenkelch auf, um hinein zu schauen und die geheimnisvollen bleichfarbenen Abgründe und die stille Ordnung von Adern und Stempeln, von weichhaarigen Fäden und kristallenen Rinnen zu betrachten. Dazwischen studierte ich den wolkigen Morgenhimmel, wo ein sonderbar verwirrtes Durcheinander von streifigen Dunstfäden und wollig flockigen Wölkchen herrschte. Mir schien, es werde gewiß heute wieder einmal ein Gewitter geben, und ich nahm mir vor, am Nachmittag ein paar Stunden zu angeln. Eifrig wälzte ich, in der Hoffnung, Regenwürmer zu finden, ein paar Tuffsteine aus der Wegeinfassung beiseite, aber es krochen nur Scharen von grauen, trockenen Mauerasseln hervor und flüchteten verstört nach allen Seiten.

Ich besann mich, was nun zu unternehmen sei, und es wollte mir nicht sogleich etwas einfallen. Vor einem Jahre, als ich zum letztenmal Ferien gehabt hatte, da war ich noch ganz ein Knabe gewesen. Was ich damals am liebsten getrieben hatte, mit Haselnußbogen ins Ziel schießen, Drachen steigen lassen und die Mauslöcher auf den Feldern mit Schießpulver sprengen, das hatte alles den damaligen Reiz und Schimmer nicht mehr, als sei ein Teil meiner Seele müde geworden und antworte nimmer auf die Stimmen, die ihr einst lieb waren und lauter Freude brachten.

Verwundert und in einer stillen Beklemmung blickte ich in dem wohlbekannten Bezirk meiner Knabenfreuden umher. Der kleine Garten, die blumengeschmückte Altane und der feuchte sonnenlose Hof mit seinem moosgrünen Pflaster sahen mich an und hatten ein anderes Gesicht als früher, und sogar die Blumen hatten etwas von ihrem unerschöpflichen Zauber eingebüßt. Schlicht und langweilig stand in der Gartenecke das alte Wasserfaß mit der Leitungsröhre; da hatte ich früher zu meines Vaters Pein halbe Tage lang das Wasser laufen lassen und hölzerne Mühlräder eingespannt, ich hatte auf dem Wege Dämme gebaut und Kanäle und mächtige Überschwemmungen veranstaltet. Das verwitterte Wasserfaß war mir ein treuer Liebling und Zeitvertreiber gewesen, und indem ich es ansah, zuckte sogar ein Nachhall jener Kinderwonne in mir auf, allein sie schmeckte traurig, und das Faß war kein Quell, kein Strom und kein Niagara mehr.

Nachdenklich kletterte ich über den Zaun, eine blaue Windenblüte streifte mir das Gesicht, ich riß sie ab und steckte sie in den Mund. Ich war nun entschlossen, einen Spaziergang zu machen und vom Berg herunter auf unsre Stadt zu sehen. Spazierengehen war auch so ein halbfrohes Unternehmen, das mir in früheren Zeiten niemals in den Sinn gekommen wäre. Ein Knabe geht nicht spazieren. Er geht in den Wald als Räuber, als Ritter oder Indianer, er geht an den Fluß als Flößer und Fischer oder Mühlenbauer, er läuft in die Wiesen zur Schmetterlings- und Eidechsenjagd. Und so erschien mir mein Spaziergang als das würdige und etwas langweilige Tun eines Erwachsenen, der nicht recht weiß, was er mit sich anzufangen hat.

Meine blaue Winde war bald welk und weggeworfen und ich nagte jetzt an einem Buchsbaumzweig, den ich mir abgerissen hatte, er schmeckte bitter und gewürzig. Beim Bahndamm, wo der hohe Ginster stand, lief mir eine grüne Eidechse vor den Füßen weg, da wachte doch das Knabentum wieder in mir auf und ich ruhte nicht und lief und schlich und lauerte, bis ich das ängstliche Tier sonnenwarm in meinen Händen hielt. Ich sah ihm in die blanken kleinen Edelsteinaugen und fühlte mit einem Nachhall ehemaliger Jagdseligkeit den geschmeidig kräftigen Leib und die harten Beine zwischen meinen Fingern sich wehren und stemmen. Dann aber war die Lust erschöpft und ich wußte nimmer, was ich mit dem gefangenen Tier beginnen sollte. Es war nichts damit, es war kein Glück mehr dabei. Ich bückte mich nieder und öffnete meine Hand, die Eidechse hielt verwundert einen Augenblick mit heftig atmenden Flanken still und verschwand eifrig im Grase. Ein Zug fuhr auf den glänzenden Eisenschienen daher und an mir vorbei, ich sah ihm nach und fühlte einen Augenblick ganz klar, daß mir hier keine wahre Lust mehr blühen könne, und wünschte inbrünstig, mit diesem Zuge fort und in die Welt zu fahren.

Ich hielt Umschau, ob nicht der Bahnwärter in der Nähe sei, und da

nichts zu sehen noch zu hören war, sprang ich schnell über die Geleise und kletterte jenseits an den hohen roten Sandsteinfelsen empor, in welchen da und dort noch die geschwärzten Sprenglöcher vom Bahnbau her zu sehen waren. Der Durchschlupf nach oben war mir bekannt, ich hielt mich an den zähen, schon verblühten Ginsterbesen fest. In dem roten Gestein atmete eine trockene Sonnenwärme, der heiße Sand rieselte mir beim Klettern in die Ärmel und wenn ich über mich sah, stand über der senkrechten Steinwand erstaunlich nah und fest der warme leuchtende Himmel. Und plötzlich war ich oben, ich konnte mich an dem Steinrande aufstemmen, die Knie nachziehen, mich an einem dünnen, dornigen Akazienstämmchen festhalten, und war nun auf einem verlorenen, steil ansteigenden Graslande.

Diese stille kleine Wildnis, unter welcher in steiler Verkürzung die Eisenbahnzüge wegfuhren, war mir früher ein lieber Aufenthalt gewesen. Außer dem zähen, verwilderten Grase, das nicht gemäht werden konnte, wuchsen hier kleine, feindornige Rosensträucher und ein paar vom Winde ausgesäte, kümmerliche Akazienbäumchen, durch deren dünne, transparente Blätter die Sonne schien. Auf dieser Grasinsel, die auch von oben her durch ein rotes Felsenband abgeschnitten war, hatte ich einst als Robinson gehaust, der einsame Landstrich gehörte niemandem, als wer den Mut und die Abenteuerlaune hatte, ihn durch senkrechtes Klettern zu erobern. Hier hatte ich als Zwölfjähriger mit dem Meißel meinen Namen in den Stein gehauen, hier hatte ich einst die Rosa von Tannenburg gelesen und ein kindliches Drama gedichtet, das vom tapferen Häuptling eines untergehenden Indianerstammes handelte.

Das sonnverbrannte Gras hing in bleichen, weißlichen Strähnen an der steilen Halde, das durchglühte Ginsterlaub roch stark und bitter in der windstillen Wärme. Ich streckte mich in die trockene Dürre, sah die feinen Akazienblätter in ihrer peinlich zierlichen Anordnung grell durchsonnt in dem satten blauen Himmel ruhen und dachte nach. Es schien mir die rechte Stunde zu sein, um mein Leben und meine Zukunft vor mir auszubreiten.

Doch vermochte ich nichts Neues zu entdecken. Ich sah nur die merkwürdige Verarmung, die mich von allen Seiten bedrohte, das unheimliche Erblassen und Hinwelken erprobter Freuden und liebgewordener Gedanken. Für das, was ich widerwillig hatte hingeben müssen, für die ganze verlorene Knabenseligkeit war mein Beruf mir kein Ersatz, ich liebte ihn wenig und bin ihm auch nicht lange treu geblieben. Er war für mich nichts als ein Weg in die Welt hinaus, wo ohne Zweifel irgendwo neue Befriedigungen zu finden wären. Welcher Art konnten diese sein?

Man konnte die Welt sehen und Geld verdienen, man brauchte Vater und Mutter nimmer zu fragen, ehe man etwas tat und unternahm, man konnte Sonntags Kegel schieben und Bier trinken. Dieses alles aber, sah ich wohl, waren nur Nebensachen und keineswegs der Sinn des neuen Lebens,

das mich erwartete. Der eigentliche Sinn lag anderswo, tiefer, schöner, geheimnisvoller, und er hing, so fühlte ich, mit den Mädchen und mit der Liebe zusammen. Da mußte eine tiefe Lust und Befriedigung verborgen sein, sonst wäre das Opfer der herrlichen Knabenfreuden ohne Sinn gewesen.

Von der Liebe wußte ich wohl, ich hatte manches Liebespaar gesehen und wunderbar berauschende Liebesdichtungen gelesen. Ich hatte mich auch selber schon mehrere Male verliebt und in Träumen etwas von der Süßigkeit empfunden, um die ein Mann sein Leben einsetzt und die der Sinn seines Tuns und Strebens ist. Ich hatte Schulkameraden, die schon jetzt mit Mädchen gingen, und ich hatte in der Werkstatt Kollegen, die von den sonntäglichen Tanzböden und von nächtlich erstiegenen Kammerfenstern ohne Scheu zu erzählen wußten. Mir selbst indessen war die Liebe noch ein verschlossener Garten, vor dessen Pforte ich in schüchterner Sehnsucht wartete.

Erst in der letzten Woche, kurz vor meinem Unfall mit dem Meißel, war der erste klare Ruf an mich ergangen, und seitdem war ich in diesem unruhig nachdenklichen Zustande eines Abschiednehmenden, seitdem war mein bisheriges Leben mir zur Vergangenheit und war der Sinn der Zukunft mir deutlich geworden. Unser zweiter Lehrbube hatte mich eines Abends beiseite genommen und mir auf dem Heimwege berichtet, er wisse mir eine schöne Liebste, sie habe noch keinen Schatz gehabt und wolle keinen andern als mich, und sie habe einen seidenen Geldbeutel gestrickt, den wolle sie mir schenken. Ihren Namen wollte er nicht sagen, ich werde ihn schon selber erraten können. Als ich dann drängte und fragte und schließlich geringschätzig tat, blieb er stehen — wir waren eben auf dem Mühlensteg überm Wasser — und sagte leise: „Sie geht gerade hinter uns.“ Verlegen drehte ich mich um, halb hoffend und halb fürchtend, es sei doch alles nur ein dummer Scherz. Da kam hinter uns die Brückenstufen herauf ein junges Mädchen aus der Baumwollspinnerei gegangen, die Bertha Vögtlin, die ich vom Konfirmandenunterricht her noch kannte. Sie blieb stehen, sah mich an und lächelte und wurde langsam rot, bis ihr ganzes Gesicht in Flammen stand. Ich lief schnell weiter und nach Hause.

Seither hatte sie mich zweimal aufgesucht, einmal in der Spinnerei, wo wir Arbeit hatten, und einmal abends beim Heimgehen, doch hatte sie nur Grüßgott gesagt und dann: „Auch schon Feierabend?“ Das bedeutet, daß man ein Gespräch anzuknüpfen willens ist; ich hatte aber nur genickt und Ja gesagt und war verlegen fortgegangen.

An dieser Geschichte hingen nun meine Gedanken fest und fanden sich nicht zurecht. Ein hübsches Mädchen liebzuhaben, davon hatte ich schon oft mit tiefem Verlangen geträumt. Da war nun eine, hübsch und blond und etwas größer als ich, die wollte von mir geküßt sein und in meinen Armen ruhen. Sie war groß und kräftig gewachsen, sie war weiß und rot und hübsch von Gesicht, an ihrem weißen Nacken spielte schattiges Haargekräusel

und ihr Blick war voll Erwartung und Liebe. Aber ich hatte nie an sie gedacht, ich war nie in sie verliebt gewesen, ich war ihr nie in zärtlichen Träumen nachgegangen und hatte nie mit Zittern ihren Namen in mein Kissen geflüstert. Ich durfte sie, wenn ich wollte, liebkosen und zu eigen haben, aber ich konnte sie nicht verehren und nicht vor ihr knien und anbeten. Was sollte daraus werden? Was sollte ich tun?

Unmutig stand ich von meinem Graslager auf. Ach, es war eine üble Zeit. Wollte Gott, mein Fabrikjahr wäre schon morgen um und ich könnte wegreisen, weit von hier, und neu anfangen und das alles vergessen!

Um nur etwas zu tun und mich leben zu fühlen, beschloß ich vollends auf den Berg zu steigen, so mühsam es von hier aus war. Da droben war man hoch über dem Städtchen und konnte in die Ferne sehen. Im Sturm lief ich die Halde hinan bis zum oberen Felsen, klemmte mich zwischen den Steinen empor und zwang mich auf das hohe Gelände, wo der unwirtliche Berg in Gesträuch und lockeren Felstrümmern verlief. In Schweiß und Atemklemme kam ich hinan und atmete befreiter im schwachen Luftzug der sonnigen Höhe. Verblühende Rosen hingen locker an den Ranken und ließen müde blasse Blätter sinken, wenn ich vorüber streifte. Grüne kleine Brombeeren wuchsen überall und hatten nur an der Sonnseite den ersten schwachen Schimmer von metallischem Braun. Distelfalter flogen ruhig in der stillen Wärme einher und zogen Farbenblitze durch die Luft, auf einer bläulich überhauchten Schafgarbendolde saßen zahllose rot und schwarz gefleckte Käfer, eine sonderbare lautlose Versammlung, und bewegten automatenhaft ihre langen, hageren Beine. Vom Himmel waren längst alle Wolken verschwunden, er stand in reinem Blau, von den schwarzen Tannenspitzen der nahen Waldberge scharf durchschnitten.

Auf dem obersten Felsen, wo wir als Schulknaben stets unsere Herbstfeuer angezündet hatten, hielt ich an und wendete mich um. Da sah ich tief im halbschattigen Tale den Fluß aufglänzen und die weißschaumigen Mühlenwehre blitzen, und eng in die Tiefe gebettet unsre alte Stadt mit braunen Dächern, über denen still und steil der blaue mittägliche Herdrauch in die Lüfte stieg. Da stand meines Vaters Haus, und die alte Brücke, da stand unsere Werkstatt, in der ich klein und rot das Schmiedefeuer glimmen sah, und weiter flußab die Spinnerei, auf deren flachem Dache Gras wuchs und hinter deren blanken Scheiben mit vielen anderen auch die Bertha Vögtlin ihrer Arbeit nachging. Ach die! Ich wollte nichts von ihr wissen.

Die Vaterstadt sah wohlbekannt in der alten Vertrautheit zu mir herauf mit allen Gärten, Spielplätzen und Winkeln, die goldenen Zahlen der Kirchenuhr glänzten listig in der Sonne auf und im schattigen Mühlkanal standen Häuser und Bäume klar in kühler Schwärze gespiegelt. Nur ich selber war anders geworden, und nur an mir lag es, daß zwischen mir und diesem Bilde

ein gespenstischer Schleier der Entfremdung hing. In diesem kleinen Bezirk von Mauern, Fluß und Wald lag mein Leben nicht mehr sicher und zufrieden eingeschlossen, es hing wohl noch mit starken Fäden an diese Stätten geknüpft, war aber nicht mehr eingewachsen und umfriedet, sondern schlug überall mit Wogen der Sehnsucht über die engen Grenzen ins Weite. Indem ich mit einer eigentümlichen Trauer hinuntersah, stiegen alle meine geheimen Lebenshoffnungen feierlich in meinem Gemüte auf, Worte meines Vaters und Worte der verehrten Dichter zusammen mit meinen eigenen heimlichen Gelübden, und es schien mir eine ernsthafte, doch köstliche Sache, ein Mann zu werden und mein eigenes Schicksal bewußt in Händen zu halten. Und alsbald fiel dieser Gedanke wie ein Licht in die Zweifel, die mich wegen der Angelegenheit mit Bertha Vögtlin bedrängten. Mochte sie hübsch sein und mich gern haben; es war nicht meine Sache, das Glück so fertig und unerworben mir von Mädchenhänden schenken zu lassen.

Es war nicht mehr lange bis Mittag. Die Lust am Klettern war mir verflogen, nachdenklich stieg ich den Fußweg nach der Stadt hinab, unter der kleinen Eisenbahnbrücke durch, wo ich in früheren Jahren jeden Sommer in den dichten Brennesseln die dunkeln pelzigen Raupen der Pfauenaugen erbeutet hatte, und an der Friedhofmauer vorbei, vor deren Pforte ein moosiger Nußbaum dichten Schatten streute. Das Tor stand offen und ich hörte von drinnen den Brunnen plätschern. Gleich nebenan lag der Spiel- und Festplatz der Stadt, wo beim Maienfest und am Sedanstag gegessen und getrunken, geredet und getanzt wurde. Jetzt lag er still und vergessen im Schatten der uralten, mächtigen Kastanien, mit grellen Sonnenflecken auf dem rötlichen Sande.

Hier unten im Tal, auf der sonnigen Straße den Fluß entlang, brannte eine erbarmungslose Mittagshitze, hier standen, auf der Flußseite den grell bestrahlten Häusern gegenüber, die spärlichen Eschen und Ahorne dünnlaubig und schon spätsommerlich angegilbt. Wie es meine Gewohnheit war, ging ich auf der Wasserseite und schaute nach den Fischen aus. Im glashellen Flusse wedelte mit langen, wallenden Bewegungen das dichte bärtige Seegras, dazwischen in dunklen, mir genau bekannten Lücken stand da und dort vereinzelt ein dicker Fisch träge und regungslos, die Schnauze gegen die Strömung gerichtet, und obenhin jagten zuweilen in kleinen dunkeln Schwärmen die jungen Weißfische hin. Ich sah, daß es gut gewesen war, diesen Morgen nicht zum Angeln zu gehen, aber die Luft und das Wasser und die Art, wie zwischen zwei großen runden Steinen eine dunkle alte Barbe ausruhend im klaren Wasser stand, sagte mir verheißungsvoll, es werde heut am Nachmittage wahrscheinlich etwas zu fangen sein. Ich merkte es mir und ging weiter, und atmete tief auf, als ich von der blendenden Straße durch die Einfahrt in den kellerkühlen, dunklen Flur unseres Hauses trat.

„Ich glaube, wir werden heute wieder ein Gewitter haben," sagte bei Tische mein Vater, der ein zartes Wettergefühl besaß. Ich wandte ein, daß kein Wölkchen am Himmel und kein Hauch von Westwind zu spüren sei, aber er lächelte und sagte: „Fühlst du nicht, wie die Luft gespannt ist? Wir werden sehen."

Es war allerdings schwül genug und der Abwasserkanal roch heftig wie bei Föhnbeginn. Ich spürte von dem Klettern und von der eingeatmeten Hitze nachträglich eine Müdigkeit und setzte mich gegen den Garten auf die Veranda. Mit schwacher Aufmerksamkeit und oft von leichtem Schlummer unterbrochen las ich in der Geschichte des Generals Gordon, des Helden von Chartum, und immer mehr schien es nun auch mir, es müsse bald ein Gewitter kommen. Der Himmel stand nach wie vor im reinsten Blau, aber die Luft wurde immer bedrückender, als lägen durchglühte Wolkenschichten vor der Sonne, die doch klar in ihrer Höhe stand. Um zwei Uhr ging ich in das Haus zurück und begann mein Angelzeug zu rüsten. Am liebsten hätte ich heute vom Bischofwege aus mit der Rute auf Barben geangelt, aber da mußte ich mitten in der grellen Sonne und gegen die Blendung stehen, auch hatte ich keinen lebendigen Köder. So entschied ich mich für den unteren Mühlsteg, wo ich im Schatten stehen und mit Fleisch oder Käse auf Rotaugen und Nasen fischen konnte. Während ich meine Schnüre und Haken untersuchte, fühlte ich die zarte, innige Erregung der Jagd voraus und empfand mit Dankbarkeit, daß doch dieses eine, tiefe, leidenschaftliche Vergnügen mir geblieben sei. Heute sind viele Jahre hingegangen, in denen ich keine Angelschnur mehr zwischen den Fingern gefühlt habe, aber noch immer besuchen mich zuweilen Träume, in denen ich mit der alten tiefen, straff gespannten Lust am heimatlichen Flusse mit der Angel stehe, und noch immer würde ich, wenn ich das Zauberwort wüßte, von den Leidenschaften und Beglückungen der versunkenen Jugendzeit vor allen andern diese eine mir zurückwünschen.

Die sonderbar schwüle, gepreßte Stille jenes Nachmittags ist mir unvergeßlich geblieben. Ich trug meinen Fischeimer flußabwärts bis zum unteren Steg, der schon zur Hälfte im Schatten der hohen Häuser lag. Von der nahen Spinnerei hörte man das gleichmäßige, einschläfernde Surren der Maschinen, einem Bienenfluge ähnlich, und von der Obermühle her schnarrte jede Minute das böse, schartige Kreischen der neuen Kreissäge. Sonst war es ganz still, die Handwerker hatten sich in den Schatten der Werkstätten zurückgezogen und kein Mensch zeigte sich auf der Gasse. Auf der Mühlinsel watete ein kleiner Bub nackt zwischen den nassen Steinen umher. Vor der Werkstatt des Wagnermeisters lehnten rohe Holzdielen an der Wand und dufteten in der Sonne überstark, der trockene Geruch kam bis zu mir herüber und war durch den satten, etwas fischigen Wasserduft hindurch deutlich zu spüren.

Die Fische hatten das ungewöhnliche Wetter auch bemerkt und verhielten sich launisch. Ein paar Rotaugen gingen in der ersten Viertelstunde an die Angel, ein schwerer breiter Kerl mit schönen roten Bauchflossen riß mir die Schnur ab, als ich ihn schon beinah in Händen hatte. Gleich darauf kam eine Unruhe in die Tiere, die Rotaugen gingen tief in den Schlamm und sahen keinen Köder mehr an, oben aber wurden Schwärme von jungem, jährigem Fischzeug sichtbar und zogen in immer neuen Scharen wie auf einer Flucht flußaufwärts. Alles deutete darauf, daß anderes Wetter im Anzug sei, aber die Luft stand still wie Glas und der Himmel war ohne Trübung.

Mir schien, es müsse irgendein schlechtes Abwasser die Fische vertrieben haben, und da ich noch nicht nachzugeben gesonnen war, besann ich mich auf einen neuen Standort und suchte den Kanal der Spinnerei auf. Kaum hatte ich dort einen Platz bei dem Schuppen gefunden und meine Sachen ausgepackt, so tauchte an einem Treppenfenster der Fabrik die Berta auf, schaute herüber und winkte mir. Ich tat aber, als sähe ich es nicht, und bückte mich über meine Angel.

Das Wasser strömte dunkel in dem gemauerten Kanal, ich sah meine Gestalt darin mit wellig zitternden Umrissen gespiegelt, sitzend, der Kopf zwischen den Fußsohlen. Das Mädchen, das noch drüben am Fenster stand, rief meinen Namen herüber, ich starrte aber regungslos ins Wasser und wendete den Kopf nicht um.

Mit dem Angeln war es nichts, auch hier trieben sich die Fische hastig wie in eiligen Geschäften umher. Von der bedrückenden Wärme ermüdet blieb ich auf dem Mäuerlein sitzen, nichts mehr von diesem Tag erwartend, und wünschte, es möchte schon Abend sein. Hinter mir summte in den Sälen der Spinnerei das ewige Maschinengetöne, der Kanal rieb sich leise rauschend an den grün bemoosten, feuchten Mauern. Ich war voll schläfriger Gleichgültigkeit und blieb nur sitzen, weil ich zu träge war, meine Schnur schon wieder aufzuwickeln.

Aus dieser faulen Dämmerung erwachte ich, vielleicht nach einer halben Stunde, plötzlich mit einem Gefühl von Sorge und tiefem Unbehagen. Ein unruhiger Windzug drehte sich gepreßt und widerwillig um sich selber, die Luft war dick und schmeckte fad, ein paar Schwalben flogen erschreckt dicht über dem Wasser hinweg. Mir war schwindlig und ich meinte, vielleicht einen Sonnenstich zu haben, das Wasser schien stärker zu riechen und mir begann ein übles Gefühl, wie vom Magen her, den Kopf einzunehmen und den Schweiß zu treiben. Ich zog die Angelschnur heraus, um meine Hände an den Wassertropfen zu erfrischen, und begann mein Zeug zusammenzupacken.

Als ich aufstand, sah ich auf dem Platz vor der Spinnerei den Staub in kleinen spielenden Wölkchen wirbeln, plötzlich stieg er hoch und in eine

einzige Wolke zusammen, hoch oben in den erregten Lüften flohen Vögel wie gepeitscht davon, und gleich darauf sah ich talherabwärts die Luft weiß werden wie in einem dicken Schneesturm. Der Wind, sonderbar kühl geworden, sprang wie ein Feind auf mich herab, riß die Fischleine aus dem Wasser, nahm meine Mütze mit und schlug mich wie mit Fäusten ins Gesicht.

Die weiße Luft, die eben noch wie eine Schneewand über fernen Dächern gestanden hatte, war plötzlich um mich her, kalt und schmerzhaft, das Kanalwasser spritzte hoch auf wie unter schnellen Mühlradschlägen, die Angelschnur war fort und um mich her tobte schnaubend und vernichtend eine weiße brüllende Wildnis, Schläge trafen mir Kopf und Hände, Erde spritzte an mir empor, Sand und Holzstücke wirbelten in der Luft.

Alles war mir unverständlich; ich fühlte nur, daß etwas Furchtbares geschehe und daß Gefahr sei. Mit einem Satz war ich beim Schuppen und drinnen, blind vor Überraschung und Schrecken. Ich hielt mich an einem eisernen Träger fest und stand betäubte Sekunden atemlos in Schwindel und animalischer Angst, bis ich zu begreifen begann. Ein Sturm, wie ich ihn nie gesehen oder für möglich gehalten hatte, riß teuflisch vorüber, in der Höhe klang ein banges oder wildes Sausen, auf das flache Dach über mir und auf den Erdboden vor dem Eingang stürzte weiß in dicken Haufen ein grober Hagel, dicke Eiskörner rollten zu mir herein. Der Lärm von Hagel und Wind war furchtbar, der Kanal schäumte gepeitscht und stieg in unruhigen Wogen an den Mauern auf und nieder.

Ich sah, alles in einer Minute, Bretter, Dachschindeln und Baumzweige durch die Luft dahingerissen, fallende Steine und Mörtelstücke, alsbald von der Masse der darüber geschleuderten Hagelschloßen bedeckt; ich hörte wie unter raschen Hammerschlägen Ziegel brechen und stürzen, Glas zersplittern, zerbeulte Dachrinnen stürzen.

Jetzt kam ein Mensch daher gelaufen, von der Fabrik her quer über den eisbedeckten Hof, mit flatternden Kleidern schräg wider den Sturm gelegt. Kämpfend taumelte die Gestalt näher, mir entgegen, mitten aus der scheußlich durcheinander gewühlten Sintflut. Sie trat in den Schuppen, lief auf mich zu, ein stilles fremdbekanntes Gesicht mit großen liebevollen Augen schwebte mit schmerzlichem Lächeln dicht vor meinem Blick, ein stiller warmer Mund suchte meinen Mund und küßte mich lang in atemloser Unersättlichkeit, Hände umschlangen meinen Hals und blondes feuchtes Haar preßte sich an meine Wangen, und während ringsum der Hagelsturm die Welt erschütterte, überfiel ein stummer, banger Liebessturm mich tiefer und schrecklicher.

Wir saßen auf einem Bretterstoß, ohne Worte eng umschlungen, ich streichelte scheu und verwundert Bertas Haar und drückte meine Lippen auf ihren starken, vollen Mund, ihre Wärme umschloß mich süß und schmerzlich. Ich tat die Augen zu und sie drückte meinen Kopf an ihre

klopfende Brust, in ihren Schoß, und strich mit leisen, irren Händen über mein Gesicht und Haar.

Da ich die Augen aufschlug, von einem Sturz in Schwindelfinsternis erwachend, stand ihr ernstes, kräftiges Gesicht in trauriger Schönheit über mir und ihre Augen sahen mich verloren an. Von ihrer hellen Stirne lief, unter den verwirrten Haaren hervor, ein schmaler Streifen hellroten Blutes über das ganze Gesicht und bis in den Hals hinab.

„Was ist? Was ist denn geschehen?" rief ich angstvoll.

Sie sah mir tiefer in die Augen und lächelte schwach.

„Ich glaube, die Welt geht unter," sagte sie leise, und der dröhnende Wetterlärm verschlang ihre Worte.

„Du blutest," sagte ich.

„Das ist vom Hagel. Laß nur! Hast du Angst?"

„Nein. Aber du?"

„Ich habe keine Angst. Ach du, jetzt fällt die ganze Stadt zusammen. Hast du mich denn gar nicht lieb, du?"

Ich schwieg und schaute gebannt in ihre großen, klaren Augen, die waren voll betrübter Liebe, und während sie sich über meine senkten und während ihr Mund so schwer und zehrend auf meinem lag, sah ich unverwandt in ihre ernsten Augen, und am linken Auge vorbei lief über die weiße, frische Haut das dünne hellrote Blut. Und indessen meine Sinne trunken taumelten, strebte mein Herz davon und wehrte sich mit Verzweiflung dagegen, so im Sturm und wider seinen Willen weggenommen zu werden. Ich richtete mich auf und sie las in meinem Blick, daß ich Mitleid mit ihr habe.

Da bog sie sich zurück und sah mich wie zürnend an, und da ich ihr in einer Bewegung von Bedauern und Sorge die Hand hinstreckte, nahm sie die Hand mit ihren beiden, senkte ihr Gesicht darein, sank kniend nieder und begann zu weinen, und ihre Tränen liefen warm über meine zuckende Hand. Verlegen schaute ich zu ihr nieder, ihr Kopf lag schluchzend über meiner Hand, auf ihrem Nacken spielte schattig ein weicher Haarflaum. Wenn das nun eine andere wäre, dachte ich heftig, eine, die ich wirklich liebte und der ich meine Seele hingeben könnte, wie wollte ich in diesem süßen Flaum mit liebenden Fingern wühlen und diesen weißen Nacken küssen! Aber mein Blut war stiller geworden und ich litt Qualen der Scham darüber, diese da zu meinen Füßen knien zu sehen, welcher ich nicht gewillt war, meine Jugend und meinen Stolz hinzugeben.

Dieses alles, das ich durchlebte wie ein verzaubertes Jahr und das mir heute noch mit hundert kleinen Regungen und Gebärden wie ein großer Zeitraum im Gedächtnis steht, hat in der Wirklichkeit nur wenige Minuten gedauert. Eine Helligkeit brach unvermutet herein, Stücke blauen Him-

mels schienen feucht in versöhnlicher Unschuld hervor, und plötzlich, messerscharf abgeschnitten, fiel das Sturmgetöse in sich zusammen und eine erstaunliche, unglaubhafte Stille umgab uns.

Wie aus einer phantastischen Traumhöhle trat ich aus dem Schuppen hervor an den wiedergekehrten Tag, verwundert, daß ich noch lebe. Der öde Hof sah übel aus, die Erde zerwühlt und wie von Pferden zertreten, überall Haufen von großen eisigen Schloßen, mein Angelzeug war fort und auch der Fischeimer verschwunden. Die Fabrik war voll Menschengetöse, ich sah durch hundert zerschlagene Scheiben in die wogenden Säle, aus allen Türen drängten Menschen hervor. Der Boden lag voll von Glasscherben und zerborstenen Ziegelsteinen, eine lange blecherne Dachrinne war losgerissen und hing schräg und verbogen über das halbe Haus herab.

Nun vergaß ich alles, was eben noch gewesen war, und fühlte nichts als eine wilde, ängstliche Neugierde, zu sehen, was eigentlich passiert wäre und wieviel Schlimmes das Wetter angerichtet habe. Alle die zerschlagenen Fenster und Dachziegel der Fabrik sahen im ersten Augenblick recht wüst und trostlos aus, aber schließlich war doch das alles nicht gar so gräßlich und stand nicht recht im Verhältnis zum furchtbaren Eindruck, den der Zyklon mir gemacht hatte. Ich atmete auf, befreit und halb auch wunderlich enttäuscht und ernüchtert: die Häuser standen wie zuvor und zu beiden Seiten des Tales waren auch die Berge noch da. Nein, die Welt war nicht untergegangen.

Indessen, als ich den Fabrikhof verließ und über die Brücke in die erste Gasse kam, gewann das Unheil doch wieder ein schlimmeres Ansehen. Das Sträßlein lag voll von Scherben und zerbrochenen Fensterladen, zwei Schornsteine waren herabgestürzt und hatten Stücke der Dächer mitgerissen, Menschen standen vor allen Türen, bestürzt und klagend, alles wie ich es auf Bildern belagerter und eroberter Städte gesehen hatte. Steingeröll und Baumäste versperrten den Weg, Fensterlöcher starrten überall hinter Splittern und Scherben, Gartenzäune lagen am Boden oder hingen klappernd über Mauern herab. Kinder wurden vermißt und gesucht, Menschen sollten auf den Feldern vom Hagel erschlagen worden sein. Man zeigte Hagelstücke herum, groß wie Talerstücke, und noch größere.

Noch war ich zu erregt, um nach Hause zu gehen und den Schaden im eigenen Hause und Garten zu betrachten; auch fiel mir nicht ein, daß man mich vermissen könnte, es war mir ja nichts geschehen. Ich beschloß, noch einen Gang ins Freie zu tun, statt weiter durch diese Scherben zu stolpern, und mein Lieblingsort kam mir verlockend in den Sinn, der alte Festplatz neben dem Friedhof, in dessen Schatten ich alle großen Feste meiner Knabenjahre gefeiert hatte. Verwundert stellte ich fest, daß ich erst vor vier, fünf Stunden auf dem Heimweg von den Felsen dort vorübergegangen sei; es schienen mir lange Zeiten seither vergangen.

Und so ging ich die Gasse zurück und über die untere Brücke, sah unterwegs durch eine Gartenlücke unseren roten sandsteinernen Kirchturm wohlerhalten stehen und fand auch die Turnhalle nur wenig beschädigt. Weiter drüben stand einsam ein altes Wirtshaus, dessen Dach ich von weitem erkannte. Es stand wie sonst, sah aber doch sonderbar verändert aus, ich wußte nicht gleich warum. Erst als ich mir Mühe gab, mich genau zu besinnen, fiel mir ein, daß vor dem Wirtshause immer zwei hohe Pappeln gestanden waren. Diese Pappeln waren nicht mehr da. Ein uralt vertrauter Anblick war zerstört, eine liebe Stelle geschändet.

Da stieg mir eine böse Ahnung auf, es möchte noch mehr und noch Edleres verdorben sein. Mit einemmal fühlte ich mit beklemmender Neuheit, wie sehr ich meine Heimat liebte, wie tief mein Herz und Wohlsein abhängig war von diesen Dächern und Türmen, Brücken und Gassen, von den Bäumen, Gärten und Wäldern. In neuer Erregung und Sorge lief ich rascher, bis ich drüben bei dem Festplatze war.

Da stand ich still und sah den Ort meiner liebsten Erinnerungen namenlos verwüstet in völliger Zerstörung liegen. Die alten Kastanien, in deren Schatten wir unsere Festtage gehabt hatten und deren Stämme wir als Schulknaben zu dreien und vieren kaum hatten umarmen können, die lagen abgebrochen, geborsten, mit den Wurzeln ausgerissen und umgestülpt, daß hausgroße Löcher im Boden klafften. Nicht einer stand mehr an seinem Platze, es war ein schauderhaftes Schlachtfeld, und auch die Linden und die Ahorne waren gefallen, Baum an Baum. Der weite Platz war ein ungeheurer Trümmerhaufen von Ästen, gespaltenen Stämmen, Wurzeln und Erdblöcken, mächtige Stämme standen noch im Boden, aber ohne Baum, abgeknickt und abgedreht mit tausend weißen, nackten Splittern.

Es war nicht möglich weiterzugehen, Platz und Straße waren haushoch von durcheinander geworfenen Stämmen und Baumtrümmern gesperrt, und wo ich seit den ersten Kinderzeiten nur tiefen heiligen Schatten und hohe Baumtempel gekannt hatte, starrte der leere Himmel über der Vernichtung.

Mir war, als sei ich selber mit allen geheimen Wurzeln ausgerissen und in den unerbittlich grellen Tag gespien worden. Tagelang ging ich umher und fand keinen Waldweg, keinen vertrauten Nußbaumschatten, keine von den Eichen der Bubenkletterzeit mehr wieder, überall weit um die Stadt nur Trümmer, Löcher, gebrochene Waldhänge wie Gras hingemäht, Baumleichen klagend mit entblößtem Wurzelwerk zur Sonne gekehrt. Zwischen mir und meiner Kindheit war eine Kluft aufgebrochen, und meine Heimat war nicht die alte mehr. Die Lieblichkeit und die Torheit der gewesenen Jahre fiel von mir ab, und bald darauf verließ ich die Stadt, um ein Mann zu werden und das Leben zu bestehen, dessen erste Schatten mich in diesen Tagen gestreift hatten.

***

Peking

Eine Reise von Friedrich Perzynski

In Peking gibt es eine verbotene Stadt. Von einer roten Mauer und einem Wassergraben umgeben, schließt sie sich, ein Märchen aus Stein und Holz, vor dem brandenden Leben der Hauptstadt ab. Genügen nicht schon die Wörter Harem und Eunuchen, daß unsere Phantasie in anmutigen Kurven zu kreisen beginnt, daß sie uns einen Hof vorspiegelt, an dem Willkür, Ränkespiele, Käuflichkeit und schönfrisierte Laster die Geschicke der Menschen verflechten und selbst Blutsverwandte gegeneinander hetzen?

Aus einem Erinnerungsbuche, den Aufzeichnungen der Mandschuprinzessin Der Ling, die zwei Jahre in der verbotenen Stadt verbrachte, steigt die Gestalt der Kaiserin-Witwe Tsze Hsi in gewaltiger, fast grotesk strenger Silhouette auf. Ihre Mittelalterlichkeit ist faszinierend: sie schläft in einem Gemach, in dem Riechkissen einen hirnlähmenden Duft verbreiten; ihr Lieblingsparfüm ist Moschus. Bewacht wird ihre Ruhe allnächtlich von zwei Eunuchen, zwei alten und zwei jungen Dienerinnen, die ihre Beine massieren, und zwei Hofdamen; im Nebenzimmer schlafen außerdem noch sechs Eunuchen auf dem kalten Fußboden. Jeder ist dem anderen zur Kontrolle übergeordnet; einigermaßen verläßlich und reinlich erscheinen ihr nur die Hofdamen, die ihr Bett machen müssen. Mißtrauen und Argwohn verlassen sie auch des Nachts nicht: eins ihrer mit getrockneten Blumen gefüllten Kopfkissen ist mit einem Loch für das Ohr zum Horchen versehen. Niemand darf, auch die junge Kaiserin nicht, sitzen, wenn sie im Zimmer ist, und stehend nehmen die Damen des Hofes sogar das Mahl ein. Tsze Hsi ist abergläubisch bis zum Absurden (sie selbst nennt es Frömmigkeit); für jede Handlung von Belang zieht sie ihre Agenda glücklicher Tage zurate, und sie fastet und betet tagelang, um Regen zu erflehen. Sie liebt es, selbst bei kleineren Spaziergängen von einem Dienertroß gefolgt zu werden, der ihr Kleider, Schuhe, Taschentücher, Zigaretten, Wasserpfeifen, Parfüme und den berühmten mit gelbem Satin bezogenen Stuhl überallhin nachtragen muß, wohin sie geht und wo sie ißt (sie ißt überall). Gekotaut wird bei der geringsten Freundlichkeit von seiten der Kaiserin und auch dann, wenn irgendeine Botschaft von ihr überbracht wird. Die Seele dieses von Neid, Argwohn, Unbildung und Despotismus beherrschten Hofes aber sind die Eunuchen, voran Li Lien Ying, alt und häßlich wie ein Ochsenfrosch, ein entmannter Mandarin höchsten Grades, gegen Blut und Opiumräusche erbaulich abgestumpft. Vor ihm zittern selbst die Hofdamen, denn er hat den Tod vieler Menschen, vor allem seiner Brüder-Eunuchen, auf dem Gewissen. Er ists, der dafür sorgt, daß der Sack mit Bambusstäben jeden Kalibers

für Züchtigungen stets zur Hand ist, der einen jungen Eunuchen zu Tode prügeln läßt, weil er der Kaiserin-Witwe bei der Morgentoilette versehentlich ein paar Haare ausgekämmt hat. Die Untereunuchen halten sich schadlos durch Scherze verwandten Stils: da das Volk sie mit der Krähe, dem Unglücksvogel, identifiziert, fangen sie diese Vögel ein, binden Feuerwerkskörper an das Bein, geben ihm die Freiheit und genießen dann, Wein trinkend und mit geladenen Freunden konversierend, den Anblick des in der Luft zu Stücken zerreißenden und verbrennenden Vogels. Am Geburtstage der Kaiserin-Witwe aber entfalten die Eunuchen attischen Witz. Tsze Hsi pflegt dann zehntausend Vögel, die aus ihrer Schatulle gekauft werden, zur „glücklichsten" Stunde des Tages von einem Hügel herab aus den Käfigen zu lassen, und alles ist gerührt über die Barmherzigkeit der Monarchin. Auf der anderen Seite des Hügels aber liegen ein paar Eunuchen auf der Lauer und fangen den größten Teil der Vögel wieder ein, um sie zu verkaufen.

Das Verhältnis Tsze Hsis zu ihrem Neffen, dem unglücklichen Kaiser Kwang Sü, ist bekannt. Sie läßt ihn auf Schritt und Tritt überwachen, schließt die Verbindungsgalerie zwischen seinem Palast und dem der jungen Kaiserin, damit jede längere Aussprache zwischen beiden verhindert wird, und zwingt ihn, sie Chin Baba, lieber Vater, anzureden, denn nichts erbost sie mehr als ihr Geschlecht. Man erfährt nicht, wie sie den Willen Kwang Süs (seine Reformfreundlichkeit hätte, wenn auch vielleicht nicht ihm, so doch den Mandschus höchstwahrscheinlich den Drachenthron erhalten) zu brechen verstanden, ob durch Zuhilfenahme von Opium oder andere Ausschweifungen; sie war jedenfalls Mann genug, sich bei der geringsten Unbotmäßigkeit seiner auf mittelalterliche Weise zu entledigen. Denn Chinas (eingebildetes) Wohl ging ihr über alles, und Chinas Todfeinde schienen ihr Reformen und Christentum. Die Minister und Vizekönige wissen das und schieben die von der Kaiserin-Witwe selbst vorgeschlagenen Reformen immer wieder ad calendas graecas hinaus. Und als sie stirbt, ihrem ganzen Naturell nach wahrscheinlich in einem Wutkollaps, schickt sie, so sagt man und glaubt man gern, ihrem kaiserlichen Neffen das Todesurteil. Er geht still und gehorsam, völlig zerrieben von der Energie dieses antiken Weibes, aus seinem Sklavendasein.

Auf der Mauer der Mandschustadt, der einzigen Straße der Metropole, in der man vor Belästigungen des Rickschakuli-Geschmeißes und der Bettler sicher ist, wird der Blick des Spaziergängers immer wieder von der strengen Nordsüdachse der kaiserlichen Paläste angezogen. Aus den Spitzen der Bäume ragen ihre ockergelbglasierten Dächer als ein charakteristischer und wuchtiger Farbton heraus. (Noch sind die Bäume nur zart belaubt; es ist Frühling. Nirgendwo greift er so ans Herz wie in Peking. Wie die Erde seit fünf Monaten nach Regen dürstet, so lechzt das Auge, maßlos ermüdet

vom Grau und Gelb der Wege und Lößgebirge, nach dem hellen Flötenton des Grüns einer Wiese oder eines knospenden Baums.) In den ewig blauen Himmel, doch vom Dunst der Ferne umflossen, windet sich zwischen den Dächern die an eine Priesterglocke erinnernde Kuppel der weißen Dagoba, erbaut vom ersten Ching-Kaiser im siebzehnten Jahrhundert, hinein, und östlich von ihr, ein dreigestrichenes Fis, schneiden die Horizontalen der Pavillondächer in die Luft, die den Meischan, den „Kohlenhügel", voller Anmut bekrönen. Dieser Kohlenhügel weckt in den Chinesen Erinnerungen, die nicht weniger traurig stimmen als das Geschick des Kaisers Kwang Sü. An einem seiner Bäume hat sich der letzte Kaiser der vorhergehenden, der Ming-Dynastie, erhängt, von seinen Mandarinen verraten und schwer bedrängt von dem Generalissimus der heranstürmenden Rebellen, nachdem er sich vorher selbst durch das Ziehen des kürzesten Bambusstabes, einer Art chinesischen Orakels, zum Tode verurteilt hatte.

Dem Neuherzugereisten, der von der Mauer das Stadtbild nach markanten Gebäuden absucht (unter denen er schwerlich, wenn er einige Kultur hat, die vorlauten Kirchtürme der europäischen Gotteshäuser begreift), muß die bescheidene Höhe der Gebäude auffallen, die sich nie über zwei Stockwerke erheben. Anstelle einer von hygienischen Bedenken diktierten Baupolizeiordnung tritt in China ein ungedrucktes Gesetz, das nicht weniger strikte und heute eigentlich völlig instinktiv befolgt wird, die Rücksicht auf „Fengschui". Das sind die Wind- und Wassergötter, die „wohlbekannte Schar, die schwebend sich im Dunstkreis überbreitet" (Conrady hat sie uns Europäern durch dieses glückliche Zitat erheblich näher gebracht). Sie wirken in der Erde und hausen in der Luft, verursachen, wenn man sie stört, Dürre, Überschwemmungen, Hungersnöte und Seuchen. Darum darf man die Gräber nicht durch Egge oder Schaufel und die Erde nicht durch Picke oder Dynamit aufwühlen, was geriebene Chinesen nicht hindert, grade aus den Gebeinen der Vorfahren ein Terrainspekulationsobjekt zu machen, und die Luftströmungen nicht durch Telegraphenpfähle, durch Türme oder irgendwelche absonderlich hohe Gebäude hemmen. Nur eine Pagode kann, wenn Unachtsamkeit gegen diese Gebote gesündigt hat, im Umkreis des Blickes von der Pagodenspitze aus die Geister wieder besänftigen. Mit dem Glauben an „Fengschui", die jedem Organismus wohltätigen südlichen Winde und die kalten und vernichtenden des Nordens, hängt es zusammen, daß die Toten mit dem Antlitz nach Süden gebettet und die Wohnstätten der Lebenden ebendahin orientiert werden. Dies gibt auch Peking sein Gesicht. Es steht wunderbar „auf Achse", und die „Kaiserstraße" nebst ihrer in die verbotene Stadt führenden Verlängerung schneidet wie ein Scheitel durch die Metropole. Dort, in der verbotenen Stadt, wird diese Nordsüdachse für das Auge des auf der Mauer Spazierenden noch stärker betont durch Tor auf

Tor, gleich einem chinesischen Leckerbissen, kandierten Paradiesäpfeln, lotrecht aneinander gereiht. Jedes dieser Tore schmückt ein die Erwartung steigernder poetischer Name, und in der Mitte, im Herzen Pekings, steht dann jenes, hinter dem sich die kaiserliche Wohnung, tempelartig gegliedert wie für den Stellvertreter des höchsten Herrn, erhebt, eine Pforte mit dem übervollen Namen: Tor der himmlischen Reinheit.

Taugt dieses Pathos nicht mehr für unsere demokratische und ironische Zeit? Wir sind es, die Mißtrauischen und Ironischen, die mit dem Pathos wie mit jeder leicht lächerlich wirkenden Emotion Maßhaltenden, die unendlich verlieren, wenn der Kaiser von China, dieser herrlich barbarische, regenbogenbunte Begriff, wenn dieser letzte große exotische Phantasie- und Stilwert aus dem Leben gestrichen wird, aus diesem Leben der Massenstreike, der Altersversicherung, der Mimikriuniformen, der aeronautischen Gepäckbeförderung, der elektrischen Hinrichtungen. Wer wird, wie einst der Kaiser, auf dem Altar des Himmels, jener wundervollen marmornen Arena, zur Wintersonnenwende im sternbilderbestickten Gewand das nächtliche Opfer bringen? Wird es der auf eine „gute Presse" bedachte Präsident sein, in Khaki-Generalsuniform und hohen Lackstiefeln, die Finger militärisch am Käppi, den neuen Herrgott salutierend? Oder faßt er, ganz amerikanisch, seine Meinung über solche „circenses" in dem Wort zusammen, das ein junger chinesischer Christ bei der Führung durch die Heiligtümer des prächtigen Tempels Tai miau zu Tayanfu als einzige ihm von seinem Missionar eingetrichterte Erklärung mir so lange wiederholte, bis ich es ihm aus dem beredten Munde nahm: no use?

Verdrossen lehnt man in seiner Rickscha und läßt sich von dem unermüdlich kwai zau (Platz!) schreienden Kuli, dessen schweißgebadeter Körper das berühmte chinesische Knoblauch-Zwiebel-Sesamöl-Aroma ausströmt, über die Löcher und Rinnen des Kaiserstraßendamms hinwegschütteln. Hinter der Himmelsbrücke, einem architektonischen Zierstück ohne Funktion, das kein Wässerchen überspannt, sondern nur, echt chinesisch, den Verkehr hemmt, nimmt Peking buntesten Vorstadtcharakter an: Buden aus Strohmatten sind aufgeschlagen, in denen eine elende Theatertruppe ihre Darbietungen vor einem von Flöhen und Krätze geplagten Publikum zu Gehör bringt. Unter einem anderen Strohdach entwickelt ein Geschichtenerzähler für ein paar Kupferkäsch seine Mimik. Ein Bauer sitzt vor einem Wahrsager, der mit dünnen Lippen und den falschesten Augen der Welt auf den gespannt Lauschenden einredet, die ernstesten Perspektiven mit der Faust und den hageren Fingern unterstreichend. Es ist eine Art Hypnose. Neben einem Aquarium, einem Schnupftabaksfläschchenhändler, einer Gauklertruppe, die mehr mit dem Munde als mit Händen und Füßen arbeitet, erheben sich die Eßbuden und Konfitürenzelte, die Bäckereien und Teeausschänke. Viele

Speisen sind fertig; sie schwimmen in kupferroten, laichgrünen, tabakfarbenen Saucen und werden aus großen bemalten Schüsseln, die wie Kessel mit Draht geflickt sind, für die Käufer in kleine henkellose Schalen gefüllt und von dort aus mit Eßstäbchen in den schmatzenden Mund geschaufelt. Fertig ist auch der große gelbe Pudding aus Reismehl, auf dessen honiggelber Kruste zwischen den Melonensamen und Rosinen sich ein ganzes Heer von Fliegen tummelt. An anderen Stätten aber geht die Anfertigung der Speisen vor den Augen der Passanten vor sich. Teig wird gerollt und geschnitten, süße Kartoffeln werden gekocht, und spritzkuchenartiges Gebäck färbt sich knusprigbraun in der ölspritzenden Pfanne. Die Düfte wenden sich kaum an feinere Geruchsnerven, aber sie sind nicht übler als in den Armenvierteln Londons, und über alles Unappetitliche breitet harmlose Fröhlichkeit, Nüchternheit und Rücksicht einen liebenswürdigen Schleier. Noch regiert Konfuzius; der zerlumpteste Kuli macht seinem Freunde bei der Begrüßung einen tiefen Knix. Und niemand sieht einen Widerspruch zu diesen Lebensformen, wenn er sich im nächsten Augenblicke an einem Stande, der Eselsfleisch feilbietet, ein paar bläulich schimmernde Leckerbissen aussucht und schmoren läßt. Im Blau des Himmels aber schwimmen zu dieser Jahreszeit, in der der Wind selten ermüdet, uns ein paar Sandkörner unter die Augenlider zu blasen, allerliebste Drachen. Man begreift, wie lustig es selbst für Erwachsene sein muß, Kindern diese Launen künstlerischer Phantasie steigen zu lassen. Sie sind nicht rhombenförmig wie unsere blöden Papierdrachen daheim, sie haben Kaulquappen-, Drachen-, ja selbst Taschenkrebsformen, sind sehr wirkungsvoll auf Fernwirkung hin gefärbt und machen unendlich komische stoßweise Bewegungen.

Eine lange monotone Umwallung, die des Himmels- und des Ackerbautempels, säumt beiderseits Straße und das danebenliegende Feld ein, und man wünscht sich eine andere Ouvertüre zum Eingang in den Himmelstempel als den Anblick von ungeniert hockenden Männern, die hier alltäglich auf himmlischem Boden statt auf dem des Ackerbaues ihren Tribut darbringen. Doch wir sind in China; es gilt, ästhetische Hemmungen graziös zu überwinden. Ehe man sichs versieht, stürzen drei zerlumpte Herren mit den tiefgefurchten Stirnen, die in Europa analphabetische Neigungen verraten, in China aber Schmuck weiser alter Leute sind, auf uns zu, die lederharten, schmutzkrustigen Hände zum Bakschisch erhoben. Es sind die Kustoden des Himmelstempels. Sie leben von Trinkgeldern, und an jedem der unendlich vielen Tore strecken sie die Hand aus, bevor sie öffnen, und immer wieder sind es andere, noch armseligere, noch mehr verlauste, geflickte, grünspanzähnige Ehrenmänner. Ein Revolver erschreckt sie nicht, eher schon eine Kamera.

Man durchquert einen Zypressenhain, eingefaßt von Mauern, Mauern, Mauern. Es wird plötzlich still um einen herum; Peking versinkt. Eine Elster fliegt auf, vom Menschenschritt gestört. In der südöstlichen Ferne

taucht eine Kuppel aus dem Immergrün der Baumwipfel, ein mächtiger Komplex tiefen Veilchenblaus, ein berauschender Akkord. Er klingt wie die Verheißung eines architektonischen Märchens.

Doch die Kustoden, deren Hände sich plötzlich zu verzehnfachen scheinen zu denen eines tibetanischen Gottes, öffnen erst die Pforte zu einer nüchternen Anlage. Chaikung, die Halle der Enthaltsamkeit, verdient diesen Namen. Das grünglasierte Ziegeldach, auffallend einfach gegliedert für einen chinesischen Tempel, lastet bedrohlich-wuchtig auf schmucklosen Mauern, und das Innere ist leer bis auf eine Bank mit ihrem fünfteiligen Schirm dahinter. Hier fastet der Kaiser in der Nacht vor dem Opfer. Bank und Schirm freilich sind eines Kaisers würdig, und wenn 1900 statt der Entfaltung sinnlosen Vandalismus mit größerer Sachkenntnis geplündert worden wäre, so sähen wir diese intrikate Arbeit eines begnadeten Holzschnitzers, dessen Messer jede Schwierigkeit spielend bezwang, heute in einem europäischen Museum. Man hastet, in der Vorahnung eines ästhetischen Erlebnisses, die Stufen herunter (all marble, sagt der Kustode) und steht bald in neuen Alleen, vor neuen Mauern. Diesmal sind sie mit tiefblauen Ziegeln gedeckt, jenem köstlich warmen und starken Ton der über das Grün der Allee hinwegragenden Kuppel. Drei barocke Marmorpailou, in Holztechnik gedachte, aber aus Stein gemeißelte Pforten, halten den Blick nicht auf, der den Schritten vorauseilt. Und wenn wir die neuen Marmorpforten des äußersten konzentrischen Kreises durchschritten haben, wissen wir, daß unsere Erwartung uns nicht betrogen hat.

Vor uns erhebt sich ein Altar von drei konzentrischen Terrassen, die wie ihre nach den Himmelsrichtungen orientierten Haupttreppen von Balustraden eingefaßt sind. Die Lösung des Themas scheint einfach genug. Sie ist gleichzeitig so schlagend, daß diese Estrade wohl für lange der Pleinair-Altar bleiben wird. Denn selten hat sich ein Architekt so unmittelbar an die Phantasie des Beschauers (mit der in China ja jeder feinere Künstler kalkuliert) gewandt. Der Blick geht wie gebannt die sich zweimal um sechzig Fuß verjüngenden Marmorterrassen herum, und diese Spiralbewegung nach der Höhe zu wird betont durch die kokett verzierten Säulenknäufe, die wie Kerzenflammen in die Höhe zeigen. Mitten in dem unaufhaltsamen Empor bricht die Architektur mit der eigentlichen Plattform ab. Man erkennt schnell, daß die Verbindung mit der Höhe, mit dem Himmel aufgenommen wird durch eine menschliche Figur, die in ihrer weithin sichtbaren, von der Luft scharf abgegrenzten Silhouette die Vereinigung mit dem höchsten Herrn vermittelt. Dieser Mensch, der Darbringer des Opfers, das sich in Rauch und Flammen emporwindet, ist der Kaiser, und wenn er in seinem mit allen Himmelsemblemen bestickten Gewande und dem Perlendiadem auf dem Haupt, umgeben von Prinzen und Mandarinen, Musikern und Tänzern, die Hände erhebt und die drei Kniebeugen und die neun Kotaus verrichtet, scheint er

der wahre Mittelpunkt der Welt und das gegebene Bindeglied des Menschen mit dem Schangti, dem Geist des Himmels.

Ein besonderer Zauber spricht aus den Proportionen dieser Architektur. Wer Treppen und Trittplatten abschreitet, entdeckt denn auch, daß der Zahl 9, die in der chinesischen Zahlensymbolik eine große Rolle spielt, hier ein ehrfurchtsvoller Tribut dargebracht ist: die Zahl der Treppen, der konzentrischen Kreise auf der obersten Plattform, der Geländer, ja, der einzelnen Trittsteine läßt sich jedesmal durch neun teilen.

Doch es ist nicht der edle Aufriß allein und nicht die Liebenswürdigkeit architektonischer Details, wie der geländerstützenden Vasen mit üppig herausquellenden Wolken in ling chih-Form oder der Säulenknäufe mit ihrem Drachen- und Wolkenrelief, aus dem Marmor gemeißelt, als wäre er Rotlack oder Elfenbein, die sich sofort tief in das Gedächtnis des Besuchers einschreiben; es sind seine Farben, Farben, die wir Okzidentalen nie gewagt hätten, auf unsere Architektur anzuwenden. Pompejanisch rotgetünchte Mauern mit grünglasierten Ziegeln, andere wieder mit solchen aus tiefem Blau, ein dreiteiliges Tor, mit seinen hufeisenbogigen stukkoeingefaßten Öffnungen gleich großen Augen den Blick des auf dem Altar Stehenden anziehend, gedeckt abermals mit blauen Ziegeln und verziert unter den Dachsparren mit grün- und gelbglasierten Kachelbändern, seitwärts in reizenden gelben Säulchen endigend; hinter ihm die „Blaue Kammer", die Namenstafeln der verstorbenen Ching Kaiser enthaltend; ein allerheiligster Pavillon mit anmutsvoll geschweiftem Dach aus veilchenblauen Ziegeln und mattgoldner Kuppel, und nach längerem Abstande in derselben Achse, nach abermaligem Pompejanisch-rot, grüngelbem Sparrenwerk, nach dem Weiß der marmornen Balustraden, dem Grün der Baumalleen eine neue noch üppigere Flut von tiefem Veilchenblau, bekrönt von mattem Gold: die drei runden Dächer des Erntebittempels, das ganze südliche Stadtbild beherrschend, der schönste Gruß, den Peking dem Zureisenden von weither entgegenschickt.

Das alles ist mit wahrhaft königlicher Raumverschwendung über einen langen erhöhten Damm, über den beiderseits die Wipfel der Zypressen sich neigen, verteilt, und auf dem Wege zum letzten Rundbau, dem Erntebittempel, hat man Muße, über die Kunst des Architekten ein wenig nachzudenken, der uns so geschickt bei langem Atem erhält. Denn er spannt unsere Neugier immer wieder durch abwechslungsreiche Tore, beschäftigt uns durch kleine Seitensprünge wie den mit Marmorbalustraden eingefaßten altanartigen Austritt an der Ostseite (auf dem der Kaiser, unter einem Zeltdach natürlich, sein Gewand wechselt), führt den Blick bis an die Peripherie der weiten Parkoase und zurück dorthin, wo sie mit Mauer, Tor und Kuppel zu geschlossener Architekturgruppe zusammenwächst. Er gönnt uns, weil er nie häuft wie die Architekten Nikkos, der japanischen Mausoleumsstadt, gern

genommene Rast, bei Kleinem zu verweilen: bei einem wunderhübsch ersonnenen marmornen Flaggenstangenhalter, bei den mit Drachen, Phönix, Bergen, Wellen und Wolken gefüllten marmornen Reliefplatten der Haupttreppen (die nur links und rechts beschritten werden können, denn in der Mitte ist der Geisterweg!), dem unter jedem Balustradenpfeiler herausspringenden gotisch anmutenden Fabeltierkopf, oder bei jenem Ingredienz chinesischer Architektur, in dessen Plazierung und Tönung die Ostasiaten unübertroffene Meisterschaft erlangt haben, der Kartusche des Erntebittempels, die mit ihrer goldenen Inschrift auf blauem Grunde in goldgeschnitztem Rahmen gewissermaßen in den Kuppelbau hineingewachsen ist.

Einer der ersten Ausflüge, die der Tourist von Peking aus unternimmt, gilt dem alten und neuen Sommerpalast (Yuan ming yuan und Wan schou schan). Yuan ming yuan ist heute nichts als ein großartiges Trümmerfeld. Man wandert stundenlang hügelauf und -ab an grandiosen Seeanlagen vorbei, über die sich Brückenreste spannen und in die sich Ruinen von Inselpavillonen und marmorner Altane hineinschieben, jeder mit einer bewundernswert gedehnten Aussicht. Bis man an den von den Jesuitenpatern Castiglione und Benoit entworfenen europäischen Palastteil anlangt, der mit seinen üppigen Barockformen, den Muschelsupraporten, den festongeschmückten Pfeilern, den verschwenderisch angebrachten Voluten immerhin noch einen zusammenhängenden in dieser Wildnis doppelt auffallenden Komplex darstellt. Wo heute unkrautüberwucherte Säulenstümpfe, marmorne Balustradentorsi, Scherben buntglasierter Dachziegel den Schritt hemmen, standen einst blühende Bäume, gab es sanft ansteigende Wäldchen, Uferwege mit einer Überfülle von Blumen, die natürlich bizarr aus Grotten hervorsproßten, Böschungen, künstlich aufgeworfen, aber durch herausragende und wieder zurückweichende Felsstücke natürlicher Bildung ähnlich gemacht, und über die Lotosteiche, über Seen und Kanäle eilten Prachtdschunken, bogen sich Marmorbrücken mit variantenreich gemeißelten Geländern und Ruhepavillonen am Ende oder in der Mitte, von Insel zu Insel bequeme Zugänge schaffend und die Landschaft um einen neuen Nerv der Schönheit bereichernd. Mehr als zweihundert Paläste, manche ganz aus Zedernholz gebaut, waren über diesen Park verstreut, den der frère Attiret „un vrai paradis terrestre“ nennt, und im Palaste des Herrschers, im Labyrinth der Säle, Höfe und Gärten, die zu betreten kaiserlicher Egoismus selbst den Großen des Reiches mißgönnte, waren die edelsten Porzellane, Lacke und Bronzen des Ostens angehäuft, flimmerten Gold- und Silberbrokate, duftete das kostbare Holzwerk, sprudelten die farbig glasierten Fontänen, mühevolle Werke des Jesuitenpaters Benoit, unter ihnen eine von wasserspeienden Pferden gebildete Wasseruhr, der ganze Stolz Kaiser Ch'ien Lungs.

Das alles ist heute in Stücke gerissen und geschlagen und bis zu peinlich demonstrativer Wirkung verwahrlost; die Kunstschätze sind in alle Winde zerstreut. Die Detaillierung dessen, was 1860 als Geschenke für den französischen Kaiser und die englische Königin aus dem Sommerpalaste auserlesen wurde, läßt kaum einen Zweifel darüber, daß man die Qualität der Kunstwerke mit dem Metermaß und der Wage abschätzte und daß zerschlagen wurde, was den Soldaten keinen sofort ummünzbaren Geldwert darstellte. Durch ähnliche Katastrophen ist China Dutzende von Malen hindurchgegangen, geht es in diesem Moment wieder hindurch, und wer wie der Schreiber dieser Zeilen die Verheerungen erlebt hat, die plündernde Soldaten und der Mob innerhalb weniger Stunden anzurichten selig sind, wer den Indifferentismus kennt, der seit dem kunstfremden neunzehnten Jahrhundert Tempel und Tempelbesitz in die Hände der schmutzigsten und gewissenlosesten Existenzen überliefert, der begreift kaum, daß dieses von Fremden und Autochthonen gleichermaßen gemißhandelte Land noch nicht völlig von Kunstwerken entblößt ist. Sein einstiger Besitz muß unermeßlich gewesen sein, und über die Schönheit des Reifsten, des vor gewöhnlicher Bewunderung Geschützten und darum Verschollenen, von den Kunstgeschichtsschreibern dieses nüchternen Volkes mit so beredten Vergleichen gepriesen, sind alle Dichterträume erlaubt. Der neue Sommerpalast (Wan schou schan), der ehemalige Lieblingsaufenthalt der Kaiserin-Witwe, fällt schwerlich in diese Kategorie. Tse Hsis Geist schwebt noch in den Vorhöfen der ängstlich verschlossenen tempelartigen Gebäude, vor denen allerlei Getier in frischpatinierter Bronze herumsteht, peinliche Erinnerungen an Kuriokramläden Yokohamas und Kobes erweckend. Der strenge Blick der Despotin wirkt nach in der für China unerhörten Sauberkeit und Ordnung: alle Wege sind gefegt, die Sträucher sorgfältig zusammengebunden, die empfindlicheren Pflanzen durch Matten geschützt und die großen zwischen den Säulen hängenden Laternen aus Rindshorn ohne die beliebten klaffenden Löcher.

Vor dem Kun Ming Hu, dem mächtigen künstlichen See, den die kristallklaren Quellen der Westberge speisen, erkennt man sofort: in diesem Park, in diesen Palastanlagen ist alles auf weite Ausblicke berechnet. Sie sind nicht weniger Architektur als die Gebäude selbst, und sie sind von beiden das einwandfrei Erfreuliche. Denn der Haupthügel (Wan schou schan), besät mit Tempeln und Pavillonen und bekrönt von dem an sich elegant profilierten Pai Yün Tien (dem „wolkenzerteilenden Pavillon"), wird durch den ungefügen, durch glasierte Ziegel noch peinlicher betonten Sockel dieses Baus völlig um seine malerische Wirkung gebracht. Wenn man vollends durch die endlos langen Wandelhallen sich müde geschritten hat, wo Querbalken mit grellen Landschaftsfeldern im Stile eines Vorortrestaurants bemalt sind, Felder, die überall wiederkehren, und dann auf

das mit Stolz gezeigte Marmorboot gerät, ein groteskes Konkokt aus „Alhambra" und Raddampfer, aus mächtigen angetuschten „Marmor"-quadern in den See hinausgebaut, mit einem veritablen Steinspeichenrad an der Seite und Caféhaustischen im oberen Geschoß, wendet man diesem traurigen Geschmackstestat der Kaiserin-Witwe (die diesen Teil nach dem Boxerkriege neu aufbauen ließ) bereitwillig den Rücken.

So hält man sich lieber an den Park selbst und an die ganz den Geist des achtzehnten Jahrhunderts atmenden Unterbrechungen der Wasserfläche durch Brücken, durch kleine Ruhepavillone an ihren Enden, durch Halbinselchen, an den Ufern durch bizarr geformte Felsblöcke oder durch Marmorbalustraden eingerahmt.

Das Schönste sind die Brücken. Da ist eine, die sich in siebenzehn eleganten Bogen über die halbe Ostseite des Sees spannt. Der strandartige Weg zu ihr, abgeschlossen durch eine Bronzekuh aus Ch'ien lungs Zeit und durch einen Ruhepavillon an der Kurve, die weiche Linie der Westberge, in deren Schatten die Brücke ihre feinen Bogen einzeichnet, die hainbestandene Insel, zu dem sie führt, das ist eine der glücklichsten Partien des ganzen Parkes, ein Stück chinesischen Somoffs oder Cameron. Auf der Insel selbst, auf dem ein Schlößchen sich nach dem Wan schou schan zu wendet, verfliegt alle Kritik in der himmlischen Stille. Die Luft ist ein Bad und jede Stunde ein neuer Farbenrausch. Heute schimmert die große Wasserfläche tiefviolett, fast schwarz, kleine Schaumkronen sprühen auf den Wellen, und ganze Familien von Wassertauben und wilden Enten tummeln sich zwischen vereinzelten Lotosblättern, die im Sommer einen großen Teil des Sees überwuchern. In heller Sonne leuchten die grünen und gelben Ziegeldächer des Wan schou schan herüber, und schlank und kokett steigt das Oktogon des viergeschossigen „wolkenzerteilenden" Pavillons auf seinem schweren Würfelpostament empor.

Die berühmteste und anmutigste Brücke ist die Nephritgürtel-Brücke, in beängstigend steilem Bogen aufsteigend wie ein Kamelshöcker. Auf ihr saß die Kaiserin stundenlang im Frühling und sah den Eunuchen zu, die die alten Lotosse umsetzten und neue Schößlinge an die seichteren Stellen pflanzten. Tsze Hsi genoß die Freuden des Landlebens fast wie ein Literat; sie hielt eine Farm im Park und ließ sich von ihr, wenn eine Rousseaustimmung es ihr eingab, von dort die Requisiten eines einfachen Mahls holen, das sie für sich und ihre Favoritdamen eigenhändig im Freien bereitete.

Ein anderes von wenigen bemerktes Überbleibsel der Vergangenheit, eine Porzellan-Pagode, die ein glücklicheres Schicksal traf als die 1854 von Taiping-Rebellen zerstörte Pagode Nankings, die weltberühmte, steht auf der Westseite des Wan schou-Hügels. Hier haben die Granaten der Ver-

bündeten arg gehaust, Dächer und Wände der Pavillone und Dagobas zerschmettert, und man hat die Spuren des Bombardements bis heute nicht vertilgt. Die Pagode selbst liegt abwärts, halb versteckt von blühenden Bäumen, über die sie, vielfarbig wie ein exotischer Vogel, bekleidet mit glasierten Ziegeln in grün, violett, gelb, ochsenblutrot und türkisblau, kokett und zierlich in den Himmel steigt.

Alle diese bunten Dinge fügt der weite landschaftliche Rahmen schließlich doch zu einem harmonischen Gesamteindruck zusammen. Immer wieder läßt man voller Entzücken das Auge von der Ebene oder einer Höhe aus bis zum Horizont schweifen, über das weitverzweigte Wassernetz Pekings, über die sorgfältig abgesteckten Tempel vereinzelter Reispflanzungen mit ihren in regelmäßigen Abständen gesetzten kerzengraden Schößlingen, die vielen kleinen grünen Bauminseln, Friedhöfe von Prinzen oder Mandarinen bezeichnend, sich scharf abgrenzend inmitten des melancholischen Gelb und Braun der Frühlingsfelder, über die dann und wann ein Staubsturm hinwegfegt, bis hinan an die Bergketten, die die Ebene von Peking mit einer doppelten Spange von Violett und feurigem Gold schmücken, wenn die Sonne an dem hellen und wolkenleeren Himmel der Hauptstadt niedersteigt. Drei dieser Höhen, zum Komplex des Yü Schuan Schan gehörig, bilden gewissermaßen das Wahrzeichen des ganzen Bezirks: eine trägt eine zerfallene Dagoba, die nächste einen Pavillon, die dritte eine Pagode auf dem Rücken. Wie diese drei Vertikalen gegeneinander abgewogen und wie besonders die Pagode, die nicht etwa auf dem höchsten Punkte steht, in die Landschaft hineinkomponiert sind, mit dem feinsten Sinn für architektonisches Gleichgewicht, das schreibt sich dem Gedächtnis jedes mit feineren Sehnerven ausgerüsteten Reisenden unverlierbar ein.

Der Yü Schuan Schan, ein kaiserlicher Sommerpalast seit dem dreizehnten Jahrhundert und sorgfältig ausgebaut von K'ang hsi, liegt, obwohl nur eine Wegstunde vom Wan schou schan, schon auf der Grenze der beaten tracks und mitten im Reich der Poesie. Ich verritt mich, als ich das erstemal zu diesem Hügel wollte, und nichts ist köstlicher, als auf dem chinesischen Lande für eine Weile den Weg zu verlieren. Überall stößt man auf zerfallene Klöster, in denen irgendein morsches Bauwerk von schönstem Ebenmaß, ein Skulpturrest, ein Mönch von vorsintflutlichem Typ oder ein uralter Baum, ein wahres Baummonument, als Überraschung wartet, auf malerische Bauerngehöfte, von Lehmmauern und Strohmatten eingefriedet, aus denen das lüsterne Geschrei eines Maulesels oder die helle Stimme eines allerliebsten aber unendlich schmutzigen Hosenmatzes dringt, auf Koniferenhaine, über Gräbern rauschend, die bald

zementiert in Hufeisen- oder Zuckerhutform (unter diesen liegen Bonzen) oder nackt wie ein Termitenhügel aufgeführt sind. Jede Wendung bringt ein farbigeres Bild, eine kräftigere Impression, lockert in uns vage Erinnerungen an alle möglichen Landschaften, an die Griechenlands und Italiens, an die der Südseeländer, an Indien und Ägypten, an biblische Szenerien, und wirkt doch wieder fremd, völlig unabgegriffen, ist ganz und gar China.

Ich vertritt mich und kam in ein Dorf, das mich nach Indien versetzte, in ein Land unter grellstem tropischen Himmel. Ein paar pompöse Holztore überspannen die Hauptstraßen in ganzer Breite. Ihr Siechtum ist bezaubernd. Die Querriegel haben sich aus den Pfosten gelöst und drohen jeden Augenblick abzustürzen; das schönste Schnitzwerk ziert die Zwischenräume zwischen Pfosten und Balken. Von einem Tor steht nur noch die Bedachung der rechten Seite. Ein drittes ist völlig wrack, es hat nur noch seine Steinpostamente. (Die Chinesen reparieren Bauwerke ungern, lieber bauen sie ganz neu. Da zu dieser fürstlichen Beschäftigung Geld gehört, so verzichten sie auf eine Demonstration ihrer Großzügigkeit. Paläste kaiserlicher Prinzen, wie der des Prinzen Kung in Peking, ein wahres Labyrinth von Tempeln, Pavillonen und Galerien, in denen jeder Maler gern seinen Knäuel verliert, sind Musterbeispiele hierfür.)

Mein Dorf (lan tien ch'ang) also war ein wahrer Basar, eine Szenerie aus Tausendundeiner Nacht. Ich hoffe, man stellt sich diese nicht grade als ein Glanzstück neuberliner Regiekunst vor, etwa mit malerisch zerfallenen Straßen und graziös gestikulierenden Bettlern in naturalistisch drapierten Lumpen darin, von denen sich die bunte Seide der herrschaftlichen Menschen, der Beamten, der reichen Kaufleute und der hübschen Dirnen, um so wirksamer abhebt. Der Orient ist keine Harfe, deren Saiten von atlasglatten Fingern kokett gezupft werden. Es staubt und dunstet, ein übler Brodem steigt aus den schmutzstarrenden Häusern, und der Fuß versinkt nicht selten in einem Kehrichthaufen oder stolpert über einen räudigen Hund. Hier im Dorfe ist das Kolorit grausam-schön genug. Unter dem Tor des vom Wind zerbeulten Tempels liegen ein paar Bettler lang ausgestreckt, den Kopf mit dem wirren ungeflochtenen Haar im Ellenbogen, den Körper nur zur Hälfte in unbeschreibliche Tuchfetzen gehüllt. Dutzende von Fliegen wimmeln auf der Haut der Schlafenden. Ein betriebsamer Jüngling sammelt Pferde- und Eselmist von der Straße; seine Harke schleudert den kostbaren Stoff in elegantem Bogen schulterrücks in den Korb. Zweirädrige ungefüge Reisekarren und eine Kamelkarawane begegnen sich; die Kamele sind mit Kohlen beladen, kommen also von der Mongolei nach Peking. Die vorletzte hat eine Glocke um den Hals; in das schon für den Sommer stark gelichtete Haar, von Sand

und Staub fast verfilzt, pustet der Wind hinein. Dieses Tier, so komisch, wenn es den langen bärtigen Hals dreht und mit seinen Glasaugen ein Abbild der Welt ringsumher auffängt, wird bei aller Bizarrerie des Umrisses und der Schlampigkeit seiner äußeren Erscheinung nie seinen alten Zauber auf uns Okzidentalen einbüßen, den Zauber eines wundervollen Rhythmus der Bewegung, eines wahrhaft nervenstärkenden Largo. Fremdartig genug wirken auch die „raumloses Vehikel" (chang che) getauften Reisekarren. Sie sind zweirädrig. Unmittelbar über der Achse ruht der enge federlose Sitzkasten, über den sich, nach vorn offen, das indigoblaue Tuchdach spannt. Der wesentlichste Vorzug dieser „Droschken" ist der ästhetische; Gerüst und Speichen sind sauber lackiert, die Räder mit drei Reihen großer Nägel verziert, und kokett, aber bedrohlich für Mensch, Tier und Gefährt, die sich nähern, steht die Achse fußweit aus der Nabe heraus. Zwar wirft die Erschütterung, der der Reisende ausgesetzt ist, sobald Pferd oder Maultier zu traben beginnen, alle Gehirnmoleküle durcheinander, aber die Insassen des dieses Dorf passierenden Wagens verraten nichts von den erlittenen Stößen; sie sitzen, Frauen und Kinder, vergnügt, ja stolz in ihrem bänkelosen Kupee, neugierig ihre dick beschminkten Gesichter, ihre rotbeklecksten Pfirsichlippen, die Mandelaugen mit den hochgemalten Brauensicheln nach allen Seiten wendend. Wie viel gibt es nicht zu sehen! Wasserträger füllen ihre hölzernen Eimer aus dem großen Ziehbrunnen, der wie aus einer Doré-Bibel ausgeschnitten scheint, und Maultiere saufen begierig aus den steinernen Trögen. Ein Barbier, der sich anschickt, seinen Kunden mitten auf der Straße die Stirn zu rasieren und die Ohren auszuräumen, unterzieht seine Messerchen und Sonden schnell einer gründlichen Reinigung mittels seiner Finger. Zu seinen Füßen wälzt sich ein chinesischer Leckerbissen, ein schwarzes Schwein, vergnüglich im Sande. Sein Gegrunze geht unter in dem Geschrei der vielen ambulanten Händler, der Grobschmiede, der Schuhnägelverkäufer, der Topfflicker, der Apotheker, der Wasserhändler und aller derer, die hinter den offenen Ständen oder in den offenen Läden unaufhörlich ihre Waren anpreisen. Da gibt es angebrauchte Schuhe, ein ganzes Lager leerer Flaschen und Zinndosen, mit Geschmack geordnet (es kommt nichts in China um!), kupferne Haarnadeln mit Zellenschmelzarbeit, solche, die gleichzeitig mit einem Knopflöffel für das Ohr und einer Zahnstocherspitze, und andere wieder, die zum Anstecken frischer Blumen für das stets kunstreich geglättete Haar der Frauen versehen sind, tiefmanganfarbene Eierfrüchte, grüne schlanke Melonen, riesengroße wässrige Radieschen, harte Aprikosen, holzige Birnen, Salate aller Art und die Leibgerichte der Chinesen, die seinem Körper das beizende Aroma geben: Lauch und Zwiebeln. Nicht ohne einige Überwindung kostet man in Gedanken die Gerichte durch, die den Gaumen

des Volkes anreizen: weißen Bohnenkuchen, viereckig geschnitten wie Quarkkäse, „Austeraugen“, ungezuckertes, aber gesalzenes und gepfeffertes Gebäck, Kuchen in Form der Hanfblume, in Bohnenöl gebraten, Törtchen, ebenfalls in Öl gesotten, mit einem schwarzen Zuckerkern, auf einer mit alter Watte ausgepolsterten Schale paradierend, von unzählbaren Fliegen benagt, Schaftalg, Schweinsohren, Kamelschulterblätter, Hundebrust und Hundeleber, ganze Hammelköpfe, edle und sehr unedle Teile des Esels (die unedelsten hübsch versteckt auf dem Boden der Schüssel), dies alles liegt unter den Strohmattendächern, dem Straßenstaub, den Millionen der sich aus den Kehrichthaufen mästenden Insekten ausgesetzt, von verlausten Hunden umwedelt und von unsäglich schmutzigen Händen, denen der Verkäufer und Käufer, betastet, ein Schmaus für das Auge, wenn es das verwirrend bunte Straßenbild als Ganzes oder in großen Einzelheiten faßt, und wenn auch kein Rausch für eine nach Sandelholzduft verlangende Nase, so doch überall neu, überall bestrickend selbst in seinem Schmutz, in dem hellen alle Härten verklärenden Licht und noch von keinem Maler in dieser Unberührtheit gemalt.

Ich ritt weiter und sah, daß an diese Basarstraße sich ein anderer, sehr idyllischer Teil des Dorfes anschloß, bewohnt von den Familien der Mandschusoldaten. Wie mit dem Lineal gezogen durchschnitt eine enge Parallelstraße nach der anderen die schattige Hauptallee, und ein amerikanisches Herz oder das eines Londoner Vorortstraßenspekulanten hätte seine Freude an dem Gleichmaß der Häuser, ihrer Dächer und Mauern gehabt. Auch der allgemeine Verfall (jeder große Regenguß stürzt eine halbe Mauer um) und die steinzeitalterliche Reinlichkeit hatte eine gewisse Symmetrie. Auf der Hauptallee standen junge Mütter mit wachspuppenhaft bemalten Köpfen, die Haare bekrönt von dem hohen flügelartigen Mandschukopfputz, große Jaderinge in den Ohren, und Kinder jeden Alters, mit den drolligsten Rattenschwänzchen auf dem rasierten Schädel, von den Eltern mit ernster Liebe behandelt, ja mit jenem vorweggenommenen Respekt, wie er künftigen Ernährern gebührt.

Von hier aus ist Yü Schuan Schan bald erreicht. Ein halbes Dutzend erwachsener und ein paar Dutzend kindlicher Trinkgeldanwärter, darunter betrübend viele Grindköpfe, stürzt sich auf den Ankömmling, aber man entledigt sich ihrer billiger und schneller als im Sommerpalast, wo nach Ablöhnung der Führer, die im Grunde nur vom Publikum bezahlte Aufpasser darstellen, ein fetter Eunuche, ganz im Geiste Tsze Hsis, mit offener Hand und den Worten die Abschiedshonneurs macht: Me be number one.

Denn dieser Park mit seinen pagodenbestandenen Hügeln lebt noch ganz von seiner Vergangenheit. Keiner eignete sich mehr zu einem fürstlichen Sommeraufenthalt. Von seinen Höhen wandert der Blick meilenweit über

die Ebene von Peking und nach der Westseite hinauf zu den vom Grün halb verschluckten Klöstern der Berge. Und eine Quelle rinnt durch den Park, so kräftig, daß sie zu einem wesentlichen Teile die kaiserlichen Gärten speist. Ihr köstlich klares Wasser, durchsichtig bis zu den bemoosten Steinen des Grundes, erinnert die Chinesen an edles Jade (Yü), und nach dieser Quelle hat der ganze Berg seinen Namen erhalten.

Zum langen Verweilen ladet freilich wenig hier ein. Kalter Steppenwind bläst im Frühling, wenn über die Tiefebene Sandstürme rasen, den Wißbegierigen in Ärmel und Nacken, und im Sommer wird die Sonnenglut von dem nackten Gestein erbarmungslos zurückgestrahlt. Ich frühstückte auf einem morschen Tisch, à la japonaise hockend, in einem verfallenen scheunenartigen Raum, der einst höheren Zwecken gedient haben mochte. Pfeffer und alle Salzdüten flogen mehr als einmal durch das große Fensterloch des Gemäuers. Ein paar Grindköpfe, die sich wieder eingestellt hatten wie Hunde zur Mahlzeit des Herrn, hoben es auf, bis einer von ihnen eine junge wilde Katze erwischt hatte, der er den Kopf halb am Gestein zerschlug. Das arme Tier zuckte und gab sich Mühe zu sterben, aber die Chinesenknaben kitzelten es am Bauche, und je mehr das Kätzchen litt, desto eifriger wurde die Tortur fortgesetzt. Ich sah eine Weile zu, ein kaltes Beefsteak tranchierend, und überlegte, ob der Sprung vom Hinrichtungshabitué zum Tierfreund nicht allzu kühn sei. Aber ehe ich die Deduktion geschlossen, hatte der Hauptquäler schon einen meiner doppelsohligen Stiefel im Gesäß.

Und dann ging ich den Hügel hinauf und hinab, ließ die kalte „Edelstein-Pagode" Ch'ien lungs zur Linken, durchschritt einen barocken Felsengarten und fand mich plötzlich in der himmlischsten Wildnis eines großen Tempelanwesens. Eine indische Erinnerung zuckte blitzschnell durch mein Hirn. Ich sah Anuradhapura, Ceylons heiligste Stadt, noch nicht lange aus fieberdünstenden Dschungeln zurückgewonnen, mit ihren Tanken, in denen ich nach Krokodilen suchte, ihren Ruinen, ihrer sommernachttiefen Stille, in der ich mich für lange selbst vergaß. Ja, ich fand in der prachtvollen Drachenreliefplatte des Geisterwegs der chinesischen Tempelterrasse eine Assonanz an die schönen Mondsteine der Treppen Anuradhapuras und Tiere dieses Mondsteins in den Elefanten und springenden Pferden des weißverputzten Frieses wieder, der die Fenster des Haupttempels einrahmt.

Anuradhapura versinkt schnell, und nur chinesisches Rokoko bleibt übrig. Der Haupttempel ist sehr üppig mit grün und gelbglasierten Fayencezlegeln belegt. Ch'ien lungs später Name steht auf den großen Widmungstafeln, die von Riesenschildkröten, den Sinnbildern der Unvergänglichkeit, auf dem Rücken getragen werden. Über die Wipfel herrlicher weißrindiger Fichten ragt eine fünffarbige glasierte Pagode hinweg, ein neues Wunder-

werk des Brennofens. Bestimmt dazu, die Dämonen im Schach zu halten, die den Palästen des Yü Schuan Schans Verderben bringen könnten (daher sein Name Hsi Yüe Miau), ist dieser verlorene Tempelwinkel selbst ein Opfer fremder Teufel geworden. Man kann den italienischen Soldaten, die 1900 hier so rücksichtslos gehaust haben, nicht danken, aber in dieser Verwilderung, in diesem halben Verfall, geht der alte Pan sicher sehr vergnügt umher, schlüpft er schmunzelnd durch die zerfallene rote Mauer, betrachtet die getreppten Pagoden-Kiefern, die ganz japanisch vor schieferblauen Bergen stehen, und bläst sich zu dem Klingklang der Pagodenglöckchen, die der Wind anschlägt, sein allerschönstes Flötenlied.

Die Anwesenheit des Prinzen Waldemar von Preußen in Peking öffnete mir die Pforten des sonst hermetisch verschlossenen Winterpalastes. Sein Name ist recht unglücklich, denn nichts wirkt sommerlicher als diese an lotosüberspönnenen Seen sich hinziehenden Palastanlagen mit ihrem üppigen Baumbestand, ihren Inselpavillonen, den vielen Tempeln, Terrassen und Pagoden, die sich zu dem schönsten Panoramabilde Pekings, zu einem idealen Kameramotiv, zu einem verlockenden Vorwurf für jeden Maldilettanten zusammenschließen.

Ein Riesenumweg um die verbotene Stadt, an ihren lotosüberwachsenen Gräben entlang, hinter denen eine doppelte, durch bizarre Torbauten bewehrte Mauer wie eine romantische Lockung aufsteigt, bringt uns in die Nähe des geheimnisvollen Dreiseendistrikts. Bei unserer Ankunft präsentieren die Wachen, was in China noch komischer aussieht als anderswo. Ein Offizier in Khaki rennt unschlüssig auf der Rampe eines Tores herum, zieht den Säbel aus der Scheide und versichert uns damit (wir sind schon vorüber) schnell noch seiner individuellen Hochachtung.

Am Eingang, wo eine rotgetünchte Mauer von riesigen Proportionen, eine neue Abwehr profaner Neugierde, sklavische Instinkte leise versucht, empfängt uns eine kleine Schar von Eunuchen, den Pyramidenhut mit den roten Trodbeln auf dem Kopf, die Füße in Filzstiefeln, den wohlgenährten Leib in trübselig bescheidenem Bau. China verblaßt, denn Tsze Hsi, die Unerschrockene, die, als Göttin der Barmherzigkeit verkleidet, mit nacktem Hals, den Siebenzig nahe, sich hinter blühenden Lotos photographieren ließ, flankiert von ihren halb als Heiligen, halb als Lakaien kostümierten Obereunuchen, ist tot.

Und doch gerät man in Märchenstimmung, wenn der Nachen abstößt, und die Fährleute, etwas unsaubere Gondolieri, langsam durch den sorgfältig im Lotosgestrüpp freigelassenen Weg steuern. Es ist heiß; kochendes Blei schmilzt vom Julihimmel herunter, und die Augen sehen sich matt an den vom Wasser und den fayencebekleideten Dächern zurückgestrahlten Tropenlicht.

Der Nachen legt an; wir schreiten über eine Brücke durch Torwege und Querhöfe. Welches Farbensymposion! Kinderträume werden wahr. So haben wir uns, wenn schwere Dürerwolken über die soldatenstrammen Pappeln unserer gradlinigen Chausseen hinwegjagten, über die faden Dächer unserer mit dem Lineal und dem Dreieck entworfenen Häuser hinweg, den Palast des Kaisers von China vorgestellt, und wir haben mit Farben und lustigen Schnörkeln wahrhaftig nicht gegeizt. Hier sind sie, die geschnitzten Friese, die teppichmusterartig durchbrochenen Türen, die phantastischen, in Grün und Blau und Gold getauchten Konsolen, veritable Konsolenwucherungen, die Gabeldächer, rautenförmig gemustert oder ganz mit türkisblauen oder lila Ziegeln bedeckt wie ein richtiges Knusperhäuschen, an den First- und Gratenden von Fabeltieren bewacht, die die bösen Geister schrecken.

Wir hasten durch die Gemächer des Kaisers Kuang Hsü, der auf diesem Inselchen ein paar Jahre zur Strafe dafür verbringen mußte, weil er wie Louis XVI. Konzessionen machen wollte an den modernen Geist, von dem die modernen chinesischen Pressetrompeten voll sind bis zum Überlaufen. Blaßblaue Seidengaze an den Fenstern; tiefe Nischen darin mit breiten Sitzpolstern und einer Kopfkissenrolle, und ein niedriger Tisch dazwischen, zu Diskussionen über die Liebe, über die Sittenverfeinerung der Sung-Ära, über Ch'ien lungs unfreiwilligen Eklektizismus, über Kochrezepte des achtzehnten Jahrhunderts wie geschaffen. Hinterher ein Opiumrausch: zarte Kinder in blauseidenen Höschen winden sich durch die Rauchringe, biegen den Oberkörper zurück und verbreiten ein Aroma von Zimmet und Sandelholz. Sie kommen näher, ihr Fleisch ist kühl und von einem Seidenflaum bedeckt wie ein Pfirsich . . .

War es so? Chinesische Kinderbilder europäischen Stils hängen an den Wänden, und Uhren, große Stutzuhren aus vergoldeter Bronze, subtil gearbeitet wie respektvolle Geschenke an den Kaiserthron, füllen Vitrinen und Konsolen. An der Glasglocke der einen ist das Bild einer Frau in billigem Chromodruck, vielleicht aus einer europäischen Bonbonniere, aufgeklebt. Sie ist dekolletiert. Ihre knallroten Lippen und ihre schweren Augendeckel versprechen einen Ozean kompakter Liebe. Armseliges Kaiserchen!

Der Nachen durcheilt von neuem den See. Er muß sich an die gegebene Fahrstraße halten, aber die Kaiserinwitwe Tsze Hsi ist wohl oft auch durch das Lotosdschungel hindurchgefahren. Sie saß (so zeigt sie eine Photographie) vor einem mächtigen geschnitzten Paravent, unter einem Baldachin, den ein im Stile der Hanzeit kostümierter Eunuche hielt; auf schmalen hohen Tischen neben ihr stand eine Fruchtschale mit symmetrisch geordneten Äpfeln, Symbolen des Friedens, und ein bronzenes Weihrauchbecken, aus dem in Form von Rauchwolken der holzgeschnitzte Charakter „Langlebigkeit" aufsteigt. Tsze Hsi liebte das Sinnbildliche (ich glaube,

wer lange in China lebt, kriegt einen Horror davor). Dann war noch ein Eunuche da, der mit einem ansehnlichen Weidenzweig wedelte. Mit ihm besprengt Kwanyin, die Göttin der Barmherzigkeit, segnend die Erde, denn in der göttlichen Linken hält sie den stets gefüllten Krug mit dem quellklaren Wasser. In diesem mit Allegorien verbrämten Kahn also fuhr die Kaiserin durch die schönen Lotosteiche ihres Seepalastes, und während sie sich in Gedanken zu einer modernen Kwanyin reckte, sie, die über Leichen auf den Thron gelangt war, standen ihre süßen Hofdamen in der Sonnenglut, lächelten demütig und übten sich in der Mandschu-Etikette. Tsze Hsi vergaß die Kwanyin-Assoziationen, wenn der Nachen sich auf dem Grunde festfuhr. Dann mußten die Eunuchen ins Wasser und ihn flottmachen, was mühevoll genug aussah und der Kaiserin ein Lächeln der Genugtuung abnötigte. Sie war sehr menschlich, und sie versäumte keine Gelegenheit, ihren faulen Sklaven Arbeit, auch unnütze, zu verschaffen.

Ihr einstiger Palast, an der Südwestseite des mittleren Sees gelegen, ging während Waldersees Aufenthalt in Flammen auf. Heute stehen niedrige europäische Steingebäude an seiner Stelle, von solid gepflasterten Höfen getrennt, denen kein Bäumchen Schatten spendet. In diesem neuen Palastkomplex wurden die fremden Gesandten in Audienz empfangen.

Chinesisches und Europäisches ist hier bis zur vollendeten Absurdität gemischt. Es gibt eine riesige chinesische „Geistermauer" mit häßlich harten Reliefdarstellungen, gegen die die von allen Touristen angestaunten Friese der gelben Tempelpagode in der Umgebung von Peking (Bushell führt diese Holzhackerarbeiten als delikate Proben chinesischer Meißelarbeit an) erhabene Meisterwerke sind, und gleich hinter dieser Mauer eine europäische Auffahrt, an deren Rampen bronzene Heilige elektrische Beleuchtungskörper halten. Die Architektur, die an das Barock des Yuan ming yuan anzuklingen sich bemüht (wie eine Bunzlauer Bauerntasse an Café-au-lait-Porzellan K'ang-hsis), vibriert von Witz; in dem Giebelfeld ist eine stilisierte Zwiebel, die Nationalspeise der Chinesen (oder ist es doch ein Granatapfel?), in Flachrelief angebracht.

Die pièce de résistance des Mobiliars bilden Uhren, Uhren europäischer Herkunft, mit bunten Steinen verziert, von glasartigen Blumen eingerahmt, Uhren, die bescheiden die Stundenzahl schlagen, und solche, die zur Mittagsstunde einen Höllenlärm vollführen. Schon die letzten Mingkaiser waren Uhrenmaniacs, und die jesuitischen Pater trugen dieser niggerhaften Begeisterung für europäische Chronometer geschickt Rechnung. Porzellane, meist Monstrevasen des neunzehnten Jahrhunderts, Arbeiten aus Elfenbein, aus Cloisonne, aus Jade, aus Lack, aus Koralle, ganze Korallenbäume, Vitrine an Vitrine, füllen die Wände. Zwischen schöngeschnitzten Tischen aus Teakholz gelbe Seidenfauteuils im Stile Louis XV. Tiefe Fensternischen, mit

Kissen aus gelbem geblümten Sammet belegt, geben Aussicht auf die toten Höfe, auf ein neues Palastgebäude in derselben Achse, hinter dessen blanken Scheiben andere Raritätenkabinette unserer warten. Das Schlafzimmer der Kaiserin: ein mächtiges Bett (Kang), kabinenbettartig in die Nische eingebaut und mit seidenen Vorhängen verhüllt, große Vitrinen mit Stutzuhren, elektrische Beleuchtungskörper, rosa angehauchte Glastulpen oder Kristallkronleuchter mit irgendeiner an Bosheit grenzenden neuen Geschmackswidrigkeit. Ungemütlich, frostig, und alles andere, nur kein Schlafzimmer. Die Audienzräume: Kronleuchter aller Stilarten, Stehlampen mit Seidenschirmen auf der Throneſtrade, neben den zum Thron führenden Stufen (deren Geländer wie die Marmorbrüstungen der Tempeltore brückenartig gegliedert sind), ganze Uhrentempel unter Glas, zwischen den Treppenbrüstungen Störche, Sinnbilder des langen Lebens. Der Thron, mit einem geschmacklosen europäischen Teppich belegt, besteht aus einer Bank mit einem Tisch und einem Spiegelparavent dahinter, geziert wie auch Wände und Türöffnungen mit dem edelsten Schnitzwerk. Darin liegt wirklicher Märchenstil.

Neue Gemächer, lange sandelholzduftende Galerien mit krausen chinesischen Schauobjekten in Vitrinen, etwa einem Gebirge aus Elfenbein mit Figuren, Pavillonen und Wasserfällen oder kleinen Jadegongs, an Seidenschnüren in einem zierlich geschnitzten Holzrahmen aufgehängt. Ein Speisesaal, der wie ein Kuriosladen wirkt, mit schwarzlackierten Tischen und Kangs (Ruhebetten) in den Nischen. Fürstliche Pracht und Steifheit verquickt mit fast bürgerlicher Bequemlichkeit. Wir pflücken von allem, erdrückt von der Fülle, und atmen auf, als der Fährmann abermals abstößt.

Über der Felseninsel, deren Umkreis sie vor Dämonen schützt, schwebt die Flaschenpagode wie ein silbriges Glasgebläse. Wir kommen näher und entdecken Anmut allenthalben. Diese mit Marmorbalustraden eingefaßten Uferwege sind gefälligere Zeichen fürstlicher Lebensführung als der rohe Innenprunk des Palastes. Minggeist lebt in den zweigeschossigen Wandelhallen, die von Ecktürmen flankiert sind und in der Mitte, nach den Pagodenterrassen zu, sich in einem wuchtigen Torgebäude öffnen. Hallen von höchst merkwürdiger Dachkonstruktion und im Grundriß wie ein Barockbau der sanft gebogenen Uferlinie folgend. Der Kohlenhügel mit seinen fünf Pavillonen, türkisblau gedeckt die äußersten, deren Dach und Säulchen in Sonnenglast zu tanzen scheinen, setzt diesen Reigen bunter und harmonischer Dinge zu einem vollkommenen, fast schon ein wenig glatten Panoramabilde fort.

Am Nordufer des Pei-hai-Sees, in einem Tempel, zu dem Terrassen hinaufführen, reckt sich ein gewaltiges Idol, ein „tausendarmiger" Höllengott, auf Dämonen trampelnd, eine Schädelkette um den Gürtel, an die Decke seines mit Umhängen und Fresken belebten Tempels. Seine Glied-

maßen sehen aus wie die Fittiche eines Dädalus. Dieser Gott, ein Kinderschreck wie so viele der Riesenpopanze, die der Mahayana-Buddhismus, der mit Paradies und Hölle und Heiligen ausstaffierte Neobuddhismus, animalischen Menschheitsinstinkten errichtet hat, ist eine Verbeugung vor den Mongolen. Eine recht macchiavellistische: denn die Mongolen, die höchst unruhigen Untertanen der Mingkaiser, deren Fürsten zu feierlicher Audienz alljährlich im Kaiserpalast erwartet wurden, mochten sich williger einem Kaiserhaus fügen, das ihrer Kirche (der gelben) so zahlreiche und imponierende Achtungsbeweise gab. Es ist neuenglische Burenpolitik, und Ben Akiba lächelt.

Mir sagt der Gott nichts, der groß genug scheint, um in den Fächern seines Leibes, dem Flaubertschen Moloch ähnlich, ganze Hammel oder Menschen zu rösten. Ich flüchte zur Mingpagode, dem letzten und schönsten Ziel dieser widerspruchsreichen Wasserfahrt. Sie versöhnt mit allem Grotesken, das der „Drei-Meere-Bezirk" uns heute schon aufgetischt hat, und zum erstenmal ringt sich aus all den Dissonanzen, Dissonanzen von gewaltigem Maßstab, eine ästhetisch reine Stimmung los, die tagelang nachklingt. Wieder geht es Stufen empor, daß einem schwindelt, aber wundervolle Details, wie ganze Drachenfirste aus farbig glasiertem Ton, versüßen den Aufstieg. Ein viereckiger Kuppelbau, bekleidet mit glasierten Buddhafriesen (die man freilich kräftiger und persönlicher an dem Sockel der dreiviertel indischen Wu tai sse-Pagode in der Umgebung Pekings wiederfindet), ist der Flaschenpagode vorgesetzt, und da ein breiter Umgang mit Marmorbrüstung den Sockel umgibt, so liegt nun Peking, die Stadt abenteuerlicher Sehnsucht, von allen Seiten erreichbar für das Auge, wie ein aufgeblättertes Märchenbilderbuch zu unseren Füßen.

Woher kommt der Zauber dieser Stadt? Sie ist schmutzig, sie ist morsch, sie ringt, wenn es regnet oder staubt, einem die kräftigsten Flüche ab, und man muß wochenlang an der harten Schale beißen, bis man auf den herbsüßen Kern stößt. Hier oben erscheint sie als einziger Garten (sie, die kahl und gelb im Winter ist, daß einen fröstelt), mit schöngepflegten Alleen und den stattlichsten Monumenten. Wie eine Tempelstadt für sich breitet sich südöstlich der wallumhegte Bezirk der „verbotenen Stadt" aus, durch deren Scheitel Palast an Palast sich reiht, Tor an Tor, jedes mit einem wuchtigen gelben Fayencedach (dem „kaiserlichen" Gelb) belastet, auf dem die Sonne förmlich in kleinen Bläschen zu brodeln scheint. Zyklopengleich heben sich die sechzehn Stadttore aus dem Dächermeer heraus, und wie ein tiefer Orgelton klingt das Blau der Himmelstempelkuppel im Süden herüber. Der Paukenturm, von Yung Lo im fünfzehnten Jahrhundert erbaut, einfach und klar gegliedert wie ein Signalturm sein soll, hebt seinen drachengeschmückten First in den nördlichen Himmel, und schieferblaue Berge, die westlichen

Hügel, jedem Pekinger teuer wie unseren Reichshauptstädtern die Havelseen, schließen als der schönste Kameo den weiten Ring.

Voller Liebe für diese einzigartige Stadt, so reich an Geheimnissen für uns Europäer, steigt man die steilen Treppen hinab, in einen kleinen Tempelhain, in dessen Hof, unter schönen weißrindigen Fichten, ein bizarres Marmorbecken steht, behandelt wie eines jener Bibelots aus Achat oder Bernstein, denen man möglichst viel von ihrer natürlichen Form läßt und die man nur aushöhlt oder ein wenig reliefiert, um aus ihnen eine Schale oder sonst eine Gefäßform zu machen. Im Tempel selbst sitzt eine Kwanyin, die Beine gekreuzt, den rechten Arm (nackt wie ein Stück der rechten Brust), in weicher Lässigkeit unter das Knie gelegt. Sie ist aus weißem Jade, der matter als Alabaster schimmert, und war 1900 vergraben, weil die Kaiserin-Witwe besonders gern zu dieser Nephritgöttin betete. Ihr enganliegendes Gewand, mit Halbedelsteinen gesäumt, hat man vergoldet, die Augen sind bemalt (oder aus irgendeinem Stein gebildet), und auf der dünnen geschwungenen Oberlippe ist Rot wie auf die einer modernen Beauté aufgelegt. Sie ist schön, der sehnsüchtige Traum eines chinesischen Pygmalion, trotz ihrer etwas aufgestülpten Nase, der zu groß wirkenden Hand und dem archaistisch langen Fuß, eine Tochter der Herodias oder eine Salammbo eher als eine Göttin der Barmherzigkeit. Denn die Liebe, die dieser Blick, das slawische Lächeln, die weiche Wange und die kühle Nacktheit verheißt, ist weltlich und sie treibt einen schmerzhaft-süßen Stachel in unser Fleisch.

Das ist der Winterpalast, der schönste Distrikt Pekings, den politische Berechnung und später der grandiose Egoismus eines Herrschergeschlechts jedem Eindringling verschlossen hält. Das China des letzten Jahrhunderts, verknöchert, grausam und bigott, Turandots wahre Heimat, war eine schlechte Brutstätte für Philantropen. Sie saßen vor Tausenden von Jahren auf dem chinesischen Thron, und es klingt wie ein Märchen, was der große Philosoph Meng tse dem König von Tze auf dessen Klagen über seine Unpopularität erwiderte. „Der Park des alten Königs Wan, vom Volke als klein empfunden, war dreißig Quadrat Li größer als der deine, o König, aber Wan ließ Jäger, Grasmäher und Reisigsammler hinein; er teilte ihn mit seinem Volk. An den Grenzen aber deines Reiches, das ich nicht zu betreten wagte, bevor ich nicht alle deine Verbote wußte, erfuhr ich, daß du wie einen Mörder den bestrafst, der in deinem Parke einen Hirsch tötet."

Wer vor fünfzig Jahren die kaiserlichen Gärten auch nur zu betreten wagte, wurde geköpft. Die Kaiserin-Witwe Tsze Hsi hob die Todesstrafe auf und schickte, ganz Kwanyin, den Verbrecher in eine Strafkolonie. Der Schauer blieb. Wäre ohne ihn die Atmosphäre noch geheimnisvoll und Peking das siebenmal versiegelte Märchenbuch, das wir klopfenden Herzens aufschlagen, wenn der Zug uns das erstemal in den Chien men-Bahnhof hineinträgt?

Offenbach

von Oskar Bie

Ich bin ein Jude aus Köln. Mein Vater hieß Juda Eberscht. Ich habe das Cellospielen gelernt und dieser Jugenderinnerung in einer berühmten Barkarole ein Denkmal gesetzt, über die ich leider sterben sollte. Ich heiratete die Tochter eines spanischen Karlistenführers, und dies ist das einzige Operettenhafte, was ich in meinem Leben geleistet habe. Zuerst machte ich für Houssaye im Theatre français Zwischenaktsmusik, dann gründete ich ein eigenes Theater, das ich Bouffes Parisiennes taufte. Man nannte es scherzend die Bonbonniere, aber diese Bonbonniere wurde sehr voll, und ich versetzte sie bald von den Champs Elysées nach der Passage Choiseul. Es war guter Ton, zu mir zu pilgern, obwohl der Gottesdienst, den ich mir für mein Genie eingerichtet hatte, nur von wenigen Personen ministriert wurde. Ich durfte nach obrigkeitlichem Befehl nicht mehr als vier Figuren auftreten lassen. Als ich einmal eine fünfte brauchte, ließ ich ihr von den Sarazenen die Zunge ausreißen und sie als Stumme von Offenbach durch geschriebene Zettel sich verständigen. Ich hatte damit einen großen Succès. Endlich entschloß ich mich, mit diesen armseligen Verhältnissen zu brechen, verfaßte den Orpheus und wurde der Beglücker der Menschheit. Peri hatte mit seinem Orpheus die Geschichte der Oper begonnen, Monteverdi mit seinem Orpheus die moderne Oper eingeleitet, Gluck mit seinem Orpheus die große Reform vollbracht, und ich habe mit meinem Orpheus die vierte weltgeschichtliche Epoche angefangen, in der wir uns jetzt so wohl befinden. Von diesem Zeitpunkt an organisierte ich einen Weltbetrieb und Europas Theater wurden mir untertan. Noch einmal versuchte ich es mit einem eigenen Unternehmen, aber das Gaité machte seinem Namen wenig Ehre. Ich reiste nach Amerika, ich inszenierte meine Stücke auf den verschiedensten Bühnen beider Hemisphären, ich bekannte mich zu Pracht, Ausstattung und Ballett, ich schrieb 102 Operetten, ich machte Geschäfte und Bankerotte, hatte Erfolge und Durchfälle, aber ich habe die moderne Zeit begriffen und ihr gegeben, was sie wünschte. Mein Name sei gelobt.

Man bewundert — erlauben Sie, daß ich mich setze — meine Einakter, die nichts weiter sind als kleine opéras comiques im Stile einer Kunst, die ich in meiner Jugend um mich ihr gefälliges Wesen breiten sah. Ich habe die größte Abwechslung hineingebracht. „Fortunios Lied" ist eine jener süßen Romanzen, mit denen wir Jünglinge die Herzen der Damen gewannen. Ich komponierte sie einst für ein Stück von Musset auf dem Theatre français. Sie wurde vergessen und blieb unter meinen

Papieren versteckt. Als ich sie wieder hervorholte, ergab eben dieses Schicksal das Sujet meines Stücks. Ein Pedant und Büromensch hat sie einst in seiner Jugend erfunden, da er noch ein feuriger Draufgänger war, jetzt ist sie vergessen, aber im Staube der Akten hat ihre Zaubermacht auf die weiblichen Gemüter nicht nachgelassen, einer seiner Schreiber, ein jugendlicher Sänger, findet sie und verführt damit die Frau dessen, der sie einst komponierte. Verstehen Sie? Ich liebe dieses Stück sehr, ich liebe es, weil es ein Stück meiner selbst war, und ich freute mich, die Untreue einer französischen Romanze besingen zu können, nachdem meine Kollegen so oft ihre Treue besungen hatten. Man muß sich verkleiden können, meine Herrschaften. Wie in meinem Monsieur et Madame Denis ein junges herziges Ausreißerpaar sich dadurch vor den Nachstellungen rettet, daß es in die Kleider eines alten Onkel- und Tantenpaares kriecht, denen kein Mensch mehr etwas tut, so muß man seine Spässe und Launen nur in die konventionellen Kleider stecken, und jedermann belobt sie. Dafür haben die Denis auch meine schönsten Walzer bekommen. Angelus, Angelus singen sie im kanonischen Quartett der „Verlobung bei der Laterne". So etwas mache ich wie ein Dompfaff. Haha! „Hanni weint, und Hansi lacht" und „Fritzchen und Lieschen" weinen und lachen auch, nicht wahr, wie bieder ist das, der reine Biedermeier. Und die gute alte biedere Lotterie in der „Nr. 66", durch die plötzlich arme Leute reich werden. Ich machte darauf ein richtiges großes dramatisches Ensemble. Überhaupt das Reichwerden, worüber ich einmal drei Akte schrieb, in der „Prinzessin von Trapezunt", Kunstreiter, die reich werden und ebenso rührende lyrische Duette wie fashionable Trinkwalzer singen. Am liebsten aber hatte ich eigentlich die Soldaten. Im „Regimentszauberer" machte ich Soldatenlieder, so gut wie Maillart, und im „Zapfenstreich", glaube ich, noch bessere, diese dummen, betrunkenen, immer lustigen Soldatenliebesgeschichten, und in der „Zaubergeige" vermaß ich mich sogar zu Zweideutigkeiten, die ich ganz sachte zwischen die Rhythmen der Soldaten und die der Liebe hineinlegte, wie ich überhaupt glaube, daß der Reiz aller Soldatenmusik eine versteckte Erotik ist. Doch ich werde geschwätzig, aber das ist meine Natur und mein Geschäft. Ich empfehle Ihnen angelegentlichst diese Einakter, ehe sie vergessen werden sollten. Schreiben Sie sie nur mit richtigen Titeln in Ihr Buch. Es heißt „Urlaub nach dem Zapfenstreich", übrigens eine meiner sorgsamsten Arbeiten. Für die allerbeste erkläre ich gern das „Mädchen von Elizondo". Auber hätte sich dieser delikaten Faktur nicht zu schämen brauchen. Und von allen Trinkliedern, die ich schrieb, steht hier das süffigste.

Nehmen Sie diese ganze Operngeschichte sehr ernst? Ich nicht, mein Lieber. Ich bin kein Gelehrter und kein Dogmatiker, ich will mich wohl-

fühlen in dieser Welt und weiß keine andere Philosophie, als die einer lächelnden Kontemplation und überlegenen Ironie in einem Theater, dessen Entree ich mit meiner Geburt bezahlte. Wozu das alles? Ich weiß es nicht, Sie wissen es nicht, aber das Stück wird gespielt, und die Gläubigen sinken auf die Knie, die Fanatiker fuchteln mit den Armen, und die Organisatoren rücken ihren Tisch in die Mitte. Also lassen wir sie das Stück spielen, immer wieder dasselbe Stück, und amüsieren wir uns. O welche Koloratur steigt aus dieser schmerzvollen Seele, welcher Marsch beflügelt diese kriegerischen Schritte, welche Akkorde murmelt diese Priesterschar und welche Romanzen singt dieser liebende Jüngling. Mir ist in manchen Augenblicken, wenn ich dies Theater sehe, als ob man die ihrer Rolle so ergebenen Leute nur ein bißchen zu kitzeln brauchte, und sie fangen alle an, laut zu lachen. Schon zuckt es in ihrem Gesichte und in ihren Beinen. Sie müssen ernst bleiben, stramm stehen und ihren Dienst erfüllen, aber diese Sachlichkeit und Pflichtschuldigkeit ist nur die Maske einer ihnen höchst unbequemen höheren Weltordnung, eine Maske, die sie sich aufzusetzen scheinen, um den ganzen Stumpfsinn ihrer irdischen Existenz noch grotesker auszukosten. Brecht die Tragik um. Laßt sie auf ihre Melodien file, file und bile, bile singen, und ihr habt ihres Wesens Kern. Patati, patata antwortet der Chor, bing, bing, ta ta, sing sing, ba la boum, und da haben Sie die schöne Helena, wie sie auf ihrem gelben chinesischen Bett Menelaus den Guten betrügt, Laus den Guten. Welch ein Finale! Es paßt auf alle Finales der Welt, und alle möchten in so einem Walzer schließen. Trotzdem gebe ich zu, daß mir die Schöne Helena nicht ganz gelungen ist; aber mein einziger Fehler war, daß ich sie zu ernst nahm. Paris will sie wirklich entführen, wie in der Sage, das ist kein Witz, es verleitet zu lyrischen Episoden, die eine unverzeihliche Echtheit des Gefühls verraten und bringt einen Schluß, dessen Tragik geradezu historisch wirkt. Nein, da ist mir der Orpheus besser geraten. Denn Orpheus lehnt sich gegen die Sage auf! Er will ja seine Euridice gar nicht wieder haben, und er wird von der öffentlichen Meinung krampfhaft gezwungen, die Richtigkeit dieses Opernstoffs wiederherzustellen. Ausgezeichnet ist mein Orpheus, mein Witz wurde phänomenal, und die genialen Einfälle überschlugen sich in diesen Pastorales und Bacchanales, Sterbekoloraturen und Schlafcouplets, Menuetten und Cancans, Violinkonzerten und olympischen Brettls, Fliegeduetten und Gluck — Gluck — Gluck — ach, ich habe sie verloren, ich nahm nichts mehr ernst als den Spaß. Ich habe in meiner Genoveva die Romantik verspottet, in meinen Banditen die Räuberopern, auf daß ein großer Ensemblekanon sich über den Text soyez pitoyables erhebt, ich habe in dem vortrefflichen Pariser Leben Schuster und Handschuhmacherin so reizend wie möglich die Tragödien und Komödien der sexuellen Erregung persiflieren lassen, auf das Loch eines Admiralsrocks ein faszinie-

rendes Ensemble komponiert und der Pariser Welt den Spiegel in einem Domestikenball vorgehalten; ich habe im Monsieur Choufleury eine Riesenparodie auf die italienische Oper geschrieben mit allen Flüchen in verminderten Septimen, verzweifelten Rouladen, monomanen Imitationen, blöden Dakapos, Malheurs bis zum hohen D, und Fermaten, die noch nicht aufgehört haben, während ich Ihnen dies auseinandersetzte; ich habe diesen herrlichen Blaubart geschaffen, der die Sage beinahe so geschickt wie Orpheus auf den Kopf stellt und nebenbei aller Weiber- und Fürstendienerei so musikalische Rippenstöße versetzt — ich schwärme für ihn, aber ich schwärme am meisten neben Orpheus und Blaubart für die Großherzogin von Gerolstein, die ich Sie innigst bitte, Ihren Lesern wieder einmal ans Herz zu legen. Sie werden selbst am besten erklären können, wie mir in dieser Soldatenparodie eine Einheitlichkeit des spezifisch Offenbachschen Tons gelungen ist, gegen die alle Apfelmänner und Froufrouroben nur Stückwerk sind, wie witzig das große Ensemble mit der Koloratur auf den musikalisch völlig neuen Begriff „Nervös", wie komisch die Mordballade und das Tanzrondo mit der Schlachtbeschreibung, wie entzückend der wienerische Briefwalzer, wie plastisch das herrliche Degenlied, kurz wie wahrhaft tänzerisch diese sprühende, pikante und im besten Sinne frivole Musik über absolute Nichtigkeiten des Textes komponiert ist. Ich bin jetzt über dreißig Jahre tot und also endlich frei, so weit es die Lizenzen meiner Textdichter gestatten, denen ich hiermit ein unsterbliches Kompliment mache. Ich habe der Nationaltugend der Franzosen, dem Rhythmus, seine wahre und endgültige Aufgabe zugewiesen, alle Regungen, die unserem Wohlbefinden schaden könnten, hinwegzutanzen und allen Unsinn, der unser Leben verschönt, zu einer Weltanschauung von metaphysischer Akrobatik auszubilden, die das letzte ist, was wir über die Vorgänge dieser Erde sagen können. Sie reichen mir die Hand, ich danke Ihnen. Empfehlen Sie mich bei Ihren Freunden, und fragen Sie in allen Theatern nach meinen Werken.

Hiermit erfüllen wir seinen Wunsch und weisen auf seine saubere und selbstbewußte Musik in einer Zeit, da die Operette die alten Ingredienzen des Tanzrührstücks zu einem eklen und stillosen Brei zusammenkocht. Offenbach war konsequent gewesen, so gut es ging; die Traditionen Aubers und Adams hatte er zu Ende geführt, statt sie zu ihrem Anfang zurückzudrehen. Wir erinnern uns eines lustigen Burschen in den Deux nuits Boieldieus, er ruft alle Geister der Skapins und Crispins und Figaros an (wobei er Mozarts Figaro zitiert), ihm bei diesem Spiel zu helfen und sich ihnen ähnlich zu machen. Offenbach zitiert seinen Gluckorpheus und seinen Rossinifigaro, zitiert Don Juan und die Marseillaise, aber er lächelt bei diesen Zitaten und weiß wohl seine eigene Art zu finden und zu schätzen. Kundig der lieblichsten Feinheiten aller solistischen Instrumente, die in zwei Strichen zeichnen, und

des großen Cancanrausches eines losgelassenen Tutti, schenkte er uns Partituren von prickelnder musikalischer Eigenheit. Nicht alles, denn die Grenze der Frivolität ist scharf, aber vieles, sehr vieles ist von einer meisterlichen zynischen Zeichnung und genialen Erfassung der Tollheit des Augenblicks. Dies ist sein Wesen: eine trockene Feinheit, die der närrische Rhythmus in Schaum schlägt. Diatonisch eine Figur über die Stufen der Tonleiter zu locken, mit der Dominante als einem süßen neckischen Ziel zu spielen, Tonika und Dominante einfach sich abwechseln zu lassen und darüber die Melodie in einem harmonisch reizvollen Doppelsinn zu spannen mit allen hineingeschmuggelten Durchgangstönen, die freche Nacktheit rhythmisch geketteter Akkordtöne in unschuldigster Brechung, alle kleinen Bosheiten fremder oder halbversteckter Baßtöne, alle faits divers plaudernder Zwischenmelodien, alle unverschämten Trillerchen, das spöttische Nachleiern, die schnippischen Repliken, die plappernden Schlußformeln, das Halbsingen des Variétés und das Parlandoschnurren, plötzliche verblüffende Übergänge in die Halbtonstufe, das stumpfsinnige Unisono des Basses mit der Walzermelodie, dumpfe, aufbegehrende Chöre, Pianissimogeständnisse und erschreckliche Fortissimoschläge — aus alledem webt sich die feine Sinnlichkeit seiner Musik, die von einem gierigen Tempo durchzittert ist und den demimondänen Instinkten des zweiten Kaiserreichs einen Glanz gibt, der sie von der mondänen Frivolität der Regence kaum noch unterscheidet. Tanzende Mythologie, der olympische Cancan, böotische Romanzen, Polkas der spartanischen Helden, ein Parisurteil als Walzer, und wieder dieser entzückende Ballrausch „il est gris“, dies Schleifen, Kokettieren, Lachen und Küssen „tous tourne“ — in diesem „Pariser Leben“ besingt die Baronin die beiden schönen Frauen, die sie in der strahlenden Gesellschaft der Weltstadt findet: die eine, assez commode et l'orchestre est plein de ses aments, die andere eine Komtesse von fünf- bis sechshundert Jahren Adel. Sie kann sie nicht unterscheiden, beide sind gleich frisiert, haben die gleichen Allüren, dieselbe Impertinenz, im Blick dieselbe hardiesse à tout dire, dasselbe Lächeln, dieselben jungen Leute. Was ist aus dem Bürgertum geworden? Es läßt sich gehen, weil es seinen Meister findet, der es gehen lehrt, den politischen und den musikalischen Meister, und weil es einmal noch in diesem Leben sich austanzen will, ehe es zu spät wird. Ist diese Musik cocodette oder ist sie cocotte? Wir können es nicht unterscheiden und wissen nur, daß sie doch sehr schön ist. Irgend etwas leuchtete hier zum letztenmal von der Oper her, eine frische Lüsternheit, die nur so verführerisch sein konnte, wenn sie so gefährlich war.

Offenbach aber schreibt „Hoffmanns Erzählungen“ und vollendet sie nicht mehr. Er hat uns dieses Werk verschwiegen. Warum? Es war sein „höheres Genre“, nach dem er sein Leben lang die Sehnsucht trug, wie Auber oder wie Herold. War es nur sein Ehrgeiz oder war es sein

Wesen, und hat er geschauspielert und geschmeichelt, als er all das andere machte und verteidigte? War auch dieser Satiriker im innersten Kern seiner Natur ein lyrischer, wehmütiger Mensch, der sich betäuben mußte, um nicht zu zweifeln, und uns belügen, um nicht sich selbst die Wahrheit einzugestehen? Nun fällt eine Träne von seinem Auge, und sie wurde die schönste Erinnerung an ihn. Puppen wollte er zum Singen bringen, und sie ließen die reizendsten Walzer erklingen, bis sie ihm zersprangen. Kurtisanen wollte er mit zauberischer Fadheit einlullen, aber sie vernichteten ihn, indem sie ihm sein Ebenbild stahlen. Virtuosinnen wollte er in den Triumph ihrer Kunst herauslocken, aber sie starben ihm, indem sie ihm sangen. Und immer war es derselbe Feind, der Puppenmacher, Schattenstehler und Lebenstöter, der ihm die Liebe verdarb. Jetzt sitzt er, von der Gicht geplagt, und phantasiert diese Oper der Oper und schreibt eine Musik so anmutig, innig und tapfer, so gerade und echt, erst tänzerisch, dann schwelgend, zuletzt zärtlich, wie er sich nie erinnern kann, nur geahnt zu haben, — da macht ihm sein Dr. Mirakel den allerletzten Aktschluß und holt ihn, ehe er ihn selbst auf die Partitur gebracht. Ein großes Spötterleben fand dieses wunderbare Schicksalsende, in seiner Wehmut so schön wie in seinem Werke.

Rundschau

Der syndikalistische Wille zur Tat

von Otto Corbach

Die Chronisten der deutschen Gewerkschaften haben im Jahre 1912 im Leben dieser Vereine merkwürdige Um- und Zustandsänderungen, Gleichgewichtsstörungen, Reflexbewegungen, Meinungskämpfe über Fragen einer Neuorientierung und Anfänge bewußten Vorgehens auf neue Ziele beobachtet. Übereinstimmend berichten sie, daß die Bedingungen der gewerkschaftlichen Aktion schwieriger geworden sind. Die organisatorischen Leistungen der Gewerkschaftsführer haben bei den Arbeitgebern Schule gemacht. Die Gegensätze zwischen den Unternehmern treten immer weiter hinter dem gemeinsamen Widerspruch zur klassenbewußten Arbeiterschaft zurück, Bezirks- und Landesgruppen lösen sich in mächtigen Reichsverbänden ganz oder fast ganz auf und selbst die breite Kluft zwischen schwerer und weiter verarbeitender Industrie hat der Wille zu gemeinsamer Abwehr der Lohnarbeiterbewegung überbrückt. Man sollte nun meinen, im Proletariat sei der Drang zu politischer Betätigung in dem Maße stärker geworden, wie die gewerkschaftliche Aktion durch äußere Umstände erschwert ward, das gewerkschaftliche Führertum habe an Bedeutung verloren, das parteipolitische gewonnen. Die mehr parteipolitisch orientierten Führer, besonders im sozialdemokratisch gesinnten Proletariat, haben ja immer den mehr gewerkschaftlich orientierten vorgeworfen, sie überschätzten die Tragweite der gewerkschaftlichen Aktion und versündigten sich an der Zukunft der Arbeiterbewegung, indem sie die Arbeiter in den Wahn einlullten, der politische Kampf sei nicht besonders wichtig, weil sich mit gewerkschaftlichen Mitteln zurzeit verhältnismäßig große Vorteile erlangen ließen. Diese Vorwürfe waren zwar zum Teil ebenso berechtigt, wie die, die die Gewerkschaftler den Parteipolitikern zu machen hatten, aber jetzt, wo sich herausstellt, daß die Kassandrarufe der Parteipolitiker tatsächlich begründet waren, bleibt doch die von diesen lebhaft erhoffte günstige Konjunktur für ihre persönlichen Werte aus. Klaren Auges gewahren die Arbeiter, daß zwar die Bedingungen für die politische Aktion günstiger geworden sind, während die für die gewerkschaftliche sich verschlechterten, daß aber die politische Aktion dennoch in dem Maße enttäuscht, wie ihr Spielraum wächst. Die Parteien der Linken sind stärker als je, ihre

Mühlen klappern so betriebsam wie noch nie, die Regierungen werden parlamentarischer, für den Druck von unten nachgiebiger, und doch wird die sozialpolitische Ausbeute der Gesetzgebung immer magerer. Großenteils liegt die Schuld an der Tücke des Objekts. Die technischen Schwierigkeiten einer Weiterbildung der sozialen Gesetzgebung nehmen sozusagen im Quadrate ihres Alters zu, da sie durch die kasuistische Gestaltung des Stoffs immer unübersichtlicher wird, immer schwerer zu handhaben ist. Für den Einfluß dieser Erfahrung auf die Arbeiterbewegung ist es ungemein bezeichnend, daß man in Gewerkschaftskreisen neuerdings den Plan einer Arbeitslosenversicherung von Staats- oder Reichswegen ablehnt, „weil der Staat nichts gebe, was er nicht in weitaus höherem Maße nehme". Nicht der Staatssozialismus wäre die Konsequenz eines solchen Eingreifens, sondern die Stärkung des Staatskapitalismus. Man setzt aber seine Hoffnung nun nicht auf die Eroberung der politischen Macht durch die zugehörige politische Partei, auf die Einführung des „Zukunftsstaates", sei es des sozialdemokratischen, liberalsozialen oder „christlich-sozialen" — in der Praxis führen alle Parteipolitiker, besonders gegenüber Arbeitern Projekte für den Staat der Zukunft im Munde, auch wenn sie das Wort „Zukunftsstaat" vermeiden —, sondern man kehrt reumütig zu dem einst durch Mißbräuche des manchesterlichen Liberalismus in Verruf gekommenen Ideal der „Selbsthilfe" zurück.

Dem Kenner der syndikalistischen Bewegung in Frankreich muß es schon jetzt dämmern, daß die neuen Wege, auf denen man die deutsche Lohnarbeiterbewegung im Jahre 1912 ertappt hat, geradezu solche sind, die die französischen Arbeiter schon seit Jahren bewußt eingeschlagen haben. Denn die Wirksamkeit der Conféderation Général du Travail (C. G. T.), die auf den „revolutionären Syndikalismus" schwört, kommt am stärksten in einer Verpönung des Staates, einer Geringschätzung aller Politik und einer um so kräftigeren Betonung des reformistischen und revolutionären Wertes der Gewerkschaften zum Ausdruck. Die Syndikalisten glauben besser im Geiste Karl Marxens zu handeln als die sozialistischen Parteipolitiker, die sogenannten „Marxisten", indem sie nicht mehr auf die Worte des Meisters schwören, in denen er die Proletarier zur Geduld, zur Taktik des Abwartens, zur Hoffnung auf den Zusammenbruch des Kapitalismus ermahnte, sondern auf die, in denen er aussprach, daß die „Emanzipation der Arbeiter das Werk der Arbeiter selbst sein müsse". Sie meinen, daß die Zeit des Abwartens vorbei und die des Handelns gekommen sei. Menschen, die sich vor die Notwendigkeit gestellt sehen oder gestellt glauben, entscheidende Entschlüsse zu fassen, um starke Hemmungen ihres Gruppenlebens zu überwinden, sind immer Abtrünnige für ihre alten Lehrer. Nicht, daß deren Aufklärung ihnen nicht genützt hätte. Sie sind durch sie darauf vorbereitet worden, ihre Umwelt im Sinne künftiger Notwendigkeiten des Handelns zu beurteilen. Aber das

stärkste Ahnungsvermögen kann nicht so scharf sehen lehren wie die Notwendigkeit selbst, sich den erwarteten Veränderungen anzupassen. Wenn die eintritt, sind in der Regel nicht mehr die Alten, sondern die Jungen die Hellsichtigeren, weil sie die meiste Tatkraft haben. Die letzten Schuppen fallen ihnen von den Augen, indem sie handeln. „Setze die Handlung," sagt der Philosoph Henri Bergson, auf den sich die französischen Syndikalisten so häufig berufen, „und die Form des Intellekts ergibt sich aus ihr selbst." Der Syndikalismus in seinen Grundzügen ist nun die Form des proletarischen Intellekts, die sich aus der „direkten Aktion" von selbst ergibt. In diesem allgemeinen Sinne ist der Syndikalismus kein „spezifisches Gewächs französischen, oder allenfalls noch italienischen Bodens", wie Sombart meint, vielmehr ein ebenso notwendiges Entwicklungsstadium der internationalen proletarischen Bewegung wie der parteipolitische Sozialismus. Man muß sich nur hüten, das Wesen des revolutionären Syndikalismus nach der Form zu beurteilen, in der er in Frankreich zuerst in Erscheinung getreten ist. Es ist wahr, daß den Franzosen das starre System der deutschen Sozialdemokratie schon deswegen nicht gefällt, weil sie nicht fähig sind, damit etwas anzufangen. Auf dem internationalen sozialistischen Kongreß in Amsterdam im Jahre 1905 behauptete auch Jaurès als sozialistischer Parteipolitiker, den deutschen Sozialdemokraten mangele es an revolutionärer „Tradition" und revolutionärem Willen. Daher komme es, daß ihre politische Bedeutung lange nicht so groß sei als ihre Masse, ihre Disziplin, ihre Opferfähigkeit. Das gab Anlaß zu einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung mit Bebel, der sich in der Tat den Schulmeisterton von der andern Seite nicht gefallen zu lassen brauchte. Die französischen Sozialisten machen oft aus der Not eine Tugend, wenn sie ihre Unlust, es den deutschen Genossen an geduldigem Ausharren gleich zu tun, für revolutionäre Gesinnung oder Liebe zum Elan ausgeben. Weil es den französischen Proletariern an Geduld gebricht, immer den richtigen Augenblick abzuwarten, wo sie dem Kapitalismus Boden abgewinnen können, laufen sie vielleicht Gefahr, ihre Kraft in oft sinnlosen klassenkämpferischen Gefühlsentladungen zu früh auszugeben. Deswegen könnten aber doch aus der draufgängerischen revolutionären Taktik des französischen Proletariats trotz allen praktischen Nachteilen Erkenntnisse hervorgegangen sein, die die Arbeiterbewegung in allen Ländern für eine glückliche Fortsetzung des Klassenkampfes nötig hat. Es sind ja gewöhnlich nicht die stärksten und dauerhaftesten Völker, aus denen jeweils die kühnsten, weitblickendsten Ideen hervorgehen. Nietzsche erklärt das Christentum für den Schwanengesang der absterbenden Völker der antiken Kultur. Er glaubte gerade deswegen es geringschätzig beurteilen zu dürfen, aber im Lichte der Geschichte hat sich dieser Schwanengesang als eine hellseherische Leistung erwiesen, denn das Christentum ist doch die bewegende Kraft

gewesen, die alle großen Kulturbestrebungen nach dem Untergange Roms bis zur neueren Zeit gelenkt hat. Vielleicht erweist sich der ganze moderne Sozialismus noch als ein Schwanengesang der absterbenden Völker der abendländischen Kultur, um hernach doch einer von Asien ausgehenden Weltkultur das Gepräge zu geben.

Seit einigen Jahren gibt es auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in den englischen Kolonien und in England rasch um sich greifende syndikalistische Bewegungen. Werner Sombart war ein richtiger Prophet, als er schon vor vielen Jahren behauptete, die proletarische Bewegung in England und Amerika werde nur solange eine klassenkämpferische Taktik vermeiden, wie die Industrie in diesen Ländern Ausnahmebedingungen unterworfen sei. England hatte lange Zeit eine weltwirtschaftliche Monopolstellung infolge seiner Seeherrschaft und seinen kapitalistischen Vorsprüngen, und das gestattete dem englischen Unternehmertum, das Proletariat durch großmütige Konzessionen bei guter Laune zu erhalten; in Amerika fehlte bis vor etlichen Jahren die Hauptbedingung für die Proletarisierung der Industriearbeiterschaft, weil der Arbeiter des Ostens nur kurze Zeit zu sparen brauchte, um über genügend Mittel zu verfügen, im Westen selbständiger Farmer zu werden. In England wie in Amerika haben sich inzwischen die wirtschaftspolitischen Zustände so geändert, daß der Kapitalismus sein Klassenmonopolverhältnis zur Lohnarbeiterschaft fast ebenso vollständig auszubeuten vermag wie in den Industriestaaten des europäischen Festlandes. Seitdem gibt es in England wie in Amerika ein klassenbewußtes Proletariat, das im Kapitalismus seinen Todfeind sieht. Warum machen nun bei den proletarischen Klassenkämpfern des angelsächsischen Kulturkreises viel weniger die Theorien der deutschen Sozialdemokratie, als die der französischen Syndikalisten Schule? Weil die syndikalistischen Ideen die zeitgemäßeren sind. Dazu kommt noch ein Umstand. In England wie in Amerika tritt eine klassenkämpferische Arbeiterbewegung erst in Erscheinung, wo der bürgerliche Parlamentarismus längst völlig entfaltet ist und die historisch gewordenen Parteien durch ihre „Maschinen" die Wählerschaften genügend beherrschen, um die Ausbildung neuer großer Parteien unmöglich zu machen. Darum ist das Ringen der Sozialdemokraten Englands und Amerikas um parlamentarische Geltung fast so aussichtslos wie das der Nationalsozialen und Demokraten in Deutschland. Seit 1905 besteht in den Vereinigten Staaten eine revolutionär-syndikalistische Organisation, die sich „Industrial workers of the world" (J. W. W.) nennt. Sie breitet sich unheimlich rasch aus, nachdem sie in mehreren erfolgreichen Streiken Proben ihrer Kraft abgelegt hat. Tom Mann, der Führer der englischen Syndikalisten hat in Australien und Argentinien Nachahmungen des amerikanischen Syndikalismus kennen gelernt und von dort nach England verpflanzt. In mancher Beziehung unter-

scheidet sich die amerikanische syndikalistische Bewegung von der französischen. Zu ihren Besonderheiten gehört es, daß sie den Trade-Unions der American Federation of Labour, an deren Spitze Samuel Gompers steht, „Industrial Unions" entgegensetzt, in denen die Arbeiter nicht nach Trades, Gewerben, sondern nach Industriezweigen zusammengefaßt werden. Der alte Trade-Unionismus wird vorwiegend von dem Abhebungsbedürfnis des gelernten Arbeiters beherrscht, was heute um so weniger noch berechtigt ist, weil die Maschine die Grenze zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern immer mehr verwischt. Die syndikalistischen Industrial-Unions suchen daher in sich alle in einem bestimmten Industriezweige beschäftigten Arbeiter, gelernte wie ungelernte, aufzunehmen. Zum Teil ist dieses syndikalistische Organisationsprinzip in Deutschland längst bei den Holzarbeitern und bei den Metallarbeitern zur Geltung gelangt, und es ist recht bemerkenswert, daß in den Kreisen der nach altem englischem Vorbilde aufgebauten Gewerkschaften gerade neuerdings immer stärker das Bedürfnis nach einer Nachahmung der von den Holz- und Metallarbeitern verwirklichten Industrieverbände empfunden wird. Das ist daher gekommen, weil in Deutschland mehr und mehr die amerikanische Fabrikorganisation angewandt wird, die die Kategorie der ungelernten Arbeiterschaft rasch vermehrt und dadurch die Gewerkschaften zwingt, nach der Herrschaft über die gesamte Arbeiterschaft zu streben. Auch die Fortschritte einer einheitlichen Organisierung des Unternehmertums nötigen die Arbeiter, sich zu Industrieverbänden umzugruppieren, denn jetzt haben Lohnkämpfe nur noch Aussicht auf Erfolg, wenn unter den Arbeitern weniger die gemeinschaftliche Ausbildung der Berufsart die Zusammengehörigkeit bestimmt, als die Gemeinschaft des Betriebes, für den man arbeitet. Also auch in dieser Beziehung sieht man die deutsche Arbeiterbewegung zögernd neuen sozialen Entwicklungsgesetzen gehorchen, deren volle Bedeutung zuerst die Syndikalisten erkannten und würdigten.

Der Syndikalismus ist kein besonderes Gewächs irgendeines Landes, sondern die reifste Frucht am Baume der internationalen proletarischen Bewegung. Der Syndikalist sucht sein Heil weder beim Staate, noch einer politischen Partei. Die Parteien sind auf Kompromisse mit den Kräften einer alten, absterbenden Gesellschaftsordnung angewiesen, können also nichts dauerhaft Neues hervorbringen. Sie leisten bestenfalls Dienste als Puffer zwischen der neuen, im Schoße der alten sich bildenden Gesellschaftsform und der dahinwelkenden alten. In den Parlamenten verwandeln sich Volksmänner in Staatsmänner: der Revolutionär als Minister ist kein revolutionärer Minister, weil er für seine Wirksamkeit auf die Apparate des alten Unterdrückungssystems angewiesen ist. Der Syndikalist beherzigt das Wort des Evangeliums, daß man nicht neuen Wein in alte Schläuche gießen solle; er überläßt den Staat seiner eigenen Fäulnis, soweit er sich nicht gegen

ihn wehren muß, und widmet sich mit aller Kraft der Organisationsform, der die Zukunft gehört: der Gewerkschaft. Die politischen Begriffe treten heute hinter ökonomischen zurück: „Die Ära der Staaten ist beendet, die Ära der Klassen beginnt ... dem nationalen Krieg von Staat zu Staat folgt der soziale Krieg von Klasse zu Klasse." Die Gewerkschaft ist eine Vereinigung der Freiheit: „Während im bürgerlichen Staat, wo die Interessen sich entgegenstehen, die Freiheit eines jeden durch die Freiheit des andern beschränkt ist, wächst in der kooperativen Vereinigung, wo die Interessen die gleichen sind, die Freiheit eines jeden zusammen mit der Freiheit des andern."* Der Syndikalismus sucht jede Einrichtung, die das Los der Arbeiterklasse verbessern könnte, zu monopolisieren, eine Stadt in der Stadt, einen Staat im Staate zu schaffen, die städtischen und staatlichen Einrichtungen durch proletarische zu ersetzen. In gewisser Beziehung ist er sozialistischer Protestantismus. Er befreit die Laien von der Bevormundung der Schriftgelehrten und betont die Souveränität des Individualismus gegenüber der Tyrannei von Majoritäten. Die proletarische Eintracht ergibt sich aus gemeinsamen Interessen, nicht Meinungen. Indem der Syndikalismus gewissermaßen jeden Arbeiter sein eigener sozialer Befreier sein läßt, indem er ihn vom sozialen Gott („Staat") wie der sozialen Kirche („Partei") unabhängig macht, muß er ihn natürlich auch für den Erfolg des Klassenkampfes verantwortlich machen. Die Revolution gilt ihm nicht automatisch notwendig, unabwendbar, wie es gewisse Marxisten annehmen. Es ist notwendig, daß sich die Arbeiter die Befähigung zur Befreiung, an die sie ein Recht haben, aneignen. Sie müssen in den Gewerkschaften, in Konsum- und Produktivgenossenschaften die Mittel studieren, die notwendig sind, um nach dem Generalstreik die Produktion zu reorganisieren und die gerechte Verteilung der Produkte zu sichern. Damit die Erziehung in Aktion übergehe, muß die Gewerkschaft eine Schule des Willens sein: „Die Aktion ist Würze des Lebens," sagen immer wieder die syndikalistischen Broschüren: „Man muß handeln, immer handeln." Das sind die wesentlichen Züge des Syndikalismus; alles, worin er sich sonst in Frankreich äußert, sind strittige Nebensächlichkeiten oder Auswüchse und Kinderkrankheiten (Sabotage). Außer dem „revolutionären" gibt es in Frankreich einen gemäßigten „reformistischen" Syndikalismus, aber beide Formen beseelt die Idee, daß die gewerkschaftliche Aktion die wichtigste für die Arbeiter, das beste Emanzipationsmittel für das Proletariat ist. Félicien Challaye, der die Taktik des revolutionären Syndikalismus in Frankreich scharf verurteilt und auch dem reformistischen kritisch gegenübersteht, meint doch am Schlusse seiner vorzüg-

* Siehe „Revolutionärer und reformistischer Syndikalismus von Félicien Challaye. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr.

lichen Schrift über beide, dieser „Wahrheit" werde es, je mehr sie sich verbreite, vielleicht gelingen, „die Welt umzuwandeln": „Besonders in den Arbeitergewerkschaften und den Laboratorien der Gelehrten bereitet sich für die Menschheit eine bessere Zukunft vor".

Morgenröte der Ästhetik

von Otto Flake

Was ist wohl einem geistigen Menschen von heute so fern, gleichgültig und unsagbar fremd geworden wie Ästhetik? Zur Goetheschen Zeit und bis dicht an die Schwelle der Moderne philosophierte ein jeder über die „Wissenschaft des Schönen", dann überließ man sie den Professoren mit jenem Achselzucken, das einem der gründlichsten und bemerkenswertesten Abschiede gleichkam: wozu sich mit den bejahrten, unfruchtbar gewordenen Herren erst auseinandersetzen, da sie ja nicht zugeben wollten, daß das alte Deutschland tot war und eine radikal geänderte Kunst aus einem so ganz und gar neuen Leben erstehen wollte? Die Kopulation des „Schönen" mit dem Ethos, die Litanei des ewig Wahren und Guten drang nicht mehr aus den Hörsälen hinaus, und wer nur ein wenig selbständig war, begriff, daß es seine beste Zeit verschwenden hieß, wollte man Normen aufstellen, bevor das moderne Bewußtsein gefunden war. Es hatte noch nie eine solche Trennung von Alten und Jungen, noch nie eine solche Umwandlung des deutschen Geistes gegeben.

Der Philosophie war es ähnlich gegangen, und wenn sie heute sich von ihrer Ohnmacht zu erholen beginnt, wenn alle eine Ahnung haben, daß wir der Formel einer neuen „Weltanschauung" entgegengehen, so beweist es, daß die Elemente eines neuen Zeitalters sich herausgebildet haben und nun nach einer Systematik verlangen, die nicht, wie die Väter glauben machen wollten, etwas Absolutes ist, sondern nur die nachträgliche oder grundsätzliche Fixierung. Experimente, Kraßheiten, alles, was noch immer von den vielberufenen Oberlehrern und Hütern der öffentlichen Angelegenheiten bedauert wird — das alles erhält plötzlich Wert und Sinn, und der kleinste Literat hat mehr Bedeutung als die treuen Ekhardte des Alten, denn er nahm seine Kunst selbst in die Hand. Es war, scheint mir, die größte Selbsthilfe, die man in der Geistesgeschichte kennt; wenn man will, war es eine Entgötterung der Kunst, ein Verzicht auf den Glauben, daß Kunst zu allen Zeiten den Gesetzen des Moralischen unterliege.

Der Glaube unsrer Zeit heißt, in ein paar Worten ausgedrückt: Kunst ist ein Zeitprodukt wie alle anderen Erscheinungen auch; sie ist bedingt. Und wenn wir eine neue Ästhetik endlich aufsteigen sehen, so wird sie eine großartig interessante Auseinandersetzung mit der — tiefer zu fassenden — materialistischen Geschichtsbetrachtung zu erledigen haben. Was ist uns heute die Welt? Ein Schauplatz göttlicher Endabsichten? Lassen wir doch die großen Worte. Die Welt ist die Arena eines Lebewesens, Mensch genannt, das zuerst rein animalisch war und zuletzt animalisch sein wird, vermehrt um das Bewußtsein seiner Natur und seiner sozialen Geschichte. Kultur und Zivilisation, das sind Dinge, die er selbst erschaffen hat, und die sich in einem ewigen Ringen vollziehen, dessen Irrtümer und Erfolge, Tempo und Temperament eine unvergleichliche Fülle darstellen. Ob primitiv oder raffiniert, tastend oder elegant, jede Kunstperiode ist eine Erscheinung, die sich zergliedern und analysieren läßt, die man mit Neugier und Rührung und — wenn es schon ein Glaube sein muß — mit dem Glauben an die unzerstörbare Zähigkeit des Menschen, und in diesem Sinne an seine Größe, betrachten wird.

Wie konnte man nur meinen, daß Wissenschaftler uns Richtlinien geben könnten? Nur die Künstler selbst und die künstlerischen Naturen können wahres über die Kunst aussagen: wir, die „Außenseiter" (vom Standpunkt der Universitäten) sind es, die die neue Ästhetik machen werden. Und so komme ich zu Wilhelm Hausenstein, der als einer der ersten den Versuch unternimmt, der Kunst der Vergangenheit und der Gegenwart mit klaren Augen unter einem unbeschwerten Hirn nahezukommen. Es ist kaum ein Zufall, daß er Sozialist ist. Die Kunst ist ein Teil der Weltgeschichte, das ist der Eröffnungssatz seines Werkes, dem wohl der Verleger den ziehenden Titel „Der nackte Mensch" (bei R. Piper & Co., München) und die vielen, vielen Bilder gegeben hat, das aber in Wahrheit eine soziologische Betrachtung der Stilprobleme zu sein beansprucht.

Bei dem oft barbarischen Ungeschick, mit dem sozialistische Durchschnittsköpfe die differenziertesten geistigen Erscheinungen nach dem Stichwort vom Klassenkampf untersuchen, ist es nicht überflüssig zu sagen, daß Hausenstein von vornherein nicht die Einflüsse des Sozialen auf die Stoffe, sondern auf die Form behandelt. Was führt den Menschen der verschiedenen Perioden zum Stil? Und wir erhalten sofort den wertvollen Gesichtspunkt, daß der Todfeind des Stiles unser vielgepriesener Individualismus ist, der in Wahrheit nicht eine Tugend, sondern eine Not unseres Zeitalters zu heißen verdient. Man denke an die Geschlossenheit ältester und aller Zeitalter bis zum bürgerlichen: die Themen waren fast gleichgültig, alles galt dem Streben nach einem Ausdrucksmittel, das mit den religiösen, ökonomischen und überhaupt kulturellen Zuständen harmonisierte. Vergleicht man das in tieferem Sinn

Handwerksmäßige (Organische) des alten Griechenlands oder Ägyptens oder des Mittelalters mit dem Traum van Goghs und französischer Maler von einem neuen Künstlersozialismus, so ist eine Kluft erhellt und zugleich eine Brücke darüber geschlagen.

Der Hieratismus der Pharaonen, die Frömmigkeit des christlichen Gottesstaates, die weltliche Inbrunst Rubens', das Rokoko, über das Hausenstein die paradoxesten und dabei wahrsten Sätze sagt, das alles sind in ihrem inneren Suchen gleichgerichtete Epochen, Variationen, die einen Akkord fanden, während das bürgerliche Zeitalter zum erstenmal nur ein Auseinanderfallen war — bloß die französische Kunst behielt halbwegs ihren sozialen Pol, und das ist letzten Endes der einzige Grund, weshalb sie stärker und bedeutsamer als die traditionslose deutsche wirkt.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Leitsätze Hausensteins im einzelnen herauszuarbeiten, ich kann auch nicht an den Stellen verweilen, wo der Faden, den er abspinnt, unaufgelöste Knotungen voll schwerer Ideologien zeigt; das Wesentliche ist, ein Prinzip gefunden zu haben, das allen Kunstperioden gemeinsam ist, das ihre Unterschiede, die wir arrogant festzustellen belieben, aufhebt, und das an Stelle der alten fixen Idee des Schönen etwas viel Genaueres und Menschlicheres setzt: das Charakteristische, das Bedingte, Vergängliche. Endlich begegnet man einmal einer klaren Untersuchung über die Haltbarkeit der Schulthese, daß das Schönheitsideal der griechischen Plastik das ewige Vorbild darstelle; das Kalte, sportmäßig Spielerische, das Athletenhafte, die Effekthascherei hellenischer Kunst wird in Begriffe gebracht. Was wirklich ewig an ihr ist, wird dabei nicht geleugnet: Material (wozu alle Ideen gehören) durch Beherrschung zu bändigen, bleibt das Grundgesetz des Geistes.

Nachdem so die zeugenden kulturellen Bedingungen, aus denen sich spezifische Abwandlungen ergeben, betrachtet sind, nachdem das Überpersönliche und Unpersönliche zum Recht gekommen ist, wendet sich ein anderer Teil dem Persönlichen zu. „Irgendwo beginnt bei jeder künstlerischen Schöpfung der Reiz des Isolierten, jenes Einsame, das sich für uns nicht mehr ins Soziale auflöst, sondern rein durch sich selbst da ist." Und schließlich ist auch es, in sekundärer Form, gesellschaftliches Produkt. Hier tritt das Temperament, sei es kapriziös oder schwer oder sonst etwas, in den Vordergrund, um sich auf der Einsicht aufzubauen, daß alle Arten, wie Menschen das Leben anfassen, nur Reaktionen auf Zuständliches sind: die Anlässe liegen vielleicht Generationen zurück, die Geschlossenheit hat sich aufgelöst, aber es geschieht weiter nichts, als daß Wirkungen fortbestehen. Die Grenzen, in die der Mensch eingeschlossen ist, lassen sich nicht ins Unendliche hinausschieben, die Tiefen, aus denen das Subjektive steigt, führen nicht in die Schächte des Unermeßlichen; alle Empfindungen sind dagewesen. So gipfelt für mich auch Hausensteins

Buch in der Forderung der Klarheit, wenn er diesen Begriff auch nicht gebraucht. Über alles Menschliche ist Klarheit möglich, lassen wir uns nicht verwirren, wir sind keine Dualisten mehr, und an Stelle der unbegriffenen Göttlichkeit der Kunst ist die Stärke, die Energie der Empfindung getreten. Wir benutzen nur vitale Kräfte, die in uns sind, und wir werden nie mehr erreichen, als daß wir sie erkennen und benennen. Die ganz untheologische und unethische Betrachtung wird das Fundament der Ästhetik der Zukunft sein — diese Wissenschaft wird nur noch beschreiben und nicht mehr vom Sollen reden: dann wird sie erst Wissenschaft und mehr als Dozentengezänk sein.

Geschichtenerzählen

Eine Einleitung von Moritz Heimann

Den Beobachtern unsers literarischen Treibens ist es nicht unbekannt, daß eine junge Generation, über Gegensätze der Persönlichkeit hinweg, sich in einer gemeinsamen Tendenz und Arbeit sammeln will. Ist eine solche Tendenz als Lebensstimmung nachweisbar, so macht es nichts aus, wenn die Jugend vorerst mehr Scheiben einwirft als putzt, wenn sie mehr räsoniert als kritisiert, und mehr kritisiert als schafft; es würde nicht einmal etwas ausmachen, wenn ihr die sammelnden Talente noch fehlten. Wir brauchen nur das Jubiläum des Gegenkaisers zu feiern und fünfundzwanzig Jahre zurückzumustern, und wir sehen die Anfänge, und nicht nur die Anfänge einer fruchtbaren Zeit mit Trümmern aus Niederlage, Ohnmacht und Vorwitz so übersäet wie jedes andere Stück Menschenzeit. Es beweist nichts gegen den Kampf von damals, daß wir von seinen Bekundungen ein Menschenalter später kaum den zehnten Teil ohne Langeweile und Überdruß zu lesen vermögen; und auch das bloße Mitläufertum verdient nicht soviel Geringschätzung, wie ihm die Andersgläubigen oder Nachgeborenen zuteil werden lassen; für viele ist, mitzulaufen, das einzige Mittel, sich überhaupt nur vorwärts zu bewegen.

Den wirklichen Talenten einer Bewegung aber droht immer ein Irrtum, der früher oder später seine Korrektur verlangt oder verhängnisvoll wird. Jede Generation vermeidet ein paar Dinge, in denen sich die vorhergehende gefiel; jede kann ein paar Dinge, die die vorhergehende nicht konnte. Daraus ergibt sich das Trugbild eines Fortschritts, der unendlich sein müßte; von Geschlecht zu Geschlecht unzählbare Summanden; und nur die Summe bleibt aus. Der Fortschritt ist das Arbeitsfeld in zivilisatorischer Hinsicht,

unbedingt; verstrickt sich der Geist, gleichfalls unbedingt, in ihn, so verrät er die Freiheit, knechtet sie, statt ihr zu dienen, und hilft daran, den Triumph der Sklaverei vorzubereiten. Die Kräfte und Werte des Geistes, auch seine Wirkungen, verbreiten sich nicht am abgehaspelten Faden der Chronologie; es ist keine antiquarische Liebhaberei, das Beste aller Zeiten als unmittelbares Eigentum der Gegenwart zu sammeln; und die stärksten Dichter jeder Gegenwart stehen, sei es von vornherein oder nach dem Gesetz ihrer Entwicklung, nicht im Bunde einer literarischen Bewegung. Fortschritt auf dem literarischen Gebiet scheint am unzweifelhaftesten im Fortschritt der analytischen Fähigkeit erkennbar, in dem, was Kerr das „Gestufte" nennt. Aber auch Homer ist nicht primitiv. Es gibt nichts Gestufteres als den Zank der Fürsten im ersten Gesang der Ilias; man brauchte ihn nur immer in andere Lebensverhältnisse zu parodieren, und würde ein Meisterwerk machen. Oder um ein für den Modernen vielleicht noch beweiskräftigeres Beispiel, gleichfalls aus der Ilias, zu haben, so ist die Klage um den toten Hektor zu lesen. Andromache, die Witwe, jammert um ihre Not; was soll aus dem Kinde werden, und nicht ein Wort, das Ordnung machte, hat ihr der Mann hinterlassen! Die Mutter aber sieht nur den Körper, den Achill mißhandelt und hinter dem Wagen im Staube geschleift hat, und der nun doch, durch eines Gottes Gnade, „frisch wie betaut und blühend" vor ihr liegt, der Leib, den sie geboren hat, das ist ihr Trost. (Nie wird Frau Alving ihrem Sohn das Gift reichen, das Stück schließt vollständig, sie wird ewig schwanken.) Der genialste Moderne könnte nicht einen Strich Zeichnung dazutun, nicht einen Strich Analyse; höchstens einen Strich Kommentar.

Analyse — ist der mit in das Werk hineingenommene Dichter; Kommentar — der noch dazu mit hineingenommene Leser. Beides bedeutet: mehr Genugtuung über eine geistige Kraft, als mit der unzerbröckelten Kraft vereint zu sein pflegt. Es ist nicht Reichtum, sondern Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft. Nur — die Dichter wissen das selbst und kennen ihre ganze Verlegenheit.

Reflexion, und darnach Analyse setzen naturgemäß ein, sobald zwischen dem Dichter und seinem Volk keine Tat und kein Wille, mit einem Wort: kein Stoff von feststehendem Interesse da ist. Im Grunde genommen ist das die Situation unserer ganzen neueren Literatur. Goethes Romane sind wahre Sammlungen von Aphorismen, beinah von Essays, und die Gestaltung ist beinahe nichts anderes als das anschauliche Mittel der Belehrung. Kleist, bei aller Schwermut ein Gestalter von Trieb, fühlt sich zum Kohlhaas in seinem Element, erst nachdem er ihn mit einer großartigen Bewegung zum Beispiel für ein moralisches Problem gestempelt hat. Nur das Partikuläre und das Idyllische machen die Ausnahme, und rein artistische

Tendenzen dringen, in dem Einzelnen wie in der Literatur überhaupt, zeitweilig vor, werden aber immer wieder abgewiesen. Auch der Vulgärroman gedeiht skrupellos durch die Jahrzehnte fort; zwischen einem Dichter und einer Nähterin gibt es immer den variablen Stoff von Liebe und Luxus als gemeinsames Feld. Sonst aber gilt es, einen Stoff dem Leser erst einzureden. Je mehr dem Dichter die Sicherheit schwindet, den Leser von vornherein zu haben, um so pedantischer muß er sein, um so vielfältiger und belasteter. Eine Gemeinschaft gibt es zwischen allen Menschen, die des Verstandes; und darum wird der Verstand zum Mittel der künstlerischen Überredung in demselben wachsenden Grade genommen, wie jedes andere abnimmt. Der Dichter, der sich eine Gemeinsamkeit vorspielt, wird romantisch; und wer gegen das ganze Dilemma blind ist wie Hebbel, der die Welt ein für allemal im kleinen Katechismus sicher verankert glaubt, schreibt Monstra von Erzählungen, deren reine Gestaltung fest und tot wie aus Stein ist.

Wie reine Gestaltung sich frei und meisterhaft bewegt, sobald nur die Gemeinsamkeit des Interesses selbstverständlich ist, das sieht man an jedem Dorfklätscher, noch besser an der Klätscherin. In der Literatur haben wir dafür, außerhalb der Sphäre der großen Epen, ein ausgezeichnetes Beispiel an den isländischen Sagas. (Sie erscheinen soeben in einer Reihe altnordischer Dichtung und Prosa.*) Ihre Lektüre erschwert sich anfangs durch ein Gestrüpp von vielverzweigten Genealogien, und für Dichtungen höchsten Stils sind sie zu dokumentarisch. Hervorgewachsen auch sie wahrscheinlich aus einer Rassenkreuzung, zwischen den norwegischen Landnehmern und irischen Sklaven, entbehren sie der kulturellen Rassekreuzung als immanenten Zweckes, und haben darum nur geistigen Besitz zu bewahren, nicht fortzupflanzen. Doch ihrem exemplarischen Wert tut das keinen Abtrag. Wir sehen ein Leben und sein Ideal, ein Leben und seinen Zweck in einer vollkommenen Identität. Eine ungeheure Wirklichkeit erfüllt jede dieser Geschichten. Der Sagadichter braucht nicht zu überreden, darum kann er entflammen. Bei ihm ist Voraussetzung, was bei dem neueren Dichter schon Verdienst ist: Die Realität. Er selbst hat sie so stark, daß er nicht darauf verfällt, — und er weiß sie bei seinem Hörer so sicher, daß er es nicht nötig hat, sie zu beschreiben. Ein Flaubert plagt seinen Freund um die Topographie einer Strandlinie, er will seinen Pariser oder Petersburger Leser nicht betrügen. Die geographische Struktur der Sagas ist so genau wie sie absichtslos ist, und nach mehr als sechs Jahrhunderten noch kontrollierbar. Alles das gilt fürs Psychische ebensogut. Derselbe Hieb, der die Tat zeichnet, zeichnet auch den Charakter. Und diese Erzählungen, obgleich Dichtung, sind Quellen; sie lügen nicht, sie irren nicht einmal.

---

* Unter dem Sammelnamen Thule. Bei Eugen Diederichs in Jena.

Wo aber, fragt die gebrannteste, die jüngste Generation, wo ist heute ein Stoff, den irgendein Dichter zwischen sich und einem wenn auch nur imaginären Volke gemeinsam wüßte? Ein Mann wird totgeschlagen, ein „Spind ist umgefallen". Nichts an Ereignis und Tat ist zu erfinden, das nicht täglich in den Zeitungen übertroffen würde; nichts also, was nicht von vornherein banal und tausendmal dagewesen wäre. Was zur „Zeitung" hinzukommt, ist Aufputz, Anekdote beim einen, Artistik beim andern — fauler Zauber in jedem Fall. Wo ist der Stoff, wo die Poesie? Warten kann keine Generation; keine von einigem Lebensinstinkt wird sich begnügen, ein Übergang zu sein und faute de mieux zu wirken. So schickt sie die ganze Poesie zum Teufel, und mit mehr oder minder anmaßender, mehr oder minder heroischer Bescheidenheit erklärt sie es als ihre Aufgabe, Wissenschaft zu treiben, oder noch bescheidener: Halbwissenschaft. Sie will Untersuchungen anstellen und Präparate machen.

Aber in Wahrheit scheint dieses nicht mehr bloß ein Programm zu sein, sondern ist eine Lebensstimmung, und das will heißen, daß man kein Recht hat, bloß nach der Anzahl geglückter Kunstwerke zu urteilen. Diese Generation ist der Verführung müde, woher sie immer komme. Sie ist, und auch darin wiederholt sich die Szene von vor fünfundzwanzig Jahren, moralischer als die vorhergehende. Es wiederholt sich, daß die Älteren sich gegen die Roheit der Jüngeren wenden, dabei sich einreden, sie wendeten sich gegen eine laxere Moral, in der Tat sich aber gegen den Mangel an Reiz, gegen die strengere, asketischere Moral wenden.

Der Verführung müde — der Erotik müde. Es gibt eine Jugend, der die poetische Anrufung von Körperteilen Gelächter und Widerwillen macht. Man halte dagegen einen Skeptiker von gestern: er verklärt die Liebe, solange es ihm um sie zu tun ist, und erst nachträglich wird er weltweise, zynisch und „männlich"; nach der halb freiwillig, halb unfreiwilligen Selbstaufgebung trumpft sich die Persönlichkeit als unzerstört und unzerstörbar auf. Der Skeptiker von heute weiß schon während der Liebe, daß er in ihr nicht stirbt; und so erkennt er ihr neben der Persönlichkeit nur eine sekundäre Bedeutung zu. Diese entschlossene Generation will sich keinen Reichtum weismachen, von dem sie überzeugt ist, daß er vor dem reiferen Blick zu Katzengold wird. Sie ist nicht zu früh desillusioniert, sondern illusionsfeindlich. Sie durchschaut jede Illusion, — auch die der Kunst. Und also nicht von ihr berauscht, fragt sie nach ihrem Zweck, und verlangt darum den unmittelbaren Zweck, die Tendenz, die Wissenschaft.

Auch hier ist auf der höheren Spiralwindung das Schema des literarischen Umschwungs der achtziger Jahre erkennbar; nur daß damals alles ein wenig handfester, auch wohl ungebildeter und improvisierter war. Vielleicht war bei den damaligen Revolutionären mehr Tatendrang, während bei den

heutigen mehr Lebensstimmung ist. Aber wer weiß, ob nicht darum der heutigen Generation etwas gelingt, was der damaligen nicht ganz gelang: ein Menschenideal aufzustellen. Dann würde der analytische Trieb wieder nachlassen und Gestaltung, Schönheit und Äußerlichkeit, Stoff und Verführung würden aufs neue erstehen. Die Welt ist zu reich für jeden Zweifel und für jede Schule.

Purgatorio

Eine Roman-Revue von Felix Poppenberg

> Ich verstehe kein Buch, bis ich mir nicht sagen kann, wie der Autor dazu gekommen ist, es zu machen, wie es in ihm dabei vorging. So muß jedes Buch einen Text in sich tragen, wie einen Kern, um den es herumwächst...
> Das Buch Rahel 4. Januar 1810 (Rahel Varnhagen v. Ense)

Solch gemeinsamer Text einiger Frauenbücher, die sich scheinbar zufällig auf meinem Tisch zusammenfanden, handelt von Menschenwegen, von den dumpfen und verworrenen Pfaden der Kreaturen Gottes. Für die Erlösungsfähigen, die in ihrem Wesen ein eigenes, wenn auch zunächst unbewußtes, Ziel und eine Erfüllungsmöglichkeit tragen, führt der Weg ins Klare, zu sich selbst, zu einem Schicksal, dem sie gewachsen sind; für die anderen, die armen Seelen, von denen Dehmels Wort gilt:

Ist deines Lebens Mißgeschick
Nicht deines Wesens Ungeschick

gibt es kein Ziel, sondern nur ein Wandern, ein Irren in Nebel, kein Hingerissenwerden, nur ein Hin- und Hergerissensein, kein Heimfinden, sondern nur ein Taumeln.

Ein Werk, das in der Bannung eines geistig hochgespannten Klimas, besondere Qualität erweist, der Roman „Im Hause des alten Freiherrn" von Theophile von Bodisco (S. Fischer, Verlag), verdichtet das Erwachen verhüllter Seelen zur Erkenntnis dessen, was ihnen not tut und damit ihre Erlösung. Zunächst, in den etwas blassen verschwommenen Anfängen der Geschichte ergeht es einem wie der einen Hauptfigur, dem jungen noch unerweckten Felix: „es schwirrt einem vor Namen und allerlei Beziehungen der Kopf". Bald aber fügt sich das verschlungene Linienwerk zu rhythmischer Ordnung. Und der Sinn der Spiegelung ist, wie ihn der Patriarch dieser vielfältigen unter einem Dach versammelten Gemeinschaft ausspricht: „Keine Gewalt ausüben wollen über sein Schicksal, man muß die Schicksale wachsen lassen." Geistig hochgespannt ist das Klima dieser Sommergesellschaft auf

dem estländischen Herrensitz, wenn auch zwischendurch harmlose Weltkinder in der Einfalt des Herzens sich tummeln, und die frische Luft des Landlebens mit dem Atem der Felder, der Heide und der See darüber weht.

Man denkt an baltische Kulturen des achtzehnten Jahrhunderts, an Elisa von der Recke — „sie machen hier alle aus dem Sprechen eine Art von Kunst, — doch ohne Ziererei"; auch die Bildungsatmosphäre der Wanderjahre voll Humanität erneut sich. Der Geistesodem der Dante-Welt, vor allem vom Läuterungsberg des Purgatorio, durchdringt diese Existenz. Und als Leitmotiv klingt gleich im Anfang „dies Prinzip des Fegefeuers" vor, das schon im Leben wirksam ist: das erfahren und durchleben zu müssen, was unserem Wesen eigentlich nicht gemäß ist, zur Umschmelzung, daß sich der Dauerkern enthülle.

Und das Danteske ist präraffaelitisch gemischt. Dies Element kommt von Charles, dem Majoratsherrn, dem Enkel des alten Freiherrn, der, Sohn einer englischen Mutter, in seiner kranken schönheitssüchtigen Seele aus dem Bereich der Browning und Rossetti zu stammen scheint, leicht tingiert durch Wildesche Paradoxie und Skepsis. Diese für die Schilderung so gefährliche Figur des Ästheten gelang sehr echt und völlig phrasenlos in der Fülle sensibelen Fühlens, vor dem inneren Frost und der morbiden Lebensunfähigkeit.

Im Zentrum des Buches aber, von konzentrischen Schicksalsringen umgeben und beziehungsreich verknüpft, steht die Mädchengestalt der Cäcilie, des „Cherubs mit Menschenaugen", an Mignon erinnernd, in der Umhüllung ihres Wesens, aber ihrem tieferen Wesen nach aus dem Astralreich von Makariens Archiv.

Auch sie, wie Charles, ein Geschöpf des Ungewöhnlichen, aus Grenzbezirken, wird von der Erzählerin unverstiegen, mit menschlicher Psychologie angesehen und behandelt.

Und die Erlösung und Erfüllung, zu der sie diese Cäcilie führt, ist die Menschwerdung, das Heraustreten aus der Isolierung der Cité intérieure in den Umkreis tätig wirksamen Lebens und der Bereitschaft zur Frauenberufung, ohne daß ihr durch diesen Anteil am Allgemeinen ihr seelisches Niveau verringert wird. Wie in dieser Erzählung das Hochgesteigerte ästhetischer Kultur niemals in die Gefahr selbstgefälliger schöngeistiger Überspanntheit verfällt, vielmehr alle Ungewohntheiten und Sonderzustände als selbstverständlich und naturhaft gemäß für die beteiligten Personen erscheinen, so wirkt der Abschluß, da Cäciliens schlummerndes Weibgefühl erwacht und, nach dem opferfreudig irrenden Hinneigen zu Charles, in Felix den ihr Tauglichen erkennt, durchaus unbanal in seiner Bejahung einfachen Lebens. Und dies Herauswachsen aus dem umzirkten und süchtig umwucherten ästhetischen Bereich — auch Felix, durch Prüfungen und Erfahrungen

gegangen, läßt von seinen vagen Künstlerträumen und übernimmt als Gutsherr Sorge für Menschen und Verantwortung des Besitzes — hat etwas vom Goethischen Geist der Wanderjahre und weist ins Zukünftige.

Viele Nachdenklichkeiten werden sinniert und ausgesprochen in dem Roman „Matthias Werner" (S. Fischer, Verlag), in dem Emmy von Egidy erlösend einen Wurzellosen, von Grübelei und Zweiflertum Zerrissenen zum Glauben an sich selbst und zu Sicherheiten, befestigt durch dauernde Gedanken, leiten will. Emmy von Egidy ist eine praktische Philosophin. Sie hat lebensrichtige Erkenntnisse mitzuteilen. Sie weiß etwas vom Wesen des Schicksals, daß die Dinge des äußeren Lebens bedeutungslos bleiben, wenn nichts im Menschen ihrer bedarf, „als Rettung, Erklärung, Hinweis oder sonst zu einem Zweck"; sie weiß, daß das äußere Geschehen erst dann wirksam wird, wenn es sich mit dem innersten Willen einer Person und ihrem Lebensgesetz verbindet.

Sie spricht über ungewöhnliche Verknüpfungen, die sich scheinbar widerspruchsvoll kreuzen; als Kampf und Widerstreit erscheint das dem Nahblick, aber oft deutet es sich, rückschauend vom Ziel aus betrachtet, als stummes, unbewußtes Zusammenarbeiten von Gewalten, die sich nicht kennen und erst am Ende einander erkennend zusammenfließen.

Emmy von Egidy ist eine gute Philosophin, aber ein schwacher Musikant. Wenigstens in diesem Buch. Denn das Künstlerisch-Schöpferische, das hier aufgewendet wird, um das gedankliche Thema durch Menschen blutvoll und damit zwingend auszusprechen, ist nicht überredend genug, um diesen Matthias Werner und seine Erlösung uns überzeugend zu machen.

Der Verfasserin passiert, ohne daß sie es merkt, das Unglück, daß ihre Figur ihr unter den Händen anders wird, als sie sich sie vorstellte. Das dankbare Thema von dem Mischling, dem Sohn des Aristokraten und der Bäuerin, in seiner inneren und äußeren Heimatlosigkeit, in seiner Gedankenblässe, seiner vom Grübeln aufgefressenen und geschwächten Entschluß- und Glückspotenz, verschiebt sich zu dem einseitigen Zerrbild eines Spleenbehafteten.

Weil Matthias als junger Mensch in Rom in die Versuchung kam, aus Einsamkeit und unbestimmtem Heimweh katholisch zu werden, dann aber darin das Trügerische einer Gefühlsverwirrung durchschaute — er merkt, daß er bei der Madonna nur an eine Jugendgeliebte gedacht hatte —, darum bezweifelt er von nun an alle seine Gefühle und wird dadurch ohnmächtig.

Dies begibt sich aber nicht überzeugend von innen heraus, wir sehen vielmehr immer die Hand der Autorin unheilstiftend am Werk. Sie läßt ihre Marionette nicht über diese Kinderkrankheit fortkommen, sie stößt sie im entscheidenden Moment einer glückhaften Besserung, mit der Nase immer

wieder auf das alte Gebrest. Emmy von Egidy betätigt sich für den armen Matthias deutlich als die Stiefmutter aller Hindernisse. Wie er mit der Frau, die ihn liebt, und die er auch liebt, — wenn es auch die Drahtzieherin seines Schicksals ihm ausreden will — sich entzweit, das ist eine mühsame und nur zum Zweck der Retardierung erfolgende Weichenstellung von Autorin wegen.

Und ähnlich ists mit seiner Absage an die Aviatik, in der dieser Neurastheniker merkwürdigerweise anfangs die größten Erfolge erzielte. Emmy von Egidy deutet das mit einer Symbolik aus, zu der man ein Fragezeichen machen kann: „das Geräusch der Propeller hindert ihn am Denken". Dann aber, da sie sein Purgatorio noch nicht beschließen will, läßt sie ihn auch hier wieder Irrtum und falsche Berufung erkennen und ihn zum Zeichen dieser neuen Desillusion abstürzen.

Hand in Hand mit dieser Geschichte des Inneren geht die äußere recht romanhafte Handlung, wie er in der Witwe seines Vaters eine Mutter — eine bessere als Dame Emmy — findet und in alte Sohnesrechte eingesetzt wird. Jetzt hält es die Schicksalsdirektion auch an der Zeit ihn innerlich zu sanieren. Sie hat ihn aber durch so viel Etappen hindurch, man kann nur sagen „vermurkst", daß ihr das recht schwer fällt.

Matthias liebt ein junges naturhaftes Geschöpf, Hertha; gerade weil er sie so stark liebt, wird ihm — das ist wieder eine Egidysche Retardierungskurve — ein Rückfall bereitet. Er erinnert sich all seiner Irrtümer, sinkt in den Zweifelsspleen zurück und will zur Sühne ihr entsagen.

Wenn wir die inneren Belastungen dieses Menschen so ernst nehmen, wie es die Verfasserin sich wünschen müßte, so würden wir an dieser Stelle seine endgültige Unheilbarkeit und Unfähigkeit zur Erlösung feststellen.

Emmy von Egidy fällt jedoch zum Schluß aus ihrer eigenen Rolle und läßt in majorem gloriam eines guten Endes ihren Lazarus des Willens, diesen rettungslosen schweren Fall, durch ein Wort sehr unwahrscheinlich Genesung finden. Dieses Heilwort spricht jenes junge Mädchen Hertha.

Sie wird von der Verfasserin, durch Einbläserei, in die, ihrer einfach unverwickelten Gemütsart ganz ungemäßen Situation einer Auseinandersetzung a la Freudscher Psycho-Analyse hineingezwungen.

Dabei muß sie zu dem von ihr fortstrebenden Matthias sagen: „Gott ist deiner sicher", worauf Matthias wie aufs Stichwort aufspringt und erwidert: „Dann darf wohl auch ich meiner sicher sein", und mit eins von allen Zweifelsqualen geheilt und erlöst ist. Bei dieser prompten Wirkung durch ein Wort, fällt einem der reizende Skepsisschnörkel ein, den der alte Fontane in der Voß unter dem Schluß der „Frau von Meer" und ihrer Erlösung durch das Wort Freiheit setzte: „Ich bin ja auch sehr für Freiheit und die „Vossische Zeitung" ist auch für Freiheit, aber ob sie so was zuwege bringen kann??"

Arme Seelen, die unerhört hinabfahren, beschließen den Zug.

Eine Frau, die gelebt hat und die in der Literaturgeschichte als Freundin Lenaus genannt wird, beschwört Hertha Koenig herauf (Emilie Reinbeck, S. Fischer, Verlag). Die Gestalt der Emilie Hartmann aus dem Schwäbischen Kernerkreis, im Iphigenientuch, die nach einer schwärmerischen Jugendliebe, in Unbewußtheit ihres Tuns, sich von dem alten Schöngeist Hofrat von Reinbeck freien ließ, an seiner Seite dahinwelkte, sich erschauernd und dämonisch angezogen von den Hexenmeister-Virtuositäten Lenaus locken ließ, der in ihren Kreis trat:

> Um meine wunde Brust geschlagen
> Der Mantel der Melancholie . . .

Doch konnte sie ihm nicht mehr werden als eine barmherzige Schwester, und unerkannt und um ihr Frauenrecht betrogen — man denkt an Heines Verse —

> Die Liebe muß sein platonisch,
> Der dürre Hofrat sprach.
> Die Hofrätin lächelt ironisch
> Und dennoch seufzet sie: Ach

erlosch sie.

Hertha Koenig hat ihr Lebensbild mit lyrischem Gefühl und einem sammlerischen Sinn für Kulturbibelots zu einer an Stilleben, Interieuren und Kostümkupfern reichen Romanmosaik bastelnd zusammengefügt.

Urkundliche Zeugnisse, unbekannte Blätter der Familienarchive, mündliche Mitteilungen des kundigsten „Urschwaben", des Oberstudienrats von Hartmann unterstützten sie, das Pastell der Entsagenden zu zeichnen.

Für Lenaus Physiognomie-Variationen benutzte sie, wovon sie nicht spricht, nur Gedrucktes. Alle seine charakteristischen Äußerungen und Züge: das Wort von der „Millefleursbildung", die Stelle über das Rauchen, der Fidibus aus dem Florschleier, das „gehetzte Hirschblut" beim Aderlaß, das alles ist bekannt und in Emma Niendorfs Erinnerungen, sowie in den schon 1896 erschienenen Lenaubriefen, „an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Hofrat Georg von Reinbeck", begegnete es.

Hertha Koenig erneute mit diesem Buch ein Lieblingsgenre der Großväterzeit: „Schöne Geister und schöne Seelen" in Romanform den Empfindsamen nahe zu bringen. Wir aber lesen wohl heute lieber ohne solche fabulierende Mittlerschaft, die selbst in bester Qualität an redseligfamiliäre Führung durch berühmte Heimstätten erinnert, die Memoiren und Briefwechsel selber.

In dem Buch der Theophile von Bodisco steht eine anregende Stelle — sie geht auf den „Ästheten" Charles — über die Menschen mit der an Eigenschaften und Gaben reichen Wesensperipherie und dem schwachen

Zentrum, das nicht Schwungkraft hat, die vielen Schichten ordnend zu bewegen, woher es dann kommt, daß solch Wesen verflackert und auseinander bröckelt.

Es trifft auf ein Paar zu, das in den Romanen zweier Frauen einander unbekannt und ahnungslos vorübergeht, auf Pierrot Montano in Henriette Riemanns „Pierrot im Schnee" (Erich Reiß, Berlin) und auf die Mariclée in Annette Kolbs „Exemplar" (S. Fischer, Verlag).

Pierrot im Schnee ist auch so etwas, wie eine modern seelendeuterische Paraphrase des Märchens vom „steinernen Herzen", er hat aus Begehrlichkeit für die Werte der Welt sein Gefühl verkauft. Nun trägt er im Innern eine Leere, und unersättlich ist die Begier, sich auszufüllen. Borkman und Rubek vergleichbar hat er sich an der Liebe vergangen und sie um die äußeren Güter verraten, aber, „ihn sättigt keine Lust, ihm genügt kein Glück" und ruhelos, heimatlos, gehetzt, ohne selbst im Taumel sich zu vergessen, stirbt er in der eigenen Vereisung ab.

In einer merkwürdigen Mischung der realen Kulissen mit Symbolik — ganz als symbolische Gestalt wirkt die Cordula, die Idee der Heimat, der Einfalt und Stille, über die Pierrot selbstzerstörerisch hinwegschreitet — erzählt das Henriette Riemann.

Eine psychologische Erklärung der Pierrotgestalt läßt sich aus einem sehr entschlossen dargestellten Intermezzo herauslesen. Ich vermag nur zu vermuten, daß die Verfasserin diese Deutung beabsichtigt, denn sie selbst erzählt es nur als Begebnis, ohne entscheidende Zusammenhänge und Verbindungsfäden zwischen diesem Geschehen und der inneren Disposition Pierrots direkt zu betonen.

Das sind jene Kapitel aus dem homosexuellen Klub unter der Führung des Ästheten Nördlingen in einer Paradis artificiel-Sphäre, verwandt der Dorian Gray-Welt und dem Schloß Nornepygge von Max Brod. In Parenthese: Daß hier die Angehörigen erster Gesellschaftskreise zum Tee im Smoking aufgehen, hätte freilich nicht passieren dürfen.

Es kommen hier Szenen vor, in denen sich, wenn auch trunkene Laune mitspricht, ein homosexueller Einschlag bei Pierrot verrät. Und kaum unbeabsichtigt kann es doch sein, wenn Pierrot später in einen zwar nur flüchtigen Zusammenhang mit jenem Boheme-Grafen gebracht wird, von dem es heißt „er wäre Nördlingens Nachfolger geworden".

Wie gesagt, Henriette Riemann folgert daraus nicht direkt, aber das Bild der geflickten Halbnatur Pierrots, die nicht lieben kann und nur an Reizen sich betäubt, wird hierdurch schärfer belichtet. Als Schatten, als Trugbild erkennt er sich endlich fröstelnd, und als es mit ihm auf der ohnmächtigen Flucht, die ihm, dem Erlösungs-Unfähigen, kein Refugium bringen kann, zu Ende geht, da könnten seine letzten Worte sein: „hinschwindend werd ich selbst mir ein Idol".

Noch mehr als auf Pierrot trifft der Satz von der bewegten Peripherie bei schwachem Zentrum auf die Mariclée in Annette Kolbs „Exemplar" zu. Das ist, wie sie selbst eingesteht, eine „halb leidenschaftliche, halb kuriose Geschichte" in einem saloppen Wuschelstil geschrieben, voll prickelnder Einfälle, in der Form an ein kapriziöses unaufgeräumtes Damenschlafzimmer erinnernd.

Für mich war es das interessanteste dieser Büchereihe.

Es umreißt eine weibliche Type voll schillernder Komplexion, einen wurzellosen Zwischenstufen-Typ unserer Zeit. Verwandte von ihm gehen durch die Skizzen der Catharina Godwyn.

Mariclée ist ein junges Mädchen, das nicht mehr ganz jung ist; eine Voyageuse, „halb Heldin, halb Abenteuerin", mit knappem eigenen Geld, im Ausland Gast reicher Freundinnen auf Schlössern und Landsitzen. Ihre Existenz besteht in diesen Gastrollen, und ihrem Geschmack, ihren Instinkten, ihrer Natur nach gehört sie dorthin, mehr als mancher Geburtsberechtigte. Dabei verflackert und verflattert und durchaus zentrifugal. Sie hat nicht den Wunsch und das strebende Bemühen der Erlösungsfähigen „zu sich zu kommen". Wie sie im äußeren Leben heimatlos, so ist sie es auch im eigenen Innern. Und im Gegenteil will sie immer nur weit fort von ihrem imaginären Selbst, „sie will immer vergessen" und sich lieber in wechselnden Masken, an der äußeren Kante der Dinge herumtummeln.

Sie gaukelt als eine Virtuosin des Spieltriebs und der Vagabondage der Gedanken. Und ihre Identität lockert sich dadurch noch mehr; ohne Befestigungen und Sicherheiten wallt ihre Einbildungskraft, ihr ganzes System labil hin und her; Tür und Tor stehen ungeschützt allen Eindrücken offen, sie prasseln über sie herein, und sie sieht, wie ein verwundertes und verängstigtes Kind sich auf den Strudeln treibend, zu.

Die bestimmendste Macht über sie haben Situationen. Die Schicksalsschöpferischen besitzen die Gabe, Situationen zu machen. Sie die Passive, die immer nur gemacht wird, ist ihre ohnmächtige Beute. Sie können sie kraftlos, elend, alt und häßlich wandeln, sie können sie aber auch beflügelnd tragen und steigern, daß sie selbst überrascht und stimuliert ihren lebendig quellenden Einfällen zuhört, ihre Bewegungen ganz objektiv bewundert und durch den Erfolgsreflex sich an sich selbst entzündet. So ist sie in hohem Grade, mehr als andere Menschen, Bedingungen und Abhängigkeiten unterworfen. Das bestimmt vor allem ihr Verhältnis zu Menschen. Sie ist an sich ein stummes Instrument, sie muß gespielt werden. Und sie braucht ein warmes umhegendes Klima, um aufzublühen; läßt man sie im Stich, so fällt sie um und erlischt.

Annette Kolb führt dieses Wesen, das ihr nur aus doppelgängerischer Verschwisterung so vertraut sein konnte, durch einen Kreislauf bunter,

närrischer, trauriger, hochfliegender und daniederliegender Zustände. Sie gibt in knisternden Impressionen ein Tagebuch barometrischer Kurven. Und aus diesen Zuständen und Verhältnissen ergibt sich als Hauptmotiv Mariclées Einstellung zur Liebe.

Ihre praktische, sehr ungedankliche Freundin, kuriert ihren Fall sehr einfach und sagt: „Ich wünsche dir einen Mann" . . .

Mariclée aber scheint für solche, selbst bei größtem Raffinement doch immer primitiv-natürlichen Beziehungen verpfuscht. Annette Kolbs Psychoanalysen über diesem Punkt sind in der Diagnose nicht sehr scharf, sie schwimmen etwas um ihn in vagen Andeutungen herum. Man muß hier tastend nachfühlen. Mariclée scheint eins jener Geschöpfe, die, ohne frigide zu sein, vor dem robust Entschiedenen des letzten Schrittes zurückschrecken. Sie verwahrt sich selbst dagegen, daß dabei etwa Tugendgründe maßgeblich wären.

Ihr ist es direkt peinlich, daß auf ihrem, wie sie es selbst nennt, „Jongleurtum der Entsagung" „das Odium der Moral" liegt, und sie scherzt über ihre Moralität ohne moralische Basis. Aber zu einer erschöpfenden Selbstdeutung hat sie nicht die nötige Distanz.

Es mag nun wohl so sein, daß das phantastische Imaginationsleben, von jeder äußeren Schwingung in Gang gebracht, in dem sich Mariclée wie unter der Besessenheit eines Inkubus erschöpft, sie für Realitäten verdorben hat. Sie träumt zu viel, und sie hat wohl, weil noch niemand sie so ganz in einen Wirklichkeitsbann, in das Diesseits hinübergerissen hat, die Angst vor der Desillusion.

Ihr, die sich doch momentan an jeden äußeren Eindruck verliert, fehlt die wirklich innerliche Hingebungsfähigkeit, die ihr den Schritt erleichtern könnte.

Man möchte zu diesem Fall ein vielleicht nicht restlos stimmendes aber immerhin erhellendes Wort zitieren, das der Fürst Pückler an Bettine schrieb: sie habe nur für sich selbst Leidenschaft, sie brauche ein Nebelbild, um sich mit ihm Gefühle hervorzurufen, sie treibe mit ihrer Seele geheime und einsame Wollust, wie andere mit ihrem Körper.

Mariclée konstruiert sich ein Lustgefühl, niemandem zu gehören, und ein Glück, sich von keinem Genuß fangen zu lassen, und sie sucht Schwingungen und Erregungen der Einbildungskraft bei Männern, bei denen die Verwirklichung ausgeschlossen.

Aus ihnen macht sie sich ein Bildnis und Gleichnis, in einer Art geistigen Fetischismus.

Ein Erlebnis solch umgewerteter und stilisierter Leidenschaft bildet nun den Kern dieses Romans, und der englische Grandseigneur, „das Exemplar", wie ihn Mariclées Curiosité nennt, wird von ihr mit allen Reizen

der Imagination ausgeschmückt. Sie dient diesem Idol „eleganter Willkür", „verwegener Sicherheit", „das ihr die Wohltat erweist, sie ganz zu durchschauen"; aber sie verfehlt durch tragikomische Mißverständnisse und Situationstücken seine Nähe, und als sie endlich ein Zusammentreffen erreicht, gibts deprimierende Leere mit hohlen Masken und Aneinander-Vorbei-Sprechen, Desillusion der Wirklichkeit.

Diese Situation ist voll tieferer trostloser Echtheit der Lebensfarce als jene andere am Schluß, auf die es Annette Kolb wohl hauptsächlich ankam, jene künstlich „hohe Stunde" in Mariclées Leben: als sie kurze Zeit mit dem geliebten Mann, unter den ungünstigsten Umständen, — er ist krank und von seiner Frau und deren Familie eskortiert, — auf einem Schiff zubringen darf und beide in paradoxenreichem Kreuzfeuergespräch voll funkenstiebender Reibung, in sinnlich-übersinnlicher Nähe „ein paar spannende Momente erleben" und sich dann mit flüchtig konventionellem Gruß trennen.

Der Roman von Annette Kolb hat ein mondänes Parfüm, er steckt voller Kauserien und klirrender mokanter Epigramme. Er bewegt sich in der leichten Haltung und mit den Gesten der besten Gesellschaft und vermeidet aus den Sozietätsgründen der guten Manieren die schweren Schicksalsakzente. Dabei steckt doch etwas Tragisches in dieser Geschichte der Mariclée, dieses verflatterten Vogels ohne Nest, der nie eins finden wird.

Auch sie ist eine arme Seele und gehört zu denen, die im Purgatorio unerlöst hin- und herflackern, bis sie in Selbstverbrennung auslöschen. Und man dürfte sie mit dem Faustwort zeichnen:

„Und so wird sie niemals fertig".

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Auch in Deutschland haben die Klagen über den „sinkenden Halbmond" und die „sterbende Türkei" Pierre Lotis während des jammervollen Krieges ein Echo geweckt. Politisierende Globetrotter und Ästheten klagten mit und machten aus ihren wehen Schmerzen um die grün umsponnenen Winkel am Goldenen Horn Literatur. Durch die deutsche Diplomatie und die deutsche Presse in dicke türkische und kleinasiatische Engagements verlockte Großbänker psalmodierten weiter, begannen plötzlich christlich zu fühlen und gegen die brutalen Balkanhelden die Heiligkeit des Kreuzes zu verteidigen. Ehrlicher war schließlich die Trauer gedankenvoller deutscher

Träumer, denen keine Sorge um ins Bodenlose sinkende Türkenlose den Schlaf zu rauben brauchte. Sie fühlten sich aufrichtig erschüttert, wie allemal, wo bequem zu genießende Romantik, die ihre Realität nichts angeht, schwindet. Und als der französische Dichter-Kapitän, der Leier und Schwert mit gleichem Geschick handhabt, die grauenvolle Häßlichkeit des Amerikanismus ausmalte, den die siegreichen Bulgaren nach Stambul verpflanzen würden (saubere Häuschen, grade baumbepflanzte Straßen, Hupensignale und Benzingerüche mitsamt der geräuschvollen Klappermühle der modernen Businеßwelt), als er das goldene Märchen beschrieb, das nun zum Versinken reif war: die Zypressenhaine und die Grabmäler, die zauberische Silhouette der Minarette und die blaue Fayence der Moscheen, die beredten Verschwiegenheiten der Paläste und den ewigen Sonntagsnachmittagsglanz einer träge hindämmernden Stadt, die beschauliche „zweckfreie" Gottergebenheit ihrer Bewohner und etwa noch die Hundeparadiese im Straßenmist der Gassen: da war das Urteil gefällt über Menschen, die es wagten, aus mißverstandenem nationalen Freiheitsdrang mit Mordmitteln solche Herrlichkeiten zu zerstören. Schmach über Europa, Schmach über sein heuchlerisches Christentum, Schmach über den modernen Krieg — ruft der Kriegsmann. Ich fürchte, es sind arg posthume Entrüstungen, vor denen die Menschengeschichte so wenig halt machen wird wie vor der blauen Fayence der Moscheen; und wenn ein Berliner Verlag (Ladyschnikow; Spezialität: russische Literatur) nun die Klagerufe Lotis verdeutscht herausgibt, wird er bald merken, daß seine Spekulation auf die Zugkraft lyrischer Geschichsbetrachtung auf beiden Füßen lahmt. Es gibt doch nichts Bequemeres und — Schädlicheres als solche geschichtsblinde Lyrismen. Historisch ist kein Wort in diesen aus Afterpoesie und Afterpolitik zusammengequirlten losen Blättern richtig, politisch kein Urteil diskutabel. In fünfhundertjähriger Herrschaft haben die Türken keinen originalen Beitrag zur Kultur geliefert, weder zur abendländischen noch zur orientalischen; was davon zu spüren war, rührte von den bespieenen Rajahs her, den Griechen, den Armeniern, den jüdischen Levantinern, oder von den Arabern, den Syrern, den mohammedanisierten Albanern und Kaukasiern. Unter zusammengeraubter orientalischer Pracht stagnierte ein unsagbar hochmütiges Menschtum, dessen Oberschicht vom Räubern lebte oder in der Palastwirtschaft verkümmerte. Nirgends war weniger Respekt vor dem Wert und der Einzigkeit und dem Heiligtum des Menschen; und längst vor dem Massenmörder Abdul Hamid war europäisierten Türken das Atmen in Lotis Märchenwelt unmöglich. Und da diese Horde über eine ungeheure Mehrzahl fremder Nationalitäten herrschte, war die Pflicht zur Abwehr, mit allen zum Ziele führenden Mitteln, gegeben. In diesen elementaren Zusammenhang wird das Wort Christentum auf wahrhaft kindische Weise hineingestellt: es hat, wo es nicht einfach eine

höhere Form nationalen Aberglaubens bezeichnet, als Vorstufe zur reinen Auffassung der Humanität innerhalb des Rahmens gewirkt, den die nationalen Egoismen sich geschaffen, nicht darüber hinaus.

Als Gladstone, gestützt auf schaudererregende Konsularberichte und die Veröffentlichungen des unvergeßlich heroischen Journalisten McGahan in der „Daily News", 1878, in den „bulgarischen Greueln" die türkischen Metzeleien unter den Balkanchristen denunzierte, und die Russen zu deren Befreiungskampf auszogen, mußte jeder wache Europäer wissen, welche Lösung die orientalische Frage im nahen Osten finden werde; wissen, daß selbst Disraelis protürkische und antirussische Politik in Nichts zerstieben werde vor den bauenden Kräften und emporsteigenden Säften, die, verdeckt unter allerhand Roheiten, in den Balkanslawen sich jedenfalls regten. Hier, in diesem allerwichtigsten Punkte, hat der Ideologe Gladstone gegen des klugen Realisten Disraeli Opportunitätspolitik Recht behalten. Völlige, tief organisch wurzelnde Unfähigkeit, Menschen zu verwalten; und Greuel in Arabien, Albanien, Armenien waren die unvermeidlichen Hilfsmittel einer verrotteten Verwaltungspraxis. Das abstrakte Europäertum der Jungtürken, eines numerisch ganz dünnen Teiles der dünnen Oberschicht, hatte im Volke keine Wurzeln; Armenier, Griechen, Syrer, Juden gar (wie der geschickte Finanzminister Dschawid) bildeten, neben eigentlichen Türken, ein scheckiges Konglomerat, dessen Wille an der Unmöglichkeit der Aufgabe scheitern mußte. Kenner der Verhältnisse, die wohl in der englischen Tagespresse, leider nicht auch in der unserigen zu Worte kamen, wußten das Unvermeidliche seit Jahren. Man sah das Kalifat des Sultans sich entwerten und suchte einen arabischen Gegenkalifen für den Islam in Ägypten und Indien. Als er, nach der Übereinkunft Eduards VII. mit dem Zaren in Reval vor knappen fünf Jahren, das makedonische Problem akut machte, wußte der regierende englische Liberalismus genau, was er von der Dauer der Jungtürkenherrschaft zu halten hatte. Aber es gehört zu seinem Programm, der Freiheit eine Chance zu geben, wenn ihre Früchte, in diesem Falle: Mesopotamien, Anatolien, Arabien, — Britannien in den Schoß fallen. Auch hielt man, offenbar schon vor dem Kriege, die türkischen Bauernreserven in Anatolien und Kurdistan für verbraucht und nicht einmal das Heer, gegenüber deutschen Phantasten, für regenerationsfähig. Man wußte alles und ließ, rührig aber still wie das Schicksal, beide Teile gewähren. „Die Zeit ist mein Vermächtnis, mein Acker ist die Zeit." Und heute können die klugen Briten genau vorausberechnen, was geschehen wird, wenn vierzigtausend verhungerte und verlumpte Soldaten und Tausende stellenloser Beamter nach Kleinasien hinüberfluten und, durch ihre Herrschaftsansprüche, den Keim zur Reichsauflösung auch dort hinübertragen. So reifen schnell und sicher die Dinge ins Allbritische. Man schreit nicht; man pöbelt nicht; man bescheinigt sich nicht

täglich die weltpolitische Mission oder die weltbeglückende Gesinnung. Wir sind beschämt. Unsere Diplomatie, unsere Presse, unsere gelehrten Spezialpublizisten haben versagt. Wie lange ists her, daß Paul Rohrbachs Verheißung von Mund zu Mund ging: „Im türkischen Vorderasien liegt ein großes Stück deutscher Zukunft, wenn es gelingt, die Integrität des Staatswesens der Osmanen dort in dem erforderlichen Umfange aufrecht zu erhalten?" Wahrlich, der Triumph von Sir Edward Grey ist der größte, den seit Bismarcks Tagen ein europäischer Staatsmann errungen hat.

Man beginnt in Deutschland zu ahnen, wer und was Sir Edward ist: man weiß es noch immer nicht gut genug. Kaum irgendwo in Europa gibt es ein Geschlecht von nachweisbar älterem und gewichtigerem Adel als die Greys; mit Ruskin zu reden: einen so köstlichen Behälter für eine körperhaft unter uns wandelnde Tradition. Seine Geschichte reicht in ununterbrochenem Aufstieg über Jane Gray, die von der katholischen Maria gemordete Gegenkönigin, zurück zu den Seigneurs de Croy in der Picardie, deren einer Wilhelm dem Normannen in der Angeln Land folgte. Die großen Ehrgeizigen, wie Suffolk und Northumberland, machten, bei fortschreitender Zähmung der Rasse, den Diplomaten, den Politikern, den Generalen, Kolonisatoren und Verwaltern Platz: kein Blatt englischer Geschichte, das nicht von einem Grey oder Gray erzählte. Und dieser vorläufige Endpunkt eines der wenigen uralten englischen Geschlechter, das die bluttriefenden Rosenkriege überlebt hat, ist Mitglied der radikalsten Regierung, die das große Inselreich bisher gehabt hat. Gibt das nicht zu denken? Man hat den Satz gewagt: Aristokraten können wohl Demokraten sein, nicht umgekehrt. Sir Edward hat, für sich, dieses Aperçu wahr gemacht. Er gilt in England als der im Innerpolitischen radikalste Minister der Krone, ja sein Radikalismus soll den von Lloyd George oder John Morley beschämen. Er ist überzeugter Bodenreformer. Er tritt für des kühnen Schatzkanzlers Landreform ein, — die freilich, da der Bestand des nun schon sieben Jahre herrschenden Kabinetts erschüttert scheint, ebenfalls bedroht ist. Er ist mit vollster Überzeugung für die Versicherungsgesetze eingetreten, — die freilich die britische Arbeiterschaft, aus insularen Gründen, unzufrieden und aufsässig gemacht haben. Er hat zur rücksichtslosen Besitzbesteuerung gedrängt, damit man dem zehrenden Imperialismus und den Ansprüchen der Sozialpolitik gewachsen sei. Als Ideologe, das heißt: was die Richtung betrifft, die man einschlagen müsse, um zunächst wenigstens in näher verwandten Menschengruppen den Weg zur Humanität zu finden, steht Grey im Bannkreis John Morleys: den die deutsche Presse bei seinem jüngsten Besuch in Berlin, gleich wie ein großes Tier in der Manege, als Viscount Morley vorführte, ob er doch gleich der gute, ehrliche, nonkompromißliche Johannes seiner unvergeßlich großen

publizistischen Vergangenheit geblieben war. (Bis dann endlich ein feiner Spezialist für historisch-politische Finessen im Berliner Tageblatt dem Unfug ein Ende machte und in einem wirklich schönen Artikel den gut bürgerlichen John Morley als europäischen Besitz ehren lehrte.) Ja, so ist dieser „Herr von" Grey. Und dieser so beschaffene Sir Edward, dieser vollendete Aristokrat mit dem Hang zu radikalen Lösungen im Innerpolitischen, den vor den völkisch aber leider nicht diplomatisch legitimierten Brutalitäten unsres Kiderlen schauderte, der hinter westeuropäischer Höflichkeit und der feinen Ironie des weltmännisch gebildeten Mannes einen zielsicheren Willen birgt: er besorgt im radikalsten Kabinett der englischen Geschichte die Sache des britischen Imperialismus. Gibt das nicht zu denken? Und werden nun endlich unsre liberalen und sozialistischen Menschenfreunde — deren aufs Gute gerichtetem Willen wir uns verwandt fühlen — endlich begreifen lernen, wie eine Politik aussehen muß, die nicht in den Worträuschen von Phrasien und Utopien stecken bleibt?

Im Maiheft war von dem bleichenden Stern Lloyd Georges die Rede und die parteiblinde Dummheit unserer liberalen Zeitungen gescholten worden, die glaubten, den Marconiskandal verschweigen zu müssen, in den der englische Schatzkanzler dank der fürsorglichen Spekulationsbeflissenheit seines Kollegen, des Kronsyndikus Sir Rufus Isaacs, gezerrt wurde. Nun ist, fünf Wochen später, sachlich nichts mehr zu vertuschen, und mit süßsauerer Miene sucht man eine Dummheit, die die Minister eines großen Händlerstaates stärker bloßstellt denn der offen bekundete Wille zum Gewinn, als Gedankenlosigkeit zu entschuldigen und gleichzeitig die Skrupellosigkeit der Opposition zu bemakeln, die den Vorgang nach Kräften ausnutzt. Solche Selbstverständlichkeiten treffen nicht den Kern. Bezeichnend ist vielmehr die Empfindlichkeit des englischen Wählers, was die Ehrlichkeit und den sittlichen Leumund seiner Regenten betrifft. Sie ist im neunzehnten Jahrhundert, seit der frechen Bestechlichkeit der englischen Adelsoligarchie unter den vier Georgen, immer größer geworden, im Gebiet der geschlechtlichen Sittlichkeit aber wütet sie oft geradezu rigoros. Charles Parnell, der ungekrönte König von Irland, ein Mann von allerstärkstem Kaliber, mit dem Gladstone die irische Frage endgültig zu lösen im Begriff war, spielte in einem Ehescheidungsprozeß die Rolle des außerehelichen Liebespenders, der nächtens durchs Fenster ins verbotene Zimmer klettert: und hatte sofort und für immer ausgespielt. Sir Charles Dilke, eine der stärksten Hoffnungen des englischen Radikalismus, und als Publizist vom ersten Range, konnte sich von einem weit vornehmeren Vorgang ähnlicher Art, bei dem der Wunsch, die Ehre einer Frau zu retten, ihm vor Gericht den Mund verschloß, nie mehr erholen. Man wird das englische Prüderie schelten; ich

erkenne aber sogar noch unter solchen muckerischen Übertreibungen die harte Zucht einer Rasse, die an ihre politischen Führer nicht immer leicht zu erfüllende Anforderungen stellt. Sie sollen ihre Gefühle und Triebe in der Gewalt haben; sie sollen ihr Privatleben und ihr Privatmenschentum als Bestandteile ihres öffentlichen Lebens betrachten. Nur der bornierte Mensch, der sich frei dünkelt, aber zu beschränkt ist, um die englische Prüderie als nützliches Züchtungsprodukt einer willensstarken (und unkünstlerischen Rasse) zu begreifen, wird auch die Tendenz dieses Standpunkts borniert finden: er hat, zum Teil wenigstens, den englischen Parlamentarismus und die englische Demokratie zu ihrer Höhe emporgeführt. In Frankreich freilich hat Georges Clémenceau, der von tausend Huldinnen umflatterte, aus den Panama-Sümpfen den Weg zur Ministerpräsidentschaft gefunden; aber dafür ist der französische Parlamentarismus siech bis ins Mark.

Der gelehrte und schon fast berühmte Publizist, der Nord und Süd verwaltet, hat seinen Lesern vor einiger Zeit einen besonderen, einen ganz besonders feinen Leckerbissen gereicht, — Leckerbissen ohne Zusatz sind das Mindeste, womit der pädagogisch geschulte praeceptor mundi die Aufmerksamkeit zu kitzeln wagt: er hat Sultan Abdul Hamids Memoiren veröffentlicht. Als ich die Kunde zuerst vernahm, schwindelte mir, ja mir brannte wirklich das Eingeweide. Wie, sagte ich mir, kaum hat dieser Mann die mit solchem Erfolg verwaltete Berner Kathedra verlassen und, zum Nutzen noch segensreicherer Aufgaben, seine Philosophie pensioniert; kaum hat er die Herstellung philosophischer Potpourris eingestellt und dem sich gegenseitig bedingenden und auch wieder aufhebenden Geschwisterpaar Dualismus und Monismus bis auf weiteres Ruhe gegönnt; kaum hat er die apostolische Sorge um die Ausbreitung von Wilhelm Ostwalds energetischen Imperativen zugunsten kategorischer Haus- und Vermögensverwaltung eingeschränkt; kaum hat er die Harmonisierung der zerrissenen Menschheit in seine bewährten Hände genommen und steuert er dem Nobelpreis für ewigen Frieden entgegen: kaum hat dieser eminente Geist dieses und tausend andere Dinge unternommen, oder zu unternehmen aufgehört oder unterlassen, und ist er in die Publizistik übergetreten, als er auch schon die Presse aller fünf Erdteile beschämt (falls nicht etwa der wärmere Südpol einen sechsten Erdteil darstellt). Vor diesem Coup — gibts ein deutsches Wort dafür? — versinken alle bisherigen publizistischen Leistungen. Henri Rochefort, der von Brüssel aus dem dritten Napoleon und seiner Kupferdynastie Sedan vor Sedan bereitete, Clémenceau, der sämtliche Minister der dritten Republik wegfegte, täglich einen Leitartikel schrieb, eine Kammerrede hielt, einen Gegner im Duell verwundete, mindestens ein Weib beglückte und daneben noch für tausend Amateurschaften Muße fand, Paul Louis Courier, der

satirische Winzer, unser Ludwig Börne oder gar der große Ahn Junius: wie schrumpfen ihre Leistungen zusammen neben der Tat, der Welt einen Einblick verschafft zu haben in die letzte große Tyrannenseele dieses Planeten... Ich ernüchterte und besann mich. Wenn die Memoiren echt wären, konnten nur, konnten höchstens zwei oder drei amerikanische Zeitungsunternehmer sie bezahlen. Und wenn der berühmte Gelehrte, der in seinen Berner Vorlesungen über das Wesen des Apokryphen gewiß talmudische Spitzfindigkeiten ausgeschüttet hat, diese Memoiren ohne weiteren Zusatz veröffentlicht, obwohl er weiß, was er für sie bezahlt oder nicht bezahlt hat, so muß er — muß denn alles gesagt werden? Die Prämissen sind tadellos aufgebaut, der Schluß mag trotzdem falsch sein. Genug, jetzt wird kleinlaut, allzu kleinlaut zugegeben: die Memoiren seien gefälscht. Ich brauchte sie also nicht zu lesen. Ob es aber mit der Publizistik des eminenten Mannes nicht etwa doch einen Haken hat?

Ferdinand Avenarius, der 'Kunstwart' der Deutschen, ist heute unbestritten der Kunst- und Kulturpapst unserer geistigen Mittelklassen. Niemand darf ihm dieses Verdienst streitig machen; denn es ist ein großes. Niemand kennt so wie er die Bedürfnisse der deutschen Tüchtigkeit, die sich über die Alltagsnot in die Gefilde hoher Ahnen emporsehnt und die Stützen sucht, die zu sicherem Genuß, zur bewährten Augenweide und zu sinnvoller Teilnahme an Weben und Wirken deutschen Geistes im ganzen Bereich des gemeinschaftlichen Lebens führt. Er vermittelt, er laviert zwischen den Gegensätzen, er glättet das Revolutionäre aller wirklich neuen Erscheinungen, die sich durchgesetzt haben oder in der Richtung auf den Sieg vordringen, er nimmt ihnen das Schreckhafte, Umstürzlerische, Vor-den-Kopf-Stoßende, er findet immer den Punkt, an dem sie sich — scheinbar — dem konservativen Besitz ein-, ja unterordnen und alles, alles sich zur Harmonie des ewig Nationalen rundet. Wenn, zum Beispiel, so ein Nietzsche europäisches Ereignis und europäisches Ärgernis wird, glättet der Dresdner Kulturpapst so lange an ihm herum, bis er das national-deutsche Mittelmaß erreicht. Auch der französische Impressionismus wurde wohlwollend abgeschätzt, aber es fehlte die stürmische Bejahung des Rausches, der vor den in Kunstdingen dummen nationalen Schranken nicht halt macht; freilich auch hier wurden Konzessiönchen gemacht und der Liebermann, sogar der Liebermann wurde den Kunstwärtlern gegönnt. Wer sich in der Luft dieser unverdrossen guten Gesinnung nicht behaglich fühlt, den gleichmäßig treuen Augenaufschlag vor allerhand Bildern und Gedichten und Musiken bald über hat, wer die Wonnebrünstigkeit vieler bescheidener Mitarbeiter nicht vertragen kann oder gar merkt, daß Avenarius selbst als Geschmacksrichter unschöpferisch ist und ihm zum großen Entdecker und Fürsprecher neuer

Werke das große und charaktervoll freie Menschtum fehlt: der ist dem Zwange dieser Vormundschaft entwachsen und reif, das Reich der vielen künstlerischen, sittlichen und politischen Unvereinbarkeiten und Widersprüche zu betreten und die paar bettelarmen nationalen Rezepte als papierne Krücken fortzuwerfen. Aber für sie wirkt Avenarius nicht, für diese Selbständigen und Verfeinerten ist der Kunstwart mit seinen Mappen und Beilagen und künstlerischen Gebrauchsanweisungen gar nicht da. Die Anhängerschaft wuchs und wuchs, der Dürerbund zum Vertrieb guter und billiger Volksschriften wurde gegründet, Avenarius begann sich als Kulturapostel zu fühlen und nahm die apodiktischen Urteilsgewohnheiten des Meisters an, der den deutschen Geschmack zu behüten, die deutsche Moral zu betreuen, die deutsche Gesinnung zu lenken, das deutsche Schicksal vor Unheil zu bewahren hatte. Der Ton hatte sich verändert: nur die Honorare für die Mitarbeiter blieben noch lange schlecht, als schon die Zeitschrift des Idealisten in starker Auflage gedruckt wurde.. Aber der Unermüdliche geht weiter: er hat, „unterm fachmännischen Betriebe der in solcher Arbeit längst bewährten Firma J. Bettenhausen in Dresden eine Mittelstelle für Volksschriften" geschaffen, die nur vom Dürerbunde zugelassene und mit ihrem Stempel ‚Empfohlen vom Dürerbund' versehene Bücher in Umlauf setzt. Der Dürerbund ist Ferdinand Avenarius selbst, die Wertmarke des Dürerbundes ist Ferdinand Avenarius' eigener Geschmacksstempel; der deutsche Buchhändler, bisher eine seiner Verantwortung bewußte Persönlichkeit, der überwiegenden Mehrzahl nach gebildet und bildsam, der Unrat verschleißenden Literatur von Herzen abgeneigt: er soll beim Vertrieb der so wichtigen Jugend- und Volksschriften bevormundet oder gar ganz ausgeschaltet werden. Er darf für sein Kapital und auf sein Risiko verlegen; aber er hat zu seinem Schaden verlegt, wenn Herrn Avenarius' Urteilsbehörde anderer Meinung ist. In Läden der Sortimenter, in Bahnhöfen, Gastwirtschaften, Gerichtsgebäuden, Sparkassen, Kasernen, Schulen sollen Staffeleien und Automaten mit Schriften aufgestellt werden, die den Avenariusschen Stempel tragen; und so werden die Jugendlichen und sonstigen Unreifheiten früh und sicher auf die Pfade geführt, die in den Geschmackstempel des Kunstwart führen. Der Dienst am deutschen Geschmack, an deutscher Sitte und Tugend soll streng nach dem Vorbild des Kasernen- und Warenhausdienstes geregelt werden; und Einer sei da Herr und König. Wahrlich, eine napoleonische Idee, die Erzeugung einer abgeschlossenen nationalen Gesittung durch einen kaufmännischen Großbetrieb zu erzwingen. Herr Avenarius ist zu beglückwünschen. Ich bedauere nur, daß der Rembrandtdeutsche, Herr Langbehn, dem doch gewissermaßen auch die deutsche Kultur am Herzen lag, diese Tat nicht erlebt hat: er hätte dann sicher seine nicht eben schmeichelhafte Meinung über des Kunstwärters feine Beflissenheiten gründlich revidiert.

***

Anmerkungen

Friedrich Huch

Seine Blütezeit war knapp vollendet, da mußte er davon. Ein erbarmungslos harter, nicht zu begreifender Einschnitt unterbrach starke Anläufe. Aus seinen Büchern tönten letzte Klänge der Romantik, seine schönste Freude war, herumzuschweifen, unstet und flüchtig zu sein, sich treiben zu lassen und nirgends gebunden zu sein, aber dennoch im Vorübergehen alle Wunder der Welt zu genießen. Jeglicher bürgerlicher Strebertrieb war ihm verhaßt. Einer jener letzten Nachfahren des Schlemihl, des Taugenichtses; ein Mensch, der weiß, daß alle Dinge großen Aufhebens nicht wert sind, und die Überflüssigkeit alles Geschaffenen leise ahnt. Aber da ihn Phantasie, Einbildungskraft und Gemüt zur Anerkennung des Seins treiben wollten, mußte sich auch in seinem Erleben der alte Kampf der Romantiker wiederholen: der Kampf zwischen Herz und Hirn, Traum und Wirklichkeit, Nacht und Tag. Nur lernte er allmählich schärfer zu sehen, blieb zuletzt doch der Mystik fern und bezwang die Härten der Wirklichkeit, indem er die Gesellschaft mied und nur noch sich lebte. Seine Bücher sind im Grunde nichts anderes denn Variationen dieses Themas.

Sein Erstling war „Peter Michel" (1901). Sehr bezeichnend, daß dieses Werk, wie er selbst schrieb, fast zufällig entstand. Alle Themen klingen an, die später wiederkehren sollten, Kinderpsychologie, Traumleben, Verhältnis der Eltern zu den Kindern und die Grundidee selber: ein Halbfertiger weiß nichts Rechtes mit der Welt anzufangen, wird von der Umgebung gepeinigt, macht schwache Rettungsversuche und zuletzt schlummert er doch gottergeben, kampflos ins Philisterleben hinüber. Die Wirklichkeit zerstört alle Sehnsucht. Aber nun entwich er in ferne Lande, in die traumreiche Jugendzeit, enthüllte dunkle Geheimnisse von Kinderseelen, gab zarte Schilderungen von menschlichen Zuständen, wirklich-unwirklichen, die sich abseits von dem Treiben der Erwachsenen abspielen (Geschwister 1903, Wandlungen 1905). Zwischendurch gab er ein Schriftchen „Träume" heraus, ein ganz persönliches Werk für „alle, die in den willenlosen Regungen der Seele ein ungetrübteres Zeugnis des Lebens sehen", Äußerungen des „Nachtbewußtseins". Der Romantik stand er nie näher als in diesen Zeiten. 1907 entstand „Mao". Ein Knabe will und kann sich nicht mit der Realität abfinden, hilflos starrt er in das Getriebe, die Wirklichkeit hatte für ihn „einen leeren gespenstischen Blick", er wußte nichts anzufangen, „das Leben ging doch, wie es wollte, und schob ihn vorwärts", raubte ihm jeden Traum, „die dunkle Ahnung des Nichts" und die Einsicht in die Hoffnungslosigkeit eines Auswegs trieben ihn in den Tod. Ein Werk aus dem tiefsten Reich der Mystik und magischen Symbole. In „Pitt und Fox" riß er sich wieder los und zwang sich zur Wirklichkeit. Zuletzt aber ließ er im „Enzio" (1911) einen Musiker aus Schwäche, sich zu leiten, durch Selbstmord zugrunde gehen. Wertvoller erscheinen hier die Gedanken über Musiker und bemerkenswert die Polemik gegen Wagner. Überall ist

innere Musik in Huch, romantisches Antiphilisterium.

Man gewahrte in diesen Werken — besonders in „Pitt und Fox" (1908) — Ergebnisse eines mühsamen, zähen Kleinkrieges und empfand, daß einer schrieb, der nicht gleich alles hergeben muß. Im Verborgenen ging eine nervenpeitschende Hirnarbeit vor, die mit der ruhigen Überlegenheit eines Operateurs, aber zugleich mit stürmischem Drange vollführt werden will, eine Arbeit, die durch die unberechenbare Abhängigkeit der Denkstränge von Stimmungen arg erschwert und oft gehemmt wird.

Auffallend ist die sich fast stets erneuernde Feststellung des feindlichen Gegensatzes von Eltern und Kindern und dann von Geschwistern. Nur scheint es mir, als habe er diese Fremdheit nicht überlegen genug gesehen, ihre tiefste Tragik nicht erkannt. Weil ihm nämlich der Leidende (Pitt und Thomas und alle andern) ans Herz gewachsen ist und er durch ihn Bekenntnisse verkündet. Die andern verachtet er. Dieses Lebewesen „Fox" (sein weibliches Ebenbild ist die „Ursula") wird fast mit kräftigern, mehrsagenden Zügen gezeichnet als der Pitt, aber da er schon in der Literatur unzählige Brüder hat, wird die scharfe, neuartige Umränderung seines Profils schwieriger. Diese Schufte wie Fox werden ja die Erde bevölkern, solange es Menschen gibt, und sie sind mit gleichem Rechte ewig menschliche Typen wie Faust und Hamlet, Falstaff und Don Quichotte, Candide und Gulliver. Es gehört ein starker, schmerzlicher Pessimismus dazu, einen solchen Burschen wie Fox zu schildern; Haß hat ihn geboren, vollendet wäre die Gestalt, spürte man diesen Haß nicht mehr.

Die Foxe nutzen alles aus — besonders Herzensangelegenheiten, mögen sie noch so verlogen und noch so unproduktiv sein. Sie haben kein wertvolles „Ich", aber sie arbeiten nur für sich. Auch der Pitt ist allerdings nur ein Mensch, der für sich lebt, jeglicher Aufopferung unfähig ist, aber er weiß eben Bescheid über sich und ist anständig genug, von seinen Kräften keinen Gebrauch zu machen. Er sieht nur einen Weg zur Besserung: wenn er allein steht. Ihm ist es im Grunde so gleichgültig, was man innerhalb der siebzig Lebensjahre treibt, alle menschlichen Beziehungen sind auch ihm dem „Gesetz der Wandlung" unterworfen, es vollzieht sich ein dauernder Prozeß des Anziehens und Abstoßens, der nie zur Klarheit führt. Die meisten geben Gefühle nur vor und kommen aus der ewigen Heuchelei nicht heraus. Wer weiß denn Bescheid über sich! Und diese Einsicht lähmt alle Tatkraft besonders dann, wenn man weiß, wieviel unbewußt geschieht. Der Pitt wagt kaum noch den Mund zu öffnen.

Der Pitt müßte die letzten Konsequenzen ziehen und die Gesellschaft meiden. Huch tut es nicht (ich glaube gar nicht des Geschäftes wegen, vielleicht hatte er keine Lust mehr, war müde, wollte zu Ende kommen). Kürzlich erschien eine Novelle „Ein Gast", sie mutet wie ein Nachtrag an, eine wahrhaftere Gestaltung des Pittmenschen, folgerichtiger. Auch dieser Professor hat kein Talent zum Seßhaften und Menschenverkehr, er wäre unglücklich, in eine dauernde Stellung eingesperrt zu sein. Aber er fühlt stärker, wie unmöglich es ihm wird, sich zu ketten, nach längerm Zusammensein „lag in der Tiefe seiner Augen . . . ein kaum fühlbares Gequältsein". Ihm wird klar, daß jede Gemeinschaft darauf ausgeht, zu ducken. Deshalb geht er davon, irgendwohinaus in die Welt, nur in der Einsamkeit fühlt er sich wohl, nur in ihr kann er so leben, „daß auch nicht ein einziges Jahr tot oder falsch oder nutzlos gewesen wäre". Und diese Novelle klingt wie ein Finale des großen Kampfes zwischen Traum und Wirklichkeit. Alle die andern erlagen, starben oder ließen sich einordnen, dieser Mann aber

bezwang die Wirklichkeit und lebte nur sich selbst. So klein die Novelle ist, sie ist sein „klassisches" Werk. Jetzt galt es die Einsamkeit zu schildern. (Man entsinnt sich etwa Huysmans oder Maupassants.) Da starb er. —

Oder des Schlemihl, des Taugenichtses, deren Vorläufer aber hieß Walt Harnisch. Denn diese einsamen Menschen Huchs waren in ihrer Einsamkeit sehr glücklich, fanden sich ab, gingen dann glückstrahlend durch die Welt und verlernten fast die Sehnsucht. Das erscheint mir sehr bemerkenswert: ihr früherer Skeptizismus beargwöhnte mehr die Möglichkeit eines Zusammenlebens mit der Herdenschar, als daß er nach tiefern Gründen suchte. Die letzte Tragik sah er nicht. Sie wurden nicht tief erschüttert, „daß keine Brücke von Mensch zu Mensch führet", sie schlugen sich wenig mit sich selbst herum. War die Umwelt abgeschüttelt, so war schon alles gut. Und wehe nur demjenigen, der in ihre Einsamkeit einbrach! Kein Gulliver, der zu den Pferden floh, kein todverwundetes Tier, das im Gebüsch sterben wollte, sondern ein glücklicher Mensch, dem die Einsamkeit ein Elysium schien.

Man wird des Huch gedenken als eines stillen, vornehmen, gescheiten, aufrichtigen, vielsehenden Menschen, dem größtes Leid nicht widerfuhr, dem man aber dankbar für die Erringung menschlicher Werte ist. Und dankbar ist man ihm, daß er bis zur letzten Stunde wider den Geist der Zeit opponierte — wider die „Mechanisierung des Lebens und das Austreiben der Seele". Ein Protest, der ganz in seiner aristokratischen, menschenbezweifelnden, menschenscheuen, herdenverdammenden Weltbetrachtung wurzelte. Und da ein Jeglicher dieser Köpfe heute so wertvoll ist wie einst ein Spartiate, sieht man ihn traurig im Dämmer der Ewigkeit verschwinden, wo er Jean Paul, Eichendorff und Chamisso nachfolgen wird.

Setzen wir voraus, daß das Dasein überhaupt keinen Grund hat. Wie die Dinge liegen, war sein Leben von Bedeutung.

Kurt Kersten

John Lubbock

Nietzsche-Leser erinnern sich eines Zitats aus Stendhal-Beyle: „Pour être bon philosophe" heißt es darin, „il faut être sec, clair, sans illusion. Un banquier qui a fait sa fortune, a une partie du caractère requis pour faire des découvertes en philosophie, c'est à dire pour voir clair dans ce qui est." — Lord Avebury, wie er als Peer des Britischen Reiches sich nannte, war ein solcher Bankier; sein fürstliches Vermögen hatte er wohl zu einem guten Teile schon geerbt, zum größeren aber vermutlich auf umsichtige und vorsichtige Art erworben; wer einmal sein Gast in High Elms gewesen, hat einen der schönsten Herrensitze der Grafschaft Kent gesehen, die an prächtigen Country Houses reich ist. Trocken und klar war er, sein ganzes Wesen sprach es aus; seinem blonden vollbärtigen Antlitz gaben die nicht großen, aber lebhaft blitzenden Augen einen Ausdruck von Weisheit und Güte, aber mehr noch von Gemütsruhe, Besonnenheit, Abgeklärtheit; und Illusion dürfte auch in seiner Jugend kein Merkmal seiner Natur gewesen sein. — Große Entdeckungen in der Philosophie zu machen war sein Geist freilich nicht berufen; aber ein seltener Bankier war er doch, dem mehr als an großen Finanzunternehmungen an Beobachtungen der Ameisen, Bienen und Wespen, an Forschungen über Ehesitten wilder Völkerstämme, an Studien über die geologischen Eigentümlichkeiten, die der englischen Landschaft ihre Schönheit verleihen, an Betrachtungen über die Freuden des Lebens und die hundert besten Bücher der Weltliteratur gelegen war — sicherlich eine merkwürdige,

anziehende, geistig feine Persönlichkeit, der Art nach bei den Angelsachsen nicht ganz so selten wie bei uns: der Geschäftsmann von ausgebreitetem wissenschaftlichen Interesse, der sich als Schriftsteller einen bedeutenden Namen macht — aber auch in Großbritannien scheint der Typus auszusterben, den zum Beispiel auch George Grote so glänzend darstellte: — etwas vom letzten Mohikaner hatte Lubbock an sich, dieser vollendete Gentleman, dem die Neigungen des gewöhnlichen Weltmannes so fern lagen... Und nicht nur ein wissenschaftlicher, auch ein politischer Mann ist er gewesen, auch als solcher von rastloser, vielseitiger Tätigkeit, bis ins hohe Alter . . . Nationalliberaler der alten Schule, der endlich — und gewiß mit Widerstreben — ein Tory werden mußte; denn dem neueren Radikalismus stand er fremd, den sozialistischen Tendenzen feindlich gegenüber. Aber auch als Konservativer blieb er ein Haupt der Intellektuellen, ein Vertreter guter europäischer Kultur, darum entschiedener Mann des Friedens; die deutsch-englische Verständigung hatte keinen bewußteren, einflußreicheren, tätigeren Förderer, als diesen Mann, dessen geistiger Habitus ganz der frühen Viktorianischen Ära angehörte, die von den Jünglingen des Tages gern wegen ihres Biedermeiercharakters bespöttelt wird. In diesem Charakter war viel Redlichkeit und Tugend, etwas vom edlen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, an Königsberg werden wir erinnert. —

Auch in weiten Kreisen des Volkes bleibt Lubbocks Name in Ehren. Der Fremde, der am ersten Montag des August nach London kommt, findet wohl mit Erstaunen, daß alle Geschäfte ruhen, die Menge sich in den Parks auf Rasen wälzt, die Museen bedrängt und sich des Lebens freut. Wenn er fragt, warum denn heute Feiertag? so wird ihm wohl ein Gutgelaunter antworten: „es ist Sankt Lubbocks Tag." Der Initiative und energischen Befürwortung des damaligen M. P. ist dieser Bank Holiday, ein allgemeiner Feiertag im Hochsommer, ebenso zu verdanken wie der regelmäßige halbe Feiertag am Wochenschluß — „Saturday's half holiday". Soziale Reformen von dieser Art sollen nicht gering geschätzt werden, wenn sie auch von Leuten kommen, die anderen sozialen Reformen — zum Beispiel der Ausdehnung von Staats- und Gemeindebetrieben — mit unverhohlenem Mißtrauen und bitterer Kritik begegnen, wie Lord Avebury, gewiß aus lauterer Überzeugung, getan hat.

Ferdinand Tönnies

Americana

Johannes V. Jensen hat einmal ein enthusiastisches Lied auf den „Durchschnittstypus eines modernen Menschen" gesungen, nämlich auf den Amerikaner Mr. Theodore Roosevelt. Was sollen wir nun mit dem siegreichen Typus Woodrow Wilson machen? Wer kürzlich die Antrittsrede dieses neuen Oberhauptes der Vereinigten Staaten las, diese sehr amerikanische und trotzdem bedeutende Rede, die in ihrem Stil erheblicher ist als alles, was Mr. Roosevelt in seinem bisherigen Leben zu äußern gewußt hat, eine Rede, die alle Menschenrassen dieses Planeten etwas angeht und fast bei allen einen Widerhall erregte, — der wird sich sagen, daß man auf den Mann Wilson zwar etwas länger warten mußte als auf den Mann mit dem großen Gebiß, daß dafür jenem Typus aber auch die Ironie in einiger Verlegenheit gegenübersteht. Und es muß Leute in Europa geben, die im Nachdenken über jene Rede ihre Urteile über Amerika revidieren und mehrere neuere Bücher über dieses Land jetzt ein wenig ernster nehmen als vorher.

Denn in dieser Antrittsrede wird zum erstenmal vor der größten Öffentlichkeit

eine seelische Kraft Amerikas berührt, von der zwar schon Emerson in seiner akademischen Weise einiges sagte, was man glauben oder auch nicht glauben konnte. Aber alle Städte Amerikas, alle Bergwerke und Fabriken, die Farmen und wo immer der Kampf um das Dasein seinen eigentlichen Sitz hat, horchten auf bei den Sätzen: „Wir sind auf unsere industriellen Leistungen stolz gewesen, aber wir haben bisher den Menschenwert nicht hoch genug angeschlagen, den Wert der ausgelöschten Menschenleben, der überbürdeten und niedergebrochenen Existenzen. Die Nation ist tief aufgerüttelt von einer ernsten Leidenschaft, von der Erkenntnis des Unrechts, der ideellen Verluste und des vielfachen Mißbrauchs der Regierung, die zum Werkzeug des Bösen gemacht wurde. Die Gefühle, mit denen wir dem neuen Zeitalter des Rechts und der Bewegungsfreiheit entgegengehen, erfüllen unsere Herzen wie ein Hauch von Gottes eigener Gegenwart".

Es ist erfreulich, daß es irgendwo einen starken Staat gibt, dessen Oberhaupt solche Sätze findet, mag es auch auf anderen Teilen der Erde Regierungen geben, die behaupten würden, längst an die Ausübung solcher Grundsätze gewöhnt zu sein. Der religiöse Beiklang dieser Worte ist immerhin für das heutige Amerika charakteristisch. Er läßt das gute Gefühl wieder erwarmen, das selbst den Fremden, der nur eine Zeitlang drüben hineingefügt war, mit den Arbeiten, den Problemen, den Zukunftshoffnungen dieses Landes für immer verkettet, und es hallt erst recht durch die ganze Breite des amerikanischen Volkes mit seiner noch so wenig konsolidierten geistigen Existenz. Ich möchte in diesem Zusammenhang, aus Interesse für die Sache, auf ein fleißig und vernünftig geschriebenes Buch über „Das religiöse Leben in Amerika" hinweisen.* Es ist eine Darstellung, die den Humbug, die Plattheiten, aber auch die ehrliche und unternehmende Kraft des geistigen Lebens drüben gleichsam schichtenweise verstehen lehrt. Ferner, da wir nun einmal von der Rede des Präsidenten Wilson ausgehen, fällt mir der Freiherr Hans von Barnekow ein, der kürzlich seinen zwanzigjährigen Aufenthalt in Amerika beschrieben hat.* Ich lernte den Mann vor mehreren Jahren in Saint Louis kennen, er lebte damals in der pluralistischen Existenz eines Berichterstatters der „Schlesischen Zeitung", Kohlenarbeiters, Dishwashers und Zeitschriftgründers; bewachte gelegentlich, wenn ihm eine warme Mahlzeit fehlte, des Nachts die Äpfelkörbe der zum Markt gekommenen Farmer, lud aber auch, wenn einmal wieder Silberschiffe aus Schlesien gekommen waren, seine Freunde in das beste Restaurant der Stadt ein oder revanchierte sich für genossene Gastfreundschaft durch Fensterputzen. Sein Buch ist freilich ein Werk des Alterns, aber es leuchtet doch sehr lehrhaft in allerhand amerikanische Situationen hinein; es hat nebenbei, von dem einstigen Ulanen her, auch den Vorzug sehr lesenswerter Exkurse über die Bundesarmee und über amerikanische Pferdezucht.

Endlich, ebenfalls eine Nachwirkung von Mr. Wilsons Rede, griff ich noch einmal zu dem Amerikabuche von Arthur Holitscher, aus dem in dieser Zeitschrift voriges Jahr einige Kapitel erschienen. Das Buch hat sein eigenes Tempo, seine Unmittelbarkeit und seinen Charakter; doch davon brauchen wir hier nicht zu reden. Es steht, vielleicht ein wenig auffällig, auf Seiten der Elenden und läßt sich zuweilen bis zur Selbstverleugnung von Amerika verblüffen, besonders von seinem großen fabrikationsmäßigen Schulsystem, das selbst in Chautauqua, dem Bayreuth im Staate Newyork, doch schließ-

* Von Wilhelm Müller, einem früheren Schuldirektor. Bei Eugen Diederichs, Jena.

* Was ich in Amerika fand. Verlag von Karl Siegismund. Berlin 1911.

lich nichts weiter ist als eine grandiose Massenherstellung menschlicher Pianolas. Holitscher berichtet auch wenig von der großen Europäisierung Amerikas, einer Erscheinung für sich, freilich, die fortschreitet, je mehr dort drüben das Leben in Künsten, Religion und Wissenschaften seine Formen und Verfeinerungen findet. Für einige von Amerika noch nicht aufgelöste Dinge, die ihm als überflüssige Reste Europas in den Köpfen erscheinen, wie das Ghettoleben der Newyorker Juden und den Katholizismus, hat er Spott und Wut. Um so fesselnder aber, wie er Augen und Verstehen hat für jenen elementaren und freilich viel augenfälligeren Vorgang, der von Ellis Eiland aus über die ganze Fläche des jugendlichen Kontinents hinübergeht bis an den Stillen Ozean und der ohne Unterschied, wie in den Staaten so auch in Kanada, alle die Zehntausende von Einwanderern, Erwachsene und Kinder, im Nu und mit einer ins Feinste gehenden Präzision erfaßt: die Amerikanisierung der Menschen, der bewußte Aufbau jenes geistigen Amerika, der auch eingefleischte Europäer in gewissen Augenblicken zur Verehrung zwingt. Seine Reise geht übers kanadische Felsengebirge bis Vancouver und führt zurück über das Felsengebirge der Staaten zu den großen Städten. Diese Schilderung, sehr rasch und scharf, ist im Buch noch gesteigert durch die hineingestreuten Bilderchen, die viele Sonderbarkeiten des Lebens mit einem dazu ausgebildeten Instinkt erfassen: ungarische Farmen in Saskatchewan, Getreidespeicher von einer großartigen, neuen, ingenieurmäßigen Betonarchitektur, Landstreicher unten im Gestell der Eisenbahnwagen, junge, frische und ausgesogene Arbeitergestalten, authentische Cowboys, übereinander photographierte, zum Typus gewordene Köpfe fortschrittlicher Senatoren und gelynchte Neger. Alles mündet schließlich in einer Impression von jener Revoltestimmung, die schon seit dem Bestehen des von Weißen bewohnten Amerika die Menschen drüben in ewiger Spannung, in einer bis jetzt noch nicht aufgelösten Tyrannei des Unfertigen gefangen hält. Für jene Stimmung, die zur Umkehr drängt, — selbst wenn sie sie noch immer nicht vermögen sollte, — verlautete zum erstenmal die Antrittsrede eines amerikanischen Präsidenten wie eine Bestätigung. Deshalb ist auch von dem Buche Holitschers hier die Rede.

Alfons Paquet

Kleine Prosa

Von den Erscheinungsformen der kleinen Prosa schreiben heißt, den Gesetzmäßigkeiten guten Prosastils überhaupt nachgehn. Während im Roman die Handlung, Spannung, das Stoffliche und Psychologische jeden guten Klang übertäuben, daher auch zur Not jeden schlimmen decken kann, treten im kleineren Ganzen die Sätze, ja jedwedes Wort mit seiner Lokalfarbe zart, doch unverhohlen hervor. Das Kostüm fällt, der tadellose Mensch muß herhalten. Und muß, von konstruktiven Rücksichten ungehemmt, aber auch ungestützt, eine Kraftprobe im Genuß seiner Freiheit ablegen. — Diese Freiheit nun in einer äußersten letzten atemweitenden jugendlichen goldluftigen Art zu handhaben, ist gerade Robert Walsers Meisterstück. „Aufsätze" (erschienen im Verlag Kurt Wolff) nennt er seine mit Kraft und Kühnheit hingeschriebenen Prosakunstwerke, „Aufsätze" wie in Erinnerung an die gute Schulzeit und an jene Arbeiten, die wir des „guten Stils" wegen und zur Stilübung mehr als um der Themen willen, über die wir ja doch keine Erfahrung hatten, anfertigen mußten. Der gute Stil, den Walser an jedes seiner Themen heranbringt, mit dem er alle gleichartig übergießt, ist nun freilich das aller Schulmäßigkeit Entgegengesetzteste, ist eben ein anmutiges Schweben in Freiheit, ist

Freiheit in ihrer höchsten Äußerung und muß, verbunden mit der Befreiung vom Stofflichen, wie sie auch den kleinen Schüler und Aufsatzschreiber heimsucht, einen geradezu bezaubernden Einklang geben. Darin sehe ich das Wesentliche dieses Buches, daß es so unbeschwert, so Wort-aus-Wort-folgend, so gleichsam von sich selbst verleitet und immer einer berückenden Wunderstimme, die aus seinem Innern tönt, wie willenlos gehorchend ist. Es wird scheinbar immer nur das Nächstliegende, das aus dem Vorhergehenden ohnedies Folgende gesagt: aber die Richtung, in der diese Selbstverständlichkeit fortschreitet, die unsichtbar regierende Hand ist eben bei aller Nähe unbegreiflich. Noch niemals hat man sich so kunstreich gehen lassen. Nicht „was er weise verschweigt", sondern was er unweise ausschwatzt, scheint hier den Meister des Stiles zu machen. Deshalb gelingen unserem Walser Briefe so vorzüglich: „Brief von Simon Tanner", „Brief eines Mannes an einen Mann", „Frau und Schauspieler" — diese Stücke sind von einer so rührenden Natürlichkeit, daß sie das Herz des Absenders gleichsam schichtenweise, mit aller Unordnung und allem Widerspruch bloßlegen. Walser hat in diesen Episteln nicht nur neue Details, nein, eine ganz neue Literaturgattung geschaffen, — und mehrere solche neue Gattungen fallen aus diesem freifliegenden Buche auf die Erde herab. So auch die Erfindung besonderer Nacherzählungen von berühmten Dramenszenen und Charakteren, zum Beispiel „Tellmonolog", „Percy", „Wurm". Ferner Naturszenen von beinahe riechbarer Gesundheit und Üppigkeit. Undefinierbar rustikale Reize bei Schilderung von Berlin-W., Aschinger, Friedrichstraße. Vor allem aber eine neue Art kleiner literarischer Gemälde, in denen Walser über Brentano, Büchner, Lenz und andere Unvergeßliches sagt und auch hier vom Stoffe Losgelöstes, mehr Geahntes als Gewußtes, ja oft gerade mit der ihm eigentümlichen Freiheit Ungewußtes. Recht anders als Eulenberg in seinen lehrreichen „Schattenbildern" gesteht Walser mit Vergnügen, daß er Stendhal, den er behandelt, „ziemlich lange" nicht mehr gelesen habe und von dem übel zugerichteten Kotzebue heißt es vorsichtsweise: „Wenn ich nicht ganz vom Irrtum befangen bin, war er in Weimar tätig." Walser macht es sich scheinbar bequem, aber in diesem Verzicht auf Wissen liegt eine zuchtvolle Einschränkung auf die rein dichterischen Mittel. Ebenso verzichtet er, aus innerer Festigkeit und Freiheit, auf Pointen und handgreifliche Komposition. „Ich bin breit und schwer und voll von Empfindungen", schreibt er von sich selbst. Man denkt auch daran, was er schon in seinem früheren Buche „Fritz Kochers Aufsätze" aussagte: „Ich schreibe über alles gleich gern. Mich reizt nicht das Suchen eines bestimmten Stoffes, sondern das Aussuchen feiner, schöner Worte. Ich kann aus einer Idee zehn, ja hundert Ideen bilden, aber mir fällt keine Grundidee ein." — Das Buch ist mit einem süßen verschwenderischen Gelage von Obstvignetten geschmückt. Karl Walser, des Dichters Bruder, tischt sie mit der gleichgestimmten Nuance kühner Zierlichkeit auf.

Dieselbe Souveränität des Prosastils über den Stoff äußert sich bei dem Dichter **Franz Kafka**. Sein Buch „**Betrachtung**" (Verlag Kurt Wolff) kann als eine Folge von Bildern, Kundgebungen, Visionen aufgefaßt werden, die ein ganz individuell bestimmter, eigentümlicher Mensch erlebt. Aber Kafka verschmäht es, die Psychologie dieses Mannes zu schreiben. Psychologische Motivierung kann ja vom Autor immer beliebig gewendet werden, kann jede Tat und ihr Gegenteil plausibel machen, ist, wo nicht ein Kunstmittel zweiten Grades, so doch am leichtesten durch solche ersetzbar. Ein so neuer und eigentümlicher Prosatonfall, wie der Kafkas ist, kann daher das Unternehmen

wagen, auf Psychologie des Helden überhaupt zu verzichten und, von dieser Seite her den Stoff meisternd, die Geschlossenheit eines seelischen Charakters durch die Geschlossenheit des Stils, also in einem ganz andern Medium, nachzubilden. Die Freiheit ist hier eine andere als bei Walser: nicht der Eindruck der Leichtigkeit entsteht, sondern der der Unbedingtheit. Die Worte tanzen nicht, sie sind notwendig, aber durch nichts als den eigenen Geist und innerste Aufrichtigkeit notwendig. Kafka stellt weder das Seelische dar, noch das Erlebnis, sondern gleichsam die zarte Berührungsfläche zwischen beiden, deren Erfassung ihm sein nervenreicher, ins kleinste durchgearbeiteter Stil gestattet. Dieser Stil ist in beständiger dialektischer Bewegung, doch nirgends wirkt das Gedankenspiel trocken; es ist, wenn man so sagen kann, eine taufrische Dialektik, ein Fortschreiten in träumerischen Paradoxien, in lieblichen Spitzfindigkeiten. Und ganz ähnlich wie Walsers Betrachtungsweise ergreift auch diese neue Art jedes Objekt, überzieht es und macht dem Leser bei allem Wechsel des Stofflichen immer nur in erster Reihe sich selbst fühlbar. Und alle Schattierungen vom Humor bis zum Pathos, zur Verzweiflung sind in ihr möglich. Durch eine besondere Art von Widersprüchen, von eigensinnigem Argumentieren und Kontrastieren wird dabei tiefer in das Wesen der Dinge geblickt als sonst. So wenn ein äußerer Vorgang in scharfem Bild erscheint: „Dann flogen Vögel wie sprühend auf, ich folgte ihnen mit den Blikken, sah, wie sie in einem Atemzug stiegen, bis ich nicht mehr glaubte, daß sie stiegen, sondern daß ich falle . . .“ Oder wenn im Bilde eines alltäglichen Vorgangs innere symbolische Stimmungen heraufgeholt werden: „Nichts, wenn man es überlegt, kann dazu verlocken, in einem Wettrennen der erste sein zu wollen“, mit darauffolgender kasuistisch-melancholischer Begründung. Ja ganz spezielle Lebensbeziehungen werden neu erfaßt, so etwa die Gedanken eines jungen Kaufmanns, die nach beendeter Geschäftstätigkeit freigeworden die ganze Erde pathetisch umschweifen; oder die des Junggesellen, der die Vision seiner traurigen Zukunft in die Worte ausgehn läßt: „So wird es sein, nur daß man auch in Wirklichkeit heute und später selbst dastehn wird, mit einem Körper und einem wirklichen Kopf, also auch einer Stirn, um mit der Hand an sie zu schlagen.“ — Die Unmittelbarkeit, mit der Kafka statt der Realität die ihm eigentümliche Formsprache setzt, macht ihn der expressionistischen Richtung heutiger Malerei verwandt. Als er seine neue Novelle „Der Heizer“ (im gleichen Verlag) schrieb, die in Amerika spielt, wollte er nichts von Amerika hören, obwohl er auch nie dort gewesen ist. Er schrieb das Amerika seines Kopfes und Herzens, in dem die Freiheitsstatue keine Fackel, sondern ein Schwert trägt, weil dies besser in den Satz paßt. — Ich glaube, Walser hätte es ebenso gemacht.

Die Befreiung von der Materie versucht mit Glück ein junger Berliner Schriftsteller Heinrich Eduard Jacob („Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria“, Verlag Erich Reiß), indem er den Alltag durch eine heroisch gräzisierende oder sonst die Tradition der deutschen Sprache schön fortführende Diktion zerreißt. Auch hier stellt sich eine dem Dichter eigene Vorstellungswelt als Ersatz für das ausgeschaltete Objekt ein. Nur ist diese kühne Metamorphose nicht so durchgreifend wie bei den beiden Vorgenannten. Aber ein außerordentlich hohes Niveau der Erzählung lohnt überall, und eine edle erfindungsreiche Vortragsweise macht selbst noch Aktuelles zu einer ergreifenden Historie. Wie rührend klingt etwa an die homerischen Pfeile des Apollon, „die Bringer der Schmerzen“, solches Gefühl eines Knaben an: „Dieser Duft war für gewöhnlich in einem Flakon der Spiegeltoilette eingeschlossen, ein Erreger der

Trauer, der, sobald er frei wurde, sagte: du mußt dich heute von dem Mädchen zu Bett bringen lassen; deine Eltern gehn ins Theater" ... Ich habe seit langem kein Erstlingsbuch in der Hand gehabt, das die Sicherheit und hinreißende Fülle dieser Novellen von Jacob hätte. Die weitere Auseinandersetzung dieses Stils mit der Realität wird ein interessantes und wichtiges Schauspiel bieten.

Max Brod

Vom Tode

Man könnte mit einem Vergleich (der ja sehr naheliegt) kommen und sagen, daß das Sterben das Zu-Ende-Laufen eines Mechanismus sei, weiter nichts, aber was geschieht dann mit der nun stillstehenden Maschine? Das große Unbekannte ist durchaus nicht der Tod selbst, nein was hinter ihm steht, ein Ereignis, und nach außen zeigt es sich nur als eine starre Ereignislosigkeit. Es ist so einmalig im Leben, und wir könnten nie fassen, daß es ganz leer und inhaltlos sei, ja, wir vermuten eher noch in dem Raum hinter dem Tod ein anderes Lebenkönnen, denn sonst würden wir uns nicht so vor dem Tod ängstigen, wir könnten sonst sagen, daß er etwas Selbstverständliches sei, wie der Schlaf, wenn wir nur genau wüßten, ob wir nach dem Tod ganz ohne irgendeine Wachsamkeit sinnlos daliegen; oder ob wir nicht doch träumen —?

Nun hat man vom Spiritismus viel erwartet und geglaubt, daß er uns kleine Anhaltspunkte geben wird. Aber bisher ist das nicht geschehn, der Spiritismus kann uns über den Tod auch nicht ein wenig aufklären. Die berühmten Geister erzählen durch die Medien von den Aktualitäten unserer Welt, und wie es in der ihren aussieht, was da sich ereignet, das wissen sie selbst nicht. Ist das nicht sehr merkwürdig? Es sieht so aus, als wenn auch bei diesen Herübergerufenen der Tod hinter ihrem Rücken stände und sie ihn nicht sehn können; denn sie kehren immer dem Leben das Gesicht zu. Ich kann mich damit nicht beruhigen, es ist mir unbegreiflich, daß sich die Toten für alle Einzelheiten des Lebens interessieren sollen, gar nicht für die Geschehnisse nach dem Tod, und ich mache dafür die Medien verantwortlich. Sie sind im Trance, wie man sagt, und lassen sich von den Verstorbenen das Diesseitige diktieren und sie wissen rein gar nichts vom Trance zu erzählen. Bevor Myers, der Vorsitzende der S.P.R. und ein ganz überzeugter Spiritist, starb, versprach er, „alle erdenklichen Anstrengungen" zu machen, um in einer Seance zu erscheinen und zu erzählen. Erschienen soll er ja sein, zumindest will ihn Nelly (einer von den Geistern, die das Medium Thompson besuchen) deutlich gesehn haben. Aber erzählen konnte er vom Tode gar nichts, er wich immer aus, er wußte nur, was schon alle vor ihm wußten und — ob die Toten wohl eitel sind? — seinen Nekrolog in den „Times" hatte er auch gelesen und sich sehr gefreut. Ich muß wieder das Medium verantwortlich machen, auch für die kleinen Schrullen seines persönlichen Umgangs, die er als Toter beibehalten hat, — warum vermied man denn nur, mit einem Medium zu experimentieren, das den lebenden Myers nicht gekannt hatte?

Im übrigen freue ich mich, daß uns auch der Spiritismus nicht aufklären kann, es ist überhaupt schon sehr gut, daß uns nichts über den Tod aufklären kann. Er zieht uns immer an sich; wenn wir von ihm fliehen wollen, kommen wir ihm nur immer näher, man könnte das so sagen: er ist so sehr überall, rund um uns herum, daß wir doch nur immer zu ihm gehn können, wohin wir auch gingen, oder: wir hören gar nicht auf, immer an ihn zu stoßen, wenn wir im Leben stehn; er ist immer dabei, wenn das Leben

irgendwo ist, er macht auch jede Bewegung mit, und vielleicht kann man da schon das Unendlichkeitsproblem berühren und also leise sagen, daß wir von ihm erst befreit sind, wenn wir aufhören, im Leben zu stehn. Der Tod zieht uns aus dem Leben heraus, und am Ende ist das ganze Leben nichts weiter als ein beständiges aus ihm Herausgezogenwerden.

Man muß aber bei allem, was man vom Tod sagt, immer auch „vielleicht" dazusagen; selbst wenn man sagen wollte, daß der Tod wirklich der Tod sei, müßte man „vielleicht" dazusagen, so ganz unergründlich ist er, wir wissen nur, daß er etwas Großes ist; und wir stehn ihm immer so nah, daß wir ihn nicht sehn können, nie können wir ihn ganz sehn oder in seiner Form, nur immer wie etwas Formloses, als stünden wir ganz nah vor einer riesigen Wand und unterschieden nur gerade den kleinen Teil dicht vor den Augen. Man könnte wirklich sagen, daß wir vom Tod nur immer ein kleines Stück sehn können, eines dicht vor den Augen, daß er uns als Ganzes immer verborgen bleibt, wenn wir ihn zu ergründen suchen: und daß er nie weniger als etwas Ganzes ist, wenn wir ihn erleben. Das ist das Furchtbare in ihm und macht ihn uns so unheimlich. Ließe er sich stückweise auch erleben, wir wären längst mit ihm fertig geworden und hätten ihn vielleicht auch schon überwunden, wir können alles überwinden, was sich in kleine Teile zerstücken läßt — dieses Überwinden an und für sich schon ist etwas Schrittweises —, und nur Unzertrennbares wie ein Leben, ein Tod bleibt uns unfaßbar und immer feindlich.

Aber ich sagte ja schon, daß diese Unfaßbarkeit sehr gut ist. Was wären wir, wenn wir in etwas Begreifliches hineinleben wollten und nicht in einen Tod; Pascal findet sogar, daß der Mensch ohne Mysterium unbegreiflicher wäre, als das Mysterium es für den Menschen ist, und es bedeutet sehr viel, wenn Pascal so etwas findet. Als ich vorhin „feindlich" sagte, kann ich damit unmöglich gemeint haben, daß uns der Tod wirklich feindlich gegenüberstehe, wir glauben das nur: er aber ist so sehr sich selbst genug, daß wir es fürchten. Nun ist ihm schließlich nichts gleichgültiger als wir; und er weiß, daß wir schließlich für das Leben nichts so sehr brauchen wie ihn.

Es läßt sich gerade auch nur bei großen Erkrankungen sagen, daß der Tod feindlich sei und das Leben bekämpfe, vielleicht ist es hier richtig, vielleicht ist es aber doch richtiger, zu sagen, daß bei den großen Erkrankungen der Tod und das Leben, beide zusammen, gegen den Schwerkranken kämpfen, zumindest schmerzt ihn die Tatsache des Lebens ja ebensosehr wie die Idee des Todes. Dann würde schon hier wahrscheinlich sein, was beim eigentlichen Tod, bei jenem, der nach Ermüdungen kommt, wie ein Schlaf, wenn man jetzt schon ruhen muß — dann würde also schon bei den Erkrankungen wahrscheinlich sein, was bei diesem eigentlichen Tod unbedingt ist: daß er dem Leben nicht feindlich gegenübersteht, vielmehr eher schon ein Bündnis mit ihm geschlossen hat. Es ist so sicherlich am verständigsten, von ihm zu sprechen, er ist ja nicht weniger auf das Leben angewiesen, als das Leben auf ihn. Man kann sehr gut sagen, daß das Leben und der Tod meistens miteinander sehr gut auskommen, man würde es aber nicht sagen können, wenn man nicht ein Bündnis voraussetzen dürfte, ja, sie arbeiten beide zusammen und schaffen das Werk eines Lebens, denn gewiß gibt nicht das Leben dem Leben, sondern der Tod dem Leben einen ganzen Inhalt —, er zwängt es in eine Grenze ein und nötigt es, sich rascher zu füllen, denn ohne ihn wäre das Leben – da ist kein Zweifel – ein völlig leeres Gefäß; und ich brauche nicht erst zu sagen, daß nichts anderes dem Tod mehr Größe gibt, überhaupt (das) Dasein, als das Leben.

Was man aber von ihm erfahren wird aus allem Überlegen, ist sehr wenig. Man kann ihn nur mit dem Instinkt berühren, man kommt ihm dann noch nicht näher, und dabei muß man vor allem die Wißbegier ganz ablegen. Denn obgleich er eine Tatsache ist, bleibt doch nichts unverständlicher als er. Nun ist wirklich unsere Wißbegier so ohne Grenzen, daß sie ja bis zum Tod will; dennoch bleibt er der Wissenschaft noch weniger erreichbar als zum Beispiel die unbekannten astralen Körper des Raums, es gibt nicht einmal ein Fernrohr, mit dem sich auf ihn visieren ließe. Und wahrscheinlich das einzige, was die Stofflichkeit der Wissenschaft aus ihm herausbekommen konnte, ist, daß nach dem Tod mit uns etwas anderes geschieht, als die Monisten haben wollen. Man könnte gleich wieder den sehr naheliegenden Vergleich heranziehen, der menschliche Körper, der stirbt, wäre als eine elektrische Maschine anzusehn, in der der Strom plötzlich ausgeschaltet wird, müßte man sagen. Jetzt hält sie an. Man kann umschreiben: jetzt ist sie tot. Aber man wird nie daraus schließen dürfen, daß auch die Elektrizität, die früher in ihr war, jetzt tot sei. — —

Gewiß ist es nun auch verwirrend, daß sich viel Widersprechendes über den Tod sagen ließe und daß alles wahr aussieht. So ist es mir mit dem Essay von Maurice Maeterlinck „Vom Tode"* ergangen. Außerdem gibt er nichts Abgerundetes, mehr Beiläufiges, aber vielleicht kann man überhaupt nicht anders über den Tod schreiben, nur beiläufig und herumsuchend und dann immer etwas, was keinen Schluß hat. Dann wäre dies auch das beste, was ich von einem Buch über den Tod sagen kann: daß es uns sehr zu eigenem Überlegen anregt und daß es unsere Nachdenklichkeit mit dem darin Gesagten eigentlich viel weniger beschäftigt, als vorbildlich ernst mit dem Tod selbst.

Theodor Tagger

---

* Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Patriotische Tartüfferien

von S. Saenger

Wir waten tief im Schlamm patriotischer Tartüfferien. Das ist kein Wunder. Jeder gesunde Zustand erklärt sich selber, rechtfertigt sich selber, reguliert sich selber; er lebt aus den Bestimmungen seines Wesens, er macht still und glücklich, er ist von dem Eiter des Scheins und der Grimasse nicht faßbar. Aber der Patriotismus der europäischen Völker, großer wie kleiner, ist krank, krank, krank. Er ist von gemeiner Zweckbeflissenheit zerfressen. Seine naturhafte Grundlage ist vom Gewürm eines unermüdlichen Zungen- und Schreibwerks überwuchert, seine Triebkraft durch Überschütten mit Anforderungen und Beweisen zerfasert, seine Wirksamkeit durch den Zwang zum täglichen Klappern in der öffentlichen Mühle ins Lügenhafte und Tartüffische abgelenkt. Patriotismus wird zur Kunst, mitzuheulen. Patriotismus wird zum Mord aller Differenzierung. Patriotismus wird zum Anreiz, grob absichtliche Geschichtsfälschungen als Religion hinzunehmen und in diesem Götzendienst seine Seele zu verraten. O Sonne, du klagende Flamme . .

Von diesen Scheinheiligen des deutschen Patriotismus, die wie Marodeure das Feld nach Opfern für ihre Verleumdungssucht absuchen, wurde Gerhart Hauptmann angefallen, weil seine Erinnerung an den Geist der Freiheitskriege von achtzehnhundertdreizehn, -vierzehn und -fünfzehn nicht das Glück hat, die ihrige zu sein; weil er, der Dichter, Gerhart Hauptmann, gewagt hat, von dem elementarsten Rechte seiner Natur und seines Genius, dem Geist der Zeiten den seinen zu unterschieben, Gebrauch zu machen; weil er, in erinnerungsträchtiger Stunde, und aufgewühlt von den Gestalten, die sein Auge in hundertjähriger Entfernung und Entfremdung schaute, der Lockung nicht widerstehen konnte, sein deutsches Herz auszuschütten. Sein deutsches Herz! Gibt es einen Menschen in diesem Lande, der deutscher sein muß als dieser blonde und blauäugige Mann? — an dessen Schritt und Tritt, an dessen Wort und Ton, an dessen Reden und Schweigen, an dessen Dürerart und Holzschnittmanier so viel Heimatserde haftet, so viel Treue gegen sich, so viel

Nähe und Liebe zur Scholle, die ihn empfangen hat und reifen sah? Die Kritiker, die auf dem heuchlerischen Umwege über ästhetische Bedenken das Deutschtum Gerhart Hauptmanns, seinen Blutsanteil am deutschen Schicksal als eine gefährliche Abart in Verruf zu bringen suchen, ahnen nicht, wie ihr Tun den Geist rechtfertigt, in dem der Dichter die Erinnerung an die Freiheitskriege wachruft. In diesen regte sich keine Spur der imperialistischen Triebe und der übergreifenden, mit Gewalt geladenen Spannung von heute, die sie ihnen andichten, in absichtlicher Vergröberung und Entstellung des vor hundert Jahren geforderten Naturrechtes auf nationale Selbstbestimmung: ein Anspruch, der sittlich unbefleckt bleiben wollte und keine Spur machtpolitischer Zutaten enthielt. Diese rein sittliche Auffassung der Geschichte mag naiv sein. Tatsächlich erklärt sie die geschichtliche Wirklichkeit sehr unvollkommen; denn noch heute schafft Gewalt, zum großen Teil wenigstens, Recht, und die sittlichen Ideen, die dieses Verhältnis umkehren sollen und wollen, irren auf dem politischen Felde als blutleere Schatten umher. In dem Geist der Freiheitskriege aber explodierte der Geist der deutschen Aufklärung, die mit Kants und Fichtes regulativen Ideen dauerhaft unterkellert war, der die Humanität die greifbarste aller Wirklichkeiten und der Begriff der Realpolitik die verruchteste aller Gesinnungen war. Wie da jede Bestimmung des Lebens aus der Tiefe des Gemüts heraufgeholt wurde, war rührend und herzbezwingend. Wir mögen lächeln über die Zuversichtlichkeit und die Glaubensinbrunst, mit der jene damaligen Deuter des Deutschtums den Polarstern der Geschichte so ganz nach innen verlegten. Doch so war der Geist jener Zeit; und daß er so war, ist die Glorie, die Hauptmann des Feierns wert dünkte.

Die Wucht der revolutionären Ideen und die napoleonische Episode der europäischen Geschichte unterbrachen den friedlichen humanistischen Traum, den die besten Deutschen jener Zeit träumten. Ihr Einheitsstreben war ideell und kulturell gerichtet; kaum je blitzte in den politischen Köpfen der Gedanke auf, daß auch für das deutsche Chaos, wie zuvor in Frankreich und, durch Napoleon, in Europa, das Schwert der revolutionären Ideen geschliffen werden müsse. Wie zahm und mild fluten des guten Justus Möser Patriotische Phantasien dahin, wie humanitätssüchtig wühlt in Herder die patriotische Unrast; von Lessing bis auf Humboldt und Wolff flechten alle Großen, die dem Deutschtum den besonderen Klang, Sinn und Gehalt gegeben haben, den blütenreichen Kranz unseres Neuhumanismus, dessen Lehre geistig auch die Stein und Hardenberg ausfüllte und selbst die demutsvolle religiöse Art der Pflichterfüllung bestimmte, mit der die führenden Kriegsleute der Zeit, die Gneisenau und Scharnhorst, ihr Handwerk betrieben. Der Militarismus jener Tage ist nur die aktive Seite des Humanismus; er stand dem friderizianischen Drill weltenfern: er war auf eine breite volkstümliche

Basis gestellt und rechnete mit dem guten Willen von Bürgern, die erzogen werden sollten, im Vaterland ein Gefäß für Freiheit und Ordnung zu lieben. Kann man anders Clausewitz' Buch über den Krieg lesen? Ich halte es darum für einen besonders glücklichen Griff Hauptmanns, daß er die großen Kriegsleute, wie Scharnhorst, politisieren und humanisieren läßt: darin lag das spezifisch und bezwingend Deutsche jener Tage. Ja, auch sie haben, sie vor anderen, im Gewimmel feige sich duckender, ängstlich mit der gottgewollten Abhängigkeit auch von der Fremdherrschaft sich abfindender Bürger, den deutschen Gedanken neu denken, die deutsche Seele neu erschaffen, das Heldentum des deutschen Untertanenverstandes in seiner schimpflich unproduktiven Schwäche ersticken helfen. Auch sie träumten den Traum einer ungeprügelten, ungeschuhriegelten deutschen Größe.

Das gehört ja nun zu den gesichertsten Banalitäten der nationalen Auffassung; und darum ist es guter Ton, die klassische Zeit unsrer Humanisten und Idealisten und Militaristen als spezifisch deutsch anzupreisen. Hatte einmal das Nationale eine feste politische Form gewonnen, so standen geistige Inhalte und Werte zur Ausfüllung des Lebens bereit. Nie hat Fichte, in dem doch das Deutsche nach außen hin, also gegen andere Nationalitäten, die härteste, eigensinnigste, anspruchsvollste, ja überheblichste Form angenommen hatte, vor dem napoleonischen Regime das Deutschtum anders denn als Anweisung zum seligen Leben begriffen: als spezifische Anlage, das selige Leben zu suchen. Nie hat Fichte im Sturm und Drang seines nationalen Paroxysmus an den Krieg als eine ewig notwendige Realität des geschichtlichen Lebens gedacht. Und nie hätte Fichte, aus der fanatischen Strenge seines sittlichen Weltgedankens — Schopenhauers Fundament der intelligiblen Welt ist die Gorgonenfratze des blind wollenden Willens: das geschichtliche Leben ein tragikomischer Unsinn; Fichten ist sie, nach Kant, das Zwecksystem der sittlich gerichteten Zeugungstriebe: das geschichtliche Leben ein Bündel moralischer Aufgaben — nie hätte er die Formel des eigensüchtigen staatlichen Machtwillens „right or wrong: my country“ ohne den leidenschaftlichsten Ausbruch des Ekels erdulden können. Ich berichte nur, ich bewerte nicht. Wir sind hier auf deutschestem Grunde. Aus diesem Brunnen ist zu schöpfen, wenn man die Bibel des Nationalismus mit den deutschen Gedanken und Gesinnungen der großen Erhebung füllen will. Es ist fast gleichgültig, welchen Poeten oder Philosophen oder Patrioten wir vornehmen: die Gesinnungsprobe ergibt den gleichen Befund sittlicher Motive. Der siegreiche Schliff des Schwertes hatte den Schliff jener Gedanken und Gesinnungen; und daß diese siegreich waren, brachte Ausländer wie Carlyle (und sogar, in einigem Abstand sei es gesagt, die gute Frau von Staël) auf den Einfall, mit diesem Neuhumanismus sei die Kulturmenschheit wirksamer zu kurieren als mit Jean Jaques Rousseaus romantischen

Sentimentalitäten und den religiös schillernden Bequemlichkeiten seiner Kleineleutemoral. Was hat nun Gerhart Hauptmann anderes getan, als in diesem Quell des nationalen Gemüts und Geblüts unterzutauchen? Er hat ihm, scheint mir, an keiner, aber an keiner Stelle seines Festspiels Gewalt angetan. Er durfte sich sogar auf Fichte berufen, wenn er den Gedanken wollte anklingen lassen, der Staat und seine Institutionen seien Noteinrichtungen, seien Bestimmungen des im Kreise des pis-aller befangenen niederen geschichtlichen Lebens; die Gesellschaft freier, autonomer Menschen sei das Ziel. Auch diese Auffassung gehört zum Geist der Freiheitskriege, er verdunkelte sich nur später, wie das so geht, wenn die Realität ihr wahres Gesicht zeigt: und 1824 wurden des Deutschpriesters Reden verboten . . . Hauptmann hat das nicht berührt, oder nur indirekt, in den herrlichen jambischen Trimetern am Schluß, die man kalt und klassisch gescholten hat. Davon sei gleich die Rede. Ich möchte zuvor auf die so beliebte Vergleichung des Festspiels mit Goethes „Epimenides' Erwachen" eingehen. Das ist nämlich das zweite Feigenblatt, mit dem unsre patriotischen Tartüffes ihre Verunglimpfung des Dichters heuchlerisch verdecken.

Goethes Gelegenheitsdichtung ist kalt und, man verzeihe die Schmähung, leer. Kein göttlicher Odem wärmt das Gebild; kein Strom innigen Mitempfindens durchrieselt die frostigen Allegorien; man fühlt, in welcher Mühsal der Einzige es sich abringen mußte, nachdem er — wem zuliebe? — die Aufgabe übernommen hatte, den heimkehrenden preußischen König als Sieger zu feiern. Goethe war fritzisch, nie war er preußisch gewesen; als weimarischer Minister hatte er mit der eingerosteten Maschine eines großen Herrschers üble Erfahrungen gemacht. Trotzdem war er auch in dieser Arbeit ehrlich, und das Bekenntnis seines Irrtums ist rührend:

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin."

Aber nachträglich der Darstellung eines Ereignisses, dem er schwachmütig, ungläubig, mit entsagenden Zweifeln entgegensah, die Blutwärme des heißen, inbrünstig mitschwingenden Erlebens zu geben, war selbst ein Goethe nicht imstande. Er mochte hoffen, er, der Schöpfer höchster nationaler und übernationaler Werte; aber von deutscher Ohnmacht und Zersplitterung umgeben, vom beunruhigenden und atemraubenden Genius des Korsen überwältigt, mit allen seinen Kräften und Trieben in die Schrankenlosigkeit des eigenen Geistes zurückgedrängt: vermochte er nicht zu glauben. Gerhart Hauptmann hat seine Jahre in der Zeit deutscher Erfüllungen verlebt. Ihn berührte, solange er mit Bewußtheit die Wirklichkeit umspannt, die Flut steigender und immer noch steigender deutscher

Hoffnungen, die im Ozean der sinnlichen und materiellen Ansprüche bis an die Grenzen sich verlieren. Als er heranwuchs, mußte jeder Blick auf den Titanen fallen, der seit dem ersten Napoleon die mächtigste geschichtliche Gestalt der Erde ist, auf jenen großen Umbrecher, Umwerter und Neugestalter deutschen Lebens: auf Bismarck. Er nimmt sein Werk heute als selbstverständlich hin, wie es das gute Recht des Nachgeborenen ist; und indem er das den neuen Rahmen erfüllende Leben überblickt, bucht er, im Vergleich zu der Zeit vor hundert Jahren, ideelle Verluste am deutschen Leben, Einbuße am Willen zur inneren Freiheit, zum Hinauswachsen über die verzwergenden Engen des niederen politischen und materiellen Lebens, zur Pflege der Humanitäten, die nie aufhören dürfen, letztes Ziel und höchste menschliche Sehnsucht zu sein. Ach, sie allein vermögen, allein unter allerhand kleinen Beflissenheiten, die furchtbare Kluft zwischen Zeit und Ewigkeit zu überbrücken.

Und dieses Bekenntnis eines Dichters, das die Trimeter am Schluß so visionär macht, soll die Erinnerung an 1813 schwärzen? Soll eine Verkleinerung jener herrlichen Zeit sein, wo zum erstenmal in unserer Geschichte ein umfassendes deutsches Nationalgefühl die dumpfe und stumpfe Gärung unfreien und zerstückelten Lebens verjagte? Kein Stück deutscher Größe der Zwischenzeit wird durch dieses Bekenntnis unkeusch berührt; und es ist dumme Tartüfferie, Gerhart Hauptmann parteipolitische Verblendung vorzuwerfen, weil er in dieser Zwischenzeit, also auch in Bismarcks Werk, keine reine und volle Erfüllung des Geistes von 1813 zu sehen vermag. Beinahe so dumm wie der Versuch, den Dichter der „Weber" zum Sozialisten zu stempeln. Er fühlt liberal und sozial und, ganz sicher, auch konservativ, denn damit können im Rhythmus eines unbefangenen, aber ehrlich empfindenden Geistes Strahlen einer Sonne, wechselnde Stimmungen einer einzigen und einigen Seele bezeichnet sein. Aber er ist ganz Poet, wenn er als Naturforscher der deutschen Seele auf den Punkt hindeutet, wo ihr intelligibles Wesen in ihrer zeitlichen Entwicklung einen Knick bekommen hat, und durch den Jubel der Satten ruft, wie wichtige Versprechungen im Kyffhäuser der nationalen Wünsche der Erlösung harren. Das hat auch Paul de Lagarde getan: und der war doch radikal-konservativ und spie zeitlebens gegen den bösen Fortschritt die reiche Galle seiner Prophetenseele. Bismarcks Lösung der deutschen Frage war ihm eine halbe Lösung; gegen Treitschkes strahlendes Heldenlied gehalten, sind seine geschichtlichen Rückblicke und zeitpolitischen Ausblicke ein Register schwärzester Sünden am deutschen Wesen. Des Poeten verklärte Warnungen in den Trimetern des Schlusses sind dagegen mild und hoffnungsträchtig wie die Klänge des Hirtenlieds. Er ist kein Eiferer, kein Parteipolitiker, kein Geschichtsphilosoph. Die Gesetze des sinnlich geschichtlichen Lebens erforscht er nicht; und die letzten Zwecke seines das Spiel dirigierenden Weltgeistes, der die dramatis personae der Geschichte

über deren Willensimpulse hinweg und hinaus nach Gutdünken lenkt, ja der über den Wahn dieser Heldenspieler lächelt, als aus sich selbst rollende Räder absichtsvoll Geschichte zu machen: sie liegen als großes Mysterium jenseits unseres Begreifens. Durch diese Einrichtung als Mimus mag der behandelte Geschichtsstoff an Blutwärme verloren und an Eindrucksfähigkeit eingebüßt haben (ich urteile als Leser); doch an symbolischer Bedeutung hat er unendlich gewonnen und der Genius Deutschlands darf zum Schluß ohne geschichtliche Fesseln seinen Spruch sprechen. Wundervoll war der Befreiungskampf mit seinen Opfern, seiner Großmut, seinem Zwange, fern vom Gefängnis des individuellen Eigennutzes ein Leben fürs versklavte Vaterland zu leben. Aber in diesem Kampf liegt zunächst noch etwas Negatives, denn Kampf und Krieg sind nicht die eigentlichen Inhalte bewußten Daseins, sondern Vorbedingungen dafür, daß es mit höheren Inhalten, mit allem, was der Mensch mit hohen Götternamen nennt, erfüllt werden könne. Kampf und Krieg haben schuttwegräumende, nicht aufbauende Missionen; sie sind selbst im niedrigeren Bezirk des Nationalen keine Zwecke an sich, sondern Umwege für solche. Umfassender gesprochen: Goethe steht, auf der Leiter deutscher Notwendigkeiten, heute wieder höher als Bismarck; das Gefäß, das dieser deutschem Leben hat schaffen helfen, ist noch nicht vollendet und geeignet, die goldnen Früchte aufzunehmen, die jener reicht . . Wohl in diesem Sinne ists, daß der Dichter den Krieg eine Missetat nennt und an die Aufgabe erinnert, durch heiligeres Werkzeug ‚die volle Frucht aus steinigem Grund' zu locken.

Ein Patriotismus, der solches Bekenntnis eines Poeten nicht verträgt und ihn einen Verräter oder Verächter nationaler Heiligtümer zu nennen wagt, ist krank oder irregeleitet. Es ist für Gerhart Hauptmann (und für uns andere) vielleicht tröstlich, daß diese Krankheit eine allgemein europäische, keine spezifisch deutsche ist. Kurz vor seinem Tode nannte Herbert Spencer ihre Raserei einen Rückfall in die Barbarei; und in tiefer Trauer endete das Leben dieses stärksten Kulturoptimisten der angelsächsischen Rasse. Er mußte noch erleben, daß der jetzige Minister John Morley, weil er Proboer war, öffentlich angepöbelt wurde, und die besten Gallier, mit dem so rasseechten Anatole France unter ihnen, weil sie im Dreyfußhandel gegen die Gleichsetzung von Lüge, Treubruch und feiger Niedertracht mit Vaterlandsliebe protestiert hatten, vom Nationalismus der Straße und der Konvention als Landesverräter gebrandmarkt wurden. Bei uns wird es ein Dichter, der erste der unter uns Lebenden, weil er im Rausche der Feststunde sich zum Humanismus der Wilhelm von Humboldt und Goethe bekannt und den Krieg als der deutschen Güter höchstes nicht zu preisen vermag. Und da will man noch zweifeln, daß die Arbeit der Befreiungskriege erst halb getan ist und, neben der sozialen, eine geistig-moralische Kluft das Volk spaltet?

Die Gezeichneten

Roman von Aage Madelung

(Fortsetzung)

Einige Tage danach kam die Vorsteherin des Mädchengymnasiums in vollstem Pomp die Lesnajagasse herunterspaziert. Sie ging auf ihren hochabsätzigen Schuhen, in einem kurzen, bestimmten Stakkato, als ob sie einen Plan entworfen hätte, über dessen glücklichen Ausgang sie ganz sicher war. Ihren Sonnenschirm hielt sie kokett schräg, um ihren gepuderten Teint gegen die Nachmittagssonne zu schützen, und sie hob das Kleid hoch, damit die Aussicht auf ihre runden Waden und seidenen Unterröcke möglichst unbehindert sein sollte. Es sah aus, als wäre eine prangende, vorjährige Blüte der großen Boulevards in die kleine, ländliche Stadt am Dnjepr verpflanzt worden. Aber Anna Arkadiewna hatte auch letzten Sommer eine Liebesreise nach Paris gemacht; was selbstverständlich niemand wußte oder auch nur zu vermuten wagte.

Wie sie über den Hof vor Frau Segals Haus trippelte, erblickte Nastja sie zufällig vom Stall aus, wo sie eben saß und die Kuh molk, mit dem immer gleichen langen, bedächtigen Strip-Strip, womit sie in all den vielen Jahren die eine „Bleß" nach der andern gemolken hatte. Wenn sie beim Melken war, ließ sie sich von nichts stören. Das war eine äußerst wichtige Arbeit, die Ruhe und Aufmerksamkeit heischte, und, die Stirn gegen die warme Weiche der augenblicklichen Kuh gelehnt, vertiefte sie sich in deren Ahnenreihe von mütterlicher Seite. Sie stammten alle von derselben gesternten Kalbin ab, die vor dreißig Jahren gekauft worden war, als sie, Nastja, zu Segals kam, und das gab ja freilich allerhand Anlaß zum Nachdenken. Aber daß nun Anna Arkadiewna in höchsteigener Person in den Hof kam! Das war etwas anderes! Da mußte man sich aufmerksam erweisen! Sie war ja während Hanne-Liebes ganzer Schulzeit nur zweimal bei ihnen gewesen, und es war doch eine große Ehre, die sie damit dem Haus und also auch Nastja erzeigte.

Darum erhob sich Nastja ohne weiteres von der Kuh, stellte den Eimer an die Mauer und lief auf ihren steifen Beinen hinter Anna Arkadiewna, die schon an der Tür war, drein.

„Anna Arkadiewna! Guten Tag!" rief Nastja und beugte den Oberkörper tief vornüber. „Wollen Sie uns besuchen, Anna Arkadiewna?"

„Ja, Euch, Mütterchen!" nickte die Vorsteherin. „Ist jemand daheim?"

„Daheim, jawohl! Die Frau ist daheim. Warten Sie einen kleinen Augenblick, so lauf' ich durch die Küche und schließe auf. Gleich bin ich da, Anna Arkadiewna!"

Auf dem Weg durch die Zimmer hatte Nastja atemlos Frau Segal den

vornehmen Besuch angekündigt; aber Frau Segal sah nichts weniger als erfreut aus. Sie wußte, um was es sich handelte. Doch ließ sie sich nichts anmerken, als die Vorsteherin gleich darauf in die gute Stube trat und sich auf den Stuhl niederließ, den ihr Frau Segal mit untertänigem Lächeln anbot.

„Diese Hitze, liebe Frau Segal! Es ist eine wahre Wohltat, in den Schatten zu kommen. Aber eine ganze Reise ist es bis zu Ihnen herüber. Sonst käme ich wahrhaftig jeden Tag, den Gott gibt. Und wie gemütlich es bei Ihnen ist! Es ist die reine Augenweide, all Ihre schönen alten Sachen zu sehen. Das ist ja ein ganzes Vermögen, was allein in dieser einen Stube steckt."

Frau Segal sah bescheiden und ehrerbietig zur Vorsteherin auf.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Anna Arkadiewna, daß Sie mich besuchen. Ich freue mich sehr Sie zu sehen, um so mehr, als ich vielleicht die Gelegenheit benützen darf, mit Ihnen über Hanne-Liebes Zukunft zu sprechen. Sie selber möchte nämlich gern die oberste Klasse auch noch durchmachen; aber notwendig ist das ja nicht, wenn sie, wie ich hoffe, im Juni das Examen der zweitobersten Klasse besteht ..."

Bei der Erwähnung von Hanne-Liebes Namen ließ die Vorsteherin einen leichten Schatten über ihr lächelndes Antlitz gleiten. Frau Segal bemerkte es und ein Gefühl des Unbehagens überschlich sie.

„Ist Ljuba zu Hause?" fragte die Vorsteherin mit einem ganz schwachen Anflug von Feierlichkeit.

„Nein, sie macht einen Spaziergang."

„Sie geht recht viel spazieren in letzter Zeit, glaube ich!" warf die Vorsteherin hin.

„Sie vernachlässigt doch nicht die Schule, Anna Arkadiewna?"

„O nein, das kann ich nicht sagen ..."

„Sie kommt nämlich so viel mit den Krasnows zusammen, und sie interessieren sich alle so für Botanik."

„Ja, sie ist ja wohl recht intim mit den Krasnows," unterbrach die Vorsteherin mit etwas mehr Nachdruck.

Frau Segal wurde ganz blaß.

„Anna Arkadiewna, um Gottes willen, es ist doch nicht ... es ist doch nicht irgend etwas ... mit Hanne-Liebe ...?"

„Nein, nein! Aber darauf können wir ja später zurückkommen, liebe Frau Segal. Man soll nie auf bloßes Gerede hören, und ich möchte die Sache erst näher untersuchen; dann können wir ja wieder darüber sprechen."

Die Vorsteherin tat, als sähe sie Frau Segals flehende und verzweifelte Augen gar nicht. Sie ließ ihren Blick lächelnd über die schweren silbernen Leuchter gleiten und beeilte sich fortzufahren, eh Frau Segal zu Worte kam:

„Was für wunderbare alte Sachen! Wie herrlich und wie kostbar! Ich

liebe solche Erinnerungen an den vornehmen Geschmack eines ganzen Geschlechts und an seinen Reichtum! Wie schön muß das sein, wenn man so gutsituiert ist, daß man derartige Schätze sich erhalten kann! Ich habe tatsächlich just in diesen Tagen ein paar Kleinigkeiten verkaufen müssen, die ich noch von meinen Eltern her hatte. Sie werden verstehen können, wie schmerzlich das für mich war, liebe Frau Segal ... Ach ja, man opfert sein ganzes Leben für andere auf und findet doch fast nie Anerkennung, weder von seiten der Eltern noch von seiten des Staates; unter uns gesagt, der Lohn und die Arbeit, nicht zu vergessen die große Verantwortung, stehen in gar keinem Verhältnis zueinander. Und es wird ja doch verlangt, daß man in gewissen standesgemäßen Formen auftritt. Ich kämpfe und kämpfe gegen diese Schwierigkeiten an ... Ich versichere Sie, ich bin in diesem Augenblick so verhetzt, daß Sie sich es gar nicht vorstellen können ..."

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und faltete die Hände, während sie die Wirkung ihrer Worte beobachtete. Und als Frau Segal ihre Anspielung nicht gleich zu verstehen schien und stumm und blaß, mit gesenktem Haupt, sitzen blieb, war sie erst mächtig verwundert und gleich darauf tief gekränkt. Aber sie verbarg ihren Ärger, seufzte noch einmal auf und wand die gefalteten Hände auseinander, daß sie knackten vor Verzweiflung.

„Wenn Sie bloß wüßten, liebe Frau Segal, wie verzweifelt meine Lage augenblicklich ist! Wenn Sie bloß eine Ahnung davon hätten, Sie würden begreifen, was Hoffnungslosigkeit ist! Und nicht eine Menschenseele kenne ich, zu der ich kommen und sagen kann: So und so steht es! Sie glauben mir nicht ... Aber es ist die lautere Wahrheit, wenn ich Ihnen sage, daß Sie die einzigste sind, von der ich Verständnis erwarten darf ... Und ich würde Sie auch ohne Bedenken um Ihren Beistand bitten, wenn nicht meine Bescheidenheit es mir untersagte ... Immerhin wollte ich mir gern einen Rat bei Ihnen holen, Ihre Ansicht hören. Vielleicht, daß Sie Beziehungen haben, einen Ausweg wissen, nicht wahr? Es handelt sich bloß um ganz kurze Zeit und eine kleinere Summe ..."

Frau Segal blickte abbittend und unglücklich zu der Schulvorsteherin auf.

„Anna Arkadiewna! Wenn ich bloß könnte! Es würde mir eine aufrichtige Freude sein, wenn ich Ihnen dienen könnte. Auch ich habe augenblicklich kein Geld und ..."

„Liebe Frau Segal," unterbrach sie die Vorsteherin mit einem skeptischen Zucken der Mundwinkel, „Sie verstehen doch, daß ich gern bereit bin, Ihnen alle Sicherheit in Form einer Unterschrift zu geben. Selbstverständlich kann doch von nichts anderem die Rede sein ... Selbstverständlich!"

„Ich glaube Ihnen und Ihrem Wort auch ohne Unterschrift. Das wissen Sie ja, Anna Arkadiewna. Aber ich habe kein Bargeld, und es wäre unrecht von mir, wollte ich etwas von dem verkaufen, was im Haus ist."

„Natürlich, liebe Frau Segal, sehr unrecht. Sie verstehen doch wohl, daß ich mich darauf nicht einlassen würde. Aber vielleicht wäre es möglich, daß Sie ein paar von Ihren Papieren verpfändeten; auf kurze Zeit nur ... Falls Ihnen meine Unterschrift nicht genügt," fügte die Vorsteherin hinzu mit einer Würde, die in Verachtung überging, „so könnten Sie ja vielleicht meine letzten armseligen Wertgegenstände zum Pfand nehmen. An die richtigen Pfandjuden kann ich mich ja aus Gründen, die Sie begreifen werden, nicht wenden." Frau Segals blasses Gesicht verzog sich wie bei einem plötzlichen Schmerz, und eine schwache Röte breitete sich langsam darüber.

„Anna Arkadiewna ... ich bin ganz unglücklich, daß ich Ihnen diesen Dienst nicht erweisen kann; aber ich schwöre Ihnen, ich besitze nichts als die Zinsen einer kleinen Summe, die meine älteren Kinder vor nicht langer Zeit als Betriebskapital erhalten haben. Die schicken sie mir monatlich, und es reicht gerade zum Leben, bei großer Sparsamkeit. Abgesehen hiervon besitze ich bloß das Haus und was dazu gehört, und Hanne-Liebes Aussteuer; die zu verkaufen oder auch nur zu verpfänden, das kann ich nicht auf mein Gewissen nehmen. Hanne-Liebe ist ja nächstdem erwachsen, und ich muß daran denken, einen Mann für sie zu finden. Sie wissen ja wohl, daß es bei uns schwer hält, einen passenden Mann zu finden ohne eine kleine Mitgift und Aussteuer ..."

„Nun, es scheint ja, als ob ‚Channe-Libbe' sich auch ohne Mitgift behelfen könnte, ... wenn das Gerücht wahr spricht," sagte die Vorsteherin bissig und mit einem bösen Blick auf ihr Opfer. „Aber ich werde, wie gesagt, die Sache näher untersuchen, und gerade weil Ihre Tochter mein ganz besonderer Liebling gewesen ist, bin ich mir selbst und andern gegenüber moralisch verpflichtet, ein Exempel zu statuieren ... wenn sie sich wirklich so unerhört vergangen hat, wie es in der ganzen Stadt heißt ... Ja, das ist meine unabweisbare Pflicht!" schloß sie und erhob sich so plötzlich, als wolle sie alle weiteren Verhandlungen abbrechen.

Frau Segals Hände zitterten, während sie sie der Vorsteherin entgegenstreckte und eine Bitte um Gnade für ihr Kind hervorstammelte. Aber die Schulvorsteherin schenkte ihrer Verzweiflung keine Beachtung. Sie hoffte noch immer, die Geldangelegenheit in Ordnung zu bringen und traf energische Vorbereitungen zu einem scheinbar zornigen Abgang.

„Ich muß meine Pflicht tun, ohne Ansehen der Person," sagte sie mit so drohender Stimme, daß Frau Segal in die Knie sank und weinend flehte:

„Stürzen Sie mein Kind nicht ins Verderben! Machen Sie mein Kind nicht unglücklich, Anna Arkadiewna! Brechen Sie nicht einer alten Mutter Herz, bloß weil sie nichts hat und nicht an ihren Kindern zum Dieb werden will. Seien Sie gut und barmherzig, Anna Arkadiewna! Der Herr wird es Ihnen lohnen! Ich habe nichts ... ich habe kein Geld!"

„Diese verhärtete alte Judenvettel!“ dachte Anna Arkadiewna bei sich selber. „Nicht einmal für ihr eigenes leibliches Kind kann sie ihren verfluchten Geiz überwinden!“ Und vor Wut wurde ihr Gesicht so scharlachrot, daß die blauen Ringe unter den Augen deutlich hervortraten.

„Ich muß meine Pflicht tun. Ich dulde keine Unsittlichkeit im Gymnasium! Verstehen Sie? Keine Unsittlichkeit!“ wiederholte sie, jede Silbe betonend.

Frau Segal stand plötzlich auf und ging auf die Vorsteherin zu. Sie blickte ihre Feindin starr an, und ihre dunkeln Augen waren bodenlos vor einem wilden und jahrtausendalten Schmerz.

„Sie tun unrecht an uns! Sie wollen sich rächen, weil ich Ihnen nicht mehr nützen kann in meiner Armut! Aber was Sie auch tun: Hanne-Liebe ist nicht unsittlich, ist rein und gut, ja, so rein und gut, daß Sie nur wünschen müßten, Ihr Kind wär wie sie ... wenn Sie eines hätten!“

Die Vorsteherin hatte schon den Fuß gehoben, um auf den Boden zu stampfen; aber Frau Segals letzte Worte trafen sie wie ein Schlag ins Gesicht. Sie machte einen unsichern Schritt nach rückwärts und fuhr sich mit der Hand über die Augen, um den Ausdruck von Furcht und unbezähmbarem Haß zu verbergen, der aus ihnen glimmte.

„Sie werden noch von mir hören ...“ zischte sie mit einem heiseren Gurgellaut, während sie sich rücksichtslos umwandte und davonging. Aber Nastja, die sie wieder zur Tür begleitete, erhielt, mit einer gnädigen Handbewegung, einen halben Rubel für ihre Mühe.

„Verfluchte Judenvettel!“ zischte die Schulvorsteherin zwischen den Zähnen, als sie draußen auf der Straße war. „Aus Geiz tut sie nicht einmal etwas, um das Schicksal ihres eigenen Kindes abzuwenden! Natürlich hätte ich ja die Angelegenheit in Ordnung bringen, hätte das Mädchen unter vier Augen vornehmen und die Gerüchte zum Schweigen bringen können, wenn sie sich als grundlos erwiesen hätten. Aber einer solchen Verhärtung und Herzlosigkeit gegenüber fühle ich mich nicht zur Milde gestimmt. Es ist Zeit, einmal wieder ein Exempel zu statuieren, das die Unsittlichkeit von der Schwelle der Schule fern hält; und ich werde es statuieren ... Und dabei wagt diese Judenvettel noch, die bare Möglichkeit anzudeuten, ich könnte ein Kind haben! Als ob sie nicht wüßte, daß die Vorsteherinnen der Mädchengymnasien unverheiratet sein müssen!“

Anna Arkadiewna blieb einen kurzen Augenblick lang stehen, um einem Löwenzahnsamen nachzusehen, der durch die Luft wirbelte. Ganz genau sah sie ihn und fragte sich noch, was es sei und warum sie ihm nachsehen müsse. Wohin er wohl flog? Als sie dann weiter ging, fiel ihr ein, daß sie einmal, als ganz kleines Mädchen, an ihrem Geburtstag solch einen weißen Staubfaden durch die Luft hatte fliegen sehen. Und richtig, ja ... einen hatte sie

auch wirbeln sehen wie einen kleinen weißen Fallschirm, damals, an dem Tag, an dem sie als junges Mädchen fühlte, daß sie Mutter werden würde . . . Sonderbar, daß einem solche Kleinigkeiten von früher her einfallen können! Das heißt, so sonderbar war es ja eigentlich nicht, daß sie gerade heute daran denken mußte, nachdem sie sich hatte erniedrigen müssen, um Geld herbeizuschaffen für dies Kind, von dem keiner ahnte, daß sie es hatte. Wie konnte man ihr Geld weigern für ihr Kind! Es war ja doch ihr Junge, selbst wenn er die Güte der Mutter mißbrauchte! Aber ein junger Mensch konnte doch auch nicht leben ohne Geld! . . . Wie hatte er es übrigens überhaupt angefangen, sie ausfindig zu machen? Sie hatte ihn ja doch in Pflege gegeben, ohne Namen und Adresse zu nennen, hatte ein für allemal bezahlt für ihn. Aber es gibt ja natürlich immer einfältige Menschen, die es verstehen, solch ein heimliches Kind zur Erpressung auszunützen, wenn die Eltern in einer Lebensstellung sind, die sie verlieren könnten, wenn man sie kompromittierte. Nur . . . sie konnte wirklich nicht mehr weiter Darlehen aufnehmen rechts und links, ohne daß es Aufsehen erregte und Mißtrauen erweckte. Mit dem alten Judenweib war das etwas ganz anderes. Sie hatte sich ausgedacht, die würde sie leicht dazu bringen, ihren Geldschrank aufzuschließen und den Mund zu halten, wenn sie auf den Klatsch anspielte, der über ihre Tochter im Umlauf war. Nachher hätte sie dann die ganze Sache zum Schweigen gebracht. Sie war in der Tat wirklich mit den allerbesten Absichten gekommen; aber wer derartig widerlich geizig war und nicht hören *wollte*, nun, der mußte eben fühlen. Und dazu sollte es schon kommen! Ein Exempel würde sie statuieren, daß die ganze Stadt widerhallen sollte davon! . . . Ja . . . und *sie* nicht anfechten konnte, trotz der augenblicklichen Verlegenheit, in der sie sich befand.

Anna Arkadiewna ward in ihren Betrachtungen unterbrochen. Sie erblickte plötzlich Sascha Krasnow und Hanne-Liebe. Sie kamen von der Floßbrücke herab auf sie zu. Aber eh' sie sich noch begegneten, verabschiedete sich Krasnow von Hanne-Liebe und ging über die Brücke zurück.

„Haha! Das böse Gewissen!" sagte Anna Arkadiewna halblaut. Und als Hanne-Liebe an ihr vorüberging und einen tiefen Knix machte, tat sie, als hätte sie sie nicht gesehen.

„Mag sie einen Vorgeschmack bekommen von dem, was auf sie wartet!" dachte Anna Arkadiewna und fing an, eine Tingeltangelmelodie vor sich hinzusummen, die ihr auf einmal von ihrem vorigen Sommer in Paris her einfiel . . .

Als Hanne-Liebe am nächsten Morgen zur Schule ging, fühlte sie sich wieder ruhig und sicher, trotz der bewegten Unterredung mit der Mutter am Abend vorher. Sie hatte ja nichts Schlimmes getan. Daran konnte

ja doch nichts Böses sein, daß sie oft mit Sascha Krasnow zusammen war. Sie konnte ihn gut leiden, ja, sie mochte ihn gern. Er war so fein und klug, der beste von all den jungen Männern, die sie kannte; aber von Liebe oder etwas ähnlichem hatten sie nie gesprochen. Er war ja doch auch Christ, wie ihre Mutter gestern abend gesagt hatte! Hanne-Liebe mußte plötzlich an das denken, was sie kürzlich vor ein paar Tagen im Haselgebüsch beim Fluß gesehen hatte, als sie und Sascha nach dem seltenen Geranium gesucht hatten. Sie hatte sich selber gezwungen, es zu vergessen, als etwas Peinliches, Unbehagliches, an das man nicht denken soll. Es war ja doch das intimste Leben zweier Menschen, in das sie durch einen Zufall eingedrungen war. Nicht einmal ihrer Mutter hatte sie etwas gesagt davon. Hanne-Liebe ward mit einemmal ganz ängstlich zumut. Wenn es nun *sie* gewesen wäre und Sascha, die so miteinander im Haselbusch gelegen hätten, und jemand hätte sie gesehen und es anderen gesagt und — ihrer Mutter! ... Die Tränen traten ihr in die Augen, so weh tat ihr das, und während sie mit ihren Augen über das taufeuchte Ufer und den kühlen Strom wegblickte, war ihr, als schritte sie selber in eine große, tränennasse Kühle hinein ... Die Stadt kam ihr fremd vor, als sähe sie hinter den bekannten Linien und Farben neue und seltsame Dinge, Formen, deren sie sich dunkel aus Träumen und Gesichten entsann, Töne, die sie nie gehört hatte und doch wiedererkannte. Bei jedem Schritt, den sie tat, zögerte sie, ohne es zu wissen, eh' sie den Fuß auf die Erde setzte. Sie hätte den Weg zum Gymnasium mit geschlossenen Augen finden können, und doch schien ihr die Straße, jeder Stein darin so seltsam unsicher und unbetreten, als sei es ein Land, das dereinst, vor langen Zeiten, ihr verloren gegangen war und jetzt wieder emporstieg aus der Vergessenheit. Die Menschen, die ihr begegneten, kamen ihr so fern und merkwürdig vor, als hätte sie sie nicht gestern erst gesehen, wüßte nicht, wie sie hießen und wo sie wohnten. Und als sie ins Gymnasium kam und ihre Kolleginnen traf, waren auch sie so merkwürdig und fremd wie alles, was ihr an diesem Morgen begegnet war. Als ob sie mit einemmal ganz allein wäre ... als ob sie über eine Grenze gegangen sei, über die kein anderer ihr hatte folgen können, von der aus sie zurückblickte in eine Welt, die sie ausgestoßen und sich mitleidlos von ihr gewandt hatte.

Sogar ihre beste Freundin, Rima, war nicht wie sonst. Ein Ausdruck lag in ihren Augen, den sie nicht kannte und nie gesehen hatte und dessen sie sich doch zu erinnern schien von Begebenheiten, die sie nie erlebt hatte ...

Und als Rima auf dem Weg zum Gebetsaal hastig und vorsichtig flüsterte:

„Ljuba! Sascha läßt dir sagen, daß er nach der Schule zu dir nach Hause kommt!" war Hanne-Liebe nahe daran, in Tränen auszubrechen, obgleich sie selber nicht begriff, weshalb. Während der ganzen Morgenandacht wiederholte sie bloß immer vor sich hin: Sascha hat mir sagen lassen, er würde

nach der Schule zu mir kommen ... Sascha hat mir sagen lassen ... Sie konnte ihr Morgengebet nicht beten, das Gebet, das sie tagtäglich gebetet hatte, seit sie ein kleines Mädchen war, während die andern zu dem falschen Messias beteten und für den Kaiser und sein ganzes Haus. Sie konnte nicht beten, konnte nur immer wiederholen: Sascha hat mir sagen lassen ... Und sie war gar nicht überrascht, als sie plötzlich mitten in einer ihrer Wiederholungen von Saschas Worten ihren eigenen Namen nennen hörte.

„Segal!" hörte sie eine Stimme sagen, weit fort, wie hie und da, wenn sie allein im Dunkel saß, oder des Nachts, wenn sie aufwachte, weil sie glaubte, jemand riefe sie bei Namen ...

„Segal! Kommen Sie hier herauf!" wiederholte die Stimme, lauter und schärfer. Und als Hanne-Liebe die Augen aufschlug, sah sie die Schulvorsteherin mitten in dem großen, goldgerahmten Heiligenbild stehen, mit den Engeln um sich herum.

„Hören Sie nicht! Ich habe Sie aufgerufen, Segal!" sagte die Vorsteherin drohend; und Hanne-Liebe sah, wie sie aus dem Heiligenbild heraustrat und sie anstarrte, mit einem kalten und harten Blick.

„Kommen Sie sofort hier herauf, Segal!"

Hanne-Liebe fühlte auf einmal aller Augen im Betsaal auf sich gerichtet, begriff auch, daß sie aus den Reihen treten und zur Vorsteherin hinauf, vor das Heiligenbild, gehen mußte. Langsam näherte sie sich, starr vor sich hinsehend, mit einem weiten, fühllosen Blick, der zugleich alles sah und nichts. Und so stand sie auch vor der Vorsteherin, während die Sekunden hinstarben in einem großen, unbeweglichen Schweigen. Wie lange das dauerte, wußte Hanne-Liebe nicht; sie hörte nur die Vorsteherin wieder sprechen:

„Es war mir ein großer Schmerz, als ich vor einigen Tagen erfuhr, daß in der Stadt ein äußerst peinliches Gerücht über mein Gymnasium und eine der Schülerinnen im Umlauf ist. Das Gerücht traf mich doppelt hart, weil es sich auf eine Schülerin bezog, die bisher, trotz ihrer fremden Abstammung, als Zierde meiner Schule galt und sich in ganz besonders hohem Grad meine Gunst und mein Vertrauen erworben hatte. Es ist meine Pflicht, über die Schule, deren Leitung mir von der Obrigkeit anvertraut ist, zu wachen, damit die kommende Generation von den gleich reinen und erhabenen Gefühlen begleitet wie die vorhergehende ins Leben hinaustreten kann, und mein Pflichtgefühl soll nicht wanken, auch wenn das Verbrechen gegen die Schule und unsere christliche Moral von einer Schülerin begangen ist, die, wie es hier der Fall war, mein vollstes Vertrauen besaß. Im Gegenteil, ich fühle mich verpflichtet, bei diesem Anlaß in einer Weise einzuschreiten, daß niemand behaupten kann, meine persönlichen Gefühle hätten meinem Eifer, die sittliche Tradition der Schule aufrecht zu erhalten, Eintrag getan. Nachdem in Gemeinschaft mit der Schulkommission die Sache genau untersucht

worden und durch Aussage von Augenzeugen ihre Wahrheit bewiesen ist, kann leider kein Zweifel mehr bestehen und ist jeder mildernde Umstand ausgeschlossen. Der Fall ist so gravierend, daß ich mich fast schämen muß, mich mit ihm zu beschäftigen; immerhin habe ich den Trost: die Schuldige ist nicht unseres Glaubens, gehört nicht unserer großen Nation an, sondern einem Volk, dessen Moral so durchsäuert ist von gemeinen Lüsten, daß es zu einem Greuel geworden ist vor Gott und den Menschen. Trotzdem hat unser hochgesinntes Herrscherhaus in seiner unendlichen Güte gegen all seine Untertanen die Gnade gehabt, auch diesem Volk Gelegenheit zu geben, sich in den russischen Schulen dieselben glänzenden Eigenschaften anzueignen, die die russische und rechtgläubige Nation vor allen andern auszeichnen. Jedesmal, so oft ein solcher Versuch zu glücken scheint, schlagen unsere Herzen höher im Einklang mit dem des Monarchen, mit dem der allumfassenden Güte unserer heiligen Kirche. Brauche ich da von den Empfindungen zu sprechen, die uns überwältigen, wenn unser Vertrauen getäuscht, unsere Liebe mit Feindseligkeit belohnt wird, unsere reinen Absichten einer Schlechtigkeit, einer Roheit der Sitten ohnegleichen begegnen? Und eine Beute dieser Empfindungen bin ich heute! Mein Vertrauen ist getäuscht, meine Liebe in den Schmutz getreten, meine Keuschheit gekränkt worden aufs tiefste! ... Aber ich will ganz absehen von mir und meinem eigenen Schmerz, um mit erhobener Stirn dem unreinen Geist entgegenzutreten, der sich in unsere Schule eingeschlichen hat, und ihn von unserer Schwelle zu weisen. Meine und der Schule unbefleckte Ehre, mein im Gebet zu Gott dem Herrn gestärktes Pflichtgefühl und Gewissen werden mir beistehen und mir die Kraft verleihen, ein Exempel zu statuieren, das alle Gleichgesinnten abschrecken soll ...

Aber ehe ich die Schuldige aus unserer Mitte ausstoße, möchte ich der Betreffenden doch noch Gelegenheit geben, durch ein wahrheitsgetreues Geständnis ihres Verbrechens selbst ihr sündenbeschwertes Herz zu erleichtern. Die Aussagen der Zeugen stehen fest, aber dennoch frage ich Sie, Ljubow Jakowlewna Segal, ob Sie eingestehen, sich in einer Weise aufgeführt zu haben, die jegliche Keuschheit verletzt, ob Sie zugeben, daß Sie vor einigen Tagen am Fluß mit einem Gymnasiasten zusammen gewesen sind, dessen Leumund nicht der beste ist, und zwar in einer Situation, die näher zu bezeichnen ich keine Worte finde? Ich fordere Sie, im Namen Ihres eigenen Gewissens, auf, ein offenes und aufrichtiges Bekenntnis abzulegen!"

Aber Hanne-Liebe antwortete nichts und gestand nichts ein. Sie hatte während der letzten Hälfte der Rede der Schulvorsteherin ihren dunkelhaarigen Kopf tiefer und tiefer gesenkt. Erst war sie schamrot geworden ob Manja Swolin und allen andern Menschen, und darauf totenblaß. Sie schloß die Augen und merkte nicht, daß ihre Schultern anfingen, sich langsam auf und nieder zu bewegen, und sich nach und nach hastig

und stoßweise senkten im Takt mit ihrem schluchzenden, krampfhaften Weinen . . .

„Es bedarf keiner andern Antwort!" fuhr die Vorsteherin nach einer kurzen Stille fort, während der nichts zu hören gewesen war als Hanne-Liebes hilfloses Weinen.

„Segal, Sie sind hiermit ausgeschlossen aus dem Gymnasium und haben augenblicklich die Schule zu verlassen, ohne das Recht, sie jemals wieder zu betreten. Unsittlichkeit wird nicht geduldet innerhalb unserer Mauern! Und ihr, Kinder, geht an eure Arbeit jetzt . . ." schloß die Vorsteherin mit mütterlichem Ton und mit einem Blick auf die übrigen Schülerinnen.

Hanne-Liebe kam zu sich selbst durch die hastigen Schritte der andern, die den Betsaal verließen. Sie wandte sich nach ihnen um und sah, wie sie sich, den Rücken ihr zugekehrt, entfernten und durch die große Flügeltür verschwanden. Als sie alle fort waren und Hanne-Liebe nur die unbarmherzigen Augen der Vorsteherin auf sich gerichtet fühlte, machte sie ein paar hastige und scheue Schritte nach der Flügeltür zu, blieb stehen, als wolle sie etwas sagen, lief weiter, blieb wieder stehen, und lief, scheu und hastig, bis sie draußen stand vor der Tür, durch die sie dereinst, als kleines Mädchen, gesenkten Hauptes eingetreten war.

Am selben Morgen war Hanne-Liebes verheiratete Schwester von der „Stadt" herübergelaufen gekommen, um der Mutter zu berichten, was sie auf dem Markt, beim Kartoffelkaufen, gehört hatte. Sie war zornig und aufgeregt.

„Und denk, erst sagt das die eine zu mir, und dann die andere, und dann die dritte! Der ganze Markt hat davon gesprochen! Und obendrein noch ein Christ! Wer hätte das denken können, vom Sohn des Doktors! Ja, ja, das kommt von all der Gelehrtheit im Gymnasium! Die sind alle so. Wer von den unsern wird jetzt Hanne-Liebe noch nehmen? Unerhört ist es! Erst sagt es die eine zu mir, und dann die andere, und dann die dritte! Der ganze Markt war voll davon! Man hätte sie im Haselbusch am Fluß miteinander liegen sehen . . ."

Jetzt verstand Frau Segal, worauf die Schulvorsteherin angespielt hatte. Sie hatte sich nicht entblödet, den gewöhnlichsten Stadtklatsch auszubeuten! Aber weshalb hatte Hanne-Liebe nichts davon gesagt, daß man sie und Sascha in den Büschen am Fluß gesehen hatte?

„Zipe," sagte sie zu der Tochter, „man muß nicht alles glauben, was sie auf dem Markt erzählen. Du weißt, es gibt nichts, was sie uns nicht anhängen möchten. Irgendjemand hat Hanne-Liebe etwas antun wollen. Sie ist ein gutes Mädchen, das weiß ich. Und es ist nichts Böses dabei, daß sie bei Doktors verkehrt."

„Aber wenn sie nun den Sohn heiraten möchte und darum tut, wie er will? Sie ist doch ein Kind, das nichts versteht! Dazu sind unsere jungen Mädchen immer gut genug gewesen! Und nachher spucken sie auf die Judendirne! ... Die Köchin von Doktors hat es auch auf dem Markt erzählt, es habe bei Doktors eine große Szene gegeben deswegen. Der Doktor hätte gesagt, man müsse eben die Sache in Ordnung bringen für die Jungen, wenn es schon einmal so weit gekommen sei. Aber die Frau wolle nichts davon wissen. Sie dulde solches Blut nicht in ihrer Familie! Dazu sei sie sich zu gut. Das sei denn doch das letzte, was man ihr bieten dürfe! ... Und du wirst doch Hanne-Liebe auch nicht an einen Goj verheiraten wollen! Das wäre das zweite von uns! Abraham, wie er es hörte, hat gesagt, er würde tun, ich weiß nicht was ... Und was würden die andern sagen, wie?"

Frau Segal sah vor sich hin. Fern, fern sah sie ihren ältesten Sohn, ihr Kind, von dem sie nie mehr hörte, weil er sich den andern zugewendet hatte.

„Hanne-Liebe wird nie einen Christen heiraten!" sagte sie, mit einem leidenden, müden Zug um den Mund. „Sie denkt nicht daran und sie hat nichts Schlimmes getan, was man auch von ihr sagt. Geh du nur heim, Zipe, und sage, daß nicht mehr Wahres daran ist als an allem, was sie sonst über uns lügen. Und wenn es einmal so weit kommt, daß Hanne-Liebe heiraten soll und man mir nicht glaubt, so soll der Doktor es bezeugen."

„Der Doktor!" schrie Zipe. „Der Doktor! Wo es sein eigener Sohn ist, der es getan hat!"

„Es gibt mehr als einen Doktor, Zipe! Ich habe dich in Ehren deinem Mann gegeben, und Hanne-Liebes Mann soll auch nicht betrogen werden, so lang ich lebe. Jetzt weißt du es. Und das sag denen, die etwas anderes denken."

Zipe ging. Aber beruhigt war sie nicht, was Hanne-Liebe betraf. Sie wußte, wie schwer es manchmal sein kann, seine Tugend zu wahren. Freilich war die ihre unberührt gewesen, wie sie heiratete; aber die Schuld der Mutter war das nicht. Einfach der Zufall hatte es so gegeben. Und darum war es wirklich an der Zeit, auf Hanne-Liebe aufzupassen und ihr für einen Mann zu sorgen, eh es zu spät war. Sie würde sich die Sache überlegen. Einen Mann würde man ja schon finden. Am liebsten einen aus einer andern Stadt, des Geredes wegen ... Und mit solchen Gedanken beruhigte sie ihren rothaarigen Abraham, der daheim in dem kleinen Laden stand und rote und gelbe Baumwollstoffe anpries und abmaß.

Frau Segal sah durch das Fenster Hanne-Liebe von der Schule nach Hause kommen. Es war also etwas geschehen mit ihrem kleinen Mädchen!

Sie hatten sie ausgewiesen, sie geschändet, gegeißelt. Sie ging so sonderbar, als trüge sie einen großen, unfaßbaren Schmerz . . . Frau Segal lief ihr entgegen, faßte sie unter den Arm, beugte sich dicht zu ihr.

„Was ist meinem Kind geschehen? Was haben sie dir getan?"

Hanne-Liebe antwortete nicht. Sie schüttelte bloß den Kopf und sah die Mutter mit einem leeren, erloschenen Blick an.

Drinnen in der Stube legte sie ihren Kopf in den Schoß der Mutter, und so saßen sie lange, stumm, während beiden, sachte und bitter, die Tränen über die Wangen flossen.

„Mein Kind!" sagte endlich die Mutter. „Hast du etwas getan, das ich nicht weiß?"

Hanne-Liebe hob einen Augenblick lang den Kopf und sah der Mutter in die Augen.

„Nein, Mutter! Ich habe nichts getan, was du nicht weißt. Nicht wir haben etwas getan, sondern die andern . . . O, Mutter! So schlimm sind sie gegen mich gewesen! So schlimm! . . . Und ich habe nichts getan! . . . Es ist nicht wahr! . . ."

Und wieder weinte Hanne-Liebe lang und bitterlich, weinte und weinte, bis sie sich in den salzigen Schlaf des Schmerzes hineinweinte. Vorsichtig hob die Mutter sie auf und führte sie, wie eine Schlafwandelnde, in ihr Bett, zur Ruhe . . .

Als Hanne-Liebe nach Verlauf einiger Tage das Bett wieder verließ, war sie matt und schwindlig wie nach einer schweren Krankheit. Es kam ihr vor, als sei sie gestorben gewesen und hätte jetzt ein neues Leben begonnen, ein ganz anderes als das, was sie dereinst gelebt hatte. Sie verließ ihr eigenes kleines Reich nicht mehr, saß meist in dem kleinen Garten und spielte mit einer abgepflückten Blume. Sie konnte eine Gänseblume um die andere abreißen und langsam die Blätter abzupfen, während sie laut vor sich hinzählte, ob das letzte Blatt „ja" war oder „nein". Aber was für ein „Ja" oder „Nein", das wußte sie nicht. Sie hatte bloß eine dunkle Empfindung, als wäre es das Leben selber, um das sie das Los zog. Was würde es sein, Ja oder Nein? Aber es war ihr eigentlich gleichgültig, was die weißen Blütenblätter ihr antworteten. Sie fühlte sich so matt und schwach, daß sie weder sich freuen konnte noch trauern . . .

Die Kirschbäume verbluteten unter der Fruchtreife. Wie Blutstropfen quollen die roten Beeren zwischen dem grünen Laub hervor, schwollen in dunkeln Wunden, wurden fortgeschnitten von einem Windstoß und fielen als zerfetztes Fleisch auf die schwarze Erde.

Äpfel und Birnen reiften zögernd, als wollten sie gar nicht mittun. Hanne-Liebe konnte nachts daran aufwachen, daß sie sie draußen im Garten

fallen hörte. Etwas Unerklärliches, Beunruhigendes lag in diesem dumpfen Auf-die-Erde-Fallen, das zunahm an Häufigkeit und Stärke, je dunkler und länger die Nächte wurden. Ist das der Sommer, der stirbt? dachte Hanne-Liebe; und morgens ging sie hinaus in den Garten, um nach den gefallenen Früchten zu sehen, die tot in dem tauigen Gras lagen ...

Eines Morgens blickte sie zufällig über die Wasserrinne hin, als suche sie etwas, das in ihrer Tiefe verloren gegangen war. Ein Mann stand drüben auf der andern Seite. Sie erkannte ihn nicht gleich; aber als sie noch einmal hinblickte, war es Fedja. Er winkte ihr zu, winkte auffordernd und vorsichtig mit der Hand und deutete hinab in die Wasserrinne. Hanne-Liebe verspürte zum erstenmal in ihrem Leben einen wilden und gewaltigen Zorn. Sie bückte sich unwillkürlich, wie um nach einem Stein zu greifen, beherrschte sich aber und wandte Fedja den Rücken mit einer so verächtlichen Bewegung, daß er mit einem harten und schmetternden Lachen antwortete. Hanne-Liebe ballte die Hände, während sie den Garten verließ. Und wenn der Sommer auch stirbt, dachte sie, so stirbt er bloß, um wieder aufzuleben. Und wenn sie mich zu Boden gezwungen haben, ich werde mich wieder aufrichten ...

Eines Tags gegen Ende August kam Rima, und als die beiden Freundinnen draußen im Garten saßen, sagte Rima leise:

„Gestern ist Sascha abgereist. Er hat mir einen Gruß an dich aufgetragen und ich möchte dir sagen, du sollst nicht den Mut sinken lassen."

„Sascha ist abgereist?" fragte Hanne-Liebe, als verstehe sie nicht, was Rima gesagt hatte.

„Ja, nach Petersburg. Das Semester fängt bald an ..."

„Das Semester? Was für ein Semester?"

„An der medizinischen Fakultät. Du weißt doch, er will auch Medizin studieren, wie Vater."

„Ich weiß nichts," erwiderte Hanne-Liebe und blickte zur Seite.

„Ich denke auch daran, zu studieren," fuhr Rima fort, „aber ich weiß nicht, ob Mutter es mir erlaubt. Sie ist manchmal so sonderbar. Sie will, ich soll die oberste Klasse im Gymnasium noch durchmachen, obgleich das nicht obligatorisch ist. Wenn sie es mir später nicht erlaubt, so gehe ich eben so. Du müßtest auch fortgehen von hier, Ljuba. Du kannst ja dein Abiturium an einem anderen Gymnasium machen."

„Kein anderes Gymnasium läßt mich zu, mit den Zeugnissen, die sie mir hier gegeben haben."

„So studiere irgend etwas anderes, wozu du kein Abiturium brauchst. Du könntest doch Geburtshilfe studieren."

„Geburtshilfe studieren," wiederholte Hanne-Liebe halb für sich selber. „Und Mutter allein lassen auf ihre alten Tage!"

„Kinder kommen doch nicht auf die Welt der Eltern willen, Ljuba!"

Hanne-Liebe sah Rima fragend an.

„Du solltest fortgehen von hier, Ljuba," fuhr Rima fort. „Du lebst ja wie im Gefängnis. Mach' dich frei, eh' es zu spät ist, sonst gehst du zugrund' in all der Bosheit hier. Du mußt unter andere Menschen und Verhältnisse. Was willst du hier mit deinen Gaben? Du mußt deine Kräfte erproben, draußen, im Leben. Geh' nach Petersburg! Viele von deinen Leuten studieren dort, weil sie begriffen haben, daß Aufklärung und Wissen der einzige Weg sind, der in die Zukunft führt, ob man nun Jude ist oder Christ."

„Rima, der Unterschied zwischen Jude und Christ wird sich nie ausgleichen! Das habe ich schon erprobt!"

„Mag sein. Aber man dient seinem Volk besser dadurch, daß man sich selber entwickelt, als indem man sich blindlings vor der Beschränktheit und dem Aberglauben der Unwissenden beugt! Das Leben ist reich an Möglichkeiten. Raff' dich auf, Ljuba, und laß dir nicht Willen und Verstand abstumpfen vom ersten Mißgeschick! Sascha hat mich gebeten, über all das mit dir zu reden. Er hat gesagt, in Petersburg würdest du Freunde finden ..."

„Mutter läßt mich doch nicht fort. Sie wäre verzweifelt, wenn ich das tun wollte."

„Deine Mutter ist klug und gut. Sprich mit ihr darüber."

Und Rima fuhr fort ihrer Freundin zuzureden. Aber Hanne-Liebe hörte nur undeutlich, was sie sagte. Weshalb war Sascha abgereist, ohne adieu zu sagen? Sie hatte ihm doch nichts getan! Also des Klatsches und ihrer Zukunft wegen, damit sie einen Mann bekommen und sich ebensogut verheiraten konnte wie ihre Schwestern! Wie, wenn sie nun mit der Mutter darüber redete, daß sie studieren wolle? Das war ein ganz neuer Gedanke. Ja, sie wollte mit der Mutter reden, bei Gelegenheit.

„Grüße Sascha von mir, wenn du schreibst," sagte sie, als Rima ging. „Kann sein, daß er recht hat. Ich weiß noch nicht."

Zweiter Teil

Der kurze Novembertag ging schon um die Mittagszeit zögernd und trostlos in Dämmerung über. Grau und schneeschwer legte der Winterhimmel sich dicht über die Erde. Aber nach und nach, wie das Dunkel wuchs, glühten in Moskau die Lichter auf, erglühten und erglühten, bis sie die Finsternis in der Stadt aufsaugten und einen bleichgelben Brandschein in die ausgestorbene Himmelstiefe warfen.

Ein neuer Tag begann unter dem kalten Licht der Bogenlampen. Die Menschen wurden seltsam deutlich und bewußt in diesem Licht von unten, das sie selbst entzündet hatten. Ein Zittern kam über sie, als ginge der Strom auch durch ihr Fleisch und Blut. Die Straßen wurden so breit und mächtig

von Schwung, als seien sie die einzigsten Wege auf der Welt. Die Häuser reckten den Rücken in die bleiche Luft und starrten durch leuchtende Fenster nachdenklich die Menschen an. Gedämpft glitt der Verkehr über den Schnee, der weißer und immer weißer in die flimmernden Straßen fiel und niedergetreten ward von tausend flüchtigen Hufen und wandernden Füßen.

Vor einem der großen Häuser in einer der Seitenstraßen der Tverskaja hielt ein Schlitten. Der Kutscher saß unbeweglich wartend, leicht vornübergebeugt, daß die Zügel schlaff über die Kruppe des Trabers hingen. Auf dessen warmem Rücken schmolzen langsam die Schneeflocken und perlten dampfend in die schwarze Haarschicht.

Jetzt ging ein Ruck durch Pferd und Kutscher. Eine der schweren Flügeltüren unter dem Eingangsportal wurde aufgerissen, und ehrerbietig grüßte der goldverzierte Portier einen pelzvermummten Herrn, der rasch auf die Straße trat. Der Kutscher wandte sich mit einer halben Wendung nach rückwärts, faßte das schwere Bärenfell auf dem Rücksitz, schüttelte mit einem Ruck den Schnee davon ab und hielt es zurückgeschlagen, bis der Herr sich gesetzt hatte.

„Iwan," sagte dieser und zog den Pelz dichter um sich, während der Kutscher das Bärenfell festmachte, „Slawjansky Basar, aber ein bißchen fix!"

„Sehr wohl, Barin!" antwortete Iwan in bedingungslos gehorsamem Tonfall und schlug sich in derselben Sekunde die Zügel zweimal um die Handgelenke; der Traber zog mit ein paar langen Schritten an, fiel in Trab, holte aus, stärker und stärker, bis der Schnee wie ein Wirbelsturm von seinen Hufen fegte.

Der Mann auf dem Rücksitz steckte die Hände in die weiten Pelzärmel und wiegte sich weich im Takt mit den Bewegungen des Schlittens. Sein zornig zusammengezogenes Gesicht glättete sich und nahm einen halb gutmütigen, halb spöttischen Ausdruck an, als ob die Schlittenfahrt in der frischen Luft mit wechselndem Glück gegen seine frühere Stimmung ankämpfte. Ab und zu bewegte er die Lippen und murmelte vor sich hin, um seinen Gedanken freien Lauf zu geben. Tatsächlich war er auch höchst erbittert: Zu toll auch, daß man jedesmal eine Szene haben mußte, so oft man nachmittags in Geschäften ausfuhr! Als ob der Nachmittag sich nicht ebensogut für Geschäfte eignete wie der Vormittag oder jede beliebige andere Zeit innerhalb der 24 Stunden! Die Hauptsache war doch, daß man die betreffenden Geschäfte machte. Oder etwa nicht? Na, schön! Dann müssen eben die Ausgaben für Haushalt und Toilette eingeschränkt werden, ein—ge—schränkt, und zwar ganz bedeutend, wenn die Geschäfte beiseite geschoben werden sollen! Ho — ho! Darauf würde er doch das nächstemal aufmerksam machen. Weshalb nur ist ihm das nicht eher eingefallen? Übrigens würde er es doch vielleicht in Zukunft vorziehen, sich nicht auf Dis-

kussionen über seine persönliche Freiheit und seine geschäftlichen Angelegenheiten einzulassen. Er wußte, was er Frau und Häuslichkeit schuldig war. Aber seine Geduld hatte ihre Grenzen. Was? Wer verdient das Geld — das Geld? würde er fragen; mit allem Respekt aber: w e r verdient das Geld? . . . Ein scharfes Lächeln trat in seine dunkeln Augen, und er pfiff leise und wohlgefällig vor sich hin:

Selbstverständlich ist die Eifersucht und Herrschgier der Frau lediglich eine Folge davon, daß sie sozusagen nur da ist, um dem Mann das Leben zu versüßen und für den nötigen Zuwachs in der Bevölkerung zu sorgen. Bis zu einem gewissen Grade muß man darum Nachsicht üben mit ihren schlechten Eigenschaften, wohl zu merken, wenn diese von den entsprechenden angenehmen aufgewogen werden. Was nun speziell s e i n e Frau anbetraf, so war es nach und nach soweit gekommen, daß er an dem Vorhandensein der angenehmen Eigenschaften zweifelte — die Vermehrungsfrage ließ er überhaupt aus dem Spiel. Damit fiel aber auch jede Entschuldigung hinsichtlich der weniger glücklichen Eigenschaften fort, und er hatte darum ein volles Recht, sich auf andere Weise schadlos zu halten . . .

Hier hüstelte er leicht, um ein bei diesem Gedanken in ihm aufsteigendes unpassendes Lachen zu ersticken.

. . . Aber, wie gesagt, er behielt sich seine volle Handlungsfreiheit vor, namentlich im Hinblick darauf, daß seine Lebensführung, was die Form anbelangte, eine tadellose war. Hm . . . Aber er hatte die Beobachtung gemacht, daß die Frauen des Mittelstandes die formelle Korrektheit bei weitem nicht genügend zu würdigen wissen, und er mußte sich eingestehen, was er schon immer häufiger und häufiger empfunden hatte, daß es eigentlich ein Mißgriff gewesen war, als er diese blonde Müllerstocher aus Narva geheiratet hatte. Nicht, weil sie kein Vermögen hatte, sondern weil . . . weil . . . in der Entfaltung von Gefühlen, von intimen Gefühlen, sich zwischen ihnen beiden eine gewisse unglückselige Opposition herausstellte. O gewiß! Er setzte einen hohen Wert auf blonde Weiber, aber sie durften nicht durch und durch blond sein! Er hatte sich eher etwas gedacht wie eine Schneekönigin in Siedeglut, einen kochenden Eiszapfen.

Hier lachte er laut auf, bemerkte aber im selben Augenblick, daß sie durch das Portal des Kremls fuhren, worauf er ebenso wie Iwan hastig die Mütze abnahm und sich mehrmals vor den Heiligenbildern bekreuzte, bis Iwan den Traber wieder im selben Tempo gehen ließ, wie ehe sie das heilige Portal erreicht hatten. Nein! Diese Robustheit des Fleisches, in Verbindung mit einem gewissen Hang, sich auch auf anderen Gebieten geltend zu machen, die hatte ihn wirklich in Erstaunen gesetzt. Es sah ja fast so aus, als ob nicht nur der blonde Mann, sondern auch das blonde Weib sich als über der dunkeln Rasse, der brünetten, s e i n e m Typ mit andern Worten, stehend

fühlte! Bei Gott! Es sah wahrhaftig so aus! Aber das würde er sich doch verbitten, auf das bestimmteste verbitten ein für allemal... Die Sache sollte schon in ein richtigeres Geleise gebracht werden, schloß er, als Iwan seinen schäumenden Traber hart vor dem Eingang des großen Restaurants anhielt.

Der Herr sprang aus dem Schlitten und stand schon auf dem Trottoir, als er sich plötzlich umwandte und rief: „Iwan, du brauchst nicht auf mich zu warten. Ich brauche dich heute nicht mehr!" worauf er im Eingang verschwand und mit erhobenem Kopf und kleinen, würdevollen Schritten, die nicht ohne Erfolg den Eindruck der Vornehmheit zu machen suchten, an Portier, Dienern und anderen untertänigen Geistern vorüberging.

Im Vestibül fielen zwei Lakaien in altrussischer Tracht über ihn her und schälten ihn aus seinem Pelz heraus. Trotz ihres Eifers war jede ihrer Bewegungen und Berührungen von der tiefsten Ehrfurcht sowohl vor dem zobelgefütterten Pelz als vor seinem Träger erfüllt. Wer es nicht besser wußte, hätte annehmen können, der kleine brünette Mann habe soeben das ganze Etablissement und alle die dienenden Geister mit Haut und Haar gekauft und stehe im Begriff, jedem von ihnen kundzutun, wie er ihr elendes Leben in seinem gnädigen Dienst zu verwenden gedenke.

In Wirklichkeit war er ein bekannter und angesehener Gast des Restaurants, wo er häufig bei einer guten Mahlzeit wichtige Geschäfte mit Kollegen und Klienten abwickelte und so das Nützliche mit dem Angenehmen verband. In dem mächtigen Speisesaal war ein bestimmter Tisch, den er bevorzugte und telephonisch vorausbestellte. Das hatte er auch heute getan und schritt darum mit großer Ruhe und Sicherheit über den schwarzen, blankpolierten Fliesenboden des Saals, als ob die vielen andern Gäste ihn gar nichts angingen, höchstens als ein unvermeidliches Übel, wenn man nicht für sich allein in einem der eleganten Separatkabinette speisen wollte.

Mitten im Saal war ein großes Bassin mit Springbrunnen; rund umher Tische mit bequemen Sesseln und kleinen Palmengruppen. Neben einem dieser Tische, dicht am Rande des Springbrunnens, hatte sich im selben Augenblick, als der kleine brünette Mann den Saal betrat, ein glattrasierter, kurzgeschorener Diener von tatarischem Typ aufgestellt. Mit einer tiefen Verbeugung empfing er den Gast, schob einen Sessel zurecht und blieb in andachtsvoller Erwartung stehen.

Der Gast lehnte sich im Sessel zurück, sah erst aufmerksam seine ein wenig fetten, ein wenig kurzen aber wohlgepflegten Hände an, darauf gleichgültig die Menschen rundum im Saal, des weiteren seine doppelkapselige goldene Uhr und schließlich den wartenden Kellner.

„Hat niemand nach mir gefragt?" sagte er und gähnte mit Anstand.

„Nein, es hat niemand geruht, nach dem gnädigen Herrn zu fragen."

„Ich glaube, ich will einen Fisch nehmen," sagte der Herr, augenschein=

lich ohne der Antwort des Kellners die geringste Aufmerksamkeit zu schenken; damit wandte er sich nach dem großen Becken unter dem Springbrunnen, lehnte sich ein wenig über den Rand vor und blickte ins Wasser hinunter. Der Kellner steckte ihm einen kleinen Kescher in die Hand und beide begannen mit den Augen die dunkeln Schatten am Grund des Bassins zu verfolgen. Drunten kreuzten Aalquappen und Sterlette hin und her, glitten am Boden quer durch das Becken und weiter, am Rand entlang, hoben sich gegen die Oberfläche, die im Fall des Springbrunnens plätscherte und sich kräuselte und schossen in einer schrägen Linie wieder abwärts, bis sie am Grund anlangten, wo sie stille standen, um einen kurzen und sehnsuchtsvollen Traum von den großen Strömen zu träumen. Und während ein kleiner Sterlett so stand und träumte, ward er hurtig und behend vom Kescher ergriffen und aus dem Wasser gehoben. Er zappelte unbändig, aber der Diener klemmte das Netz fest um ihn zusammen, so daß er sich ruhig verhalten mußte, während der Herr ihn genauer untersuchte und ihn zweckdienlich fand für seinen Gaumen.

„Bring' mir, während er kocht, etwas Amontillado und eine Portion frischen Kaviar mit Zwiebel, frischen sage ich!" Er war drauf und dran gewesen, Branntwein zu bestellen anstatt Amontillado, dachte aber zum Glück noch im selben Augenblick daran, daß er ja leider keinen Branntwein trank — „leider" um des Kaviars willen, denn was ihn selbst betraf, so hatte es sich vom Geschäftsstandpunkt aus als recht praktisch erwiesen, keinen Branntwein zu trinken. Wenn die andern sich um Sinn und Verstand schnapsten, konnte er in aller Ruhe und Gemächlichkeit hinter seiner Weinflasche sitzen und sich die Situation überlegen. Und so saß er auch jetzt und überlegte, während er jedem Mundvoll Kaviar und gehacktem Lauch einen Schluck Amontillado folgen ließ. Für Zwiebel hatte er nämlich immer eine gewisse Leidenschaft gehabt, deren er sich halb schämte, weshalb er ihr auch meist in der Einsamkeit frönte. Warum, das war ihm selbst nicht ganz klar ... Eins dagegen war ihm ganz klar, nämlich, daß sein Kollege sich nicht zu der verabredeten Zusammenkunft eingestellt hatte.

Langsam blickte er auf seine Uhr und von der Uhr nach dem Eingang des großen Saales, als ob derjenige, den er erwartete, just in diesem Augenblick auftauchen müsse. Aber er sah nur Unbekannte, Offiziere in grauen Röcken und rotgestreiften Beinkleidern, schwarzes Zivil, Damen, die meisten jung und üppig, mit über den geschnürten Taillen herausquellenden Herzen und Busen. Und von diesen Hunderten von Männern und Frauen stieg ein gedämpftes, aber dichtes und ununterbrochenes Gemurmel auf, unverständlich wie eine fremde Sprache und doch deutlich und unverhohlen wie das Licht von den funkelnden Prismen.

Es wäre ihm angenehmer gewesen, wenn der betreffende Kollege gekommen

wäre. Jedoch, wenn er es unnötig fand, mit ihm zu verhandeln, so mußte die Sache eben ihren Gang gehen, mit dem Resultat, daß der Klient, um den es sich handelte, alles rump und stump verlor und nackt auf die Straße gesetzt wurde. Es war nicht etwa, weil er am Ausgang der Sache zweifelte, daß er eine Unterredung mit der Gegenpartei gewünscht hatte. Er hatte mehrere Wochen daran gewandt, alte Senatserkenntnisse durchzustöbern, und endlich hatte er das Gesuchte in einem Urteil aus dem Jahre 1853, unter Nummer so und so, gefunden. Man muß sich mit der Literatur vertraut machen, mein Bester, sagte er vor sich hin, als ob der andere anwesend wäre, muß wissen, auf was man sich einläßt und was man seinem Klienten rät!... Nein, wenn er eine Unterredung gewünscht hatte, so hatte das eher darin seinen Grund, daß seine Stellung nach und nach eine so hervorragende geworden war, daß er es nicht zweckmäßig fand, zu brutal vorzugehen. Das konnte leicht einen Schatten auf seine Tätigkeit werfen, der mißliebig wirken konnte. Jedoch, wenn man auf ihn und seine Einsicht die gebührende Rücksicht nicht nahm, so war er leider gezwungen, ebenfalls ohne Rücksicht vorzugehen. Er hatte sich eine gütliche Übereinkunft gedacht, aus der beide Parteien Vorteil gezogen hätten. Sein Feingefühl, sein gutes Herz, sein Rechtssinn hatten es ihm eingegeben; nun aber wollte er doch dem langen, rothaarigen Winkelschreiber so ganz von ungefähr zeigen, wo Bartel den Most holte. Nun gerade!

Und erbaut von diesem christlichen Vorsatz machte er sich über den gekochten Sterlett her, der in seiner eigenen goldperlenden Brühe schwamm und sein Gemüt zärtlich liebevoll stimmte. Er dachte an Pepita, die blonde, runde Pepita mit dem heißen französischen Blut, Pepita, die sechs mit Umsicht ausgewählte Freunde besaß, für jeden Wochentag einen, um am siebenten Tag dem anzugehören, der mit Umsicht sie gewählt hatte. Er war nicht der Siebente. Ach nein! Er war nur einer von den Sechsen, die sie fürstlich aushielten, bis ihre Sterne untergingen und ein neuer aufstieg in Pepitas Himmelbett. Möge das erst spät geschehen — oder nie! dachte er mit einem leichten Kälteschauer und schnitt sich ein Stück von der weißen, schwellenden Haselhuhnbrust ab, die in Begleitung einer halben Flasche Sekt den Sterlett abgelöst hatte.

... Und was läßt sich eigentlich dagegen sagen, daß eine Frau sechs Männer — oder sieben, zum Teufel, denn es ist noch einer da, wenn er auch nicht mitzählt als Mann in diesem Sinn und es nicht wert ist, daß die Phantasie eines Gentleman sich auch nur einen Augenblick lang mit ihm beschäftigt — ja, also — daß eine Frau sechs Männer hat — denn der siebente ist doch nicht etwa einer von den Sechsen? ... Er legte Messer und Gabel einen Augenblick aus der Hand, bezwang sich aber und fuhr hastig fort ... daß eine Frau sechs Männer hat? War das nicht seinerzeit

auf der ganzen Erde gang und gäbe, und ist es noch heutigentages in Tibet oder weiß der Teufel wo — das kann ja auch verdammt gleichgültig sein ... Und nachdem er so seinem Gedanken Ausdruck gegeben hatte, fühlte er sich beruhigt über Pepitas Verhältnis zu ihm selbst und den andern. Sie hatten in einer Art Übereinkunft, obgleich sie sich gegenseitig nicht kannten, gefunden, daß in Pepitas Dispositionen für jeden von ihnen eine gewisse Sicherheit lag, soweit bei Menschenwerk überhaupt von Sicherheit zu reden ist; und in irgendwelche Diskussion über ihre Prinzipien ließ sie sich nicht ein.

Er hatte sie in der Oper kennen gelernt; ja, ganz recht, in Carmen; und sich ihr vorgestellt. Sie hatte bedauert: sie sehe keine Fremden bei sich, habe keinen Verkehr. Doch nachdem die notwendigen und in solchen Fällen unvermeidlichen Formalitäten überstanden waren, teilte sie ihm mit, sie würde sich sehr freuen, ihn Freitag nachmittag bei sich zu sehen. Weshalb nicht am Sonnabend oder an einem andern Tag? hatte er gefragt, eh' er sich an dem betreffenden Freitag abend verabschiedete. Weshalb nicht morgen, morgen wieder?

„Weil," antwortete sie würdevoll, „meine Freunde so liebenswürdig sind, auf die andern Tage der Woche Beschlag zu legen, mit Ausnahme des Freitags, den ich hiermit Ihnen schenke, lieber Freund, und des Sonnabends, den ich unverbrüchlich heilig halte. Vergessen Sie nicht den Ruhetag!" hatte sie lächelnd hinzugefügt, ein wenig zu ironisch, ein wenig zu ausdrucksvoll lächelnd, fand er, während er die Ereignisse im Geiste wieder durchging.

Aber heute war ja just Sonnabend! Wie, wenn er zu ihr hinaufginge, jetzt, gleich, noch vor der Theaterzeit? Nach Hause zu fahren, dazu hatte er keine Lust. Er mußte ja später doch noch einmal ausgehen. Jawohl! Er wollte den ganzen Abend auswärts verbringen, bis der Zug kam. Natürlich war Pepita zu Hause! Und er hatte wirklich Lust, einmal zu sehen, wie sie den Ruhetag heiligte, beschloß er, während er den Rest der zweiten halben Flasche Sekt leerte, die er aus Anlaß des Tages bestellt hatte.

Bald darauf saß er in einem Schlitten und fuhr nach Pepitas Wohnung. Als er angelangt war, besann er sich und wollte weiter fahren. Er hatte ein Gefühl, als sei ihm hier außen in der Kälte der Wein zu Kopf gestiegen. Aber er läutete trotzdem energisch und lehnte sich dabei gegen den Türrahmen. Die Kammerjungfer öffnete und sah ihn verwundert und fragend an. „'n Tag, 'n Tag, Stumpchen," sagte er scherzend, aber unsicher. „Ist die gnädige Frau zu Hause? Visibel? Zu sprechen? Eine dringende Angelegenheit ..."

„Die gnädige Frau ist am Sonnabend nie zu Hause!" erwiderte die Kammerjungfer spitz.

„Nie zu Hause? Wo ist die gnädige Frau denn dann Sonnabends?" Er wußte nicht mehr, was er sagte.

„Die gnädige Frau haben nicht geruht, mitzuteilen, wo sie ihren Abend verbringen."

„Die gnädige Frau haben nicht geruht . . ." wiederholte er mechanisch, und als er seine eigene Stimme hörte, überkam ihn ein Lachanfall, so daß er sich am Treppengeländer halten mußte. Er hörte die Tür hinter sich heftig ins Schloß knallen und begriff, daß er sich zurückziehen mußte. Vorsichtig stieg er die Treppe hinab und hielt sich dabei fortwährend am Geländer fest; denn er lachte noch immer so, daß ihm ganz schwindlig wurde. War es denn wirklich so komisch? fragte er sich selbst, als er am Fuß der Treppe angelangt war und wieder auf die Straße trat. Er mußte wahrhaftig betrunken sein! Die Kälte war daran schuld, natürlich. Jawohl, er fühlte sich ganz schwindlig und kalt. Ob er vielleicht ein Dampfbad nahm? Das war ein sicheres Mittel in derartigen Fällen!

„Zentralbad," sagte er zum Kutscher, als er wieder im Schlitten saß. Ja, das würde gut tun — tüchtig schwitzen! Das war eine großartige Idee. Nur langweilig, daß er allein baden mußte, da er nun doch einmal ausgegangen war, um sich zu amüsieren. Warum mußte er allein ins Bad? Das war doch blödsinnig. Alle anderen kamen mit ihren Frauen oder Freundinnen, mit irgendeinem weiblichen Wesen. Wer badet im heiligen Rußland allein, außer etwa Krüppel und Sterbende und Sonderlinge? Er konnte ja nach Hause fahren und seine Frau holen! Ha—ha! Ha—ha! Die Tränen liefen ihm über die Backen . . . „Die gnädige Frau haben nicht geruht . . ." Ha—ha! O, Herr Jesus! Er versuchte an etwas anderes zu denken; aber ein und derselbe Satz brodelte in seinem Gehirn und lief ihm über die Zunge . . .

Sie hielten vor dem Bad. Es war ein mächtiger Bau mit vielen Stockwerken, von unten bis oben der Reinigung des Fleisches geweiht. Ein reicher Kaufmann hatte ihn in übermütiger Laune errichtet. Eines Tags war ihm der Gedanke gekommen, eine Badeanstalt zu errichten, die ihresgleichen in der ganzen Welt nicht hatte. Nicht Türme wollte er bauen, nicht kalte Denkmäler wollte er errichten, an denen die Menschen gleich elend und erfroren und hungrig wie immer vorübergingen, sondern eine Badeanstalt, weiß von Marmor, rot von dicken Teppichen und heiß wie die Quellen unter der Erde. Hier sollten die Menschen eintreten, unrein und frierenden Herzens, und daraus hervorgehen, unschuldig und warm wie Kinder aus dem Mutterleibe. Sie sollten die Erlösung von allen schlimmen Säften und die Auferstehung des Fleisches schon auf Erden fühlen, hier in Moskau, unter den 24 mal 24 läutenden Glockentürmen.

Der kleine betrunkene Mann blinzelte mit den Augen in das starke Licht im Innern der großen Vorhalle und geriet durch einen Irrtum ins Volksbad. Hier blieb er vor dem großen, marmorumrahmten Schwimmbassin

unschlüssig stehen. Er hatte eine Empfindung, als stehe er am Meer, fühlte sich gewaltig gehoben durch den großartigen Anblick und fing an seekrank zu werden. Ein Badediener rettete ihn.

„Der Herr wünscht zu baden?" fragte er.

„Jawohl, jawohl will ich baden. Ich will ein Kabinett!"

„Bitte sehr! Hier — diesen Weg — eine andere Abteilung."

Jetzt erst entdeckte er, daß er auf die verkehrte Seite geraten war und daß er doch gar nicht ins Volksbad gehörte. Das gab ihm etwas von seiner Würde zurück. Aber der Diener, der ihm die Handtücher und Badelaken in das elegante Einzelkabinett brachte, sah tiefer.

„Wünscht der gnädige Herr noch mehr Handtücher? Nein? ... Seife? Englische Seife? Nein? ... Hilfe beim Auskleiden und Baden? Der gnädige Herr hat gar keinen Wunsch mehr?"

„Nein, zum Henker!"

„Entschuldigung! Aber — allein baden? Hm ... Oder soll ich vielleicht Befehl geben ...? Einen Augenblick nur ..."

Der Badegast hatte bereits begonnen sich auszukleiden und winkte abwehrend mit der Hand, worauf der Diener verschwand und es dem Herrn überließ, allein mit dem Auskleiden fertig zu werden, so gut er konnte. Es ging denn auch so ziemlich. Der kleine Mann sehnte sich danach, daß der Alkohol sich verflüchtigen sollte, und ging jetzt von der gemäßigten Zone des Vorraums zu der heißeren des Badezimmers und von da zum Höllenfeuer des Dampfraumes über. Nase und Backen, alles Fleisch am Körper schien zu schmelzen und davon zu fließen wie kochende Wasserläufe. Der Körper war so leicht und luftig, als wolle er emporsteigen in ätherklare Regionen. Und je mehr der Badende sich befreit fühlte von seinem irdischen Staub, desto höher stieg er, von Marmorgesims zu Marmorgesims, bis er den obersten erreicht hatte, wo die Hitze war wie vor der Erschaffung der Welt. Hier blieb er liegen, bis er fühlte, daß er nur noch aus einem flüchtigen, körperlosen, von zwei scheinenden Augen erleuchteten Stoff bestand. Aus diesem Zustand stieg er langsam wieder nieder zur Erde und kehrte langsam in die Kälte zurück. Und erst als er sein Fleisch unter der kalten Dusche erstarren, an den Körper festfrieren fühlte, daß die Muskeln deutliche, blaurote Umrisse zeigten, trat er, in sein Badetuch gehüllt, ins Vorgemach. Er hielt mit der einen Hand das Laken um sich zusammen, das aber nicht so dicht schloß, als daß es ein griechisches Kreuz, das er an einer dünnen Kette um den Hals trug, verborgen hätte; mit der andern zog er die Tür hinter sich zu; und als er sich wohlgemut umdrehte, sah er zu seiner nicht geringen Verwunderung eine völlig nackte kleine Frauengestalt auf einer der Ruhebänke sitzen; ganz still mit vornübergebeugtem Kopf, wie eine zarte kleine Blüte, saß sie da, sagte nichts, sah nicht auf. Aber er bemerkte deutlich, daß sie ganz sachte

die kleinen, blaßroten Zehenspitzen des einen Fußes bewegte, sie in die Höhe reckte und verlegen wieder nach dem dichten Fußteppich senkte. Und diese Bewegung, so unbedeutend sie war, stimmte ihn um, so daß er nicht, wie sein erster Impuls gewesen war, derbe Worte gegen sie gebrauchte. Er zog das Badelaken enger um sich und räusperte sich wohlwollend. „Hm!“ . . . sagte er, „hm . . . wie soll ich mir Ihre Anwesenheit hier erklären? Ich habe mir doch ausdrücklich verbeten . . .“

Hier schlug das kleine nackte Weib seine mandelförmigen Augen flehend zu ihm auf, während er fortfuhr: „Wie sind Sie hereingekommen? Ich dachte, ich hätte die Türe abgeschlossen?“

Im selben Augenblick warf er einen forschenden Blick auf seine Kleider, beruhigte sich aber beim Anblick der dicken goldenen Kette an der Weste, und als er hastig die Augen wieder abwandte, konnte er nicht umhin, zu bemerken, daß das kleine Weib blutrot geworden war über seinen Verdacht. Seine Eitelkeit war auf das Peinlichste berührt, daß er sich derart vor ihr bloßgestellt hatte, und er wiederholte darum zornig: „Ich hatte mir doch nachdrücklich verbeten . . . es mir auf das bestimmteste verbeten . . .“

„Ach, jagen Sie mich nicht fort! Ich habe nichts angerührt . . . ich will Sie ganz gewiß nicht stören! Lassen Sie mich bloß hier, bis Sie gehen, sonst läßt man mich nicht mehr holen,“ flüsterte sie.

Und wie immer, wenn ein Weib einem Mann vollständig und bedingungslos preisgegeben ist, regte sich in ihm mehr als bloß Mitleid mit ihr. Sie war nun einmal zu ihm gekommen in der Voraussetzung, daß er weibliche Gesellschaft gewünscht hatte, und er wollte sie selbstverständlich nicht kränken in ihrer hilflosen und verlegenen Nacktheit. Sie ist höchstens achtzehn Jahre alt, dachte er und verfolgte mit den Augen die kindliche Linie des Halses und Rückens, die sich rührend rundete und in den schlanken und weißen Mädchenbeinen fortsetzte.

„Bleib nur, nun du einmal da bist,“ sagte er und ließ, ohne selbst recht zu wissen warum, seine Hand diesen kindlichen Hals- und Rückenlinien folgen. „Bleib nur, nun du einmal da bist,“ wiederholte er, als er den schwach würzigen Duft ihrer weißen kühlen Haut spürte.

Sie machte eine kleine dankbare Bewegung nach der liebkosenden Hand hin, und er fühlte sich von einer gewissen Schwachheit, Zärtlichkeit vielleicht, ergriffen diesem kleinen nackten, dankbaren Weib gegenüber. Er vergaß ganz, Scham zu fühlen darüber, daß sie so unerwartet und ohne irgendwelche Vorbereitung einander ohne Kleidung getroffen hatten, und — ob es nun die Reaktion nach dem kalten Wasser war oder ob andere Ursachen daran Schuld trugen — ihm wurde plötzlich sehr warm. Das Blut strömte ihm so rasch und schmerzvoll zum Herzen, daß er sich rasch dicht neben sie setzte und seine Arme um ihren zarten Leib legte. Und als er bei dieser Bewegung

zufällig ihre feste, runde Mädchenbrust berührte, bog er sie plötzlich heftig auf das Ruhebett zurück. Sie gab demütig nach, so demütig und dankbar, daß er heiß ward vor Begehren nach ihr und so sehnsuchtsvoll, als sei sie eine große und erlechzte Liebe, die ihm nun endlich vergönnt ward . . .

„Du," flüsterte er und beugte sich über sie. Sie hob ihre dunkeln, mandelförmigen Augen zu ihm auf, begegnete hingebungsvoll seinen dunkeln und schimmernden Augen, die unmittelbar über ihrem Gesicht brannten, stärker und stärker, als saugten sie Nahrung aus ihrer Jugend und Weiße und ihrem Willen zur Hingebung. Und je länger er sie ansah, desto deutlicher ward in ihm ein Gefühl, als kenne er sie, desto näher schien sie ihm. Es war, als ob eine unklare Erinnerung an vieles Vergessene und auf ewig Verlorene verborgen läge auf dem Grund dieser mandelförmigen Augen. Die roten, geschwungenen Lippen redeten eine Sprache, die er dereinst verstanden haben mußte . . . Die schwach gekrümmte Nase mit ihren sinnlichen Flügeln war wie von seinen eigenen Händen im Traum geformt, das dunkle Haar, die weichen und nachgiebigen Linien des Körpers, die er unter sich fühlte, alles, die ganze wehmütige Süßigkeit des Ausdrucks . . . Er richtete sich auf, daß er wieder neben ihr saß, und sein Blick ward nachdenklich und forschend. Sie schlug verlegen und voll Scham die Augen nieder, senkte die großen, fast durchsichtigen Lider, bis sie nichts mehr sah und blieb ausgestreckt, regungslos liegen.

Und wie sie so vor ihm lag, dachte er plötzlich an seine Kindheit, fühlte einen tausendjährigen Schmerz gleich einem Stich in seiner Seite, begriff, daß sie und er vom selben Blut waren. Rasch zog er das Badelaken um sich zusammen, griff nach ihrem schwarzseidenen Rock und deckte ihre weiße Nacktheit damit zu.

„Wie heißt du?" fragte er hastig; denn er merkte, daß seine Augen feucht wurden. „Anna," antwortete sie still.

„Wie weiter?" „Iwanowa." „Iwanowa? Wie sonderbar . . . Iwanowa?" „Ja," erwiderte sie tonlos. „Woher bist du?" „Weshalb?" „Ich will es wissen." „Aus der Gegend von Kiew." „Was war dein Vater?" „Feldhüter." „Russe?" „Ja." „Rechtgläubiger Russe?" „Ja." „Nein, das war er nicht! Nein, dein Vater und deine Mutter waren keine rechtgläubigen Russen! Nein, nein!" wiederholte er heftig.

Anstatt zu antworten hob sie still ihre eine Hand und legte sie über ihre geschlossenen Augen. Er beugte sich vorsichtig über sie, ohne sie zu berühren, küßte sie auf die Stirn und flüsterte kurz und angestrengt:

„Sei nicht traurig! Ich verschmähe dich nicht . . . Du bist so hübsch und fein . . . Aber ich will dich nicht mißbrauchen . . . Wir gehören demselben Volk an . . . verstehst du? . . . wir sind eines Blutes . . . Ich will dich nicht erniedrigen . . ."

Sie öffnete die Augen und er fühlte, daß sie einen einzigen kurzen Augenblick das kleine griechische Goldkreuz auf seiner behaarten Brust betrachtete. Und obgleich sie sofort die Augen wieder schloß, ward er so verwirrt, als er plötzlich ein ähnliches kleines Kreuz auch auf ihrer Brust entdeckte, daß er sich über die Stirn fuhr, um seine Verwirrung zu verbergen, und nicht ein einziges Wort fand, um ihrer beider Gedanken von den zwei griechischen Taufkreuzen auf ihrer beider Brust abzulenken. Es zitterte ein paarmal seltsam hilflos um seinen Mund, und plötzlich erhob er sich, ging zu seinen Kleidern hin und begann sich hastig, dem kleinen Weib den Rücken zukehrend, anzuziehen. Als er halb angekleidet war, sagte er, noch immer ohne sich umzuwenden: „Zieh' du dich jetzt auch an!" Er hörte, wie sie hastig und fast lautlos ein Kleidungsstück nach dem andern überwarf, und als sie beide beinahe fertig waren, wiederholte er laut eine Frage, die er in diesen wenigen Minuten viele Male an sich selbst gestellt hatte: „Weshalb bist du getauft?"

„Sie haben meinen Vater und meine Mutter totgeschlagen."

Er war sehr blaß, fast weiß im Gesicht, als er sich zu ihr umwandte.

„Wie alt warst du damals?" „Drei Jahr. Ich lag unter der Decke in einer Ecke des Bettes versteckt," sagte sie laut und hart. „Als sie mich später fanden, tauften sie mich und gaben mich bei einem Bauern außerhalb der Stadt in Pflege..." Eine Weile später fuhr sie fort: „Dann, als ich sechzehn war, bin ich ihnen davongelaufen und hierher gekommen. Das ist jetzt ein Jahr her."

„Und dann?" „Ja — dann —" sie lachte kurz und fast unhörbar auf, „dann endete es damit, daß ich jeden Abend in einem der Teehäuser hier nebenan sitze und warte, bis sie mich rufen lassen."

Er wollte noch etwas fragen, noch eins oder das andere sagen, aber er wußte, was er auch fragte oder sagte, — es war bedeutungslos. Seine Hand zitterte, während er nach ihrer Handtasche griff. Sie sah ihn verwundert an, reichte sie ihm jedoch. Nachdem er sich von ihr abgekehrt hatte, nahm er aus seiner Brieftasche eine Banknote, legte sie wieder zurück, nahm eine größere, legte auch diese wieder in die Brieftasche zurück und nahm eine noch größere, die er sorgfältig in einem der Seitenfächer der Handtasche verbarg. Darauf holte er ein paar Silbermünzen aus dem Portemonnaie und legte sie recht augenfällig in die Mitte der Handtasche. „So," sagte er „da ist Kleingeld für den Diener draußen, damit du nicht bei ihm zu wechseln brauchst . . . Und jetzt geh . . . und . . . und . . ." Er sagte nichts weiter; denn er wußte, daß es belanglos war und daß nichts sich ändern ließ. „Geh jetzt," wiederholte er, „und . . . und . . ."

Und plötzlich nahm er ihre Hand, beugte sich tief darüber und küßte sie, als bäte er um Verzeihung für ein großes und namenloses Verbrechen. Und während er sie zur Tür geleitete, lasen sie gegenseitig in ihren Augen einen tausendjährigen Schmerz, den kein Kreuz zu lindern vermochte. (Fortsetzung folgt)

Die Aufgaben der biologischen Weltanschauung

von J. von Uexküll

Wie das Tier, so ist auch der Mensch ein Objekt der Biologie. Seine Lebensäußerungen folgen den gleichen Gesetzen und müssen daher gleichfalls von uns berücksichtigt werden. Aber nur, wenn wir uns fest im Rahmen der Biologie als einer experimentellen Naturwissenschaft halten, wird es uns gelingen, einen Zusammenstoß mit den spezifisch-menschlichen Wissenschaften der Psychologie und der Erkenntnistheorie zu vermeiden. Nur dann werden wir Neues beibringen und vieles Alte von einer neuen Seite aus beleuchten können.

Die Entwickelung des menschlichen Individuums läuft in gleicher Weise ab, wie die der Tiere. Das gleiche Protoplasma bildet die Grundlage unseres Körpers und in gleicher Weise formen die Gene unsere Struktur nach einem geheimnisvollen Plan.

Das Resultat ist wiederum ein Subjekt, das im allgemeinen wohl zu den Erfahrungstieren zu rechnen ist — aber die Frage nach den Wirkungen von Instinkten im menschlichen Leben ist so gut wie gar nicht untersucht. Wer weiß es, ob nicht die überragende Stellung gewisser Genies über ihre Mitmenschen auf dem planmäßigen Wirken neuer Gene beruht?

Das Leben des Subjektes Mensch entspringt gleichfalls dem Zusammenwirken der drei Grundorgane. Rezeptoren, Zentralnervensystem und Effektoren beherrschen das Leben durchaus und sorgen auch für die Herbeischaffung der Nahrung, deren Bearbeitung den vegetativen Organen obliegt.

Infolge der Anordnung dieser drei Grundfunktionen besitzt der Mensch ebenfalls eine Umwelt und eine Wirkungswelt. Im Gegensatz aber zu den meisten Tieren sind bei ihm die eigenen effektorischen Organe zugleich Gegenstände seiner Umwelt. Infolgedessen spielen sich auch die von ihnen ausgehenden Wirkungen zum großen Teil in seiner Umwelt ab.

Trotzdem bleibt es, wie ich gestehen muß, ein unheimlicher Gedanke, daß von uns Wirkungen ausgehen können, die wir niemals wahrnehmen.

In gewissem Sinne geschieht dies sogar in ausgedehntem Maße, denn was wir wahrnehmen, sind immer nur die Wirkungen auf die Gegenstände unserer Umwelt, nicht aber auf die Gegenstände der Umwelten unserer Mitmenschen. Denn das ist eine Schlußfolgerung, die wir auf keine Weise ablehnen können: jeder Mensch ist ein anders geartetes Subjekt und lebt daher in einer anders gearteten Umwelt.

Wie schon gezeigt, besteht die Aufgabe der Rezeptoren darin, die wirksamen Reize in Erregungen zu verwandeln. Die alltägliche Erfahrung lehrt uns, daß die Rezeptoren unserer Mitmenschen anders auf Reize abgestimmt

sind als die unseren und daher auf andere Reize hin Erregungen zum Gehirn senden. Im Gehirn werden die Erregungen in der Gegenwelt durch die Formschemata räumlich geordnet. Wer vermag zu kontrollieren, inwieweit diese Schemata sich bei verschiedenen Personen decken? Die Gehirnvorgänge sind, wie wir aus Selbstbeobachtung wissen, mit Bewußtseinsvorgängen verknüpft. Irgendeine Regel dieses Zusammenhanges kennen wir nicht. Wir wissen nur, daß die Sinnesempfindungen, um gegenständlich zu werden, räumlich geordnet sein müssen. Die räumlich geordneten Empfindungen sind aber an sich noch keine Gegenstände. Dazu bedürfen sie noch einer zeitlichen Verlängerung, denn sonst würden sie nur als Augenblickserscheinungen wirken.

Diese zeitliche Verlängerung geschieht nun nach einem bestimmten Rhythmus, oder anders ausgedrückt, nach einem Zeitschema, das wir mit dem Wort „Funktion" bezeichnen. Es kann diese Funktion die bloße Dauer bedeuten oder eine gewisse Veränderung während der Dauer. Handelt es sich um die Funktion eines planmäßig gebauten Gegenstandes, so sprechen wir von „Leistung". Die Funktion, die wir im Gegenstand verkörpert sehen, ist durchaus abhängig von unserer individuellen Erfahrung über den einzelnen Gegenstand und wechselt daher von Mensch zu Mensch ganz ungemein.

Da wir aber gerade die Funktion meinen, wenn wir einen Gegenstand mit einem bestimmten Namen bezeichnen, so geschieht es nur allzuoft, daß wir im Verkehr mit unsern Mitmenschen unter dem gleichen Wort gänzlich Verschiedenes verstehen.

Wir alle haben, wenn wir die gewöhnlichsten Objekte, wie Stein, Baum, Tisch bezeichnen, eine wenn auch verworrene Vorstellung von einer ganz bestimmten Funktion. Wir denken an ein Steinsein, Baumsein, Tischsein, wie wir zum Beispiel an das Fahren denken, wenn wir das Wort Wagen aussprechen, denn die Funktion des Fahrens ist im Wagen verkörpert.

Diese Funktion ist natürlich nicht unmittelbar wahrnehmbar, sondern ist eine Regel der Veränderungen, die wir an einem bestimmten Objekt beobachtet haben.

Über die Bildung der Gegenstände in unserer Umwelt fehlt es noch an einschlägigen Untersuchungen. Ich selbst habe durch einen merkwürdigen Zufall Gelegenheit gehabt, die Bildung eines Gegenstandes unmittelbar zu beobachten: ich speiste längere Zeit bei einem Freunde und stets stand vor meinem Teller ein Krug mit Wasser. Eines Tages hatte der Diener den Krug zerschlagen und an seine Stelle eine Karaffe aus geschliffenem Glase hingestellt. Ich suchte nach dem gewohnten Kruge mit den Augen und sah die Karaffe nicht. Auf meine Frage, wo heute das Wasser stünde, ant-

worteten die Anwesenden lächelnd: „Es steht doch vor dir", und im selben Moment konnte ich sehen, wie sich hier und da verschiedene Glanzlichter, die auf Tellern und Gläsern geruht hatten, von diesen Gegenständen los-lösten und zusammenschossen, um gerade vor mir einen neuen Gegenstand zu bilden, der vorher in meiner Umwelt nicht vorhanden war — die Karaffe. Die Erscheinungen der verschiedenen Glanzlichter waren bereits vorhanden, aber solange das Raumschema, das sie zusammenbinden sollte, durch das Suchen nach einem andern Gegenstand nicht in mir aufkommen konnte, gingen sie mit anderen Gegenständen Verbindungen ein; was um so leichter möglich war, als es sich bloß um einen belanglosen Glanz handelte, der diese Gegenstände nicht veränderte.

Um dieser merkwürdigen Gegenstandsbildung näher zu kommen, habe ich folgendes Experiment angestellt. Ich ließ mir verschiedene mir unbekannte bunte Bilder vorlegen und betrachtete diese mit einem Auge durch einen regulierbaren Momentverschluß, den ich ein einziges Mal aufblitzen ließ. Ich schloß darauf die Augen und suchte mir von dem momentan gesehenen Bild Rechenschaft zu geben, das dann auch ganz deutlich vor mein Auge trat. Nun verglich ich dieses Momentbild mit dem wirklich vorgelegten Bilde und konnte nun die ungeheuerlichsten Unterschiede feststellen. Alle Arten von Gegenständen wurden miteinander verwechselt, weil die einzelnen bunten Merkmale in völlig neue Zusammenhänge gebracht wurden. Geht aus diesen Beispielen die Wichtigkeit des Raumschemas für die Bildung der Gegen-stände recht deutlich hervor, so kann ich auch ein Beispiel für die Wichtigkeit des Zeitschemas oder der Funktion bei der Gegenstandsbildung anführen.

Ein junger intelligenter und körperlich sehr gewandter Massaineger, den ich aus dem Innern Ostafrikas nach Dar-es-Salam mitgenommen hatte, erhielt von mir den Auftrag, eine kurze Leiter zu besteigen, um mein Aqua-rium zu reinigen. „Herr," sagte er, „das kann ich nicht, denn ich weiß nicht, was dies für ein Ding ist." Er sah mit seinem von keiner Erfahrung ge-leiteten Auge nur Löcher aber keine Sprossen. Nachdem ihm das Leiter-besteigen einmal vorgemacht war, wußte er nun für immer, was eine Leiter war. Während vorher statt der Leiter bloß zwei regellos miteinander ver-bundene Stöcke vorhanden waren, die an der Wand lehnten, stand jetzt plötz-lich eine Leiter vor ihm. Erst durch die Kenntnisnahme der Funktion des Steigens löste sich die Leiter als ein neuer qualitativ verschiedener Gegen-stand von allen Stöcken los, die ja eine ganz andere Funktion besitzen.

Die gegenstandsbildende Fähigkeit der Funktion hat K. E. von Baer an einem sehr schönen Beispiel erläutert. Er schildert, wie ein Notenblatt, das in Afrika erst einem schwarzen Häuptling, dann einem Händler und schließ-lich einem Musiker in die Hände fällt, in jeder der neuen Umwelten zu einem neuen Gegenstande wird.

Die Annahme, daß wir Menschen alle in der gleichen Welt leben, ist eine nimmer versiegende Quelle der schwersten Täuschungen und Irrtümer. Heutzutage ruht diese Annahme, weil sie als wissenschaftliches Axiom gilt, wie ein dichter Nebel über uns allen.

Dieses Axiom ist von der Physik aufgestellt worden und genießt bei der allgemeinen Verehrung, die den exakten Wissenschaften gezollt wird, uneingeschränkte Geltung. Man kann daher den heutigen Moment nicht besser bezeichnen, als den Augenblick des eben ausbrechenden Kampfes zwischen Biologie und Physik, der sich über den Gegensatz und die Bedeutung von Umwelt und Wirkungswelt abspielen wird.

Es ist deshalb unumgänglich nötig, sich völlige Klarheit über die Unterschiede dieser beiden Welten zu verschaffen. Wie wir sahen, ist dieser Unterschied bei den niederen Tieren, wie zum Beispiel der Meduse, in die Augen springend. Die Effektoren sind in ihrer reichen Gliederung und ihren feinen Zusammenhängen auf alle Objekte, die das Tier umgeben, abgestimmt. Die Umwelt dagegen ist noch ganz unbedeutend. Der Reiz des eigenen Glockenschlages ist das Einzige, was von den Rezeptoren in Erregung verwandelt wird.

Der Unterschied zwischen Umwelt und Wirkungswelt ist auch bei den höheren Tieren für uns leicht erkennbar, weil wir als Beobachter einen außerhalb liegenden Standpunkt einnehmen, von dem aus wir die Beziehungen der Tiere zu den beiden Welten übersehen können.

Sind wir selbst die Beobachter unserer eigenen Umwelt und Wirkungswelt, so ist die Beobachtung der Unterschiede deshalb erschwert, weil wir von den Gegenständen unserer Wirkungswelt nur insofern Kunde bekommen, als sie auch in unserer Umwelt vorhanden sind. Trotzdem sind die Merkmale deutlich genug, um uns die Unterschiede beider Welten lebhaft vor Augen zu führen. Zur Wirkungswelt gehört alles das, was von unseren Effektoren unmittelbar, sei es durch die grobmechanischen Stöße unserer Muskeln oder die feinen chemischen Stöße unserer Drüsen getroffen wird. Diese Stöße setzen sich überall hin fort und werden durch gleiche Stöße erwidert.

Die Welt der Stöße und Gegenstöße ist die Wirkungswelt. Auch durch unseren Körper hindurch — selbst auf den Bahnen unserer Nerven — bewegen sich diese Stöße und sie sind die Kräfte, die in jedem Teil unseres Körpers die vorhandenen Wirkungen ausüben.

Die Physiker behaupten nun, mit ihrer Wissenschaft alle Wirkungen und Gegenwirkungen der kleinsten und der größten Massen zu beherrschen. Nach ihnen soll es in der Wirkungswelt nichts anderes geben als kleinste Gegenstände ohne Eigenschaften (Atome), die sich im Raum nach dem Kausalitätsgesetz bewegen.

Es gibt nur tote Stoffe und Kräfte! Dieses ist die Behauptung, die der Biologe, der die individuelle Entwickelung der Tiere studiert hat, nicht hingehen lassen darf. Denn wir haben uns überzeugen können, daß zum planmäßigen Aufbau eines Tieres der tote Stoff trotz seines Stoffwechsels und all seiner mikromechanischen und chemischen Möglichkeiten nicht genügt. Es mußten noch andere Faktoren hinzutreten — die Gene, die einerseits mit ihrer Wirkung in die materiellen Stoffe und Kräfte eingriffen und andrerseits einem durchaus extramateriellen Plan gehorchten.

Die biologische Behauptung, daß der Entstehungsplan, welcher extramaterielle und materielle Faktoren verbindet, wie etwa die Melodie eine Tonreihe, nicht bloß eine subjektive Zutat des Beobachters ist, die man ebensogut weglassen könnte, ohne den Gang der Dinge zu stören — sondern daß dieser Plan in das objektive Geschehen der Wirkungswelt eingreift, bedeutet einen schweren Einbruch in die materielle Weltanschauung und kann gar nicht anders als den leidenschaftlichsten Widerspruch hervorrufen.

Aber in noch umfassenderer Weise entrollt sich die Schlacht zwischen Physik und Biologie, wenn diese die Umwelt der Wirkungswelt als gleichberechtigt gegenüberstellt.

Alles gibt es in der Wirkungswelt, nur keine Subjekte, keine Qualitäten, kein Leben, keine Planmäßigkeit, die Wirkung toter Körper aufeinander und sonst nichts. Der Physiker scheidet prinzipiell alle beobachteten Qualitäten aus, weil sie seinen Berechnungen nicht unterliegen — dadurch werden aber seine zum Zweck der Rechnung erdachten Atome doch nicht wirklicher als die beobachteten Qualitäten. In der Umwelt herrscht dagegen als allgemeinstes Gesetz die Planmäßigkeit. Planmäßig werden von uns die Eigenschaften durch Raum- und Zeitschemata zu Gegenständen zusammengefaßt.

Versuchen wir die Gegenstände zu zerlegen, so finden wir überall das Gleiche: der Teilgegenstand ist ebenso gebildet wie der ganze. Immer wieder sind es Eigenschaften, deren räumliche und zeitliche Ordnung das Objekt formen. Wir mögen die feinsten Mikroskope oder die weittragendsten Fernrohre anwenden, im Kleinsten wie im Größten sehen wir dasselbe Gesetz, das die Umwelt baut.

Planmäßig verbinden wir die Gegenstände zu Arten und Gattungen und ordnen dadurch die Gegenstände höheren Einheiten unter.

Wir wissen, daß die Planmäßigkeit nicht bloß eine räumliche, sondern auch eine zeitliche Ordnung bedeutet. Sind die Faktoren, die geordnet werden sollen, selbst unräumlich, wie die Töne, so tritt die zeitliche Planmäßigkeit als Melodie allein in Kraft.

Wir selbst fügen unsere Person, von deren Planmäßigkeit wir überzeugt sind, höheren Einheiten, wie Familie, Volk, Staat, planmäßig ein.

Während in der kausalen Wirkungswelt allein das „Muß" regiert, herrscht

in der planmäßigen Umwelt das „Soll". In der Wirkungswelt gibt es bloß Ursachen, in der Umwelt Beziehungen. Nur die planmäßigen Dinge sind fähig, ästhetische und moralische Gefühle in uns zu erwecken. Diese ganze Seite des menschlichen Lebens spielt sich nur in der Umwelt ab.

Bei den meisten unserer Handlungen kommt es uns gar nicht auf die unmittelbare Wirkung in unserer Wirkungswelt, sondern nur auf die mittelbare Wirkung, auf die Umwelt unserer Mitmenschen an. Wenn mir jemand sagt, „gib mir dies Buch", so ist ihm die Länge und die Form der hierbei erzeugten Luftwellen ganz gleichgültig. Er will aber damit auf mich, als einem Gegenstand seiner Umwelt, eine Wirkung ausüben, die dieses Subjekt veranlaßt, seine Effektoren so zu bewegen, daß ihm der gewünschte Gegenstand gereicht wird.

Er erkennt mich also durchaus als Subjekt an, aber da er Wirkungswelt und Umwelt nicht zu trennen vermag und weil ihm von den exakten Wissenschaften versichert wird, es gäbe nur eine einzige Außenwelt, so glaubt er auch, daß er mit seinen Worten das fremde Subjekt unmittelbar beeinflußt. Er übersieht, daß er selbst und seine Worte erst in meine Umwelt übersetzt werden müssen, damit ich überhaupt begreife, was er will und dementsprechend meine Effektoren in Tätigkeit setze, und glaubt infolge dieses Irrtums, daß der ganze Vorgang von seinem Wort bis zu meiner Handlung sich in einer einzigen Welt nach dem Kausalgesetz vollzogen habe. Er übersieht ferner, daß ich mich auf das äußerste sträuben würde, mit jenem Gegenstand in seiner Umwelt, an den er sein Wort gerichtet und der aus seinen Eigenschaften nach seinem vielleicht recht törichten Schema zusammengesetzt ist, identifiziert zu werden.

Versuchen wir es selbst, uns unserer eigenen Erfahrungen zu erinnern, um uns der Existenz der verschiedenartigen Umwelten bei unseren Mitmenschen bewußt zu werden. Warum langweilt sich so oft ein Großstädter auf dem Lande, weil er nur die wenigsten Gegenstände voneinander zu unterscheiden vermag. Wenn er spazieren geht, was sieht er da? — Ein Haus, einen Hund, einen Busch, einen Baum, der sich immer und immer wiederholt. Wenn man kein gesondertes Schema für Kastanie, Eiche, Buche, Tanne usw. hat, dann sieht man eben nur etwas Grünes, Hohes von allgemeinen Formen, das heißt einen Baum, und immer wieder den gleichen Baum.

Die Natur bietet unserem Auge so unendlich viele Einzelheiten dar, daß, wenn wir sie alle beachten wollten, wir überhaupt zu keiner Zusammenfassung kämen. Daher müssen wir uns für gewöhnlich mit einem allgemeinen Schema, zum Beispiel der Kastanie, begnügen, obgleich es hunderttausend verschiedene Kastanienbäume gibt. Aber es gibt eine Grenze im Übersehen der Einzelheiten, deren Überschreiten das Leben gar zu langweilig macht.

Ich habe ein sehr eindrucksvolles Beispiel dieser Art erlebt: Ein Multimillionär, der sich durch eiserne ununterbrochene Arbeit aus einem bescheidenen Bankbeamten emporgearbeitet hatte, faßte endlich den Beschluß, nun auch das Leben zu genießen, er hatte ja die Mittel dazu. „Welches ist die schönste Stadt der Welt?" „Neapel." — Also hingereist. Furchtbare Enttäuschung. Häuser, Berge, Wasser. Das kannte er doch schon. Pompeji, Paestum, die die Herzen so vieler Tausende begeistern — für ihn ein Haufen zerbrochener Häuser. Nach einigen verzweifelten Versuchen, etwas Neues in der Welt zu sehen, fand er den einzigen Trost im Alkohol — nach wenigen Wochen brachte man ihn, an Delirium leidend, nach Hause. Die herrliche Natur Neapels, die unser Auge durch Farben- und Formenreichtum beglückt, war in seiner Umwelt gar nicht vorhanden. Berg, Baum, Haus, etwas anderes gab es in seiner öden Umwelt nicht.

Dieses Beispiel zeigt, wie leicht die Umwelt, wenn sie nicht gepflegt wird, verkümmern kann, und deshalb ist die Lehre von einer einzigen Welt, in der es nur tanzende Atome gibt, so gefährlich, weil sie unser Anschauungsvermögen lähmt und unsere Umwelt verwüstet.

Es gibt nach der Lehre der Physik keine Farben, sondern nur Ätherschwingungen, keine Töne, sondern nur Luftschwingungen, keine Düfte und Geschmäcke, sondern nur chemische Atome verschiedener Größe. Denkt man sich immer mehr in diese Welt hinein, so bleiben von den farbigen, duftigen, tönenden Gegenständen nur wenige belanglose Formen übrig, die man zusammenzählen mag, mit denen man aber sonst nichts anfangen kann.

Ein reicher Mann, der ein großer Gartenliebhaber war und jeden Morgen seine Lieblingspflanzen besichtigte, wurde von seinen Söhnen besucht, die als reine Großstädter in der physikalischen Wirkungswelt lebten. Diese Söhne fanden die Morgenspaziergänge ihres Vaters einfach lächerlich: „Papa zählt die Bäume," sagten sie.

In der Tat, wenn man nur ein paar gleiche Gegenstände in seiner Umwelt besitzt, bleibt einem nichts anderes übrig, als zu zählen.

Dank dem Bau unserer Rezeptoren und Zentralorgane sind wir, so lange wir noch unbefangen bleiben, in eine Umwelt gesetzt, die durchaus und in allen Stücken mit uns harmoniert. Jeder Kieselstein am Wege ist dank seiner Eigenschaften, die ja doch unsere Sinnesempfindungen sind, dazu geeignet, uns durch seine Form und Farbe, seine Glätte zu erfreuen. Alle diese Eigenschaften verschwinden, wenn er nichts weiter wird als ein Konglomerat von Massenteilchen, die nur rechnerisch wertvoll sind, aber ganz unerfreulich bleiben. So lange ein Kind mit dem Kieselstein spielt, ist dieser ein wertvoller Gegenstand und erhält durch seine Beziehungen zum lebendigen Subjekt selbst ein Stück Leben. Werden statt der biologischen Beziehungen physikalische Ursachen angeführt, so gelingt es sogar, einen Kieselstein totzuschlagen.

Ich will mit diesem Beispiel auf die Tatsache hinweisen, daß alle Gegenstände unserer Umwelt in persönlichen Beziehungen zu uns stehen, auch einen gewissen Gefühlswert besitzen. Es können aber nur subjektive Beziehungen Gefühlswerte auslösen. Sobald sie durch objektive Ursachen ersetzt werden, sind die Gefühlswerte tot.

Am schlimmsten haben die Astronomen mit ihrer Popularisierungswut gehaust. Was ist aus den heiligen Sternen geworden, aus deren Gang der Chaldäer das Geheimnis der Zukunft erriet und aus deren stillem Rythmus Phythagoras die Sphärenharmonie erlauschte? — Eine völlig gleichgültige Gesellschaft leuchtender Massenteile, deren Licht so und so viele Hunderte von Jahren, Monaten und Wochen braucht, um bis zu uns zu gelangen. Es sind Objekte geworden, die sich in völlig sinnloser Weise um uns drehen. Sinnlos deshalb, weil nur die Beziehungen zum Subjekt den Dingen irgendwelchen Sinn verleiht.

Einen Sinn haben die großen astronomischen Entdeckungen nur für denjenigen, der Schritt für Schritt durch eine eigene Beobachtung zu ihnen hingelenkt wird. Nur derjenige, dessen Wissensdurst und Phantasie unbefriedigt bleibt von dem ästhetischen Eindruck stiller Erhabenheit, den der Sternenhimmel bietet, der aus den Grenzen der gegebenen Anschauung hinausdrängt, ist fähig und auch würdig, die Geheimnisse des Himmels kennen zu lernen. Für den Normalmenschen aber, in dessen Umwelt sich niemals die Planeten von der großen Fixstern-Ebene losgetrennt haben, um einsam und frei im leeren Raum ihre unsichtbare Straße zu ziehen — für ihn werden alle astronomischen Entdeckungen nichts sein als unverständliche Rechenexempel, die er unbesehen glaubt, weil sie ihm nicht das geringste Interesse abnötigen.

Das Einzige, was man durch Popularisierung der Himmelskunde bei den meisten Menschen erreicht, ist ein verständnisloses Hinstarren auf diese hellen Punkte, die man berechnen kann.

Dadurch hat man eine Quelle der reinsten und erhabensten Gefühle, die wir Menschen besitzen, zum Versiegen gebracht, — denn der Sternenhimmel ist den meisten Menschen zu einer greulichen verworrenen Rechenmaschine geworden, die ihnen einfach ekelhaft ist.

Dieses höchst beklagenswerte Resultat wird von einigen Fanatikern noch als ein großer Erfolg gepriesen. So rief der französische Arbeitsminister Viviani begeistert aus: „Avec un geste magnifique nous avons éteint tous les astres du ciel.“

Wie mit der Freude an den Sternen geht es auch mit der Freude an Pflanzen und Tieren, wenn man diese als reine Objekte der Wirkungswelt behandelt. Wenn sie weiter nichts sind als zufällige Produkte immer der gleichen chemisch-physikalischen Gesetze, so sind sie ja auch ganz gleich und

ganz gleichgültig. So raubt die materialistische Weltanschauung den Gegenständen nicht bloß ihre Eigentümlichkeiten und differenzierten Formen, sondern auch ihre Planmäßigkeit.

Die Planmäßigkeit selbst ist kein Obersatz, aus dem sich die Folgerungen durch logische Notwendigkeiten ableiten lassen, sondern kann nur aus der Anschauung des Zusammenhangs der Teile im ganzen und ihrer gemeinsamen Wirksamkeit gewonnen werden. Ihre Erforschung führt uns daher nicht fort von der Natur, sondern immer tiefer in sie hinein. So gewinnen wir eine immer intimere vielfältigere Kenntnis der Gegenstände und bereichern und erweitern unsere Umwelt.

In der Wirkungswelt gibt es keine Planmäßigkeit und mit ihr schwindet auch unser Vertrauen zur Natur. Damit hat man sich, wie es scheint, bereits abgefunden. Aber nun naht eine neue Peinlichkeit. Wenn es nur planlose Vorgänge gibt, so werden selbstverständlich auch unsere menschlichen Einrichtungen, die sich auf der Planmäßigkeit aufbauen, hinfällig.

Die Familie zum Beispiel ist ein planmäßiges Erzeugnis des Menschenlebens. Sie entsteht durch die Vereinigung zweier Subjekte, die mit ihren beiden Umwelten sich gegenseitig ergänzen und durchdringen. Daraus erwächst eine höhere Mannigfaltigkeit und bildet einen wundervollen Garten, aus der die Umwelten der Kinder ihre erste Anregung erhalten, um ihrerseits den Garten der Eltern selbständig zu erweitern und zu bereichern — so wächst allmählich dieses höhere Lebewesen heran, das größer und reicher ist als eine einzelne beschränkte Persönlichkeit.

Wer jemals den wunderbaren Organismus, der sich in einem voll aufgeblühten Familienleben ausspricht, kennen gelernt hat, wird die Schönheit dieses Eindruckes niemals vergessen.

Die Bedingung für die Lebensfähigkeit dieses Organismus liegt nicht in einer Selbstbeschränkung des Einzelnen, im Gegenteil, je reicher die Persönlichkeiten sind, um so mehr bereichern sie das ganze, sondern nur in einem selbstlosen Verständnis für die andern Subjekte, um gemeinsam wachsen zu können. Aber erst die gemeinsame Zielstrebigkeit verleiht dieses Wachstum.

Trägt man in eine solche Familie die Lehre hinein, daß es keine innere planmäßige Leitung des Lebens, daß es keine gemeinsame Zielstrebigkeit gibt, — sondern daß nur das Glück des Einzelnen, das in der Befriedigung seiner persönlichen Gefühle und Leidenschaften ruht, gesucht werden soll, so wird nur allzu leicht durch den innerlichen Abfall eines der Mitglieder der schöne, aber überaus zarte Organismus ins Herz getroffen und siecht langsam dahin.

Das Gleiche gilt für alle überpersönlichen Einheiten, wie zum Beispiel Staat und Volk. Auch sie sind nur so lange wachsende lebendige Wesen, als die

Einzelnen sich mit dem Ganzen verwachsen fühlen und, einer gemeinsamen Planmäßigkeit bewußt, von einer gemeinsamen Zielstrebigkeit getragen werden.

Die konsequent durchgeführte Lehre von der Existenz einer einzigen planlosen Wirkungswelt muß notwendig alle diese höheren Gebilde vernichten.

Nun geht die Lehre von der alleinigen Existenz der Wirkungswelt durchaus nicht von Männern aus, denen diese Folgen gleichgültig wären oder die etwa einen persönlichen Vorteil dabei suchten. Nein, es sind im Gegenteil Männer, die moralisch besonders hochgespannt sind und das allgemeine Wohl immer vor Augen haben. Sie wollen, wie zum Beispiel Haeckel, Erzieher der Menschheit zum Guten, Wahren und Schönen sein.

Man kann Haeckel wohl im einzelnen eine wissenschaftlich nicht einwandfreie Beweisführung vorwerfen, aber seine volksbeglückenden Absichten hat noch niemand bezweifelt.

Nichts ist lehrreicher, als die Anstrengungen zu verfolgen, welche diese modernen Erzieher der Menschheit machen, um die Moral in die Wirkungswelt hinüber zu retten, wo sie beim besten Willen keinen Platz hat.

Haeckel mit seiner typischen Kurzsichtigkeit glaubt in der bloßen Abwendung von der Pfaffenherrschaft, unter der er die unberechtigte Vergewaltigung ewiger Normen durch menschliche Dogmen versteht, das Heil zu erreichen.

Loeb sieht entschieden weiter; er fühlt das Bedürfnis, die Moral durch Hilfsmittel der Wirkungswelt zu stützen und verfällt dabei auf die Chemie des Gehirns. Nun ist eine chemische Moral aber gewiß genau so ein Unding wie eine moralische Chemie.

Die gleichen hoffnungslosen Versuche stellt Ostwald an, wenn er aus der Energetik eine Gottesidee ableiten will.

Diese Bestrebungen sind gewiß sehr gut gemeint, aber völlig aussichtslos. In einer Welt, die sich aus Atomstößen aufbaut, hat die Moral keinen Platz. Nur eine menschliche Umwelt von gesteigerter Planmäßigkeit wird als letzte und schönste Frucht die Moral zur Reife bringen nicht als ein Maß für die Handlungen anderer, sondern als ein Ziel für sich selbst.

Wird die Planmäßigkeit zerstört und die Gegenstände der Umwelt entwertet, indem man sie zu Massenteilen macht, so verliert schließlich ein jeder Mensch das Interesse an der Tatsache, daß er selbst ein planmäßiges Subjekt ist.

Anstatt die Hauptaufgabe des Subjektes zu erfüllen und seine Umwelt immer reicher und reicher zu gestalten, indem er durch Beobachtung der Funktionen die Gegenstände immer feiner und vielfältiger durchschaut, und seine eigene Person in den Dienst höherer Einheiten stellt, beginnt er sich selbst als Objekt der Wirkungswelt zu betrachten und sich den anderen

Menschen, die dann ja auch nichts anderes sind als Objekte, für gleichartig zu achten, und glaubt im Ernst, daß, wie in der Physik, so auch im Leben der Menschen, die größere Anzahl größeren Wert verleiht.

Es gilt heute für jeden Klarheit zu gewinnen über die Frage, gibt es eine Umwelt mit wirklichen Kräften und Gegenständen? Wirkliche Naturkräfte sind bekanntlich dadurch ausgezeichnet, daß sie nicht bloß aus der Beschreibung der Vergangenheit erkannt werden können, sondern auch einen Schluß auf die Zukunft gestatten. Ebenso genau, wie wir wissen, daß ein Hühnerei entzwei geschlagen wird, wenn wir es auf die Straße werfen, ebenso genau wissen wir, daß seine Gene nach einem bestimmten Plane nur ein Huhn aufbauen werden und nichts anderes. Zweifelt man nicht an der Gravitation, so darf man auch nicht an der Zielstrebigkeit zweifeln.

Nicht einmal unsere Werkzeuge, die wohl planmäßig gebaut, aber noch lange keine Subjekte sind, entstehen jemals ohne Plan. Wir haben das planmäßige Entstehen der lebendigen Subjekte zu verfolgen versucht. Ist es denkbar, daß nicht nur das planmäßige Subjekt, sondern auch die planmäßige Entstehung des Subjektes ein Spiel des Zufalles ist? Wenn es nur eine einzige Welt, die Wirkungswelt ohne Planmäßigkeit, gibt, so muß eben dies Undenkbare gedacht werden. Da gibt es keinen Ausweg — und es ist ganz einerlei, ob man sich diesen Widerspruch in sich selbst auf die Darwinsche oder eine andere Art wegzuphilosophieren sucht. Wenn es nur physikalische und chemische Kräfte gibt, so ist die Planmäßigkeit, die wir sehen, nur ein Schein.

Dann zerfließt die Welt, die uns umgibt, mit ihren tausend Farben und Formen, mit ihrer planmäßigen Sicherheit, mit all ihren ethischen und ästhetischen Einrichtungen, zu einem Tanz der Atome, in dem nichts regiert als die Zahl.

Was haben wir nun dadurch gewonnen, daß wir die Zahl, die in der Wirkungswelt regiert, auch zum Gott unserer Umwelt gemacht haben? Im sechzehnten Jahrhundert lebte (so lehrt uns der feinste Kenner menschlicher Umwelten, Troels-Lund) über der blauen Himmelsdecke nicht mehr ein gütiger Gott, sondern ein böser Dämon. Ganz nahe saß er über uns, alles mit bösen Blicken verfolgend. Stets bereit, zu strafen und zu rächen. Durch ganz Europa, von Norwegen bis hinab nach Spanien flammten die Opferstöße, auf denen man die Frevler gegen ihn, Hexen und Ketzer, verbrannte, um ihn zu versöhnen. Genau wie einst die Phönizier den bösen Moloch verehrten.

Da zerschlug Giordano Bruno die blaue Himmelsdecke und zeigte uns, daß kein böser Dämon dort versteckt war, sondern der unendliche Raum sich vor den erstaunten Blicken auftat. So rettete er die Umwelt von diesem Spuk.

Jetzt hat sich ein anderer Spuk eingeschlichen, der die Umwelt der Menschen verderben will, — die Zahl. Die Folgen werden sich zeigen, wenn er erst die Massen völlig beherrscht und in Bewegung bringt. Dann wird von dem, was die Menschen zum Schmuck und zur Kultur ihrer Umwelt planmäßig erbaut haben, wenig übrig bleiben. Wo die Wirkungswelt die Umwelt verdrängt, wo physikalische und chemische Kräfte unumschränkt walten, entsteht notwendig das Chaos.

Deshalb wirkt es wie eine Erlösung, wenn man sein Auge von der Physik ab und der Biologie zuwendet, denn sie allein ist fähig, uns aus der drohenden Hölle von Langeweile und Roheit zu retten, indem sie das häßliche Phantom der Atomwelt zerstört und uns lehrt, daß nicht nur wir selbst eine eigene farbige, tönende, duftende Umwelt besitzen, sondern daß es rings um uns Tausende und aber Tausende von Umwelten gibt, die zu erforschen die reinste Freude gewährt.

Sie lehrt mehr als die Erhaltung der Energie und der Materie, was uns, wenn wir nicht Physiker sind, völlig gleichgültig sein kann. Sie lehrt uns, daß es eine wirkliche, planmäßig waltende, zielstrebige Naturmacht gibt.

Sie lehrt uns ferner die Frage aufwerfen, ob denn die eigene Umwelt die höchste und letzte sei. Wird diese Frage gestellt, so ist sie damit verneint, denn die Umwelten unserer großen Genies, der Maler und Dichter überragen die unsere nach allen Seiten hin.

Sie lehrt uns, daß diese Welt als unsere Umwelt ein lebendiger Teil unserer selbst ist, den wir nicht entwerten können, ohne selbst zu verarmen, den wir aber durch eigene Arbeit immer reicher und lebendiger gestalten können, der mit uns wächst und sich ausbreitet und fähig ist, immer erlesenere Gefühle in uns zu erwecken.

Und schließlich und endlich lehrt uns die Biologie die Grenzen erkennen, die unserem Wissen durch den planmäßigen Bau unserer eigenen Persönlichkeit gesetzt sind, denn in der richtigen Begrenzung beruht die Planmäßigkeit. So endet sie wie jede wahre Wissenschaft nicht mit einer Antwort, sondern mit einer Frage.

Reise durch Honan

von Friedrich Perzynski

Lung mên, das „Drachentor," durch den sich der Y-Fluß wälzt, eingeschnürt von zwei Gebirgsketten, frischt wundersam auf, wenn man, was im Jahre ein paarmal vorkommt, die Geduld mit Land und Leuten verloren hat. Jene Globetrotter, die mit sorgfältig geschonten Etiketten der Hotels von Delhi, Djokjakarta und Nikko auf ihren Koffern China „erledigen", kommen nicht hierher. Denn der Bädeker für China ist noch immer nicht fertig. Lung mên erhält, wenn er erscheint, einen Stern, und dann ist, was viele genossen haben, getrübter Genuß.

Der Y-Fluß dampft. Warme Quellen rinnen von den Bergen zu ihm. Ein paar sind im Tempel Chien Hsi Sze in Becken aufgefangen und stürzen aus Löwenmaul und Spalt über bemooste Steine in kleine klare Tümpel. Bauern, die mit schweren Ochsenwagen, mit Schubkarren oder mit mächtigen Baumwollpacken auf dem Rücken diese enge Felsenstraße, die natürliche Pforte Südwest-Honans, passieren, verschnaufen hier, waschen das Gesicht in dem lauen Wasser und trotten weiter. Nicht mit strengen verzerrten Mienen und dem Gesang, der ein einziger geschriener Seufzer ist, schrill wie das Kreischen schlecht geschmierter Achsen (so sieht sie ein deutscher Autor in den großen durch Europäer freudlos gemachten Hafenplätzen). Im Defilee von Lung mên gibt es nur vergnügte Gesichter, Gelächter und Scherze, wenn der Ochsenkarren hoffnungslos in den Steinplatten stecken bleibt. Auf dem hellen Sande des breiteren Ostufers ist ein Strand, wo Fischer von einer Fee träumen können, die sich ihr Federkleid ertanzt. Möwen tummeln sich darauf, und wenn eine Kamelkarawane in strengem Rhythmus naht oder ein Ochsenwagen die Furten passiert, unter Peitschenknallen und Geschrei, fliegen Schwärme wilder Enten auf und die Luft ist von dem Lärm ihrer Fittiche erfüllt wie von dem von fernen Propellern. Doppelnachen, so leicht gebaut, daß man sie auf dem Rücken tragen kann, treiben auf dem Y; der Fischer steht mit gespreizten Beinen auf ihren Rändern, die von Kormoranen besetzt sind. Sie besorgen den Fischfang (man macht in Japan Reisen nach Gifu, um das zu sehen). Die Luft in diesen Januartagen ist mild wie bei uns im Frühling. Ich klettere über die Bergstraßen der östlichen Ketten, wo es den ganzen Tag lebendig von Karawanen und Fußgängern ist, Leuten, die zwölf Stunden unterwegs sind und trotzdem von ein paar getrockneten Kaki, die wie Feigen schmecken, satt werden, verschicke mit Behagen, denn hier ist seltsam ungekünstelte Natur, meine Blicke über die sich weit nach Süden öffnende Ebene dorthin, wo Reiher und allerlei bunte Vögel einherstolzieren, wo der Y zu einem Silber-

band zusammenschmilzt. Wo ich nicht in abenteuerlich langsamen Tagereisen entlangpilgern darf, weil Räuber Tempel und Ortschaften okkupiert haben. War das je anders hier? Ein Lößkastell erhebt sich im Südwesten des Lung mênschan. Der große Reisende der T'ang-Zeit, Hsüan Tsang, dessen Name dem Ohr des Sinologen wie eine Harfe klingt, hat hier seine aus Indien mitgebrachten durchnäßten Manuskripte getrocknet. Diese heiligen Bücher sind wie Ahasver gewandert, denn Mark Aurel Stein will sie in einem Tempel Turkestans wiederaufgefunden haben. Die Sage ist darum nicht weniger hübsch, und noch hübscher ist es, daß der Name eines vor dreizehnhundert Jahren Verstorbenen heute noch im Munde der Leute lebt. Die Phantasie erhebt sich in dieser Atmosphäre zu höherem Flug. Wie im Kinematographentheater wechseln auch hier in Honan die Bilder: ein Stück Ägypten, Italien, Tropisches baut sich übereinander, nebeneinander auf, und wenn es dunkelt, wenn die enge westliche Uferstraße leer von Menschen wird und keiner mehr in den Grotten sein Echo sucht, stehen die Bergkämme wie ausgetuscht mit phosphoreszierenden Kanten in einem Himmelsblau so weich und tief, daß man den Arm hineintauchen möchte.

Menschen, die gewohnt sind, Kunstgottesdienste in Museen abzuhalten, in diesen Totenkammern der Schönheit, wo eine früh gealterte Wissenschaft Massensektionen öffentlich veranstaltet, unverwöhnte und verwöhnte Menschen müssen in Lung mên wie von einem Taumel erfaßt werden angesichts der Entdeckung einer Zeit, die ihre Sprache, nach anderthalb Jahrtausenden für jedermann lesbar, mit Lettern von solchen Dimensionen in das Gestein gegraben hat. Ein Geschlecht von Giganten hat dieses Pantheon unirdisch milder und furchtbarer Gottheiten erdacht. Sie stehen, den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, den rechten Arm erhoben, an den Wänden der tempelartig ausgeschmückten Grotten; die Flammen ihrer Heiligenscheine züngeln hinauf zur Kuppeldecke. Sie sitzen auf ihren Lotosthronen; ihr Riesenleib, von Menschenhand gemeißelt, scheint seinen Urheber zu verleugnen, wächst zu einem Symbol von eigenem Leben, droht Wände und Kuppel zu sprengen, Schreckgestalten, die den Geist der Ketzer wie mit Feuerodem anblasen, hüten seitliche Zugänge und Tore; die Brauen sind Dolche, Adern und Muskeln schwellen an wie ein Strom, die auseinandergesperrten Füße lasten wie Berge auf allem, was sich entgegenstemmt. Von der Ostseite des Y-Flusses hat man den Blick auf eine bühnenartig vertiefte Halle; sie nimmt ein Viertel der Höhe des ganzen Gebirgsstockes ein. Unter dem Felsbaldachin sitzt ein Buddha, flankiert von Mönchen, Bodhisatvas und Devakönigen; sie sind so groß, daß man über den Strom hinweg die Sichelbrauen, den weichen Schwung der Lippen, das Haargeschmeide, die Gürtelketten, den mächtigen Brustkorb, Halsadern und Beinmuskeln des Deva-

königs mühelos erkennen kann. Kleine Menschen schicken ihre Blicke hinauf zu diesem Ungetüm, und einer nach dem andern umspannt mit beiden Armen die Knöchel seines rechten Beines, das, von so vielen Messungen geglättet, wie schwarzer Marmor schimmert.

Man braucht Tage, um die nach Hunderten zählenden großen und kleinen Grotten der beiden Uferseiten abzuwandern, um eine Vorstellung der ungeheuren Arbeitsleistung zu erhalten, die die Felsentempel von Lung mên darstellen. Zwei Jahrhunderte hat ein religiöser Eifer ohnegleichen daran geschafft. Es war die Zeit, als der Buddhismus in China wie eine Lotosknospe aufging, als Fa hien, mit dem zweihundert Jahre später reisenden Hsüan tsang der berühmteste Erforscher des Buddhismus, von seiner langen indischen Pilgerfahrt zurückgekehrt war und seine und seiner Nachfolger Berichte und Schriften eine junge und opferfreudige Gemeinde zu Glaubenstaten allergrößten Stiles entflammt hatte.

Jeder, von der Kaiserin bis zur Nonne, steuerte sein Scherflein bei. So ist Lung mên eine Art Nationaldenkmal geworden. Für die Eroberung eines Landteils, für den Heldentod eines einzelnen auf dem Schlachtfeld, für die gewissenhafte Verwaltung einer Magistratsbehörde wurden Dankschreine errichtet; Klöster stifteten großherzigen Gebern Friese und pietätvolle Kinder kranken oder abgeschiedenen Eltern Stelen. Hat diese große Energiewelle, hat der von Indien übernommene Glaube, daß man durch ganze Heere von Göttern, durch massenhafte Anfertigung von Idolen sich das Heil sichere, ein mageres Thema nicht bis zur Erschöpfung wiederholt? Gewiß, Kolossalbuddhas, kleinere Gruppen von Göttern in Nischen, auf Stelen, Friese mit ihren Akzessorien sind mit derselben Tendenz wie die Perlen eines Rosenkranzes aneinandergereiht: gleich einem Choral aus Hunderttausenden von Menschenkehlen schwingt sich die Andacht eines ganzen Volkes durch das Medium dieses steinernen Götterreigens zum Himmel auf. Dennoch ist, was im Sanjusangendo-Tempel in Kyoto völlig mißlang, wo tausendundeine Göttinnen ihre Arme wie Speere spreizen und rohesten Götzendienerinstinkten schmeicheln, den Skulptoren von Lung mên geglückt: sie erdrücken uns nicht durch die Vielheit, sie bleiben einfach auch in der Verschwendung. Ihr Göttermorgen ist kein Gespensterspuk, sondern eine holde Erleuchtung, von der sie immer wieder, mit der Kraft, der Tiefe und der Naivität knospenden Glaubens erzählen, erzählen müssen.

Im Tempel Chien Hsi Sze, wohin mich auf Geheiß des Präfekten zwölf Soldaten eskortiert haben, liegen vier der wichtigsten und größten Grotten. Sie sind über zwei in Terrassen ansteigende Höfe verteilt, deren abgenutzte Steinplatten, teppichartig mit renaissancehaftem Rankenwerk graviert, auf den Schmucksinn und die Kunstfertigkeit der T'ang-Zeit glücklich vorbereiten. Auf dem obersten Hof wird man einquartiert; unter den Fenstern der Gast-

zimmer schäumt der Y=Fluß, und am gegenüberliegenden Ufer klettern die verlassenen Hallen des Hian schan=Klosters den Felsweg hinauf, von seltsam gegabelten Koniferen wie von einem Paravent beschirmt.

Der Blick vom Gastzimmer also ist ein Labsal nach dem Schmutz und der Fadheit Honanfus, aber holder Zauber wird wach, wenn einer der vielen fast südlichlauen Winterabende kommt, wenn die Sterne paradieren und der Hof mit seinen Grottenstockwerken und den mächtigen Gewölben zu ebener Erde, gefüllt mit Gott sei Dank nicht wegtragbaren Schätzen, wie ein vergessenes Geheimnis sich in das Dunkel der Nacht verliert. Ich taste mich in die mittlere Grotte, stelle Kerzen zu Füßen der milde lächelnden Gottheiten und auf den wurmstichigen hölzernen Altartisch und genieße, wie man Musik für sich im eigenen Haus genießt. Eine Welle heiterer Schönheit flutet durch den Raum. Er ist wie eine byzantinische Kapelle bis in die kleinsten Ecken der Wände und des Plafonds mit Ornamenten und Friesen verziert; am Deckenhimmel, um die Lotosblattrosette des Scheitels, schwingen sich musizierende Engel, halb Bajaderen, halb Hofdamen. Die Felder zwischen den zur Kuppel züngelnden Flammenarabesken der Heiligenscheine und die reich gegliederten Aureolen selbst geben neue Gelegenheit zu ornamentalem Spiel: Lotosblumen blühen zwischen Wolken= und Flammenbändern empor und tragen weibliche Wesen, das Haupt vom Nimbus umstrahlt, die Hände zum Gebet erhoben. Diese holden Adorantinnen sind, wie ihr Gewand und die kunstvoll geordnete Coiffüre erraten lassen, Hofdamen der T'ang=Zeit. Sakrales und Weltliches mischt sich, wie auf den Bildern der Quattrocentisten, naiv und fröhlich durcheinander. In den rotgrundierten Zwickeln wird in Reihen gebetet: hier schauen Büsten von Hofdamen und Mönchen, in flachem leichtgetönten Relief, wie von Emporen herunter. Dieser säulen= und pfeilerlose Raum verblüfft durch die straffe und kluge Gliederung seiner Architektur; da ist keine tote Stelle, kein verlegen zugeflicktes Eckchen. Buddha, Mönch und Bodhisatva stützen sich gegenseitig, die mächtigen Körper sanft vorgeneigt und der mählichen Wölbung angepaßt, in ihren tragenden Funktionen; wie ein unaufhaltsames Empor fließen Ranken, Wolken und Aureolenflammen hinauf zur Kuppel, die zierlichen nimbusumstrahlten Dämchen auf ihren Lotospedalen gleichsam mit sich ziehend, die gen Himmel zu entschweben scheinen. Die Gürtelketten der Gewänder, das weiche Rieseln ihrer Falten, Hände, die dozierend oder andächtig erhoben sind, der spitzblättrige Deckenfries akzentuieren diese Aufwärtsbewegung, wachsen zusammen zu einem großen, gotisch=zwingenden Motiv.

Den Menschen der Wei= und T'ang=Zeit des sechsten und siebenten Jahrhunderts, jenen, die sich in den Lung=mên=Skulpturen aussprechen, kann der Buddhismus nicht eine Religion des Pessimismus, ihr Kern nicht bloße

Daseinsverneinung gewesen sein. Sie half ihnen, den Tod zu überwinden, den ihre verfeinerte Sinnlichkeit wie eine tiefe sich niemals schließende Wunde empfinden mußte. Auf eine tausendmal gefragte Frage gab der Buddhismus ihnen Antwort; er deutete die Einzelexistenz als ein Tor vieler Tore, durch die man in selbstgewähltem Tempo zur Läuterung schritt, bis sich dem philosophisch resignierenden Geist, oder besser, dem Geist des vollendeten Menschen, die letzte Pforte zu der großen Stille auftat, in der das Ich, in der jeder Wunsch nach Wissen, Begier und Lust erloschen sind.

Menschen dieses Glaubens wurden zu Königen der Zeit. Er verjüngte sie, und sie dankten ihm durch Taten heiterer Frömmigkeit, auf denen ein Reflex hellenischer Anmut zu liegen scheint. Diese Plastik ist Sinnenfreudigkeit, von einer sinnenfeindlichen Religion nur schwach gedämpft. Sie ist ganz und gar ein Kind ihrer Zeit, jener Zeit, als chinesische Fürstenhöfe Sammelpunkte feiner Geister waren. Drei aufeinanderfolgende Kaiser der Liang-Dynastie, die ein halbes Jahrhundert regierten, sind selbst Sterne erster Ordnung am Himmel der chinesischen Poesie. Li Tai Poh darf sich auf kaiserlichen Sesseln rekeln, denn seine Lieder steigen wie schwerer süßer Weihrauch zum Himmel. Er intoniert Landschaften (man muß chinesische Gedichte hören!), indem er, gleichsam achtlos, über ein paar einfache Akkorde fährt; Sungmaler allein können diese Knappheit interpretieren. Die Menschenseele liegt in seinen Liedern, die unübersetzbar sind, bis zur Nacktheit bloß. Sie ist unbuddhaisch-durstig: wie lang noch dein, Gold und der Wein? fragt das bekannte Trinklied. (Di doman non c'e certezza, heißt es bei Lorenzo Magnifico.) Die Kunst der Plastik, deren Blütezeit der chinesischen Poesie voraufgeht, deutet das Unsinnliche sinnlich um: diese weiblich weichen Körper steinerner Bodhisatvas aus der Wei-Zeit sind jungfrauenhaft knospende Geschöpfe oder vollblütige Frauen, die sich ihrer ganz irdischen Anmut zu schämen scheinen wie Botticellis Göttinnen. Sie sind keine in Plastik übersetzte Abstraktionen galliger Scholastiker, keine idealisierten Schemen; Gebilde von Künstlerhänden, unter deren Meißel das Fleisch aufblühte, sich zum Streicheln weich über zarte Knochen legte, als solle Liebreiz für den rechten Glauben werben. Es gelang ihm: Tempel, Klöster und Heiligenbilder erstanden in solcher Überzahl, daß konfuzianistische Eiferer im achten und neunten Jahrhundert, wie in Florenz die um Savonarola gescharten Heloten, Bilderstürmerdekrete durchsetzten, daß Klöster mit ihren reichen Liegenschaften säkularisiert, ihre Insassen vertrieben und die Objekte der Anbetung zerstört wurden. (Niemals ist ein begabtes Volk roher mit seinem edelsten Kunstbesitz umgegangen als die Chinesen, aus deren Händen Kunstwerke zu befreien geradezu ein Kulturverdienst bedeutet.) Von dem Glanz des Hoflebens zur T'ang-Zeit strahlt dem, der in Monumenten zu lesen weiß, der Wandschmuck der Chien Hsi Sze-Grotten viel zurück.

Lung mên ist gerade darum eine so freudige Überraschung, weil sich in den immerhin eng umzirkten buddhistischen Stoffkreis allerlei weltliche Vorwürfe eingeschlichen haben, die, wollten sie in reinem Ausklang mit ihrer Umgebung wirken, notwendigerweise ins Feierlich-Monumentale gesteigert werden mußten. Wer die mächtigen Prozessionsreliefe in der Mittelgrotte des Chien Hsi Sze betrachtet, bedauert immer wieder von neuem, daß der Buddhismus (Taoismus und Konfuzianismus haben keinen nennenswerten Einfluß auf die Entwicklung der großen Kunst ausgeübt) so viel plastisches Können aufgesogen, ja erstickt hat. Die Reliefe sind freilich nicht alle gleichwertig. Die der Südostecke fallen, weil weniger straff komponiert, ein wenig auseinander; die Köpfe der Frauen, die hier in einer Fels- und Gebirgslandschaft ihre Andacht verrichten, wogen unruhig zwischen den kerzengerade gehaltenen Lotosattributen hin und her. Einzelne Gruppen sind indes köstlich, wie die der beiden majestätischen Frauen an der Spitze der Prozession, denen ein junges Mädchen in reichgefälteltem langärmeligen Gewande ein Weihrauchgefäß darreicht. Die Kostüme und der Haubenputz mit den beiden flügelartig abstehenden Bandschleifen zeigen, wie getreu die jetzt aus der Erde kommenden Grabfiguren der Wirklichkeit nachgebildet sind. Von der Stimmung der T'ang-Zeit vermitteln diese Friese jedenfalls mehr als sämtliche Schätze des Shosoin in Nara.

Das untere Relief der Nordostecke ist nicht nur Kostüm- und Sittenbild, sondern ganz große, der edelsten griechischen gleichwertige Kunst, das Beste, was die Chinesen in dieser Art je geleistet haben. Hofherren scharen sich um ihren Fürsten; Diener halten Baldachine und mächtige Palmwedel, die sehr kühn und sehr glücklich in den breiten schwarzgetönten Rahmen des Reliefs hineinschneiden. Sie sind zum Greifen plastisch und bringen eine höchst malerische Bewegung in die Gruppen. Die Köpfe sind in allen möglichen Drehungen gezeigt, und wie Körper und Gewand trotz komplizierter Fältelung sich klar vom Grunde loslösen, so ist aus den Köpfen, akzentuiert durch die hohen schwarzgetönten Kappen, ein sehr musikalisches Auf- und Abwogen heller und dunkler Massen und dabei eine Tiefenwirkung gewonnen, die dem Spiel des gedämpften Lichtes in dieser Grotte wundervoll vorarbeitet. Kein Grieche hätte die Flachheit des Reliefs glänzender meistern, das Volumen der Körper aus so geringem „Fleisch" weicher und runder herausholen können als der verschollene Autor dieses Reliefs. Sind die Friese alle von einer Hand? Neben höchster Fertigkeit überrascht seltsam kindliche, wenn auch nicht reizlose Primitivität: in dem Relief über der Männerprozession sind Bäume, Felsen und Palmen so naiv aufgetürmt und so brüsk konturiert wie bleigefaßte Glasmalereien. Die Haltung eines betend emporschwebenden Engels, der viel zu groß, ohne jede Verkürzung, gesehen ist, erinnert fatal an eine Schwimmpose, und für den unter messerklingenharten Palmen

Knienden, einen behäbig dreinschauenden athletisch gebauten Herrn, sucht man vergeblich nach einer inneren Beziehung zur Komposition. Beide Gestalten sind bis auf Lendenschürze nackt. Eine Welt trennt diese Epoche chinesischer Bildnerei von den Schicklichkeitsbegriffen späterer Generationen. T'ang ist orientalisierte Antike.

Die beiden mächtigen Torwächter draußen zu beiden Seiten des Einganges könnten es aufs neue beweisen. Von einem klebt leider nur noch eine Art Schatten an der Wand. Vandalen oder Kunsthändler haben ihn herunterschlagen lassen. Aber der andere, wiewohl auch stark beschädigt, reckt sich, ein Antäos in Aktion, in muskelstraffender Rechtsdrehung zur Felswand hinauf; die rechte Hand fächerartig vor der Brust gespreizt, die linke, ein wahre Pranke, an der Hüfte, als hielte sie einen Keil oder ein Schwert. Mit der wilden Kraft des Umrisses kontrastiert seltsam die feine und weiche Fältelung des Gewandes, das in flachen ganz griechischen Säumen lose wie wirklicher Stoff auf die wuchtig stilisierten Füße dieses Kolosses fällt, gegen den der berühmte Nio des Tofukuji in Japan fast wie ein Boudoirgott wirkt.

Griechisches findet, wer die Uferseiten des Y abschreitet, in mehr als einer der Grotten. Doch es ist nur ein zartes Häutchen, oft nur ein vager, flüchtig aufhuschender Reflex. Die ängstliche Anlehnung, die der frühbuddhistischen Plastik Indiens, den Gandhara-Skulpturen, einen peinlich-zwitterhaften Charakter geben, fehlt. Apollo, der Sonnengott, hatte den ersten Schöpfern des Buddhatypus zum Vorbilde gedient, und sie stellten den indischen Religionsstifter ganz unmönchisch, mit apollinisch vollem Gesicht, reichem, sorgfältig gewellten Haarschmuck und in weichfließendem beide Schultern bedeckenden Gewande dar. Im besten Falle (ich urteile nach sehr lückenhaftem Material) war dieser Gott von nichtssagender Schönheit. Wie die Lehre Buddhas umgedeutet wurde, so erfuhr auch sein Abbild eine Differenzierung. Wenn aber die Scholastik sich von der eigentlichen Lehre entfernte, so kam der Künstler, der das Wesen Buddhas und seiner Lehre auf eine möglichst prägnante Formel zu bringen suchte, einem wirklichen Idealtypus immer näher. Und zwar scheinen Chinesen, durch örtliche und zeitliche Distanz zu größerer Phantasietätigkeit angespornt als die an den Schalen der Tradition haftenden Inder, diese jedem Asiaten (und gebildeten Europäer) heute vertraute Gestalt, den Begriff des Buddha schlechtweg, recht eigentlich geschaffen oder doch bis zur Vollendung, ja bis zur gefährlichen Glätte an ihm gefeilt zu haben.

Die Bildhauer der Lung mên-Grotten, d. h. des sechsten und siebenten Jahrhunderts, stehen, mag Gleichförmigkeit der Vorwürfe auch flüchtiges Interesse schnell ermüden, uns darum so menschlich nahe, weil sie sich noch am Werke zeigen, den in Einzelzügen schwankenden Typ bis zu einer gewissen

Allgemeingültigkeit abzurunden. Das sechste Jahrhundert, der Ausgang der Wei-Zeit, legt, wo es kann, weltliche Anmut in seine Buddhas und mehr noch in seine Bodhisatvas; es huldigt (ein gewagter Vergleich macht es vielleicht vorstellbarer) dem süßesten Marienkultus. Diese Marien, um im Bilde zu bleiben, sind ganz quattrocentisch oder gar trecentisch. Mädchenhafte Wesen, mit langem schlanken Kopf, spitzer Nase, feinen Lippen und hohem Halse; die sanft abfallenden Schultern schön gerundet; der rechte Fuß aus dem Gewand heraustretend in flachem Relief an den Sockel gedrückt oder, dies ist vielleicht die schönste Pose, beide Beine gekreuzt, während die fächerartig gerippten Falten des Gewandes mit ihren gewellten Säumen mehr, als für buddhistische Götter späterer Zeit schicklich befunden wird, vom Umriß des Körpers und vor allem der Beine, mädchenhaft magerer Beine, verraten.

Der vollere, augenscheinlich spätere Typ, hat ein derberes Knochengerüst, weniger zierliche Formen, das Gesicht ist runder, die Brust kräftig vorgewölbt. Von seiner Anmut hat aber besonders der Bodhisatva Avalokitesvara wenig eingebüßt. Er ist fraulicher geworden, eine rechte Kwanyin, die Barmherzige, strahlend in indischem Schmuck, vermenschlicht durch chinesischen Geist. Sie lächelt. Ihr Oberkörper ist ein wenig zu schwer; die Arme berühren fast die Knie, denn sie sind weniger nach anatomischen Vorschriften als nach denen der Sutras geformt. In der erhobenen Rechten hält sie eine Lotosknospe; in der Linken einen Krug. Eine wundervolle Tiara schmückt ihr Haupt, und wie die Hals- und Gürtelketten so erinnert das Spiel der Bänder und Schleier an die verhüllte Nacktheit der Bajaderen. Kleine feste Füße mit schön modellierten Zehen, Finger, die den Krug oder die Lotosblume sehr zierlich, fast ein wenig preziös fassen, der Körper kokett nach rechts gedreht, so daß die Hüfte wie in einer Tanzbewegung heraustritt, das ist mit ein paar Strichen das Kwanyin-Ideal der Wei-Bildhauer, die einen abstrakten Begriff in die liebenswürdigste, ja fast gefährlich liebreizende Leiblichkeit übertragen haben. In Lung mên wirkt er ein wenig massig; die Abmessungen scheinen für ihn zu groß.

Das siebente und achte Jahrhundert rundet weiter ab, glättet: T'ang, noch immer persönlich, steht doch schon auf der Grenzscheide zum Unpersönlichen, dort, wo allzu bewußte Schönheit beginnt. Die Kolossalplastiken jener bereits erwähnten Estrade, der „Neun Hallen-Grotte", bezeugen es, wie sie eine unerhörte technische Meisterschaft, der man sich beugen muß, erweisen. Sicherheit, nicht sehnsüchtiges Suchen, führt den Meißel. Für den großen Buddha in der Mitte gibt es nur ägyptische Analogien. (Seine Maße stehen auf einer Erinnerungstafel, aber sie sind in denen der T'ang-Zeit gegeben, mit dem Heiligenschein könnte er 13—15 Meter messen.) Er hockt auf einem von Devas getragenen schön gegliederten Sockel, die Arme fehlen,

das Gewand, in großen ruhigen Falten gelegt, ist stark abgeblättert; der rundovale Kopf, auf kurzem Halse sitzend, bis ins kleinste fein durchmodelliert, spiegelt alle Tugenden orientalischer Passivität wieder. (Übrigens wechselt er je nach dem Standpunkt den Ausdruck, der also mit einer Phrase schwer zu erschöpfen ist.) Mönche, Bodhisatvas und auch die Devakönige ihm zur Seite, deren Element sonst die Unrast ist, haben teil an diesem feierlichen Rhythmus der Linien; selbst die Gewänder der muskulösen Torwächter bauschen sich in wohllautenden Kurven, die japanische Bildhauer der nächsten Jahrhunderte bis zu völliger Verflachung wiederholt haben. In den Nischen neben den Hauptfiguren stehen kleinere Buddhas; einzelne und ganze Gruppen, mit Ausnahme der Haltung schwach individualisiert, indisch-unpersönlich, doch vielleicht getreuere Interpreten der großen Lehre als die menschennahen Götter der Wei-Zeit. Hier lieben wir, dort bewundern wir, ohne immer besitzen zu wollen.

Das sind ein paar von den großen Dingen, aber man hat Lung mên nur halb genossen, wenn man sich nicht vor die Umrahmungen oder die Friese oder ein paar kleinere Reliefe in den Grotten setzt und sich erzählen läßt, wie hübsch man im sechsten und siebenten Jahrhundert fromm zu sein verstand. Ganz Wände voll werden erzählt, und wo ein Eckchen frei bleibt, wird flugs ein neues Nischchen mit dem fünftausendsten Gott darin angebracht oder eine Pagode in Basrelief, in der die Himmlischen zu Paaren hocken. Am prächtigsten haben es die Wei-Buddhas: sie sitzen gleichsam in einer Proszeniumsloge, deren Fond wie eine Ledertapete mit den sich verbreiternden Bändern einer Flammen- und Ranken-Aureole oder kachelartig mit dem Tausend-Buddha-Motiv in flachstem Relief dekoriert ist. Süße Engel musizieren am Plafond. Säulen mit Lotoskapitälen fassen die Nischen ein, und darüber ist ein Vorhang zu strengen Falten gerafft, gesäumt von dicken Quasten, über denen sich abermals hübsche Felder mit frommen Symbolen aufbauen, Basreliefe mit einer ganzen Heerschau von andächtigen Menschenkindern und schließlich ein Spitzbogenfries, wie gestanzt mit Buddhas en miniature, mit Blumen, Ranken und Engeln. Seine Verwandtschaft mit dem berühmten Goldbronzebanner des Horyujiklosters, 1900 in Paris als einer der edelsten Kunstschätze des alten Japans ausgestellt und viel bewundert und beschrieben, frappiert: oder eigentlich gar nicht, denn beides ist chinesische Arbeit. Neben diesen bühnenartig sich öffnenden Nischen, so verschwenderisch mit Ornamentik ganz textilen Charakters ausgestattet, finden sich eine Unzahl anderer, bemerkenswert hübscher Sächelchen: eine Prozession von acht Priestern, die in ihren langärmeligen Kutten mit dozierender Geste feierlich hintereinander herschreiten, oder jene andere frommer Frauen, von jungen Mädchen durch kleine Baldachine beschirmt, sylphidenhafter Wesen von der Schlankheit der Yoshiwara-Göttinen Utamaros, die sie um eine

oder zwei Kopflängen noch überragen. Diese Basreliefe sind von einem seltsamen archaischen Wohlklang der Linie. Sie stammen aus dem sechsten Jahrhundert. Aus dem nächsten, der T'ang-Zeit, sind mir ein paar Proben ganz erschlossener Kunst im Gedächtnis: ein Fries von Frauen, kniend und stehend, gleichsam verkleidete Griechinnen, die opfern und beten, hinter denen man aber immer die Tanzbewegungen der T'ang-Dämchen zu sehen glaubt und zwei, drei kleine Reliefe kniender Mönche zarten Alters, am Eingang der Löwengrotte, donatellohaft und so reizend, daß man lange davorsteht und grübelt, wie man eins davon wohl dem Orient entwenden könnte.

Leider aber bin ich, wenn auch mit vollem Schädel, so doch mit leeren Händen nach Honanfu zurückgekehrt, mit einem melancholischen Blick gen Süden, wo der Y sich silbern durch die Ebene schlängelt, wo Räuber in den Lößgrotten Bauersleuten auflauern und wo ich Marmorgötter ahne, schön und reich wie Athena Parthenos, glühend in dem unnachahmlichen Feuer alten Goldes, bemalt mit Rot und Grün und Blau, von Jahrhunderten zu zauberhaftem Schmelz abgetönt.

Warum soll, was die Phantasie, durch das Verbot einer Reise gereizt, im Süden fast zur Sicherheit steigert, nicht auch im Westen oder Nordwesten vorhanden sein: unentdeckte Schätze nämlich? Wir teilen unseren knapp werdenden Proviant und lassen uns nicht abschrecken von den Beschreibungen der Herbergen, in die wir geraten werden. „Sie können die Sterne durchs Dach fallen sehen," sagt ein Vielgereister, „selbst für einen Chinesen ist die Nacht in der Herberge eine Strafe." „Europäer sind unerwünscht. Sie machen zuviel Umstände. Neulich räsonierte ein Gastwirt, der nicht einmal Tee lieferte, über die Verweichlichung der Zeit. Früher hätte sich alles mit einem gemeinsamen Raum begnügt, heute wollten nur drei oder vier Menschen in einem Raume schlafen." Ein anderer erzählt gargantuahafte Sachen, wie er einmal durstig gewesen sei, und auf seine Frage nach Wasser der Herbergsvater auf einen Trog gewiesen habe, wo Häcksel schwamm und eine gewisse Sorte Unrat — doch die Fortsetzung ist allzusehr Rabelais. „Wenn Sie im Sommer reisen," mischt sich ein vierter lachend ein, „wird Sie nichts mehr erstaunen als die Geschicklichkeit chinesischer Wanzen. Sie klettern die Wände entlang, bis zur Mitte der Decke, und lassen sich dann mit kühnem Schwung aufs Bett fallen."

Ich bedanke mich, sage adieu und sitze am nächsten Morgen auf einem mit Baumaterialien beladenen Zug, dem einzigen, der vorläufig von der Ausgangsstation Loyang nach Tie men fährt. Die Visitenkarte des Chefingenieurs von Honanfu wirkt Wunder; auf dem nagelneuen Bahnhof von Loyang werden mir sogar die von einer deutschen Firma installierten Maschinenhallen gezeigt. Bahnhofspolizei mit wattierten Hosen von artigstem

Gefälle macht mit dem Knüttel Platz für mich und mein Gefolge und reicht mir frischen Tee. Ich sitze zwischen Schienen, Balken und Fässern, zwischen Bauern und Kulis, die man, um die Eisenbahn populär zu machen, gratis auf diesem Lastzug befördert. Sie werden mit dem Knüttel vor allzu großen Unvorsichtigkeiten bewahrt, aber alle drei Tage, so erzählt man mit Seelenruhe, wird der eine oder andere doch totgefahren.

Die Lößlandschaft um Hsin an hsien, wo Balken abgeladen werden, ist selbst an diesem Wintertage nicht ohne Reiz mit ihren Hohlwegen, mit ihren burg- und pagodenartigen Bergkegeln, aber das Amüsanteste sind die Menschen, die zum ersten Male eine Lokomotive erblicken. Ihr Führer hat viel Humor; wenn eine besonders konsternierte Gruppe naht, öffnet er das Dampfventil, und Männer, Frauen und Kinder stürzen unter dem Gejohle der Passagiere davon, Esel werfen ihre Reiter ab und jagen querfeldein, bis sie außer Gehörsweite sind.

In Tie men steht noch kein Bahnhofsgebäude, die Schienenstränge hören hier auf. Eine halbe Stunde vergeht, ehe wir ein Dutzend Kulis für unsere elende sachsengängerhafte Bagage auftreiben: für die „eleganteren" Ankömmlinge, Herren in himbeerroten Friesmänteln ohne Ärmel (auf der ganzen Erde gibt es nichts dergleichen!) stehen Karren bereit. Es geht über die Steine eines Bächleins in die Stadt, deren Mittelalterlichkeit einem das Herz einschnürt, die Hauptstraße entlang, wo zwei Herbergsväter uns mit runden Gesten in ihre „niedrige Hütte" einladen. Auf dem Hofe spielen Hunde, Schweine, Hühner friedlich miteinander, Maulesel sind vor den Gastzimmern angebunden, in jeder Ecke sind meterhohe Kehrichthaufen aufgetürmt. Das „Gastzimmer" ist ein leerer Stall, der Himmel blickt durch die Bohlendecke, die Papiertür und sämtliche Papierfenster sind zerrissen und namenlos schmutzig. Mein Petroleumofen ist zu klein, um diese lecke Scheune zu heizen. Die übrigen Räume bestehen aus Lehmwänden mit Lehmkangs; hier schlafen für etwa zehn Cent arme Handelsleute oder Baumwollenkärrner, die sich den Kang mit der schlechten chinesischen Kohle heizen und, wo wir ersticken würden vom Kohlenoxyd, munter und rotbäckig erwachen nach wahrhaft tierischem Schlaf. Mir fällt die Visitenkarte des Chefingenieurs ein; sie muß uns ein anderes Domizil erwirken. Wir irren durch das Städtchen; ob sich denn alle Chinesen mit solchen Hundehütten von Herbergen zufrieden gäben, frage ich unterwegs meinen getreuen Dolmetscher. „Große Herren," erwidert er, „schicken ihre Diener voraus, die ein Zimmer notdürftig herrichten, und die Gastwirte erhalten so ihre Reparaturen umsonst. Beamte steigen bei Freunden oder im Yamên ab. Selbst wenn ein Herbergsvater sein Haus in anständigeren Zustand versetzte; in ein paar Tagen sähe alles wieder wie vordem aus. Niemand behandelt rücksichtsvoll, was ihm nicht gehört; wenn der Gast sich (und er tuts nach jeder Mahlzeit)

den Mund ausspült, spritzt er das Wasser an Wände, Fenster und Decken.“ Die verstorbene Kaiserin-Witwe, die, unähnlich darin sehr vielen Mandschu-Großen, Sauberkeit ungemein schätzte, hat auf ihrer Flucht nach Hsi an fu die auf unbeschreiblich niedrigem Niveau stehenden Wohnungsverhältnisse ihrer Untertanen selbst kennen gelernt; als sie wieder in ihren sandelholzduftenden Gemächern saß, begann sie sofort zu reformieren. Doch die Verlumptheit eines Jahrhunderts läßt sich nicht durch ein paar Edikte reparieren.

Das Glück ist uns hold, es gibt eine Art Bahnverwaltungsgebäude in Tie men, und man erlaubt uns, in einem mit Decke und Glasfenstern versehenen Zimmer zu übernachten. Ich packe die Visitenkarte des Oberingenieurs wie einen Tausendmarkschein vorsichtig in meine Geldtasche zurück: zwei Inspektoren machen uns ihre Aufwartung, schicken Kuchen mit blauem und rotem Zuckerguß, bitten uns zum Abendessen; wir danken eilig, denn von der Küche her zieht der Duft gebratener Butter meines Kochs. Man fragt uns, höflich wie man ist, bis aufs Hemde aus, ich verbeuge mich, ich lächle, ich mache schwungvolle Gesten wie ein Süditaliener, komplimentiere meine Wirte hinaus und herein und sinke endlich, einem Kräfteverfall nahe, über Khungfu tse fluchend, wie ein Sack auf einen Stuhl, um zu essen, zu schweigen und ein paar Stunden nicht höflich zu grinsen. Ich werde zu Hause den verfeinerten Ton eines Berliner Droschkenkutschers genießen wie der König von Württemberg Schützenwurst.

Ein hübscher Spaziergang über wohlgepflegte Felder an schlafenden Gehöften vorbei führt zum Wang Chiao Tung-Tempel, von dem man wie auf einem Sungbilde hinunterblickt in eine Schlucht, durch die ein Wasser silbern über bemooste Felsen hüpft. Schöne weitverzweigte Bäume beschatten die Tempelhöfe, und Inschriftentafeln ehrwürdigen Alters, bis in die Yüan-Zeit zurückreichend, erquicken das Auge des chinesischen Archäologen. Die buntbemalten Figürchen, die auf den Tempelaltären prangen, künstlerisch reizlos wie taoistische Kunst zu sein pflegt, veranschaulichen Personen einer entzückenden Legende, der der Tempel seinen Ursprung verdankt. Auf dieser Höhe, unter dem Dach der mächtigen Bäume, sah der Reisigsammler Wang einst zwei weißbärtige Herren sitzen. Sie spielten Schach. Plötzlich fällt ein Pfirsichkern herunter in die Schlucht, den einer der Alten ausgespien hatte. Wang war hungrig, und er tat ihn in den Mund. Er geht nach Hause, aber er erkennt weder seine Hütte, noch deren Bewohner. Niemand weiß von ihm. Verwundert kehrt er zur Schlucht zurück, die beiden Alten spielen noch immer Schach. Er fleht sie an, ihnen folgen zu dürfen; sie nehmen ihn mit. Sein Körper verwandelt sich in eine Feuersäule, doch sein Geist wird aufgenommen in die Schar der Genien.

Taoistisches erzählt uns einer der Diener unserer freundlichen Wirte. In Mu chu chai, fünf Li von Tie men, gäbe es einen Berg. Dort seien irgend-

wo kostbare Objekte, Opfertiere aus Gold, vergraben, und bei trübem Wetter sähe man deutlich, wie sie sich auf dem Kamm der Hügel bewegten. Er nennt uns die Richtung zu Mu chu chai, und wir brechen spät am Nachmittag ohne Führung auf. Die Sonne heizt, wir gehen schnell, vorbei an den hoch aufgeschütteten Bahndämmen durch vier, fünf Dörfer, wo alle, die wir fragen, von den Schätzen wissen wollen. Die Landschaft wird südlich, bewaldete Hänge mit verlassenen Tempeln, die meine Neugierde reizen, türmen sich auf wie eine Wand, fünf Li sind längst vorbei, und wir sterben vor Durst. Nirgendwo gibt es Tee. Wir gehen in einer Art langsamen Dauerlaufs, und als es dämmert, nähern wir uns einem Berg, hinter dem Mu chu chai liegen soll. Er ist kahl, der Himmel leuchtet vor Klarheit, kein goldener Stier ist zu sehen. Ein Farmer zuckt auf unsere Fragen lächelnd die Achseln: ihm sei nichts bekannt von kostbaren Objekten. Es wird dunkel, wir kehren um, mein chinesischer Freund, von meiner taoistischen Narrheit angesteckt, grämt sich, wie ich mich darüber, daß wir umgekehrt sind.

Der nächste große Ort, sechzig Li von Tie men, heißt Mien chih hsien. Dort schachtet man für die dereinst durch Shansi bis nach Kansu führende Eisenbahn aus. Werde ich das Glück haben, Götter oder Tänzerinnen aus der Erde steigen zu sehen? Wir überblicken bekümmert unseren Proviant, träumen von unserer gestohlenen Konservenkiste und beugen dem Hungertode durch ein paar Dutzend vorausgebratener Brisoletten aus Schweinefleisch vor. Davon haben wir uns schon in Tie men genährt.

Dörfer, Hohlwege, kein Baum, kein Strauch, schneidender Nord, der einem Eis in die Ärmel gießt, gutmütige zu Halbtieren herabgesunkene Menschen, die in ihren Lößgrottenwohnungen sich um ein Feuer zusammendrängen, die baumwollbepackte Karren tagaus tagein vor sich herschieben, Kapellen, halb Rasthäuser, halb Domizile für bäurisch aufgeputzte Gottheiten, freistehende Tore, einem Mädchen vom Präfekten gesetzt, das seinen Bräutigam verlor und dennoch der künftigen Schwiegermutter treu diente, oder einem im Kampf mit Räubern gefallenen Tapferen, einem Herrn, der das höchste Examen summa cum laude bestanden hat, so geht es stundenlang. Ich liege im Halbschlaf auf dem schütternden Maultierkarren. In einem Hohlweg begegnen wir einer kleinen Karawane: alles blickt schmutzig, apathisch, übernächtigt drein. Woher? Aus Shansi. Es ist die Familie eines Divisionsgenerals. Sie reisen schon wochenlang und passen in diese Hagar-Ismael-Stimmung. Mein Koch ist verzweifelt: es gibt keinen Tee, keine Eier, keinen Reis, kein Geflügel; wenn man sich ein paar Stunden geduldet, vielleicht Ziegenfleisch.

Wir versuchen ein paar Kaki; sie sind bitter. Ich sauge die letzten Tropfen ungemischten Whiskys aus dem Flaschenhals. Meinem chinesischen Freunde

und Dolmetscher, der gutgelaunt mit mir friert und hungert, erzähle ich mittlerweile von unserer Art zu kochen, gut zu essen. Hasenbraten, rhythmisch gespickt, mit einer fetten Sahnensauce. Das gäbe es nur in Deutschland. Und auch nur in Familien, niemals im Gasthaus. Es sei rein äußerlich eine so leckere Sache, daß man die Form des gespickten Hasenbratens für Marzipankonfitüren benutze. Als Kind hatte ich besonders die Läufer geliebt, das Fleisch ginge in ganzen Schalen herunter. Gänsebraten sei eigentlich zu fett, man zöge in England nicht ohne Grund Truthahn vor, aber wenn die Gans zart sei, mit Äpfeln gefüllt, ganz linde nach Beifuß schmecke, schätzte man sie von China aus wieder sehr. Ob er je von speckumwickelten Kapaunen gehört habe? Braten müsse in ganzen Stücken auf den Tisch kommen, im eigenen Fett des Tieres geschmort, mit kastanienbrauner Kruste. Rinderschmorbraten zeige geschnitten eine ganz lockere Struktur etwa wie Brotpudding. Rebhühner, Schnepfen, Wachteln, nein daran dächte ich nicht, eine mit Liebe zubereitete Quantität hätte ich im Sinn, und wenn es edles Wild sein müßte, dann schon ein ganzer Rehziemer, natürlich in Sahnensauce, Rehbraten mit unmerklichem Hautgout. (Was alles ich vierzehn Tage später bei Wells, Marriage wiederfinde, wo man auf Labrador davon träumt, wie ich in der Südwestecke Honans. Man denkt nichts mehr allein).

In einem erbärmlichen Rasthause, wo dünne Reissuppe als einzige Nahrung im Kessel brodelt, packt mein Koch seine Schweinsbrisoletten aus. Wir haben noch eine Spargelbüchse übrig, die wir leeren; nach der Blechdose strecken sich zwei Dutzend Hände aus. Das ganze Dorf versammelt sich um uns, sieht uns gierig in den Mund. Wer ein paar Kupfercash besitzt, kauft sich eine oder zwei süße Kartoffeln und schlingt sie mit der Haut herunter oder halb gar gebackenes Brot, das im Magen wie ein Riesenpfannkuchen aufgehen muß. Die Armut ist beklemmend.

Nachmittags werden die Bahnaufschüttungen sichtbar, ich springe vom Karren, sehe den Arbeitern zu, resultatlos natürlich, denn die Götter haben nicht gerade auf mich und diesen Tag gewartet. In Mien chih hsien (schön wie München-Gladbach), nach einem schnellen Blick auf die Herbergen, fahren wir direkt zum Büro der Eisenbahnverwaltung, wo man uns trotz der vorgezeigten Visitenkarte zwei Stunden warten läßt. Dann erscheinen zwei chinesische Ingenieure, die, wie sie sagen, die Eisenbahn ohne jede europäische Oberaufsicht bauen, sie sprechen recht gut Englisch, weisen mir ein Zimmer an, und um zehn Uhr abends, nach einem mißglückten Versuch, übelriechenden und zähen Hammelbraten genießbar zu finden, sitzen wir zitternd vor Frost das fünfte Mal vor einem aufgewärmten Schweinsbrisolett.

Ob er nichts in der Erde fände, frage ich den Ingenieur am nächsten

Morgen. Dort, eine Vase (aus der Han-Zeit, sie steht auf dem Spind und ist sorgfältig von ihrer irisierenden Patina gereinigt). Alle Monate komme wohl einmal etwas heraus, aber zur Zeit sprengte man Berge mit Dynamit, und da sei schwerlich etwas zu erwarten. Und mein Koch stürzt schreckensbleich herein: es gibt nur Ziegenfleisch hier! Keine Eier? Nichts.

Ein Glas Burgunder ist noch übrig, etwas Tee und ein paar Schweinsbrisoletten. Wir treten einen napoleonischen Rückzug an, sind schmutzig wie Tiere und träumen von heißen Bädern und Entenlebern a la Pienifang. Staubstürme, die die Sonne verfinstern, blasen hinter uns her.

Der Lo ho, der sich ein wenig nördlich von Kung hsien in den Hoangho ergießt, hat ein Drittel dieser armen kleinen Stadt unter Wasser gesetzt. Sie hat eine Mauer, wie jeder chinesische Ort, vier Tore und ein paar Tempel, deren Idole sich vor Altersschwäche kaum noch auf den morschen Beinen halten. Die Höfe sind gefrorene Tümpel; die Hallen selbst von Priestern verlassen. Aus dem herrlichen Türkisblau des Fayencedaches, aus seinem reichverzierten First wächst eine ganze Prärie; selbst Khungfu tse verliert seine Autorität, wo der Magen knurrt. Das schwarze Schwein beherrscht das Straßenbild, es grunzt seelenvergnügt über soviel komplizierten Unrat, zieht durch die bekoteten Rüssel dankbar die verpestete Luft ein, die wie ein zäher Gifthauch über dieser Schlammstadt hängt. In den Teichen, auf denen schmutzige Entenmütter ihre Familien spazieren führen, stehen Männer in Ölpapierhosen, Lotoswurzeln umsetzend oder Samenkapseln zertretend, bis zum Bauch im Wasser, bei drei, vier Grad Wärme. Hier ist die Lotospflanze keine Blume, deren Form, Farbe und Duft Maler und Dichter stimulieren, sondern ein Gemüse.

Die Vorstadt, die, mauerlos, durch schluchtartige Lößwege von dem Bahnhof getrennt ist, dem sie ihre Entstehung verdankt, macht einen freundlicheren und wohlhabenderen Eindruck. Freilich auch nur den eines Ortes ohne die geringsten intellektuellen Bedürfnisse. Kulturlos, wie sich so viele Niederlassungen Amerikas (wo allein ich auf ähnliche geistige Stumpfheit gestoßen bin) dem Auge des Europäers darstellen, sorgen sie doch für den Schein; oder Carnegie sorgt für ihn. An einen Menschen aber zu denken, der hier läse, dozierte, selbst politisierte, wäre eine Farce. Ch'ien lung, ein Monarch, dem glückte, was Deutschlands Kaiser anstrebt, der die Grenzen seines Landes zu dem heutigen Riesenreich erweiterte, der seine Heereszüge von französischen Graveuren in Kupfer stechen ließ, der, reisend, überall selbst nach dem Rechten sah, der dichtete, deklamierte, malte, sammelte, baute, Klassiker kommentierte und Enzyklopädien herausgeben ließ, der Künstlerwerkstätten ausgedehnteren Umfanges unterhielt als japanische Shogune und Daimyos, er ist kaum ein Jahrhundert tot. Der Kräfte-

verfall dieser zu jeder Leistung befähigten Nation muß in einem schwindelerregenden Tempo vor sich gegangen sein, der kaum ein Analogon hat. Wir wohnen diesmal aus Furcht vor den Herbergen in einem Eßhause. Die Atmosphäre liest man besser auf gewissen Seiten des Don Quichotte nach oder bei Petron, nur daß hier die sexuelle Würze fehlt. Dafür trinkt man ebenso tapfer, und während man mit der Wut, mit der ein Pferd über den Hafer in der Krippe herfällt, sich die Speisen in den Mund schaufelt, hörbar verdauend, übt man sich mit vollen Backen in Kretinwitz. Sind aber die Eßstäbchen beiseite gelegt, verstummt jeder weitere Konversationsversuch; das Morrasspiel beginnt. Das geht viertelstundenlang, Schlag auf Schlag knattern die Zahlen aus den Mündern, wie zu einer Kette rhythmisch gedehnter und verkürzter Töne schließt sich der aufgeregte Singsang zusammen, um plötzlich abrupt wie ein Hammerschlag abzubrechen. Reich und Arm huldigt dieser geistvollen Beschäftigung, die, der Quantität des genossenen Alkohols entsprechend, von Stunde zu Stunde melodiösere Formen annimmt. Die Beleuchtung ist eine Kerze aus Hammelfett, das Mobiliar ein Tisch mit vier schiefen Beinen und ein paar Schemel; in der Ecke des Zimmers steht ein Sarg, der nicht weiter stört. Hinter dem Gastzimmer grunzen schwarze Schweine, die den frischesten Kehricht mit unverwüstlicher Laune vertilgen. Die Speisen selbst brodeln, zischen und duften in dem nach der Straße zu offenen Laden in Pfannen und Schüsseln: geschnittene Kohlstrünke, Lotoswurzeln, Mohrrüben- und Kohlsalat, Blätter aus Bohnenmehl gebacken, Bohnenkäse, Hammel, Enten, Hühner und geronnenes Hühnerblut, das mit anderen Speisen gemengt roh genossen wird. Backwerk, Zwiebeln, Knoblauch, die einem gesunden Chinesenkörper sein würziges Aroma geben, halten ambulante Händler auf der Straße feil.

Eine Welt vergessener Schönheit, stiller Größe aber tut sich auf, wenn man das alte mauerumgürtete Kung hsien links läßt und querfeldein, in nordwestlicher Richtung dem Höhenzug entgegenschreitet, der die Grotten und Felsenskulpturen des Shih ku sze Tempels birgt. Es sind fünf Grotten, drei davon liegen außerhalb des eigentlichen Tempelbezirks, den die beispiellose Ignoranz zweier Priester hütet. Neben den westlicheren wachsen ein paar Buddhas aus dem Gestein heraus, einfache, aber höchst liebenswürdige Monumente des sechsten Jahrhunderts. Typisch Wei sind die hochgezogenen Brauen mit den großen Augenhöhlen, das gesenkte Auge, der lange Hals, die Tiaraschleifen mit ihrer pomponartigen Verlängerung am Ärmel. Das Gewand liegt dünn am Körper an und schlägt steife, flache Falten. Vischers Freude an Masaccio möchte man auch auf diese Skulpturen beziehen: wie eigen rührt die holde Unreife, die liebenswürdige Anmut des Nochnichtkönnens! Sie hilft ja den geschlossenen Kern der Innigkeit streng bewahren, daß er in der entbundenen Form nicht verdunste. —

In den Grotten selbst haben Vandalen und die Zeit arg gewüstet. (Kaum eine alte Skulptur verläßt China ohne zerschlagene Nase.) Sie fehlt auch hier, ganz oder in Stücken, und viele Köpfe sind zudem noch in anderem Material restauriert. Dafür wird man durch Reliefe entschädigt, im Motiv verwandt denen der Hauptgrotte des Chien Hsi Sze-Tempels zu Lung mên, Prozessionen von Männern und Frauen darstellend in den bauschigen Gewändern der T'ang-Zeit, denen Diener und Dienerinnen, rührend naiv charakterisiert durch die kleinere Statur, Baldachine, Fächer und andere Abzeichen der Würde nachtragen. Kampfszenen beschwingter Höllenwesen, mit Tierkopf, Menschenleib und Pferdefüßen, schließen diese in feierlichen Vertikalen sich abrollenden Prozessionsfriese nach unten etwas unruhig ab. Als Einzelheit aber sind sie ein Wunder an Kraft und zündender Bewegtheit. Unter einer anderen Wand, mit Nischenreihen kleiner Buddhas (dem Tausend-Buddha-Motiv) geschmückt, zieht sich ein Fries von Musikantinnen und Tänzerinnen hin, in dem die verschüttete Welt des T'ang-Zeitalters, seine vom Buddhismus kaum gebändigte Daseinsfreude, sein ganz griechisches Ergötzen an holder Körperrhythmik strahlend zum Vorschein kommt.

In der Eckennische einer der Hauptgrotten, wo sich, in giottohafter Steifheit und Treuherzigkeit, die Oberkörper der Lieblingsschüler Buddhas über den ins Nirwana eingehenden Meister neigen, ist ein Kopf lose auf einen Bodhisatva-Körper gelegt, der seinen eigenen verloren hat. Diebsgelüste, die man vortrefflich moralisch bemänteln kann in einem Lande, das seine Kunstschätze von einer natürlich ganz selbstlos interessierten archäologischen Gesellschaft Amerikas registrieren und beschützen läßt, werden rege. Ich hebe den Kopf ab, und während ich ihn neige, erwachen Augen, verschämt geschlossen, Wangen, vom Schatten zart gerundet, der kleine Mund mit den nach oben gezogenen Winkeln zu wundervollem Leben. Er ist aus dem sechsten Jahrhundert, kein tiefes und erregendes oder ungewöhnliches Werk, aber die holdeste Erinnerung an diesen Tag.

Die Priester wohnen in einer Lößgrotte, wo es gemütlich ist wie in einem deutschen Försterhause. Wir bereiten uns den mitgebrachten Tee. Während ich an Cakes kaue, beginnt mein chinesischer Freund eine Unterhaltung über die Geschichte der Grotten. Sie stockt bald und wendet sich dann einem anderen Thema zu: Peking. Er weiß natürlich nichts, wende ich ein, und mein chinesischer Freund nickt. Absolute Ignoranten, vollkommen verblödet von der Einsamkeit, fügt er hinzu. Plötzlich lacht er hell auf. Eine Katze hat geschnurrt, und der eine der Priester, der dienende Bruder, hat ihn gefragt, „ob er wisse, was eine Katze ist". Hören Sie, rufe ich ihm zu, das ist ärger als Kretinismus. Ich habe da einen Kopf gesehen, den ich mitnehmen möchte. Vorhin schwankte ich, ob ichs tun sollte. Diese unerhörte Dummheit muß bestraft werden. Bitten Sie den Priester, ohne einen

Grund zu nennen, um eine Anzahl Papierbogen. Ich habe nichts, um ihn einzuwickeln. In die Hand kann ich ihn nicht nehmen. Seien wir schamlos.

Gesagt, getan. Wir nehmen das Papier, legen ein paar Kupferstücke auf den Tisch, ich gehe zurück zur Grotte, wickele den Kopf in das Papier und knöpfe ihn unter den Mantel. Der Priester steht zwanzig Schritte von uns entfernt und sieht mich mit einer kolossalen Wucherung am rechten Hüftknochen von dannen gehen. Ich ächze unter der Schwere, aber ich kann die Last nicht wechseln, und jeden Augenblick kommen Bauern entlang, die mich neugierig anstarren. Wir lassen uns über den Loho setzen, ich mache vom Boot aus, mit dem Knoten an der Hüfte, eine Momentaufnahme, denn eine herrliche Dschunke mit malerisch geflicktem kaffeebraunen Segel huscht gerade vorbei. Und dann bleibe ich auf den Feldern stehen, um mir den Sonnenuntergang anzuschauen, den ich als Vorwand benutze, um Atem zu schöpfen. Acht Tage lang habe ich an einem wunden Hüftknochen gelitten, so daß ich auf der linken Seite schlafen mußte, wo man von Räubern und Dieben träumt.

Zwei Stunden durch Lößschluchten, hügelauf und ab, stimmen erwartungsvoll. Diesmal geht es südwestlich, die Sonne strahlt wie gewöhnlich (Nordchina hat ein göttliches Klima), ich sitze auf einem zottigen Pferdchen mit Holzsattel, der Galopp und scharfen Trab fast verbietet. Frauen begegnen uns, die ebenso reisen: sie sitzen nach Männerart im Sattel und lassen die Kuhfüßchen hängen. Jede ist wie eine Vorstadtbrettldiva bemalt und sorgfältig frisiert, selten fehlen die Papierblumen im Haar. Von weitem sehen diese farbigen Damen aus wie Kroatinnen, die soeben aus Spanien heimgekehrt sind.

Wir klettern aus dem Hohlweg aufs Feld. In der weiten gelben Ebene, die von sanften Höhenzügen eingeschlossen wird, steigen Grabhügel auf und Alleen verwitterter Steinfiguren. Sie fassen zwei imposante Tumuli ein: die Gräber der Sungkaiser Yen tsung (1023—1063) und Hui tsung (regierte 1101—25). Den Manen Yen tsungs wird alljährlich von Abgesandten der Regierung Reverenz erwiesen, Kaiser Hui tsung aber übergeht man. Er war der letzte Monarch der Sung-Dynastie und starb 1135 als Gefangener der Nü-chên-Tataren. In den Annalen chinesischer Malerei ist Hui tsungs Name mit Goldfäden eingewirkt, aber dieser Fürst, ein Kulturgourmet von seltenem Appetit, war kein Feldherr wie Ch'ien lung, der seine mediceischen Neigungen teilte. Hui tsung gründete die kaiserliche Malakademie, in der den Malern eines poetischen Gedankens der Vorzug gegeben wurde vor den Abschilderern gemeiner Wirklichkeit (man mag das bei Giles, Chinese Pictorial Art nachlesen), er ließ wie Ch'ien lung einen Katalog seiner Sammlungen anfertigen, und noch heute ist das Hsuan ho hua p'u, 231 Malernamen enthaltend und 6192 Gemälde, sämtlich aus kaiserlichem Besitz, an-

führend, eine der Hauptquellen chinesischer Kunstliteratur. Hui tsung malte selbst. Seine Bilder weißer Falken mit fast ätherischem Pinsel auf das feine Raster der Sung-Seide hingesetzt, stehen so hoch in jahrhundertelanger Schätzung, daß noch heute Kopien aller Zeiten Gläubigen und Ungläubigen angeboten werden, denen weder die kaiserliche Signatur noch der Palaststempel fehlt.

Ackerfurchen reichen bis an sein Grab, und mehr als einen der Feldherren und Minister, die dem toten Kaiser in effigie die Wacht halten, sieht man nicht wieder aufgerichtet oder zur Hälfte in den respektlos bebauten Boden gesunken. In besserem Zustande und mit reicherem Geleit an Mandarinen, an Elefanten, Löwen, Pferden, Widdern, Tigern, weiträumiger angelegt, weil die Dynastie noch das Ruder führt, ist Kaiser Yen tsungs Grab. Beide Anlagen gehen auf ein Grundschema zurück; kleinere Hügel, die Tore symbolisieren könnten, erheben sich beiderseits zu Füßen des eigentlichen nach Süden orientierten Grabhügels. Menschen- und Tierfiguren und Stelen mit Fabelvögeln in Basrelief folgen in derselben Achse, diese Geisterallee wird abgeschlossen durch freistehende Säulen oder abermals durch zwei kleinere Hügel. Die Nordsüdachse ist bei den Kaisergräbern der Ming- und Ching-Dynastien schärfer betont, ja auch Bergkegel sind in sie einbezogen, die hier im Norden (die westlichen Hügel liegen zu fern) nur in sehr vagen Zusammenhang mit den Gräbern gebracht werden können. Dafür ist die Plastik abwechslungsreicher. Es sind freilich keine großen Kunstwerke, diese steif stilisierten Tiere auf zu kurzen oder zu dicken Beinen, diese Mandarine mit ihren abfallenden Schultern, den krampfig um die Insignien gelegten Händen mit den verzeichneten Fingern, den geraden und flachen Falten der weitärmeligen Gewänder, und man täte unrecht, nach solchen Proben auf das Vermögen der Sung-Bildhauer zu schließen. Ihr treuherziger Archaismus ist handwerkerliche Verlegenheit. Die Zeit, die die Steine hat verwittern lassen und alle diese Abbilder irdischer Macht mit einer warmen Patina von dunklem Schiefergrau überhauchte, hat allzugroße Härten der Modellierung milde ausgeglichen: wenn die Sonne dann in bleichem Gelb durch Wolkenzüge dringt und ihre schrägen Strahlen diese weite schweigende Ebene treffen, wachsen Menschen und Tiere zu eindringlicherem Umriß, und die Geisterallee wird ein wahrhaft gespenstisches Grabgeleit. Einzeln, außerhalb der Reihe, stehen sich, zu Füßen des Tumulus, noch einmal zwei steinerne Minister gegenüber, Bevorzugte augenscheinlich des abgeschiedenen Monarchen; wie diese beiden Vertikalen gegen den spitzen Winkel des sanft ansteigenden Grabhügels gesetzt sind, doppelt umrißhart in dem fahlen Nachmittagslicht, das ist eins der Meisterstückchen chinesischer Architektur.

Die Nummer am Haus

Novelle von Martin Beradt

Das Haus stand in der krummen Quergasse, bevor es abgeht nach dem Engelswisch. Ein wenig schief öffneten die Häuser sich an der Ecke auf das Himmelreich, dahinter dunkel die Gotteskirche von St. Markus aufsteht. Die goldene Schuhbrücke hinab, zur Linken, fiel die Stadt zum Hafen. Am frühen Morgen fuhr die Meerluft um die Häuser, und Salzzapfen schienen an dunklen Abenden von den Fensterborden herabzustarren, daß manche Armeleutezunge gar zu gern daran herumgewischt hätte, um die frische Bitternis zu dem trocknen Nachtmahl als Zugabe zu haben.

Das Haus besaß zwei Reihen Fenster, ein Giebel stieg darüber dreistöckig in die Luft, der, an den Seiten frei, durch die Jahrhunderte schon öfter hätte herunterfallen können. Er verzierte und verjüngte sich nach oben und sah einem großen Hute gleich, der einem kleinen Kopfe aufgesetzt war. Im übrigen hatte er in seiner Kurve einen Zug, der das ganze Haus auffällig machte, wenn auch viele Häuser ringsherum diese Merkwürdigkeit des Barocks besaßen.

Um einzutreten mußte man drei steinerne Stufen ansteigen und eine bezinnte alte Tür von dunkler Eiche aufstoßen. Dann hatte man auf der Höhe der Stufen über sich einen starken Kranz von getriebenem Eisen, überzogen mit ausgewaschenem Gold, das ganze ein längst vergessenes Handwerkszeichen, darin am Abend eine Gasflamme beschaulich brannte. Die Flamme war übrigens nicht groß, und ihr Licht verlor sich in der Gasse.

Das Haus, das in der Gasse als das siebenunddreißigste gezählt wurde, gehörte einem Manne an, Fünfhausen. Fünfhausen war durch einen Zufall in die Stadt gekommen und hatte es hier zu einem guten Anfang gebracht, indem er draußen auf einer Mühle große Bäume eines benachbarten Waldes zu Brettern schneiden ließ und dann verkaufte. Obwohl seit drei Jahren verheiratet, wußte man von seiner Herkunft wenig und nichts von der Abkunft seiner Frau. Die Stadt war schwerflüssig, als altbeschränkt bekannt, und ein Zuzügler hatte es schwer, hier untergehakt über die Straße zu kommen. Die beiden wohnten auch, was beitrug, sie abzusondern, in einer Gasse, die nicht angesehen war, weil sie kleine Leute herbergte, wenn das Haus selbst auch durchaus ansehnlichen Wesens war und noch manches andere mit einer alten Vergangenheit in diese Zeit hineinragte, bedeutender, als es das unansehnliche Geschlecht verdiente, das gegenwärtig sein Wesen ausmachte. Fünfhausen jedenfalls verdiente Geld, und so lag ihm nichts

daran, in einen Verkehr zu kommen mit den würdigen Familien der Stadt, der selten über ein leeres Hinbringen der Zeit hinauskam. Er lag viel auf den Eisenbahnen, weil es sein Geschäft verlangte, und war er in der Stadt, so war ihm erst recht die Arbeit aufgeladen. Auch liebte er den Schlaf, weil er früher zu wenig davon gehabt hatte; um recht alt zu werden, holte er ihn gründlich nach, und es gelang ihm leicht, da er zu jeder Zeit ohne besondere Vorkehrung einschlafen konnte. So brachte er den Sonntag auf diese Weise zu, daß er erst in der elften Stunde sich erhob, für eine halbe Stunde hinausfuhr zu der Mühle, dann sich zu Hause ein nicht weiter üppiges Mahl bereiten ließ und sofort sich wieder ausstreckte auf ein bequemes Sofa, wo er bis in die siebente, wohl auch achte Stunde dumpf und glücklich ruhte. Mußte er verreisen, so war er aber bereit, auf jeden Schlaf zu verzichten, er reiste sogar mit Vorliebe an Sonntagnachmittagen fort, zum Leidwesen seiner Frau, und selbst zwei Nächte hintereinander durchzufahren war ihm gleich, wenn es etwa galt, einen Auftrag zu bekommen. Der Gedanke, daß er sich an seiner Jugend räche, trieb ihn vorwärts, und über diesen Wunsch war er im übrigen bedürfnislos und arm.

Es war unklar, wie er zu seiner Frau gekommen war, zu der er übrigens niemals in irgendeiner Weise schlecht gewesen wäre. Er war zu ihr so, wie es seinem Wesen anstand, also durchaus nicht bösartig oder etwa kleinlich, wenn er sich auch nicht im geringsten damit abgab, anders zu sein als es ihm bequemte. So gab er ihr hinreichend Geld zum Wirtschaften, und wenn sie, von irgendeinem Schaustück angezogen, es erstand und in der Wohnung aufstellte, so brauchte sie sich nicht wie andere Frauen davor zu ängstigen, welches Gesicht er dazu machen möchte, vielmehr glaubte er, sie verstünde ihren Teil davon, und es gefiel ihm, wenn sie ihre Kenntnis auch gebrauchte.

Die Frau hatte den Namen Marie und war von ihrer Seite etwas zage. Sie fügte sich ganz in ihren Mann, und wenn ihr etwas an ihm mißfiel, so machte sie nur große Augen, und auch dies eigentlich nur mit denen, welche dem Menschen innen sitzen, wenigstens bemerkte sie Herr Fünfhausen nie. Ihre Ängstlichkeit aber war so groß, daß sie auch dann nicht aus der Furcht kam, wenn Fünfhausen zärtlich zu ihr wurde.

Sie hatte sehr darunter gelitten, daß ihr kein Kind geboren werden sollte. Im vierten Jahre ihrer Ehe wurde das Leid von ihr genommen, denn es stellten sich verschiedene Anzeichen einer Hoffnung ein. In dieser Zeit war Fünfhausen mehr unterwegs als sonst und mit sichtlichem Erfolge, so daß er Holzplätze hinzu kaufen konnte und neue Arbeiter anwerben mußte – es war offenbar, daß ihn der Gedanke, einen Sohn zu bekommen, auf das heftigste ergriff. So kam es ihm schwer an, als er bald darauf in der Zeitung bekannt geben mußte, ihnen sei ein Mädchen geboren worden. Die

Anzeige, die übrigens nicht, wie es sonst wohl üblich ist, Verstöße gegen die Sprache enthielt, wich in keinem Wort von den hergebrachten Formen ab und trug zum Ende, wie es Brauch ist, als Unterschrift die Namen der beiden Verdienten, des Mannes und nunmehr Vaters, und seiner Frau. Hierbei erfuhr man ihren Mädchennamen, der übrigens unauffällig war und Menzer lautete.

Nun war sie, so wenig sie es selber wußte, ein Wesen, das nicht nur in der krummen Quergasse bekannt war, sondern in allen Nachbargassen ebenso, mochte dies nun der Spiegelweg sein, die Weinfaßstraße, die blaue Leitergasse, der Sandweg, Rockgasse oder selbst das Himmelreich; denn so wenig sie auch auf der Straße auffsah und so sehr sie immer vor sich hinging, so fiel sie doch auf durch die reine Art, die aus der weichen und lichten Form ihres Antlitzes redete; auch lag ein Schein von Ernst auf dem Gesicht, den ihr helles und geradezu gutes Haar noch mehr verstärkte. Wenn aber jemand versehentlich ihr in den Weg trat, so daß sie auffsah, erstaunte er über die starke Glut in ihren, übrigens nur grauen, Augen, die niemand erwartet hätte, unter dieser Stirn zu finden. Doch war es vor allem wohl ihr Schritt, der sie bemerken ließ. Er war nicht bloß leise, sondern war überhaupt nicht zu hören, auch auf den krummsten Steinen nicht, doch hörte oder fühlte man in irgendeiner Weise, daß sie vorüberkam, mochte es nun ihr Haar sein, dessen Duft aufmerken ließ, oder die Bewegung, durch die sie mit ihrem mittelgroßen und zarten Körper die Luft zerteilte. Ihr Blick war im übrigen starr nach vorn gestellt, häufig auch richtete er sich suchend auf die Steine.

Besonders ergriffen von ihrer Erscheinung und ihr ergeben war ein Mann von nahezu vierzig Jahren. Er hieß mit Namen Zachariae, wohnte in ein und derselben Gasse, in einem kürzlich hingesetzten Haus, in einem kleinen und niedrigen Zimmer des oberen Stocks. Wenn dieser wußte, daß sie vorüberging, so stand er vorgebeugt im Fenster, die grünen Läden, rechts und links, wie Flügel sich zur Seite, und viele überflüssige Stunden brachte er damit zu, auf die Gasse hinunterzublicken, wobei nur der Gedanke an sie ihn verführte, dem oft verdrießlichen Treiben zuzuschauen. Weniger gern begegnete er ihr selbst, mochte nun ihr Eindruck auf ihn zu stark sein oder er sich unwürdig dünken, in ihr Augenlicht zu fallen.

Dieser Mann hatte Sonderbarkeiten an sich, zu denen diese Stadt einem wohl verhalf. Er war von früh an behaftet mit einer ängstlichen Scheu, hinauszutreten, und seine vermögenden Eltern hatten diese Scheu noch verstärkt, indem sie ihn in verschiedenen unerträglichen Berufen viele Jahre hindurch beschäftigt hatten und ihn so bis an die Wende der dreißig nicht für längere Zeit aus der Stadt hinauskommen ließen. Sie hatten ihn so, mit dem sie als ihrem einzigen Kinde zusammenwohnten, nicht bloß ängstlich,

sondern geradezu kindlich gehalten, was bei seiner Anlage am wenigsten hätte geschehen dürfen, und waren dann, was sie nie gedacht hätten, in einem Jahre rasch hintereinander gestorben. Daß er ohne sie auch nur eine Woche lang durch die Welt fände, hätten sie nie geglaubt, aber es geschah; das beträchtliche Gut, das sie hinterließen, war bald vertan, einen erheblichen Teil zerstreute der Testamentsvollstrecker durch seine Untreue, das weitere vergeudete er auf mehrjährigen Reisen, die er mit einem plötzlich erwachten Hang zur Selbständigkeit und zu einem üppigen Wesen auf das verschwenderischste betrieb. Zuletzt, in der Nähe von Genf, hielt er sich zum ersten Male eine Geliebte, ein reizendes, aber wenig verläßliches Geschöpf, ihre Art und Schliche erkannte er erst, als sie seiner Lust zu geben sich schon reichlich angenommen hatte; mit einer ihm noch später unerklärlichen Entschlossenheit floh er vor ihr nach Paris. Allein seine Flucht wäre besser nach jedem anderen Punkt der Erde gegangen, und selbst zu bleiben, würde ihm besser bekommen sein, auch wenn das Mädchen ihn noch so ausgeplündert hätte. Denn in Paris verdarb er sich für sein Leben, und verändert kam er in die Stadt zurück. Sein Geld trug ihm noch gerade so viel Zins, daß er auf das kargste davon leben konnte, das heißt einfach dasein konnte, ohne Arbeit und mit dem Recht, sich seinen Seltsamkeiten hinzugeben. So war er seit seiner Rückkehr aus Paris, das war seit einem halben Jahr, ein Mitbewohner dieser kleinbürgerlich verschrobenen Gasse, aber auch Nachbar der Marie Fünfhausen, die in der Nummer siebenunddreißig auf der krummen Quergasse wohnte und an ihm einen Verehrer von einer tiefen Neigung hatte, weil er wieder etwas kindlich zu verehren wünschte.

Herrn Zachariae nun und seinen Augen war nicht entgangen, was sich im Leben der Frau Fünfhausen vorbereitete, und wenn sie, nun schon ein wenig mitgenommen, in den letzten Tagen sanft über die Straße schritt, dann hätte es keinen Dienst gegeben, den sich für sie zu unterfangen er nicht entschlossen gewesen wäre. Sein ganzes Geld hätte er für einen Wagen hingegeben, der auf Gummirädern rollte und der unmerklich federte, damit sie darin und nicht zu Fuß ihre Besorgungen machte, und wenn sie ihm nicht begegnete, war er glücklich, denn daran erkannte er, daß sie sich schonte. Dann fand er eines Tages in der Zeitung jene Anzeige. An diesem Morgen öffnete er seine Tür nicht, auch als man an der Klinke rüttelte, um das Zimmer aufzuräumen; er verschloß die Läden sogar, so daß nur ein einziger Lichtspalt offen blieb, und küßte bei diesem Schein den Vornamen Marie, der unter der Anzeige, und den Geburtsnamen, der hinter Marie stand, wie für ihn bestimmt, als Verrat ihrer Herkunft. An diesem Tage zeigte er sich mehrere Male, also auffällig oft für eine Gasse, vor dem Hause und starrte dorthin, wo die Vorhänge geschlossen waren, eine beträchtliche Weile in Gedanken, die keiner richtig erkannte, dem er etwa auffiel. Er preßte seinen Daumen

dabei mit einer geradezu mörderischen Gewalt gegen ein kleines Hölzchen, wie es die Kaufleute der Stadt bei Paketen an der Schnur befestigen, um das Tragen zu erleichtern. Denn er hatte die Sonderbarkeit oder wohl mehr schon Schwäche, häufig auszugehen mit einer solchen Schnur oder einem solchen Hölzchen in der Hand, weil den Knoten der Schnur oder das Ende des Hölzchens zu spüren seinen Fingern wohltat. Heute war es meist das Holz, das er an die Finger preßte, aber auch mit dem Knoten einer ziemlich dicken Schnur brachte er sich, ohne daß er es wollte, rötliche Striemen bei in seiner Haut, indem er, soweit es anging, die Hand durch die Schlinge preßte.

Irgend jemand nun mußte die Absicht haben, ihm Übles anzutun oder seinen Possen mit ihm zu treiben, denn am nächsten Tage bekam Fünfhausen einen Brief, in dem nichts weiter stak als ein kleines Blättchen, festgeklebt darauf die Geburtsanzeige und die Unterschrift mit Tinte durchgestrichen, soweit es sich um den Namen Fünfhausen drehte. Statt dessen stand W. A. Zachariae dort geschrieben, so daß das ganze bedeutete, dieser und seine Frau Marie, gebürtige Menzel, beehrten sich, die jüngst erfolgte Geburt eines kleinen Mädchens bekanntzugeben.

Fünfhausen, als er das Schreiben erhielt, litt noch unter seiner Enttäuschung und nahm es deshalb schwerer, als er einen namenlosen Brief wohl sonst genommen hätte. Seine Frau lag in ihren Kissen, so blaß, daß ihm der Eintritt noch nicht verstattet wurde, und um das Wesen, das sie zur Welt gebracht, war es auch nicht sonderlich bestellt. So kugelte er den Zettel zusammen, nicht verdrossen bloß, sondern schon wild, steckte ihn zu sich in eine Tasche und stieg oder stolperte hinunter, seinen Geschäften nachzugehen. Aber so einfach, wie er sich es dachte, ging es nicht, er bekam Streit mit seinen Leuten und mußte, um nicht hingerissen zu werden, aus seinem Geschäft davongehen. So lief er durch die Stadt, und da es ihm unbegreiflich war, wie man plan- und ziellos Straßen entlang gehen konnte, machte er sich Wege und suchte Wirtschaften auf, um in den Blättern nachzusehen, ob da auch schon eine Hand am Werk gewesen. Es trieb ihn festzustellen, ob nur ein einzelner den Gedanken hatte oder ob es ein allgemeines Gerede war, und er sah auch auf der Straße den Leuten in die Augen, sie taten es wieder mit ihm, er kannte wenige, er war auch selbst nicht vielen bekannt, und war er es, so verwunderte man sich seines Benehmens und sah ihm merkwürdig nach, so daß er fast begann, an ein Gerücht zu glauben.

Ein Gerücht, sagte sich aber Fünfhausen, als er weiterging, konnte wahr sein oder falsch. Viel wichtiger daher als festzustellen, ob ein Gerede bereits bestand, war, ob die kleine Geburt eine Fünfhausen oder nicht. Hier aber war er merkwürdig ruhig, denn seiner Frau war er in jedem Betrachte sicher, nicht weil er sie als eine Person von besonderer Reine und Sanftmut

ansah, was ihm nicht beikam, sondern weil solche Wege, die die Sinnlichkeit sucht, ihr als einer unsinnlichen Frau nach seiner Ansicht fernlagen.

Als er sich lange umhergetrieben hatte und zu Hause ankam, nahm ihn die Hebamme auf die Seite und machte ihn damit vertraut, daß die kleine Fünfhausen sich wieder davon gemacht hatte und seit einer Stunde kalt und leblos dalag. Er sah die Gevatterin an, ohne etwas zu sagen, blickte dann seiner kleinen Tochter in das Gesicht, fast feindlich, weil sie mit ihrem kurzen Aufenhalt ihm schon soviel Verdruß bereitet hatte, und ging dann für längere Zeit in seine Stube, wobei es unklar blieb, was er dort drinnen tat; es mochte sein, daß er wegen der Torheit des ihm Widerfahrenen schlief, aber auch, daß er grimmig darüber nachdachte, was alles an bösem ihm an einem Tage angetan worden. Zum Abend ging er aus, um die Vorkehrungen zu treffen, die die neue Lage erforderte.

Unterwegs stieß ihm auf: wenn seine Frau auch keinen sonstwie gearteten Umgang mit einem anderen hatte, so mußte sie mindestens doch einen Herrn des Namens Zachariae kennen, ohne daß er selbst um diese Bekanntschaft wußte. Der Name war genau in dem Schreiben angegeben, selbst die Vornamen waren nicht verschwiegen, und grundlos konnte solche Deutlichkeit unmöglich sein. Er wollte den Mann ermitteln und schlug das Adreßbuch nach, doch wies es ihn nicht auf. Schließlich fiel ihm ein, daß er der Öffentlichkeit schon wieder etwas mitzuteilen hatte, und ging zum Trotz auf eine Zeitungsstube, wo er die ihm widerfahrene Heimsuchung bekanntgab. Es kam ihm seltsam an, als er dieselbe Unterschrift darunter stellte, aus Widersetzlichkeit wollte er sie absichtlich noch fester setzen lassen, schließlich schwächte er sie unter dem Anfall eines Zweifels ab zu dünnen Haarstrichen oder, wie man es nennt, zu der Petitschrift, aber auch dabei klang ihm der Name Zachariaes unaufhörlich in den Ohren.

Schon am nächsten Nachmittag fuhr eine beträchtliche Kutsche, in der ein Kindersarg auf einer besonderen Bank hinter dem Kutscher stand, innen aber Fünfhausen thronte, zu der krummen Quergasse hinaus. Es schloß sich niemand zur Begleitung an, wie denn allgemein die Ehemänner die Fehlgeburten ihrer Frauen allein dem Friedhof überliefern. Ingrimmig über diese Tatenlosigkeit saß Fünfhausen an seinem Platz und er hätte am liebsten irgend etwas Unerhörtes unternommen, indes der Wagen mit einer Feierlichkeit, die bei dem kurzen Vorfall übertrieben war, dahinfuhr, Schritt vor Schritt, wie um den Leuten darzutun, daß sein Begleiter es durchaus nicht eilig hatte, sich von dem hingegangenen Geschöpf zu trennen. Schließlich hielt Fünfhausen es nicht länger aus, nachdem er sich erst zurückgelehnt hatte, weil die Gassenjungen herumsprangen und den Sargvater sehen wollten, rief er fuchsig zum Schlag hinaus, der Kutscher solle nun im Galopp drauflosfahren. Obwohl die Pferde, zwei gute Tiere, sich sogleich ins Geschirr

legten und mächtig ihre vollen Brüste vorstemmten, ging es ihm nicht schnell genug, und er behielt noch viel Zeit, darüber nachzudenken, wie schlecht es um einen leiblichen Erben bei ihm aussah, wenn er, im vierten Jahr, gezwungen war, diese Fahrt zu machen, und er auch heute seine Frau noch nicht zu Gesicht bekam.

Er machte die Fahrt, obwohl er es glaubte, nicht allein. Herr Zachariae half ihm, die kleine Windgeburt in die Erde zu geben. Er hatte am Morgen die umränderte Nachricht in der Zeitung gelesen und war, er wußte eigentlich nicht weshalb, davon zugleich erschrocken und beglückt. Als er sich gefaßt hatte, übergoß sich sein Gesicht, mehr, sein ganzer Körper, mit einer siedenden Hitze bei dem Gedanken, ob er sich dem Leichenzuge anschließen dürfe. Wenn er es tat, so geschah das Äußerste, kam ihm vor, was ein Mann bei einer verheirateten Frau erreichen konnte, etwas zu Ahndendes, was das Auge des Mannes meiden mußte. So entschloß er sich, diesen folgenschweren Schritt nur dann zu tun, wenn das Gefolge groß sein sollte, und da die Stunde der Beerdigung nicht angegeben war, konnte man Zachariae den ganzen Tag in seinem Zimmer in seinem schwarzen Rock und seinem hohen Hute sehen, wie er, verborgen von einer Gardine, auf die Gasse hinunterschielte. Als der Leichenwagen vorfuhr und überhaupt sich kein Gefolge einstellte, setzte er sich im Zimmer nieder und machte inwendig den ganzen Vorgang mit. Er fuhr innen mit im Schritt und fiel auf dem ganzen Wege nicht in eine andere Gangart, er fuhr durch alle Gassen, durch die Straßen, über die Chaussee, hob mit an und wollte den Sarg mitschultern, was ihm die Dazwischenkunft eines näher Stehenden jedoch verwies, dafür schaufelte er aber, als der eigentlich Zugehörige die kleine Statt verlassen hatte, noch eine geraume Weile weiter, und schlug ganz zum Schluß umständlich, sorgsam die Erde mit dem Spaten glatt, damit sie nicht wie eilig hingeschüttet aussähe. Er war dabei zu gleicher Zeit wo anders, stand an dem Bette einer Frau und sprach mit ihr, wenn man ein sanftes Flüstern also nennen wollte, drehte ihr aber achtungsvoll den Rücken zu, oder er sprach gar nicht, sondern war einfach da, um anzusagen, daß zwar bei einem solchen Umstand sich nicht reden ließ, daß er aber erbötig sei, mit seiner Person für sie einzustehen und alles durchzuhalten. Worauf jemand sanft, aber innig aus seinen Kissen auflächelte, und dann, als sei es schon zu viel des Einverständnisses, sich zur Wand herumdrehte, so daß er sich schlechterdings empfehlen mußte und zu Hause den hohen Hut abstellen konnte, den er indessen so unglücklich in das Futteral hineinschob, daß das untere Teil zuerst hineinging und ein Unglück sich nicht vermied.

Marie Fünfhausen hatte noch des längeren einen leiblichen Schaden, und der Arzt, der sich unter Fünfhausens Mißtrauen täglich des ein- oder mehrfachen einstellte, machte ein überaus unangenehmes Gesicht, wenn er aus-

geholt wurde. Mochte die Frau in einem Fieber irgend etwas ausgesagt haben, was diese Stellungnahme erklärte, jedenfalls verbot er dem Mann, mit Recht oder nicht, sie vorerst zu sehen. Da er es zu Hause andererseits nicht aushielt, wo er bald über eine Pflegerin stolperte, bald über den Arzt, machte er weniger dringliche Geschäfte dringlich, und fuhr mit dem nächsten raschen Zuge, der recht weit fort ging, ab.

Von Angst getrieben, kam er nach zwei Tagen zurück und fuhr gleich wieder fort, als er hörte, daß sich der Zustand bessere. Als er wiederkehrte, sagte ihm der Arzt, das Befinden befriedige noch nicht und mache noch für einige Zeit eine ununterbrochene Ruhe nötig. Er war beirrt, und nicht länger zurückzuhalten, trat er in die Tür, erschrocken fuhr die Frau zurück und redete irre aus dem Schlaf; so wurde er geduldiger für den Rat des Arztes, nochmals zu verreisen, hieß es doch, es sei, auch wenn er sich noch so still verhielte, seine Anwesenheit eine Störung; man versprach ihm, dafür zu sorgen, daß der Frau jede Sorgfalt wurde, die erdenklich sei.

Fünfhausen zögerte nur deshalb noch, weil ihr Erschrecken ihm wieder den Namen Zachariaes heftiger auf die Lippen brachte. Da die Spannung in ihm bedrohlicher wurde, so daß er fürchtete, er werde ihr, sobald er sie nur sprach, diesen fürchterlichen Namen entgegenhalten und ihren Zustand dadurch ärger machen, fuhr er schließlich für mehrere Wochen aus der Stadt. Sein Geschäft konnte ihn so lange nicht in Anspruch nehmen, so hielt er sich einige Zeit auf in einer vergnügten Stadt, wo er die Tage in einer Weise zubrachte, daß er nicht davon erzählte; doch blieb es gleich, da er auch sonst über sein Leben nicht zu sprechen liebte.

Als er zurückkam, fand er seine Frau schon auf im Zimmer; sie war seit längeren Tagen außer Bett; dabei voller Angst, daß er nicht käme. Als sie nun ihn sah, faßte sie seine Hand, sie zu küssen, wobei ihr ein Strom des besten Blutes vom Herzen in das Gesicht lief. Fünfhausen ward zunächst betroffen, dachte aber sodann, es sei ein Mittel, ihn zu beschwichtigen, und wollte daher schon den biblischen Namen ihr entgegenschleudern. Da strahlte ihn die Bläße an, die ihr Gesicht zu Wachs machte, und statt seine Anklage vorzubringen, brachte er einen Stuhl für sie, darauf zu sitzen. Da saß sie nun, und als sie wieder die Kraft hatte, ihn aus den Augen anzusehen, geschah es voller Scham, weil sie eine Windgeburt hervorgebracht hatte und nicht imstande war, ein Wesen herzugeben, wie man es brauchte, indes er ihr den Unterhalt gab und zu wohnen und zu kleiden. Fünfhausen ertrug nicht diesen Blick, er lief um sie herum, wie um eine Erscheinung, mit der nichts anzufangen war und mit der dennoch etwas geschehen mußte, und ging endlich, ohne etwas zu sagen, aus dem Zimmer und dem Haus.

Dieses unerklärliche Verhalten ängstete sie sehr, zumal es am nächsten und an dem zweiten Tag sich wiederholte. Sie suchte sich daher zu kräftigen,

da sie fühlte, daß er irgend etwas ihr verbarg, weil er sie noch nicht für imstande hielt, es anzuhören. Obwohl bei dem Gedanken daran es sie bis ins Innerste durchfuhr, sie auch so schwach war, daß ein sonst fremdes Mitleid mit sich selbst sie überkam, zeigte sie sich vor ihrem Mann nun hergestellter. Mochte er sie aber für schwächer halten, als sie sich gab, oder mochte etwas anderes ihn zurückhalten, er verschob den Entschluß zu reden immer weiter, und da sie andererseits zu fragen sich nicht getraute, stand es nach einer Woche sonderbar um sie und, abseits und für sich, wurde sie von auffälligen, die Welt verwandelnden Gesichten überfallen. So geschah es, daß die Gardinen für sie nicht Gardinen blieben, daß sie eine Leiter nahm und sie von der Stange abhieb und um sich breitete als Schatz und Schleppe, darin sie als Braut die Stufen aufschritt in die Kirche. Langsam fegte der Wind dahinter, zugleich regnete es in dichten Strömen, wie es bei ihrer Hochzeit geschehen war. Sie zog die Kleider, um sie nicht durchnässen zu lassen, etwas hoch, was vorn den Spann sehen ließ, hinten aber die Ferse, wessen sie sich nicht zu schämen brauchte. Bald darauf wurde sie von etwas anderem gelockt, schloß ein Fenster auf und brach die Eiszapfen von den Borden, deren sie mehrere lächelnd in den Mund nahm; das Wasser rann gegen ihre Zähne, und ihr Zahnfleisch brach in Schrecken auf, daß einige Blutlinien sich über die Lippen schnürten. Dennoch dachte sie auch in solchen Augenblicken an ihren Mann, ob er wohl käme. Sie hatte ein kleines Ohr; da sie nun horchte, nahm sie, sich zu beruhigen, das Läppchen, das von weichem Samt war, zwischen zwei Finger, zwischen den Daumen und den nächsten, und streichelte sanft herum in seiner Mulde, so wie sie gern wohl selbst von einem Manne sich hätte streicheln lassen. Aber obwohl sie bei solcher Art in einen leichten Schlaf kam, hörten die Gesichte nicht zu kommen auf. Die Dinge waren merkwürdig, die ihr geschahen, und sie wurde tief davon betroffen. An den nächsten Tagen wurde es noch nicht anders, nach wie vor ging für sie vieles ineinander über, und sie selbst, Marie Fünfhausen, wurde dessen sehr verwundert.

Alsdann ließ der Lauf der Dinge von keiner Seite sich weiter aufhalten, ihr Mann nannte ihr einen Namen, den sie nicht kannte, und brachte ihn zuletzt in eine Verbindung mit dem ihrigen, wohl in die schamloseste, die je in dieser Stadt gedacht worden, seitdem die ersten Häuser, bald nach 1000, in ihr errichtet worden waren. Eine Antwort hierauf zu geben, wollte ihr nicht gelingen, so daß er unruhig wurde, und seine Stimme wuchs. Sein Unwille entlud sich unter einem ungeheuren Losstoßen, es war der Groll über die Geburt eines Mädchens, die Wut über dessen Tod, auch die üble Laune über ihre Krankheit und eine Mißbilligung ihres Verhaltens auf seine Zumutung; denn er mochte noch immer nicht an sie glauben. Da er aber nicht vorwärts kam, ging er fort, und als er nach seiner Rückkehr sie noch

entgeisterter anfand und durchaus nichts mit ihr anzustellen wußte, fuhr er diesmal gleich für mehrere Tage und in erheblichen Geschäften, in das Land.

Marie Fünfhausen tat, was junge Frauen bei solcher Gelegenheit wohl anfangen, sie legte sich ins Bett, auf daß, wenn die Welt von allen Seiten auf sie losschlüge, es hin geschähe zu dem Ort, wo sie dem am tüchtigsten begegnen konnte. Sie lag sechsunddreißig Stunden, bis gegen die Dämmerung des nächsten Abends, und ließ sich kaum mit dem Nötigsten versehen, von einem Mädchen, das ab- und zulief. Merkwürdig war die Schwäche, die sie so heftig überfiel, daß sie dachte, nun müsse alles von ihr lassen, und die dann doch einer körperlichen Stärke wich, deren Herkunft nicht zu begreifen war, denn in ihrem leiblichen Befinden war sie nicht begründet. Auch ihre Gedanken, zuerst ganz von dem Vorkommnis hingenommen, rangen sich schließlich los und gingen entfernte Wege, wie wenn sie nur gesunden könnte, wenn sie sich mit Entlegenem und Entgegengesetztem abgab. In ihrem Kopf blühten nun die Feuer, Blutwirbel quirlten durch sie hin, und es waren süße und wilde Dinge, die sie beschäftigten. Schließlich wurde sie von deutlichen Träumen heimgesucht, deren leidenschaftliche Bildkraft sie verdüsterte und wiederum ermattete, und als sie nach sechsunddreißig Stunden aufstand, fühlte sie sich noch immer dunkel durchwühlt von diesen Träumen, ohne daß sie sich noch vorstellen konnte, welche Träume oder auch nur Träume welcher Art ihr wohl begegnet waren. Aber auch was sie in das Bett getrieben hatte, war ihr nicht mehr gegenwärtig oder stand nun jedenfalls weit von ihr ab.

Als sie nun sich anzog und wählen sollte, welches Kleid sie überstreife, fiel ihr ein, sie könne auf die Gasse gehen und ein wenig die so lange nicht betretene ab- und widerwandeln. Durch das Fenster blickend bemerkte sie, daß ein leiser zerteilter Regen niederspritzte, aber statt sie abzuhalten, verführte er sie, weil sie unversehens an die Laternen dachte, die im Regen leuchteten. Sie liebte die Schaufensterscheiben, die von dicken Regentropfen übersprüht waren und in die man kleine Punkte oder ganze Buchstaben mit dem Finger ziehen konnte; war man jung, so hinterließ man für die Neugier der Folgenden wohl ganze Worte oder Sätze. So machte sie sich fertig, und ehe viel Zeit verstrich, war sie unten und schritt aus, als wenn ihr nichts geschehen wäre. Beinahe munter ging sie hin, und da es seit längerem zum erstenmal geschah, erfolgte es nicht ohne eine Teilnahme der kleinen Leute von links und rechts, einen Anteil, den sie aber nicht bemerkte, und noch aus der Weinfaßstraße, der Leitergasse und aus dem Himmelreich wurden lange Hälse nach ihr ausgestreckt zu allen Fenstern.

Es war schon gegen Abend, daß dieser Gang unternommen wurde, der an vielen Gassenköpfen vorbei zu den Krämerläden ging. Von vielen Häuserschlünden das Dunkel drängte sich heran und wollte sie selber finster

machen, doch wandte sie sich ab und nahm sich die Lichtpunkte vor, die von dem Regen in das Siebenfache und mehr gespiegelt wurden. Allmählich wand die Stadt sich aus den Gassen in eine breite, regelmäßig hingezogene Straße, darin das Licht aus allen Fenstern ausbrach wie das Leben selbst. Marie Fünfhausen stellte sich vor einen Laden hin, dessen Fenster so übergossen waren, daß alles darin verzerrt war, obwohl es Briefpapier und Hüllen schien und Spielzeug und anderer Tand zu sein. Es erging ihr ähnlich noch vor anderen Läden, denn sie hatte es durchaus nicht eilig und hielt vor jedem an; bei dem letzten verspürte sie, daß sie eigentlich einen Schirm gebrauchen sollte, den sie aber, unbegreiflich, nicht mitgenommen hatte. Der Regen trommelte nun dunkel, wenn auch sachte, auf dem Haarfilz ihres Hutes, doch ließ sie sich auf ihrem Wege nicht behindern. Dieser führte sie zu einem offenen Stand in einer Häuserdiele, darin eine Frau Maronen über dem Feuer röstete und aus dem Dampf heraus in die Hand verkaufte. Marie mochte Maronen nicht recht leiden, so war es ausgeschlossen, daß sie einige erstand; ungeachtet dessen blieb sie stehen und sah weniger den Maronen oder der Händlerin als den Dämpfen zu, die leise über den Kohlen in die feuchte Luft hineinwölkten. Dabei waren ihre Augen starr, und sie schien, irgendwie benommen, an dem Platze festzuwachsen, als plötzlich ein Wind vom Norden einen Regenschauer vorpeitschte und sie tiefer in das Haus drängte, wo ein Schildermaler, sich zu rühmen und Kunden anzulocken, Schilder der mannigfachsten Art mit ziemlicher Pracht ausgestellt hatte. Es standen darauf stadtbekannte Namen, eingebrannt oder nur aufgemalt, daneben verwiesen Inschriften auf einen Vordereingang oder zu einer Hintertreppe, auch wurde in gleicher Weise ein „rechts" und ein „links" und ein „geradeaus" befohlen, auch waren Häusernummern da, scheinbar sinnlos in den Zahlen, aber vielleicht doch zusammengestellt von einer lenkenden Hand. Jedenfalls geschah etwas Merkwürdiges der Frau Marie Fünfhausen: als sie der Schilder ansichtig wurde und ihr innerer Sinn von der einen Aufschrift zu der anderen getrieben wurde, von einer Nummer zu der nächsten, ging, als bestünden keine Wände für sie mehr, ihr mit jeder Inschrift das Leben eines Menschen oder eines Hauses auf.

Dann wurde ihr Augenmerk unversehens hingezogen zu einer Nummer, die keine andere wie die ihres eigenen Hauses war. Während die Nummer an ihrem Hause aber wie bei bürgerlichen Häusern auf einen Untergrund von Email gebrannt war, war hier die Zahl 37 nur mit einem schlechten Pinsel auf ein quadratisch durchsichtiges Glas gemalt, beinahe gelb, weil offenbar die Deckfarbe nur einmal aufgetragen worden war. Nun reichten viele Straßen bis zu dieser Zahl von Häusern, und es war kaum Sonderliches daran, daß diese Nummer dahing und darauf wartete,

an ein Haus erlöst zu werden. Ihre Anteilnahme wäre denn auch gering gewesen, wenn sie nicht noch einmal, die Zahlenreihen mit ihrem Auge übersehend, auf dieselbe Zahl gestoßen wäre, abermals auf Glas gemalt und in ganz gleicher Weise wie die andere geschrieben. Da geschah es, daß in ihr sich Dinge überstürzten, und sie plötzlich die beiden Glasscheiben aneinanderstellte auf jene merkwürdige Art und Weise, wie sie sie einmal in Paris gesehen hatte. Es fiel ihr ein, wie ihr Mann auf ihrer Hochzeitsreise sie durch abseitige Gassen der Stadt geführt hatte, wo, als ein nur den Eingeweihten geläufiges Zeichen, vor gewissen Häusern die Nummer des Hauses sich zweimal über der Tür fand, auf zwei Schildern, deren Kanten gegeneinanderstanden; eine Gasflamme brannte in dem Winkel.

Noch bestürzt, daß ihr diese Erinnerung kam, die sie beschämte, fiel ihr die Ungeheuerlichkeit ein, die ihr nachgeredet wurde, die Verdächtigung, die ihr Mann ihr ins Gesicht geschleudert hatte, und unversehens fühlte sie sich durch die Beschimpfung einem Wesen gleich, das in einem solchen Hause wohnte. Sie wollte, weil sie die Gefahr bemerkte, sofort die Vorstellung auslöschen und machte mit zwei Fingern jene Bewegung, mit der man wohl den Kopf eines brennenden Streichholzes zusammendrückt. Aber es gelang ihr unvollständig, die Vorstellung hatte ihren Körper schon ergriffen, in Flammen prasselte es aus ihr heraus und durchdornte ihren Rücken. Ohnmächtig, dagegen anzukommen, trat sie getrieben in den Laden, und ebenso unfreiwillig erstand sie die Schilder. Der Mann fing ein Gespräch an über das Wetter, dann auch über die Unzuverlässigkeit des Hausbesitzers, der sie für ein Eckhaus hatte fertigen lassen und ihre Abnahme dann verweigerte, sie unterbrach ihn, indem sie beide Schilder verbunden wünschte. Bei der Erörterung der Art, wie dies geschehen sollte, trat sie mit dem Verlangen hervor nach jener Form, was zunächst eine Verlegenheit bei dem Manne hervorrief; schließlich stand er nicht an zu versprechen, sie in einer Verbindung von Draht binnen längstens einer Stunde ihr zu senden.

Frau Marie Fünfhausen tauchte wieder auf der Gasse auf, und nun wurde sie von jener Vorstellung in einer Weise hingenommen, die ihr Wesen von Grund auf änderte; was bisher sie nur allgemein ergriffen, durchfuhr sie nun mit allen grauenhaften Einzelheiten. Es war also, daß sie nach der Behandlung durch ihren Mann nichts anderes war als eine von jenen Frauen, die in den Winkelgassen von Paris in diesen Häusern wohnten, und so dachte sie denn auch zu sein wie sie, und wie eine andere zur Nonne sich entschließt, entschloß sie sich zu diesem anderen Dasein. Während sie erglüht und sich selbst fremd durch die Straßen wandelte, schien ihr Mund ihr gierig, der Hals voll Hoffart wie es Sitte bei diesem Stande ist, und sich ganz dafür bereit zu machen, begann sie

sogleich mit einer Sachlichkeit, die erschrecken ließ. Rote Schminke, die sie noch nie angewandt, erschien ihr als erstes notwendig, um einen Liebhaber anzulocken. So begab sie sich in eine Drogerie und erstand eine Dose mit dem Geheimnis des Feuers und des Blutes, das in das Gesicht hinaufgetäuscht wird. Aber einmal damit beschäftigt, sich auszustatten, beließ sie es nicht bei diesem halben, sie nahm eine wohlriechende Seife mit; die Schminke aufzutragen, forderte sie eine Quaste; dann einen sanften Puder, die Erregung fortzuwischen, und einen Creme, ihn darauf festzuhalten; die schönen Stücke betrachtend, erstand sie weiter eine scharfe Flüssigkeit, die Haare spröde, und eine fette, die Haare weich zu machen, auf gutes Zureden auch einen hellen Kamm, um sie zu streichen, und eine scharfe Bürste, die Kopfhaut besser zu beleben. Auch widerstand sie nicht der Versuchung, eine Feile zu erstehen, um die Nägel abzurunden, und nahm auch einen zur Färbung der Nägel nützlichen Stein und ein Eisen, um das Fleisch zurückzudrängen. Sie suchte das alles nicht zusammen, sondern fand es sofort und ging von dort aus in einen anderen Laden, um Wäsche, in einen dritten, um Weine, und in einen vierten, um Tabake einzukaufen — dann erkannte sie ohne Bedauern, daß das alles nichts als Vorsätze waren und sie in Wirklichkeit in keinen Laden, ausgenommen des Schildermachers, getreten war. Rasch und aufgeregt, immer aber mit zurückgehaltenem und nur einmal mit (wenigstens dünkte es sie so) herausgewölbtem Körper, ging sie durch die Stadt, durch irgendeine Winkelgasse, die von Dunkel troff, und trieb die Stunde hin, die sie auf die Sendung warten mußte. Viele Menschen sahen auf ihren Schritt, aber sie war nicht dort, sondern ging spazieren in ihrem Innern, wenn nicht in Paris oder in ihrem neuen Leben. Der Regen blinzelte nur noch ein wenig herunter, wie wenn er sie jetzt schonen mußte, da sie eine Aufgabe zu erfüllen hatte, aber manchmal machte eine Häuserwand, gegen die sie anstreifte, ihr Kleid ganz naß. Die Leute wandten sich ihr zu, denn es wurde spät, die ersten Rolläden rasselten schon herunter vor den Läden. Indessen konnte dies sie nicht auf ihren Wegen hindern, da sie nun schon weniger es aus sich heraustat, denn daß es mit ihr geschah, und als sie nach einer Stunde in ihr Haus kam, halb verwundert, daß sie da war, fühlte sie, daß nun ihr Schicksal sich bereite.

Sie traf die Schilder in der anbefohlenen Weise bereits verbunden vor und fand eine neue Bestätigung darin, daß sie auf dem Wege war. So ging sie denn hinauf, verordnete dem Mädchen, daß es hinunter gehe und in dem schweren Eisenkranz die beiden vom Draht zusammengehaltenen Schilder mit einer starken Schnur um die Gasflamme herum befestige und von innen her bescheinen lasse. Das Mädchen wunderte sich darüber, da schon ein anderes, sie deuchte besseres, Schild neben dem Torweg hing, führte aber den Befehl ohne weiteres aus. Dabei dachte sie ohne Leiter auszukommen,

da sie aber klein gewachsen war und es ihr nicht gelingen wollte, packte ein anderes Mädchen von der Gasse sie um die Röcke und hielt sie zu dem Kranz hinauf, ein Verfahren, bei dem die Arbeit nicht gerade besonders gut gedeihen konnte, und in der Tat wurden denn die Nummern auch ziemlich schief im Kranze angebracht; da die Gasflamme aber richtig zwischen ihnen beiden brannte, so nahm es ihnen nicht die Bedeutung noch die Erkennbarkeit, und da das Mädchen starke Hände hatte, versprach auch der Knoten, bis zum jüngsten Tag zu halten, wenn es nicht Herrn Fünfhausen etwa anders gefiele.

Von dem Augenblicke an, wo das Mädchen die Verrichtung meldete, befand sich Marie Fünfhausen in einem unbekannten Fieber. Sie befahl dem Mädchen, sich in die hinteren Räume zu verfügen, zündete alle Lampen an in den vorderen Zimmern, zog die Vorhänge vor die Fenster, ließ sie in der Mitte aber nicht ganz, sondern nur bis auf einen bedeutungsvollen Spalt zusammengehen; obwohl die Jahreszeit vorgeschritten war, öffnete sie in einem Zimmer nach der Straße zu ein Fenster und ging dann zum Korridor, um auch die Tür zur Wohnung aufzusperren, damit jeder Einlaß hätte, der danach verlangte. Nun befand sie aber sich in einem durchaus ungeeigneten Gewand, das sich für einen Ausgang schicken mochte, doch nicht für ihre Bestimmung; zog sie ein anderes über, so mochte jemand sie überraschen, was sie mit solchem Herzklopfen erfüllte, daß sie wiederum daran fast verstarb. Dessenungeachtet holte sie ein helles, fliederfarbenes und duftiges Kleid hervor, und da sie das Unterzeug dem anpassen wollte, geschah es, daß sie bei diesem Zustand der Wohnung, angesichts der Möglichkeit, auf der Stelle betroffen zu werden von einem Besucher, eine Weile in der Stube fast entblößt stand, länger als es nötig war, weil ihre zitternden Hände nicht die Verschlüsse fanden. Als dieses erledigt war, wovon sie für eine Weile aber hilflos wurde, setzte sie sich in einen alten und großen Stuhl, mit dem Rücken zu dem Fenster, damit die Ohren jedes Geräusch von der Gasse hörten, mit dem Gesicht zur Tür, daß die Augen den Eintretenden sofort bemerkten. Aber häufig hatte sie die Augen, die sie der Tür zukehrte, geschlossen, ohne daß sie es merkte, allein ihre Lider waren, sei es so durchsichtig, sei es zart, daß sie durch sie hindurch einen Besuch sofort, wenn auch nur als Schatten, erkannt hätte. Doch obwohl unten die Gasflamme und oben die Lampen brannten, kam niemand, sie selbst aber fror um die Schultern in dem am Hals entblößten Kleid, trotzdem das Lampenlicht die schon warmen Zimmer noch stärker wärmte. Statt weiter hinauszuhorchen auf die Gasse, fiel ihr Kopf nach vorn, und ihr Kinn rührte fast an die zarten Brüste.

Nun aber hatte der Regen wieder eingesetzt, und stürmischer als vorher, so daß eine aufgeregte Phantasie seine Schritte wohl mit den Schritten von Männern verwechseln konnte. Marie Fünfhausen, während sie dasaß, wurde

daher oft von dieser Täuschung heimgesucht, sie vernahm Schritte auf den Steinstufen, die langsam zu dem Haus hinaufführten und wiederholt sich die Treppen hinauf bis zur Wohnung fortsetzten. Dann aber machten sie Halt, die Tür wurde nicht geöffnet, und so mußten aus einer Scheu wohl vor dem Namen dieses Hauses die Besucher mitten auf dem Wege umgekehrt sein.

Allein Marie fand, daß sie es sich bequem mache, wenn sie diese unberechtigte Hochachtung benütze und jeden, der schon den Versuch unternahm, vor der Schwelle umkehren ließ. Sie stellte sich daher an dem Fenster auf und sah hinunter auf die Gasse, um die Zögernden aufzumuntern, doch konnte sie nur den gegenüberliegenden Teil der Gasse überblicken. Es geschah aber selten, daß jemand überhaupt jenen Teil benutzte, der ohne Läden und überhaupt besonders dürftig war, wie denn häufig die eine Seite einer Straße aus unerklärlichen Gründen bevorzugt wird vor der anderen. Wurde aber wirklich jemand vorübergeschlagen auf jener Seite, so ging er, um voranzukommen bei dem Regen, in einem für die Verhältnisse der Stadt beschleunigten Schritt. Ob jemand unter ihr die Nummer bestarrte und sich scheute, sich hinaufzuschleichen, weil ihm das Haus nicht dazu bereit schien, konnte sie nicht sehen; es zu ermitteln, hätte sie die Treppe hinuntersteigen müssen; und diesem sich zu unterziehen, fühlte sie sich trotz allem außerstande.

Plötzlich bewegte sich vorübergehend ein deutlicher Lärm über die Gasse, johlte vor ihrem Hause auf und entschloß sich dann weiter die Gasse hinab. Kaum war es zu ihrem Schrecken vorübergegangen, als zwei Männer ankamen in lautem, offenbar angeheitertem Gespräch, und obwohl das Doppelwesen sie auf Tod und Leben erschreckte, setzte Marie Fünfhausen, dabei über und über durchschauert, ihre Hoffnung nun auf sie. Als aber auch dieses Paar vorüberging, zwei wohlerprobte Gemeindeverordnete, wurde sie mißmutig, und enttäuscht lehnte sie ihre Stirn an einem Fenster gegen die Scheibe, schon entschlossen, binnen kurzem das ganze Wesen einzustellen.

So, die Stirn gegen die Scheibe gedrückt, sah sie W. A. Zachariae, der nicht viel später vorüberkam. Er hatte heute einen üblen Tag, mehr von innen heraus, als von dem Regen, unter dem er aber wie immer unter einem tiefhängenden Himmel litt. Er war zum Abend ausgegangen, nicht um die Beine frisch zu halten, sondern mehr um die Abendstunden und seine tote Laune aus der Wohnung fortzuschaffen. Er trug einen schiefgeknöpften Mantel, dessen Seitentaschen abstanden, als wenn sie aufgenäht wären, weil er sie mit vielen Schnüren und Hölzern zu füllen pflegte und wohl auch heute damit gefüllt hatte. Dazu hatte er in der Hand einen geschlossenen, aber feuchten und oben nicht zusammengenommenen Schirm, der für ihn ein Gegenstand war, durch den er jede Gemütsbewegung deutlich kundtat. Er hatte, da es gegen das Ende des Jahres war, wo er Rechen=

schaft über sich zu legen pflegte, was dieses Mal recht übel abging, sich gerade sehr am eigenen Ohr gehabt, wie er denn seit einiger Zeit sich darin gefiel, sich in Selbsterniedrigung zu zerreißen; oftmals nannte er sich so ein Tier, wenn ihm dies in Anbetracht der Hunde nicht zu hoch schien, und er noch weiter die Stufenleiter hinabging, als wenn es wirklich eine gab, und ein Holz weniger oder ein Stück Eisen nicht ebensoviel bedeutete, wie ein Mensch. Aber wie dem auch war, er griff sich an in dieser Weise, er war sein eigener Feind, ja sein stärkster Hasser; jenes durch einen Zufall zugezogene und jedenfalls ohne eine Schuld zugezogene, Leiden, das ihm verbot, sich ernstlich einem Menschen zu nähern, konnte aber wohl auch in ihm die Bitterkeit und damit den Hang erzeugen, sich zu zerstören.

Leicht überglänzt war seine Stimmung dennoch von dem Gedanken an eine ihm unnahbare Frau, der sich zu nähern er auch nicht gedachte. Es gab ein Alter, wo man seine heiligsten Gegenstände sich ganz weit fern hält, weil die Anbetung davon reiner wird und dann die Andacht nicht mehr trübbar ist durch die Mißverständnisse einer immer allen Fährnissen ausgesetzten Wirklichkeit. Es war ihm leicht gemacht, diesen Dienst zu üben in die Ferne, wo, wie ihn dünkte, jede Annäherung mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft war und er noch außerdem darauf das geringste Anrecht hatte.

Als er also an dem Haus vorüberkam, zunächst dicht an den Stufen, lenkte er seinen Blick gewohnheitsmäßig daran hinauf, und da er jede Kleinigkeit aufzuspüren pflegte, entging ihm denn das neue an dem Kranz befestigte helle Zeichen nicht. Zunächst betrachtete er nur dessen Körperlichkeit, und seine Eigenschaft als Zeichen ging ihm nicht auf. Plötzlich stürzte es über ihn, als wäre ein Schneeberg in Bewegung gekommen hinter seinem Rücken und schlüge seinen Erd- und Schneerutsch ihm ins Kreuz. Jenes Zeichen wurde nicht nur von ihm verstanden, sein eigenes Leiden überfiel ihn in Verbindung damit stärker, er kam sich zugleich wie ein Wüstling vor im geheimen, daß er dieses Zeichen, das nicht bestehen konnte, an dem Haus zu sehen glaubte und es mit seiner verderbten Phantasie also daran heftete. Er langte indessen mit der Hand hinauf, und da er das Glas fühlte, wußte er nicht mehr, wie weit er einer Täuschung unterlag, da er sonst soweit gegangen war, unkörperhafte Dinge körperlich zu greifen. Er trat also zurück in die Gasse und sah hinauf. Da fand er jetzt Licht, einen offenen Torweg, geöffnet auch ein Fenster, an einem anderen aber ihre Erscheinung, die in einem am Halse offenen Kleide, freilich die Stirn gesenkt, so daß die Augen ihn nicht sahen, dastand. Von nun an gingen mit einer unglaubwürdigen Schnelle viele Veränderungen mit ihm vor; er glaubte dem Tatbestand und glaubte ihm wieder nicht, er faßte in die Tasche, um mit einem festen Holz seine Nerven aufzupeitschen, sah dann die Frau wieder oben, und da er es von neuem nicht glaubte, fand er sich verrucht, weil er auch diese

Anbetung herabzog. Verweilend, benommen, oder mehr betrunken verfiel er in Ratlosigkeit, dann fürchtete er, er lasse die Stunde und die Gelegenheit verfließen, und entschloß sich unter einem ungeheuren Herzpochen, das ausreichte, einen eisernen Panzer auseinanderzusprengen, hinaufzugehen. Er begann, die Stufen hinaufzuschreiten, wie er aber gerade unter dem Kranz stand, faßte ihn ein erneuter Herzkrampf, dieses Mal so stark, daß er fast umsank und kaum imstande war, die Füße weiter in die Diele hinein zu setzen. Schließlich tat er es doch, ging sogar, ohne zu wissen, was er begänne, wenn er oben anlange, die ersten Stufen der Treppe empor, zuerst leise, dann taumelnd, schließlich so laut, daß die Treppenfugen einschnappten und aufächzten, Geräusche, die, versunken, die Frau im Gemach nicht hörte, und war nun drauf und dran oben anzulangen, wo vielleicht jemand mit einem Dolche stand, der sein Herz durchstieß: als er auf einmal in der grausamsten Weise zur Besinnung kam. Mit einer unerbittlichen Schärfe wurde ihm klar, daß seine rege ungesäuberte Vorstellung diesen Spuk ihm vorgetäuscht haben müsse, welcher in dieser sorgsamen und beruhigten Stadt ein vollkommener Wahnsinn war. Entsetzt, daß er in dieser Weise seine heiligste Angelegenheit beschmutzen, die ihm so viel heilige herabwürdigen konnte, wurde er von tausend Bitternissen und von tiefster Melancholie erfaßt, er begann den Weg als eine Sünde an seinem Leben anzusehen, die ihn nicht weiter dasein ließ, da er nicht wußte, wovon er nach diesem Sturz noch sollte einen Aufschwung nehmen, und kam aus einer vollkommenen inneren Erschlagenheit schließlich zu einem wilden Entschluß. Er legte seinen Regenschirm, der ihn nicht verlassen hatte, auf der Treppe ab, mochte er gefunden werden; lehnte den Mantel über den Rücken des schweren Geländers, das er nun zum erstenmal in seiner ernsten Bereitschaft erkannte, die stützen wollte, leise, schaurig fuhr der Mantel die schräge Bahn hinab, er selbst ging rasch die aufseufzenden Stufen wieder hinunter, die Hände voll von jenen Schnüren, von denen die Seitentaschen des Mantels gefüllt gewesen. Aber ehe er eine kräftige benutzte, steckte er noch seine Hand durch ihre Schlinge und peinigte seine Haut zu einer ungestümen Wollust auf, drückte auch die Knoten den Fingern in das Fleisch und zerrieb sich den Verstand fast mit der Wildheit des hineingepreßten Schmerzes. Dann schlang er, halb leblos, in der Diele angelangt, eine Schnur um den Kranz und stieß wieder an die Schilder, so daß abermals sich ihre Wirklichkeit ihm vortäuschte und er noch einmal die Unentrinnbarkeit seiner sinnlich ausgearteten Phantasie erkannte. Er holte den Mantel von dem Geländer, der ihm also doch noch nützen sollte, und machte einen ziemlich hohen Haufen daraus, darauf zu treten. Grauenhaft war dann der ungeschickte Stoß, mit dem er, als er die Schlinge um den Hals getan, den Mantel mit dem Fuße wegstieß, als wenn er damit das ihm leidgewordene Leben fortwürfe. Er mußte übrigens mit den Bewegungen

seiner Finger, oder es mußte der Strick den Gashahn berührt haben, denn ehe es ihm selbst geschah, ging der Gasflamme die Lebenszufuhr aus, und mit einem wilden Flammen in allen Farben, orangegelb und violett, erlosch sie. So war es dunkel und blieb es eine Weile.

Er mußte zuvor wohl noch vergehend aufgeseufzt haben oder der nahe Vorgang mußte auf jene übersinnliche Weise, die es gibt, zu ihr hinauf gedrungen sein. Marie Fünfhausen fühlte sich überschauert und wie gerufen; in den Schultern frierend, ging sie durch das Zimmer in die Tür und horchte hinab, wo in diesem Augenblick der Schirm umfiel, so daß sie wie verrückt zurückfloh in das Zimmer. Dann wurde sie mit mehr Ernst dessen inne, was ihr zustand, ging kalkweiß zu der Treppe, ging sie hinunter, fand den Schirm, staunte, nahm ihn in die Hand, als müsse man davon sterben, hielt die andere Hand vor die Brust wie ein Sakrament, und ging, da irgend etwas sie dahin führte, weiter hinein in die Diele. Als sie in der Luft etwas hängen und es leise schwanken sah, wurde sie ohnmächtig, schrie noch auf und fiel hin, fiel dabei einige Schritte nach vorn, so daß sie ganz nahe den Anzug streifte, in dem ein Mensch, wie in einer Hülle, zwischen Himmel und Erde hing und auf seine Grablegung wartete.

Es ist klar, daß, durch den Schrei gerufen und auch durch den Anblick des Gehängten gelockt, sehr bald die Menschen sich vor dem Hause ansammelten, so viele, daß die Gassenbreite zwischen dem Engelswisch und der goldenen Schuhbrücke nicht sie aufzunehmen reichte. Nachdem zunächst die Bürgermeisterei verständigt worden war, wurde von der Polizei der Menschenstrom entfernt, für die Lebende gesorgt und der andere zur Aufklärung des Falls nach dem Schauhaus überführt. Ungeheuer war die Aufregung in der Stadt, als der Vorfall am nächsten Morgen bekannt wurde. Der Versuch einer Erklärung blieb aussichtslos, obwohl das Unmöglichste im Enträtseln unternommen wurde. Die Leiche W. A. Zachariaes mußte freigegeben werden, als ein Arzt erklärte, Marie Fünfhausen sei irre geworden und werde nie bekunden können, ob ein Verbrechen vorliege. Sie wurde in ein Haus gebracht, das für Menschen mit verworrenem Verstand gebaut ist, und ihr Mann brachte sie selbst hin, als er zurückgerufen sie versunken in der finstersten Stube des Hauses antraf.

Ihn selbst wäre der Vorfall wohl geeignet gewesen um den Verstand zu bringen, mußte er doch, da es tatsächlich W. A. Zachariae war, der hier gestorben und um dessentwillen seine Frau in Wahnsinn verfallen war, an ihre Untreue glauben. Die Entdeckung ihres Verkehrs, so war es wohl gekommen, hatte ihn zum Selbstmord getrieben und sie in den lebendigen Tod. Auskünfte, die er einzog, machten diese Annahme indeß nicht wahrscheinlich, man schilderte ihm den Toten für einen scheuen, ungewandten Menschen, den niemand, auch das Dienstmädchen nicht, je in einem Verkehr mit seiner Frau

gesehen hatte. Durch Zufall erfuhr er noch von seinem Leiden; nachdenklich machte, daß Marie zunächst körperlich nicht verfiel, und so blieb für ihn alles tief im Dunkel.

Weil er von solchen Vorgängen sich nicht beirren ließ, die doch mit dem Hause nichts zu tun hatten, lebte er, obwohl man es ihm verdachte, fürs erste in dem Haus. Indessen schienen die Sehnen der Handgelenke ihm durchschnitten, er wußte nicht mehr, wozu arbeiten, auch nicht, wie die freie Zeit nun hinbringen. Vor einem leichteren Leben, dem er begonnen hatte, sich zuzuwenden, scheute er in der Stadt zurück, auch hinderte ihn sein Unglück etwas, das ihn nicht sofort dazu bereit fand. Als sein Leben ihm verdrießlich wurde, auch wegen des Maßes seiner eigenen Verstricktheit in die Vorgänge sich ein Verdacht zu zeigen begann, der in Unfreundlichkeit der Nachbarn und einer Aufsässigkeit der Arbeiter hervortrat, verkaufte er kurz entschlossen sein Geschäft und verließ die Stadt, um bald in einer anderen wieder aufzutauchen.

Er lebte in dieser Stadt zunächst, den Markt beobachtend und unentschlossen, welchem Geschäftszweig er sich zuwenden sollte. Aber untätig sollte er nicht bleiben, binnen kurzem würde er wieder, wie ein Makler versicherte, der ihm behilflich war, ein Geschäft besitzen, das ihn trug, und obwohl er unbekannt war, und auch hier niemand seine Herkunft kannte, wieder eine Frau finden, förmlich oder nicht, die für ihn sorgte. Auch sie würde in ihr Unglück gehen, wie vor Marie Fünfhausen schon eine andere mochte hineingegangen sein: es gibt Naturen, die allen, die ihnen näher kommen, zum Unglück werden, ohne daß es ihnen darum etwa selber schlecht ginge. Marie Fünfhausen wenigstens wurde, wenn sie in gesunden Augenblicken aus ihrem Dasein eines Pariser Fräuleins erwachte, von solchen Vorstellungen einer schlimmen Nachfolge und einer schlechten Vergangenschaft in sehr bestimmter Weise heimgesucht.

Der in jener Zeitungsnachricht den Namen umgefälscht hatte, ein Mann in den besten Jahren, hat sich nicht gemeldet und sich nicht einmal einen sonderlichen Vorwurf über die Zuschickung gemacht, die er sich scherzweise gedacht hatte. Er hat hinterher sie vielmehr als zutreffend angesehen und oft für sich allein seinen Spürsinn bewundert, ja hat, wenn er bei gelegentlichen Unterredungen mit Nachbarn seine Sendung auch nicht erwähnte, seines Spürsinns doch sich nicht selten im allgemeinen gerühmt. Es ist zu befürchten oder, wenn man es will, zu hoffen, obwohl Anlaß und Wirkung so verschieden sind von einander, daß man nur selten den Anlaß sollte für den Ausgang verantwortlich machen — es ist möglich, daß er an dieser Selbstüberschätzung oder Eitelkeit noch zugrunde gehen wird, wie denn an dieser Eigenschaft auch sehr viele andere Menschen scheitern müssen. Er hieß Emil Starck, war Bäcker, in derselben Gasse, nur zwölf Häuser weiter, wo er noch heute ein leidliches Geschäft betreibt.

***

Pariser Bohemezeitschriften

Erinnerungen aus dem Jahre 1896

von Albert Haas

Die Revue Blanche hatte ihre Büros in einer vornehmen Gegend, Ecke der rue Laffitte und des Boulevard. Sie wurde von drei Brüdern Natanson geleitet, die auch Eigentümer der inzwischen längst eingegangenen Zeitschrift waren. Die Revue Blanche hat sich ihren Platz in der Geschichte der französischen Literatur von gestern erworben. In ihr kamen viele derer zum ersten Male zum Wort, deren Namen jetzt auch in weitere Kreise nicht nur Frankreichs gedrungen ist. Aber das Beste an der Revue Blanche war ihr großer Redaktionssaal. Hier arbeitete geräuschlos der Redaktionssekretär Bogdan. Hinter einem Drahtgitter saß der geschäftliche Leiter, Félix Fénéon, ein stiller, vornehmer Mensch, der nur selten sprach, vielleicht weil er klüger war als die meisten um ihn. Um den großen Tisch des Zimmers und auf dem Sofa aber gruppierten sich in der zwanglosesten Weise allerlei Mitarbeiter der Revue. Es war ein beständig wechselnder Strom von Menschen, die sich hier trafen, sich für den Abend verabredeten, den Tagesklatsch austauschten und allerlei literarische Pläne besprachen. Und wenn in dem geschäftigen Müßiggange etwas auftauchte, das besonders Hand und Fuß zu haben schien, so endigte die Unterhaltung im Zimmer der drei Chefredakteure mit der Bestellung eines Artikels. Gewöhnlich waren es die Kleinen und Jungen, die hier beisammen saßen; aber ab und zu kamen auch die Großen und statteten der Revue einen Besuch ab. Sie wurden dann von der ganzen Horde umlagert und jeder sonnte sich in der Gegenwart des bedeutenden Mannes. Das galt vor allem von Stefan Mallarmé, der der Gegenstand aufrichtiger Verehrung von seiten aller war.

Mallarmé galt damals als der erklärte Führer der Jungen. Verlaine war gestorben, nachdem er in den Augen der jüngeren Zeitgenossen die Krone der französischen Dichtung getragen hatte. Der Thron durfte nicht verwaist bleiben und das Quartier latin beschloß zu seiner Neubesetzung eine Art Volksabstimmung. Worin die Qualifikation für Erlangung des Stimmrechtes bestand, weiß ich nicht. Wahrscheinlich durfte jeder mitstimmen, der sich zu dieser Ehre drängte. Das Resultat war, daß Mallarmé einstimmig zum roi des poètes gewählt wurde. Er lehnte die Würde keineswegs ab, wenn auch die „rechtsstehende" Ästhetik das Ganze für eine üble Farce erklärte. Ja die neue Würde trug eher noch dazu bei, in Mallarmés Wesen die natürliche Feierlichkeit zu erhöhen, mit der er in seiner stillen Klause auf der butte de Monmartre seinen wöchentlichen Jourfix hielt. Ein merkwürdiges Milieu

und ein bemerkenswerter Mann, um den es sich gruppierte. Mallarmé ist stets ein Idealist reinsten Wassers und im vornehmsten Sinne des Wortes gewesen; kein Idealist von jenem schwäbischen Schlage, der die Brücke zum Praktischen immer im Auge behält und auch in bürgerlichen Fragen eigentlich niemals das Gleichgewicht verliert. Für Mallarmé gab es keine andere Realität als die der ästhetischen Anschauung. Jeder anderen Realität gegenüber hatte er die hilflose Naivität eines Kindes. Man erzählte sich darüber die merkwürdigsten Legenden. So hieß es, daß vor Jahren einer seiner „Schüler", um dem Meister angenehm zu sein, seiner Tochter den Hof gemacht habe. Man hatte sogar erwartet, daß er sozusagen in die Königsfamilie und die Poesie hineinheiraten würde. Mit dem Fortschreiten der Jahre wurden dem Schüler aber die wirklichen Mächte des Daseins klarer und er zog eine Einheirat in akademische Kreise und in eine der größten französischen Revuen vor. Mallarmé aber habe weder von dem einen noch von dem anderen Akte der Tragikomödie etwas gemerkt und seinen „disciple" stets gleich gern gesehen. Dieser Simplizität im Wesen Mallarmés entsprach auch das Äußere seines Jours. In der rue de Rome war jeden Sonnabend jeder Getreue des Symbolismus willkommen. Man durfte von 9 Uhr an erscheinen. Als äußerste Zeitgrenze nach der anderen Seite konnte etwa 2 Uhr morgens gelten. Ort der Zusammenkunft war ein kleines Eßzimmer, dessen Wände voll Pastell- und Ölbildern hingen, alles Geschenke angehender Meister. Neben dem Kamine stand ein großer englischer Schaukelstuhl, der für Mallarmé reserviert war, in den er sich aber nie setzte. Vielmehr stand er stets daneben, die Pfeife im Munde, unaufhörlich erzählend, von der Vergangenheit, von der Gegenwart, von der Zukunft. Der Stuhl aber war geheiligt. Einmal hatte ein durchreisender englischer Gast, ich glaube Symonds, in Unkenntnis der Tradition sich auf den Schaukelstuhl gesetzt. Mallarmé litt Tantalusqualen. Ihm fehlte sein leerer Stuhl; und ohne den leeren Stuhl kamen ihm die Erinnerungen nicht, fand er nicht das rechte Wort. Dabei war Mallarmé ein so rücksichtsvoller und zart besaiteter Mensch, daß es ihm weh getan hätte, wenn irgendein anderer den Stuhl frei gemacht hätte. So verfloß denn jener Abend in gedrückter, verdrießlicher Stimmung, bis der Fremde wieder gegangen war. Unterdessen hüllten sich die anderen Anwesenden in dichte Wolken von Zigarettendampf. Auf dem Tische des Eßzimmers stand nämlich stets eine große chinesische Vase, bis zum Rande mit schwärzlichem französischem Regie-Zigarettentabak gefüllt. Rings um die Vase waren Hefte des Zigarettenpapieres Job und Streichhölzerschachteln gelegt. Hier durfte jeder zugreifen, was auch fleißig geschah. Mallarmé gegenüber, am Tische, saßen seine Frau und Tochter, die eine stets in Schwarz, die andere stets in feuerfarbenes Rot gekleidet. Dabei hatte die Tochter stets eine große Katze auf dem Schoße, die sie unausgesetzt streichelte.

Beide sprachen nie ein Wort. Gegen zehn Uhr zählte Frau Mallarmé, immer weiter schweigend, die Häupter der Anwesenden, um mit ihrer Tochter nach kurzem, stummem Gruße das Zimmer zu verlassen. Bald darauf kam ein Tablett mit ebensoviel Gläsern „ponch américain“ als Besucher vorhanden gewesen waren. Jeder nahm sein heißes Wasser mit Rum und der Zitronenscheibe; wer später kam, mußte trocken sitzen. Auf dieser spartanischen Basis baute sich die von allen Freunden des Hauses unendlich geschätzte Gastlichkeit in der rue de Rome auf. Wie hoch sie geschätzt wurde, ging aus der Zahl von Besuchern hervor, die sich allsonnabendlich hier einfanden. Das kleine Zimmer reichte selten aus, um alle zu fassen, die die Verehrung des Meisters vereint hatte. Gewöhnlich saßen in den Ecken des Zimmers förmliche Klumpen von Menschen auf allerlei merkwürdigen Stühlen und sonstigen Sitzgelegenheiten und lauschten aus ihrem Halbdunkel heraus.

Denn der Reiz der Abende in der rue de Rome lag einzig und allein in den Erzählungen Mallarmés; und ihnen zu lauschen war einer der höchsten Genüsse, den man sich überhaupt denken kann. Außer ihm sprachen deshalb andere auch nur dann, wenn sie ihn nach etwas fragten oder wenn sie die Richtigkeit und Wichtigkeit seiner Bemerkungen bestätigten. Ab und zu versuchte wohl ein Neuling, Mallarmé zu ergänzen, vielleicht sogar ihm zu widersprechen. Mallarmé überhörte so etwas geflissentlich, auch wenn der Unselige seine deplacierte Bemerkung wiederholte.

Mallarmé war für die damalige poetische Jugend nicht nur der vergötterte Führer der ganzen Bewegung, er war auch die lebende Brücke, die sie mit der Geschichte der französischen Literatur verband und sie deshalb sozusagen in diese Literatur eingliederte. Er hatte Victor Hugo persönlich gekannt. Er war bei der Gründung des parnasse contemporain beteiligt gewesen. Für ihn war Victor Hugo nicht ein Mensch, dessen Bücher man kaufen und lesen konnte, sondern ein guter Großvater der lebenden Generation. Und Leconte de Lisle nannte er direkt le père Leconte, mit jenem Doppelsinn von Vertraulichkeit und Verehrung, der dem französischen Ausdrucke die besondere Färbung verleiht. Und dann kamen Erinnerungen aus jener Zeit, da Leconte de Lisle zusammen mit François Coppée, Léon Dierx, Catulle Mendès, Mallarmé, Verlaine und anderen den Parnaß gegründet hatte. Mallarmé nannte sie alle beim Vornamen, obwohl die meisten schon den Weg alles Fleisches gegangen waren, und obwohl ihn Abgründe von ihnen trennten. Und wenn irgend jemand schlecht auf einen der Parnassiens zu sprechen war, so verteidigte Mallarmé ihn mit jugendlichem Feuer. So entrüstete er sich gewaltig, als einmal ein sarkastisches Wort über Mendès — über Catulle, wie ihn Mallarmé stets kurz nannte — fiel. Überhaupt stand Mallarmé der Kunst und den Künstlern vollständig kritiklos gegenüber, genau so wie dem Leben. Er nahm von jedem, auch nach dem Beweise des Gegenteiles,

an, daß er nur aus den reinsten Motiven gehandelt habe. Kritisches Sondieren war ihm unverständlich. Eines Tages wunderte er sich darüber, daß ihm jetzt die Musik näher am Herzen stände, während in seiner Jugend die Plastik ihn mehr angezogen hatte. Die Begründung wäre so einfach gewesen. Verlaines: de la musique avant toute chose im Gegensatze zu der skulpturalen Pracht des Verses der Parnassiens gab sie an die Hand. Aber Mallarmé fand sie nicht; und als ein anderer sie andeutete, wurde sie schweigend abgelehnt. Auch über Verlaine, dessen Leben ja zu Anekdoten mehr als reichlich Anlaß gegeben hat, wußte er viel zu erzählen. Bezeichnend für das Familienleben Verlaines, der in seiner Jugend vorübergehend auch einmal verheiratet gewesen, war folgendes Erlebnis. Mallarmé war Lehrer in einem staatlichen Lycée, ich glaube im Lycée Stanislas, wo er die Jugend in die Geheimnisse der englischen Sprache einweihen mußte. Eines Tages nahm er eine neu zu ihm versetzte Klasse in Empfang und schrieb die Namen der neuen Schüler auf. Der eine, ein hübscher blonder Junge, hieß Paul Verlaine. Als die Stunde vorüber war, rief ihn Mallarmé zu sich und sagte ihm: Sie tragen einen großen Namen, den unseres besten Dichters. Sind Sie mit ihm verwandt? Ich bin sein Sohn, war die Antwort. Vom nächsten Tage an blieb der Schüler aus dem Lycée fort. Verlaines geschiedene Frau wollte ihn nicht unter dem Einflusse eines Freundes ihres ersten Mannes wissen. Als Verlaine im Hospital gestorben war, teilte Mallarmé seiner ersten Frau die Trauernachricht mit. Der Brief, den er als Antwort erhielt, zerriß ihm das Herz; er konnte von ihm nur mit tiefstem Schmerze sprechen. Die frühere Frau Verlaine erklärte darin in dürren Worten, daß sie von ihrem ersten Eheliebsten durchaus nichts wissen wolle. „Du reste je suis remariée et suis parfaitement heureuse“, so ungefähr schloß das von Mallarmé eines Abends zitierte Schreiben. Im übrigen hatte die frühere Frau Verlaine darin gesagt, daß sie ihrem Sohne aus erster Ehe nichts in den Weg legen würde, wenn er zum Begräbnis seines Vaters gehen wolle. Ihn davon zu benachrichtigen, müsse sie jedoch ablehnen. Pauvre Lélian! wie Verlaine sich einst selbst genannt hatte. Mallarmé hatte ihn gekannt und liebte ihn, den Dichter des Rinnsteines und der Sakristei, einen der größten Meister des französischen Wortes, an dessen Grabe aber nur die Genossen und auch die Genossinnen seiner späteren Tage standen.

Zu den historischen Exkursen kamen dann ästhetische Dissertationen, weniger durch philosophische Klarheit ausgezeichnet als durch den Wert, den sie für die Beurteilung Mallarmés selbst hatten. Ich erinnere mich, wie wir eines Morgens gegen zwei Uhr bei ihm saßen, außer mir nur noch der nun auch gestorbene Alfred Jarry, und wie Mallarmé unerschöpflich in stets neuen Bildern den Aufbau des Sonettes beschrieb und pries. Zwei Säulengruppen die Vierzeiler und die beiden Terzinen die Seiten des Giebels, der

das Ganze krönt. Die beiden Hälften des Bogens die Vierzeiler und die beiden Seiten der Sehne die Terzinen; der letzte Vers aber ein Pfeil, der tönend davonschwirrt. Man hat von Mallarmé gesagt, daß er schwer verständlich sei. Andere haben in seinen Schriften und Dichtungen sogar die ausgeklügelten Produkte eines kalt rechnenden Verstandes sehen wollen. Wer ihn gekannt hat, wird diese Ansichten schwer verständlich und ausgeklügelt finden. Den Verdacht der kalten Berechnung muß man jedenfalls von diesem Parsifal der neueren französischen Literatur ganz energisch ablehnen. Seine Werke sind gewiß sehr eigenartig; und wenn man nur sie ins Auge faßt, so mag man vielleicht sich fragen, wieso gerade Mallarmé diesen außerordentlich faszinierenden Einfluß auf die literarische Jugend Frankreichs am Ende des neunzehnten Jahrhunderts hatte. Aber Mallarmés stärkste Wirkung lag im gesprochenen Wort. Das gilt auch für seine Dichtungen, die man hören muß; am besten war es, wenn man sie aus seinem eigenen Munde hören konnte. Das war zwar nicht oft der Fall. Aber dann nahmen sie ein seltsam magisches Leben an. Dann verschwand die Absonderlichkeit der Wortwahl und der Wortstellung, das sonst sprunghaft Erscheinende des Gedanken-, oder besser gesagt, Gefühlsganges. Es wurde alles so kristallklar und so plausibel, daß man es beinahe für kindlich simpel und hausbacken hätte halten können, wenn es nicht so unendlich fein poetisch empfunden gewesen wäre. Mallarmé hat die subtilsten Schwingungen seines eigenen reinen Herzens in Worte gebunden, ohne daß er dabei sie vergröbert hätte. Wer ihn so hörte und auch wer ihn so liest, wird ihn ganz „verstehen". Wie sehr aber sein Stil eins war mit seinem Leben, das konnte man so recht empfinden, wenn man ihn öffentlich sprechen hörte. Die Gelegenheit dazu gab ein Diner, das die literarische Jugend dem Dichter Gustave Kahn gab. Kahn hatte auf einmal drei neue Bände publiziert. In der Boheme sah niemand die öffentliche Anerkennung durch die Kritik als ein Zeichen wirklicher Tüchtigkeit an; im Gegenteil, man hätte wahrscheinlich in ihr den Beweis harmonischer Plattheit erblickt. Und so feierte man denn die nackte Tatsache des Erscheinens dieser Bände durch ein Diner bei Notta. Auch Catulle Mendès kam mit der damaligen erklärten Königin seines Herzens, einer bildschönen jungen Dichterin, die mit ihm erst vor ganz kurzer Zeit ihrem Manne durchgegangen war. Von den zahlreichen Reden wird wohl allen Anwesenden die Mallarmés am besten im Gedächtnis geblieben sein. Mit harmonischer Geste erhob er seinen Sektkelch und mit langsam feierlicher Stimme sagte er dem jüngeren Kameraden, was er ihm Gutes wünschte. Das war alles auf das Allereinfachste reduziert, von aller Rhetorik frei. Jedes Wort war die klare und doch harmonisch gefühlte Wiedergabe dessen, was Mallarmé fühlte: eine wunderbare Huldigung des Älteren an den jüngeren Mitkämpfer. Das Diner fand übrigens einen etwas grotesken Abschluß. Ein anwesender Schau=

spieler wurde aufgefordert „de dire des vers“. Von Kahn kannte er natürlich keine; auch von Mallarmé nicht. Denn keiner von diesen beiden hat etwas geschrieben, das zu dramatischen Akzenten den Vorwand geben konnte. Um so mehr aber der gleichfalls anwesende Mendès, dessen Lyrik sämtliche heroischen Gesten der Weltgeschichte abbotanisiert. Catulle widersetzte sich zunächst mit schwächlichem Widerstande, gab dann zuletzt nicht unbeglückt nach. Und die Überzeugten unter den Jungen, denen Catulles Anwesenheit schon von vornherein ein Greuel gewesen war, fanden keinen Ausdruck, der stark genug war, um ihre Entrüstung zu malen.

Mallarmé stieg nur selten von der butte de Montmartre herab, um die Revue Blanche aufzusuchen. Aber der Redaktionssaal der Revue wurde nachmittags selten leer. Da war Victor Barrucand, ein Sohn Savoyens, revolutionärer Sozialist seines Glaubens. Er hatte die Memoiren des Generals Rossignol veröffentlicht, eines Mannes, der trotz seines bukolischen Namens in der französischen Revolution seine kluge, aber blutige Rolle gespielt hat. Barrucand hatte eine große Idee, die er tags und nachts, im Wachen und im Traume verfocht: le pain gratuit. Die ganze soziale Frage sollte damit gelöst werden, daß das Brot frei und gratis sein sollte, wie die Luft, wie der Sonnenschein, wie das Straßenpflaster, wie die Ofenwärme im Redaktionssaal der Revue Blanche. Jeder freie Bürger sollte sich stets aus Regierungsoffizinen soviel Brot holen können, wie er wolle. Eine echte Boheme-Idee. Denn die meisten der Bohemiens wären mehr als zufrieden gewesen, wenn sie täglich soviel trocken Brot essen könnten, wie sie nur konnten. Für eine nahrhafte Zukost hätten sie dann schon gesorgt, z. B. indem sie die Zuckerstückchen einsteckten, die des Abends im Café mit den Getränken serviert wurden. Denn das Leben war einfach in der Boheme. Die Miete zahlte man unregelmäßig und nur selten. Die meisten hatten irgend einen Gutmütigen gefunden, der sie ihnen stundete. Die Heizung in der Bude fiel fort — in Paris hat keine Bude einen Ofen, geschweige denn Heizung. Im Winter blieb man einfach stets im Bett, wenn man überhaupt zu Hause war. Das hatte auch sonst seine kurzweiligen Reize. Als Wärmstube diente des Vormittags die Bibliothèque Nationale, des Nachmittags die Redaktionsstube der Revue Blanche und des Abends das Kaffeehaus. Neben Barrucand kam Zo d'Axa öfters in die Revue: eine malerische, prächtige Gestalt. Er sah aus wie ein Reiter aus der flandrischen Schule, den Rubens' Pinsel keck in die Nüchternheit des bürgerlichen Lebens unserer Zeit geworfen hatte: eine heroische Figur, umwallt von rotblondem Haare und rotblondem Knebelbart, das Ganze in einen weiten wehenden Mantel eingehüllt. Auf den Boulevards blieben die kleinen Trottins alle mit sehnsüchtigen Augen stehen, wenn er stolz vorbeizog. Man erzählte sich von ihm, wie übrigens von jedem der bunt zusammengewürfelten Schar, allerlei Merk-

würdiges, ohne daß jemand wußte, was daran Wahres war. Er sollte früher einmal aus der Armee desertiert sein, ein hoher Ruhmestitel in jenen Kreisen, in denen der militärische Ehrgeiz mehr als spärlich vertreten war. Daneben kam Francis Viellé-Griffin und schwärmte mit hartem englischem Akzente von den Schönheiten der Musen. Eine Ausnahmestellung nahm der berühmte Maler Lautrec ein, Toulouse-Lautrec mit vollem Namen, ein direkter Abkömmling der Grafen von Toulouse, troubadourlichen Angedenkens. Er selbst aber erinnerte weder in seinem Äußeren noch in seiner Kunst an die Minnehöfe der Provence. Wenn er kam, hörte man ihn schon auf der Treppe poltern, schimpfen und fluchen, bis er dann in das Zimmer platzte, ein kleiner gedrungener Mann, hinkend, mit einem rabenschwarzen Barte und ebenso schwarzen, stechenden Augen. Sein Heim hatte er auf dem Montmartre aufgeschlagen, in nächster Nähe des Moulin Rouge, dessen Göttinnen er in vielen seiner jetzt außerordentlich geschätzten Bilder verewigt hat. Amüsant war seine Handschrift: steile, riesenhafte Züge, von denen drei bis vier Zeilen eine Seite des von ihm stets benutzten Papiers im Aktenformat bedeckten.

Ab und zu kamen auch andere und solche aus der älteren Generation. So tauchte hin und wieder Octave Uzannes schwarzer Lockenkopf auf. Und selbst Catulle Mendès, der später in so entsetzlicher Weise ums Leben kommen sollte, trug hin und wieder die zufriedene Bonhomie seines Genießerdaseins zur Schau.

Das Bild der Revue Blanche würde nicht vollständig sein, wenn Ernest La Jeunesse darin fehlte. Er war der häufigste Gast im Redaktionssaale. Seine Wohnung war irgendwo in der Gegend der Place de la République. Man erzählte, daß er seinen propriétaire seit undenklichen Vorzeiten nicht bezahlt habe; aber der habe an ihm einen besonderen Narren gefressen, weil La Jeunesse mit ihm von Zeit zu Zeit Schach und Pfuff spielte. La Jeunesse wurde nie anders gesehen als in Begleitung einer ungeheuren Mappe. In vertrauten Stunden pflegte er den Inhalt dieses Museums auf dem Bleche des Kaffeehaustisches auszubreiten. Zunächst kam dann ein Brief von Anatole France zum Vorschein, mit dem La Jeunesse irgend wann einmal Krakehl gehabt hatte. Darauf folgten andere Privatbriefe und schließlich kam ein Berg Manuskripte zum Vorschein, das Manuskript seines damals immer noch ungedruckt gebliebenen kritischen Erstlingswerkes. In jenen Tagen hatte La Jeunesse nur kurze kritische Artikel veröffentlicht, zum Teil in der Revue Blanche, zum Teil in der braven Revue Bleue, wo er das leicht zu durchschauende Pseudonym Elgy angenommen hatte. In diesen Aufsätzen hatte sich schon damals La Jeunesses Eigenart gezeigt: eine sehr scharfe Auffassung der literarischen Qualitäten eines Werkes, eine vielleicht noch schärfere Auffassung seiner allzumenschlichen Schwächen und dazu eine

ganz besonders scharfe satirische Begabung in der Geißelung dieser Schwächen. Schon damals galt La Jeunesse bei vielen, besonders bei denen, die Grund hatten, ihn zu fürchten, als böse Zunge. Und die Bonmots, die er gegebenen Falles prägte, hatten die unangenehme Eigenschaft, zugleich treffend und voll giftigen Witzes zu sein. So hatte Griffin einmal sich durch eine Bemerkung La Jeunesses in der Revue Bleue geärgert gefühlt und hatte sie in einem Gegenartikel voller Wut als Schmutzerei (ordure) bezeichnet. La Jeunesse antwortete mit einem kleine Verse, dessen Pointe darauf hinaus lief, daß Monsieur Viellé-Griffin, vous n'avez pas la griffe fine. Im übrigen war La Jeunesse, der jetzt Theaterkritiker des „Journal" ist, ein grundehrlicher Mensch, etwas stolz auf seine Sonderbarkeiten, die er von jeher kultiviert hatte; und dabei eine melancholische Natur, aus der der Kontrast zwischen öffentlich vorgeschobenen Zielen und heimlichen privaten Motiven einen Satiriker gemacht hatte. Wenn man sehen will, wie fein und unerbittlich er die Damaszenerklinge des Hohnes im Interesse reinen literarischen Wollens und künstlerischer Loyalität schwingen kann, dann muß man in dem erwähnten, später wirklich veröffentlichten Erstlingswerke die Kapitel über Marcel Prévost und Catulle Mendès nachlesen. Dieses Erstlingswerk führt den Titel: Les nuits, les ennuis et les âmes de nos plus notoires contemporains, ein Titel der absonderlich klingen mag, aber schon an sich ein echter La Jeunesse ist. Das Werk erregte sofort Aufsehen. Larroumet widmete ihm einen glänzenden Begrüßungsartikel im Figaro, wobei ihm zunächst das spaßhafte Versehen passierte, daß er den Namen des Verfassers für eine Art symbolischen Pseudonyms hielt.

Des Abends verstreuten sich die Insassen des Redaktionssaales der „Revue Blanche" über die zahllosen Cafés des Quartier latin und des Montmartre. Bei Bier, Absinth und allerlei Likören wurden dann die großen Fragen besprochen, die die kleine Welt der Boheme bewegten und gewöhnlich auch erregten. Am interessantesten und gemütlichsten davon war das Chat Noir. Das Café, das ja einen Weltruf erlangt hat, lag in einer kleinen, dunklen Seitengasse der rue Lafitte, beinahe auf der Höhe von Montmartre. Hier waltete Salis als Kneipwirt und Oberbohemien. Er entstammte einer altadligen schweizerischen Familie, aus der auch unser Salis-Sewes hervorgegangen ist. Diese Herkunft prägte sich in der Statur und den rassigen Zügen des Hausherrn vom Chat Noir aus, obwohl er zu meiner Zeit schon an der Gicht litt und durch den tabak- und alkoholgeschwängerten Dunstkreis seines Kabaretts nur noch am Stocke herumhumpelte. Salis war selbst ein Kind der Boheme. Aber eines Tages hatte dieser auf das Pariser Pflaster verschlagene Sohn der Berge die geniale Idee gehabt, die Boheme zu finanzieren. Er machte ein Café auf, in dem seine Freunde alle verkehren sollten. Sie sollten ihm Chansons, möglichst lustige und freche, dichten und

sie dann vortragen. Sie sollten ihm Bilder malen, mit denen er die kahlen Wände zierte. Sie sollten ihm die Vorlagen zu chinesischen Schattenspielen zeichnen und einen begleitenden, grotesk-heroischen Text dazu schreiben. Sie sollten vor allem jeden Abend sich im Kabarett möglichst vollzählig versammeln und sich in ihren Mänteln, Bärten und langen Haaren von den Bourgeois begaffen lassen. Die Bezahlung für diese Leistungen bestand wohl hauptsächlich darin, daß sie freien Eintritt, freien Tisch und — innerhalb gewisser Grenzen — freie Zeche hatten. Der klug erdachte Plan hatte Erfolg, namentlich deshalb, weil Salis jeden kannte und jeden richtig verwendete. Außerdem aber — und das war vielleicht noch wichtiger — war Salis selbst die größte Attraktion. Wenn er mit seiner imposanten Figur und dem porträthaften Velasquez-Kopfe in der Mitte des Chat Noir hoch aufgerichtet stand und die Ankommenden mit derben Scherzworten empfing, dann mußte jeder aufhorchen. Jeder mußte merken, welche Größe der kommenden Literatur, welches Genie von übermorgen die geweihte Schwelle übertreten hatte. Wer in solchen Momenten nicht schlagfertig antworten konnte, war verloren. Er konnte in einer stillen Ecke bei einem Glase Gratisbier über seine verlorene Chance und seine Lächerlichkeit nachdenken. Fand aber Salis einmal einen ebenbürtigen Partner, so blitzten und schwirrten die Repliken und Anti-Repliken durch die Luft wie die blanken Florettklingen. Als ich zum ersten Male im Chat Noir war, fragte er mich sofort mit dröhnender Stimme, wie es dem Deutschen Kaiser gehe, der ja überhaupt eine große Rolle in der Phantasie der Franzosen spielt.

Die eigentlichen Kabarettvorträge fanden nicht in der eben beschriebenen dunstigen Kneipe voller Philister, Bohemiens und durchreisender Engländer statt. Zu ihnen mußte man auf einer dunklen und engen Treppe in die erste Etage klettern. Der brave Bürger mußte natürlich ein Extraentree erlegen und konnte dann Napoleons Feldzug nach Ägypten in Schattenbildern unter Begleitung bänkelsängerhafter Alexandriner anstaunen oder den ulkigen Versen Montojas lauschen. Aber trotzalledem schwebte ein Hauch von wirklicher Kunst, wenn es auch nur Bohemekunst war, über dem Chat Noir. Es herrschte eine trauliche Stimmung verlumpter Herzlichkeit. Und um ihretwillen sei auch dem guten Salis, der nun längst von seinem Zigeunerleben in der stillen Gruft ausschläft, verziehen, daß er, ohne es zu ahnen und zu wollen, der Großvater aller jener „Kabarette" oder gar Chat Noirs geworden ist, die jetzt mit schlechtem Wein und plumpem Witz das Kulturniveau der Menschheit bedrohen.

Neben der „Revue Blanche" hatten die „Jungen" — les jeunes — noch eine andere Revue. Diese trug sogar einen Namen, der in der französischen Literatur alteingesessen und berühmt war, den „Mercure de France". Wie sie die Hand auf dieses ehrwürdige Möbel hatten legen

können, habe ich nie erfahren. Genug, der „Mercure de France" gehörte der Jugend und ist ihr geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Sitz des „Mercure de France" war im Quartier latin, in der rue de l'Echaudé, einer kleinen Seitenstraße des Boulevard St. Germain. Hier thronte der Chefredakteur, Valette, bei dem Redaktionsbüro und Wohnung in ein harmonisches Ganzes zusammenflossen. Und mit ihm hauste hier seine prächtige Gattin, Rachilde. Sie hatte sich unter diesem Namen eine gewisse Berühmtheit als Romanschriftstellerin erworben. Welcher Art diese Berühmtheit war, geht schon aus den Titeln der Romane hervor, die pikant lauteten, wie Monsieur Venus, und die sofort verrieten, daß die liebe Psychopathia sexualis in ihnen eine ganz besondere Rolle spielte. Rachilde war sich ihrer merkwürdigen Stellung voll bewußt. Sie machte daraus auch kein Hehl, wenn am Sonntagnachmittag, dem Jour des „Mercure", sich die langhaarigen Symbolisten in ihrem Heim um ein Glas Portwein scharten. Das einemal steigerten sich ihre Bekenntnisse bis zu einem wahren Paroxysmus wollüstiger intellektueller Selbstzerfleischung. Sie beklagte sich darüber, daß sie in die Welt der „symbolistes" hineingeschneit sei; sie, Rachilde, die Gamine oder besser der Gamin, jetzt mitten unter schwerblütigen Mystikern und seufzenden Romantikern, denen sie die Hände drückte, deren Bücher sie im „Mercure" besprach, so daß sie schließlich selbst nicht mehr wisse, wer sie denn eigentlich sei. Die Szene war ergreifend, die sich da im engen Kreise der Intimen in der allmählich dichter und schwerer herabsinkenden Abenddämmerung abspielte. Sie wäre tragisch gewesen ohne Vallettes goldene Herzlichkeit, der ruhig lächelnd in der Sofaecke saß und an seiner Pfeife sog. Im übrigen war Rachilde brillant in der Causerie. Wenn sie ein Erlebnis erzählte, so hatte es jeder miterlebt. So hatte sie einmal in ihrer Jugend an der Überführung eines in der Provinz begrabenen Familienmitgliedes in die Erbgruft teilgenommen. Es war ein Landstädtchen, in dem die Gebeine des guten Onkels moderten. Die Verwandten saßen um den Mittagstisch des einzigen Gasthofes. Das Gespräch drehte sich um Familienerinnerungen. Es kam auf den Verwandten, wegen dessen sie hier vereint waren. Schließlich wurde es still. Draußen lag ein unbeweglich schwüler Sommertag. Der weiße Staub der Landstraße leuchtete träge. Die bleierne Mittagsmüdigkeit senkte sich auf die Lider der ganzen Familie; und das unheimliche Gefühl der Anwesenheit des Verstorbenen drückte auf alle. Da wurde die Türe geöffnet. Der Vorarbeiter trat ein, um seinen Lohn zu empfangen. Als er durch die halboffene Tür wieder hinausgleiten wollte, schob sich ein anderes Individuum schräg herein; bedeckt mit weißem Staub und Schweiß streckte es die Hand bittend aus: C'est moi qui ai gratté les os.

Im „Mercure de France" wurde damals auch eine neue „Schule"

gegründet, die der Ruistes. Sie gesellte sich zu den anderen Ismen, ohne ihnen jedoch Konkurrenz zu machen. Die Ruistes wurden dadurch charakterisiert, daß man sie gegen vier Uhr morgens noch auf der Straße, dans la rue, traf. Dann zogen sie gewöhnlich nach den Markthallen — aux halles, wie der Kriegsruf lautete — wo es kleine Cafés für die Markthelfer, die pittoresken Forts de la Halle, gab und wo man früh morgens frisches Brot, heißen Kaffee und frisch gekochten Schinken für einen minimalen Obolus erhielt. Außerdem zeichneten sich die Ruistes durch das aus, was der Engländer practical jokes nennt. In der Morgenfrühe stellen die Pariser Milchausträger die gefüllten Kannen vor die Türen ihrer Kundschaft. Es war ein beliebter Witz der Ruistes, alle Kannen in einem Hause zu sammeln, bei einem im Hause wohnenden Bekannten zu klingeln und dann der verblüfften Dienstmagd die Sammlung zu treuen Händen zu übergeben. Vallette, dem dies Schicksal einmal selbst passierte und der die Handschrift seiner Getreuen sofort erkannte, schüttete sich nachher aus vor Lachen, als er die rührenden Szenen erzählte, wie jedes Stockwerk seine Kanne suchte, wie die Mädchen ins Streiten darüber kamen, welche Kanne ihnen gehörte, und wie das Ganze sich beinahe zum großen Straßentumulte auswuchs.

Eine der auffallendsten Erscheinungen im Kreise des „Mercure de France" war Alfred Jarry, ein kleiner gedrungener Bretone mit langem, struppigem Haar und schweigsam in sich gekehrten Augen. Wir lernten uns kennen, traten uns näher und er lud mich zu sich ein, eine große Ehre, wie ich später erfuhr. Seine Wohnung lag in einem altertümlichen Häuschen, das sich infolge merkwürdiger Umstände auf dem Boulevard St. Germain hatte behaupten und durchsetzen können. Als ich die Treppe hinaufstieg und in dem Hause, das wie alle französischen Mietshäuser keine Namen an den Türen hatte, die Bude meines Freundes suchte, sah ich plötzlich neben mir ein menschliches Gesicht aus einer Luke schimmern. Die Luke gehörte zu einem jener verschwiegenen Örtchen, von denen man in guter Gesellschaft nicht spricht und ohne die auch die beste Gesellschaft nicht gesund bleiben kann. Nach guter französischer Sitte hatte der Insasse sich nicht sitzend, sondern kauernd niedergelassen und wand sich jetzt, auf dem Brett stehend, in knöpfenden Bewegungen. Ich fragte und erhielt mürrische Auskunft. Jarry aber, der eine endlose Freude an allem Grotesken hatte, faßte die Art meines Einganges als gutes Vorzeichen auf.

Und grotesk war der Inhalt der Wohnung, in die ich eintrat. An den Wänden Heiligenbilder, Kruzifixe, Weihrauchfässer und allerlei gottesdienstliche Geräte. Alle aus der Bretagne und in jenem naiven und plumpen Stile der dortigen bäuerlichen Schnitzereien, wie denn die Bretagne das gegesegnete Land alles dessen ist, was nach Mittelalter, Aberglauben und Schauermärchen riecht. Ein paar ausgestopfte Eulen hingen von der Decke.

Und inmitten dieses staubigen Hausrates lebte Jarry mit seinem Zimmergenossen, einer lebenden alten Eule. Die eine Wand war von einem verschlissenen Vorhang bedeckt. Hier hatte Jarry nach seinem daneben liegenden Schlafzimmer durchbrechen lassen und sich so ein Puppentheater geschaffen, auf dem er vor geladenem Publikum seinen „Ubu Roi" selbst tragiert hatte. Ein groteskes Drama, das ebenso wie die anderen Werke Jarrys in der französischen Literatur keinen Platz finden wird, das aber für die französische Literaturgeschichte sicher seine symptomatische Bedeutung besitzt. In groben, holzschnittmäßigen Zügen gibt es eine tolle Satire auf Adel, Klerisei und Königtum, voll grotesken und oft schauerlichen Humores. Es liegt etwas vom Tone Rabelais', vielleicht sogar von dem der Shakespeareschen Komödie in diesen mehr als derben Szenen, nur daß die plötzlich wild hereinbrechende Flut konfuser, mystischer Ideen, daß eine innere Unausgegorenheit jeden Moment das Gesamtbild verwischen und den Leser oder Zuschauer unvermutet wie in einem fremden finsteren Walde allein lassen. Ein kleiner Anflug von Wahnsinn lag überhaupt über Jarrys Schaffen wie über seinem Leben. Und manche sagten, daß im Hintergrunde seiner Augen ein unheimliches Feuer phosphoresziere. Dabei war Jarry im äußeren Auftreten nicht nur schweigsam und zurückhaltend, sondern sogar kleinbürgerlich gedrückt. Er, der in seinem „Ubu Roi" die Könige in farcenhafter Weise ermorden ließ, nahm den Hut in die Hand, wenn er mit einem Polizisten reden mußte und sprach ihn als „Monsieur l'Agent" an. Jarry führte überhaupt ein einsames Leben. Mit seinen früheren Freunden schien er ebenso zerfallen zu sein, wie wohl mit sich und der ganzen übrigen Welt. Und doch konnte er wunderbar auftauen, wenn er zum Beispiel von der Bretagne erzählte, wie er dort „des choses tout-à-fait extraordinaires" erlebt hatte. Es ist schwer, wiederzugeben, was er in solchen Stunden sprach. Er unterbrach sich fortwährend selbst, führte seine Gedanken nicht zu Ende, schweifte zu dem Entlegensten ab. Aber er hatte ein starkes und ursprüngliches Gefühl für alles, was groß und was grotesk war. Ich gab ihm einmal Grillparzers „Traum ein Leben" und Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Grillparzers Werk lehnte er still ab als das Produkt eines bühnengeschickten Routiniers. Aber Grabbe lag ihm und zog ihn mit der Kraft der Wesensverwandtheit an. Mit einer solchen Veranlagung mußte er natürlich selbst unter den „Jungen" einsam bleiben. Er ist denn auch niemals zur Entfaltung der in ihm liegenden in mancher Hinsicht nicht unbedeutenden Kräfte gekommen. Als ich später eine Zeitlang nichts mehr von ihm gehört hatte und nach ihm fragte, erhielt ich die melancholische Antwort: mort d'alcohol et de misère.

Von den anderen, die um den „Mercure de France" gravitierten, sei hier noch Henri Albert genannt, der Nietzsche-Übersetzer, der sich schon damals

einen geachteten Namen als Vermittler deutschen Geisteswesens erworben hatte.

Von Zeit zu Zeit wurde eine Brücke zwischen dem „Mercure" und der „Revue Blanche" geschlagen. So bei einem Diner, das die Jugend zu Ehren des belgischen Dichters Verhaeren gab. Verhaeren selbst war nicht dabei anwesend, wie denn dieser große Dichter französischer Zunge nur selten in Paris gewesen ist, sondern stets dem heimatlichen Brüssel treu geblieben ist. Zu dem Diner hatte sich eine ziemlich große Schar von Künstlern, Dichtern, Schriftstellern und solchen, die es gern werden wollten, in einem Café des Quartier latin, ich glaube bei Vachette, versammelt. Auf der Straße tobte die Konfettischlacht, denn es war Karnevalszeit. Am Eingang zum „Bankettsaal" lag eine Protesterklärung gegen die Verurteilung Oscar Wildes aus, der damals gerade in unangenehme Berührung mit der englischen Justiz getreten war und den in diesem Kreise jeder kannte und schätzte. Wir setzten alle unsere Namen unter die flammenden Worte von Menschenrechten und Freiheit. Sonst verlief das Festessen auch in diesem Kreise so, wie eben Festessen verlaufen. Man trank viel, klatschte noch mehr und ab und zu wurden Reden gehalten. Zum Schlusse mußte ein junger Maler, Sar Luis, auf den Tisch steigen und einen Brief Verhaerens vorlesen. Sar Luis hatte schon vorher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er war ein bildschöner Mensch und steigerte den Eindruck seines Äußeren noch durch raffiniert interessantes Kostüm. Der Anzug war aus schwarzem Samt mit einem breiten, matrosenähnlichen Kragen. Statt der Weste eine weißseidene Bluse mit Lilien bestickt. Dazu ein glattrasiertes Gesicht, um das langes, schwarzes Haar, etwa in der Manier des bekannten Raffaelporträts, fiel. Er war nicht unzufrieden damit, daß die zahlreichen anwesenden Damen, namentlich die jüngeren, ihn sofort bemerkt hatten. Gegen Ende des Essens fühlten einige es schmerzlich, daß die Zahl der Damen nicht ausgereicht hatte, um allen Tischnachbarinnen zu geben. Sie gingen auf die Straße, um sich das Fehlende zu holen. Die neu angekommenen „Damen", die zwar unliterarisch aber um so entgegenkommenderer Gemütsart waren, drängten sich sofort um Sar Luis und waren nicht wieder von ihm fort zu bekommen, was ihm erheblich weniger behagte. Seinen Abschluß fand der Verhaeren-Abend bei Bullier. Wer den alten Bullier nicht gesehen hat, kennt das Pariser Studentenleben in seiner ganzen leichtfertig-unschuldigen Würze nicht. Zu ihm pilgerten abends in hellen Haufen die Studenten und die lieben kleinen Mädels, all die Näherinnen, Blumenbinderinnen, Plättmamsells usw., die das gastfreie Quartier latin in seinen Mauern beherbergte. Dann wurde getanzt, nicht immer gerade dezent, aber stets herzhaft. Auch der Cancan und der Bauchtanz hatten hier ihre Stätte. Nur die reine Käuflichkeit war schwach vertreten oder verstellte sich zum mindesten,

solange sie bei Bullier war. Der Markt für diese Art „attractions“ war das Moulin Rouge, wo außer der sonnenklaren Prostitution nur die staunenden deutschen und englischen Vergnügungsreisenden zu sehen waren. Letztere oft mit ihren Damen, um sich im Familienkreise an der Pariser Unsittlichkeit moralisch aufzurichten. Bei Bullier dagegen spielte das Herz eine weit größere Rolle als der Geldbeutel. Und wenn dann ein „scottish“ zu Ende gespielt war, wenn über dem großen Saale ein leichter Nebel von Staub, Parfüm und heißem Atem flimmerte, dann quietschten die kleinen Mädels mit sich überschlagender Stimme so lange „bis“, bis die Musik wieder einsetzte. Im Grunde genommen waren bei Bullier alle Tänze nichts weiter als die Fortsetzung oder die Wiederholung des Eröffnungstanzes. Hier bei Bullier landete das gesamte Personal des literarischen Festessens, die Damen — und es waren wirkliche Damen — nicht ausgeschlossen. Eine „Ronde“ war umgehend formiert, in dem wir uns alle die Hand gaben und in langer, bunter Reihe, gute Ehefrauen junger Künstler pêle-mêle mit den kleinen Blanche, Antoinette und Titine durch den Saal fegten. Dabei rief alles einstimmig in rhythmisch akzentuiertem Sing-Sang-Tone, so wie die Reklamerufer auf den Boulevards: Ce soir — grand dîner — en honneur du poête — Emile Verhaeren! Der Dichter der „Flamandes“ hätte seine Freude an dieser Kermesse gehabt.

David Lazzaretti

von Franz Blei

An einem guten Tage kann man von der Sieneser Porta Tufi aus, wo sich das toskanische Land hügelig nach dem Süden breitet, den bläulichgrauen Dom des Monte Amiata sehen, „la Montagna," wie ihn die Bewohner dieser schönen Landschaft einfach nennen, die auch jetzt noch wenig besucht wird, wo die Eisenbahn, welche von Siena über Montalcino nach Grosseto in den Maremmen führt, bei einem Häuschen hält, dem Stationsgebäude Monte Amiata. Von da aus hat man aber noch gute zwei Wegstunden, um nach Castel del Piano zu gelangen, einem der halbdutzend Orte, die um den Berg mit dem beschwingten Namen liegen, der auffliegt wie eine Lerche in den Morgenhimmel. Eigentümlich schön ist diese Landschaft um den Berg und gesondert in Sitten und Traditionen vom übrigen Toskana; und auch die Sprache ist nicht mehr ganz das anmutig-leise Sienesisch, aber auch noch nicht ganz das breite Römisch. Die Städtchen haben Häuser und Burgen aus der guten Zeit, da Siena noch bedeutete, eine Zeit weit zurück, und Santafiora, die ghibellinische Hochburg, deren Verfall Dante in einem ironisch-bitteren Verse beklagte, freut sich noch vielen Schmuckes der della Robbia. Die Polenta bereitet sich das arme, aber nicht dürftige Volk aus dem türkischen Weizen nicht nur, sondern lieber aus Kastanien, deren helle Wälder den Berg hinaufziehen, der einmal ein Vulkan war. Zinnober und Quecksilber holt man heute aus seinem Innern und manchenorts bricht man aus ihm alte schwarze Lava, die wenigbefahrenen Straßen zu schottern. Vor vierzig Jahren, als man vom Monte Amiata in Europa sprach, lebte das Bauernvolk des geliebten Berges von der Welt kaum viel abgeschiedener als heute. Die Bahn hat wenig geändert und nichts die Politik in Rom, weder die des Monte Citorio noch die des Vatikan. Man besorgt Wald, Feld und Vieh und wehrt der Not des Lebens ohne großen Eifer und mit mäßiger Mühe. Man liebt den Berg, und das Heimweh treibt die Fernlustigen immer bald wieder zurück, wo die Älteren die Wiederkehr des Propheten erwarten, daß er das Reich errichte, von dem er durch Gott die Kunde hatte. Die Jungen, die in der Fremde, in Mailand etwa, waren oder gar in Tripoli, lachen nicht, wenn die Alten vom Propheten sprechen, denn wenn sie auch nicht ganz so fest an seine Wiederkunft glauben, so doch an seine Heiligkeit; und dann war er einer der ihren, einer „della Montagna".

David Lazzaretti aus Arcidosso am Monte Amiata war von Beruf ein Fuhrmann, der in seiner Gegend viel herumkam. Er diente bei Castelfidardo 1860 in der italienischen Armee. Schon in früher Jugend hatte er Visionen.

Einmal sandte ihn Gott nach Rom, den Papst sehen. Dann wieder wies ihn Gott in die Einsamkeit nach Subiaco. Hier wurde ihm die göttliche Botschaft, daß er eine Mission zu erfüllen habe, und er machte sich auf in seine Heimat. Als er nach Monte Amiata kam, war ihm die Kunde von seinen Begegnungen mit Gott schon vorausgeeilt, und es überraschte die Bergler nicht, als er ihnen predigte. Der italienische Landklerus, und nicht er nur, kommt ja zu seinem Amt nicht aus Berufung, sondern aus Berufswahl; er übt, was er in innerem Auftrag tun sollte, als ein erlerntes Geschäft, von dem man gerade lebt, nicht anders als der Maurer oder der Hufschmied, von denen niemand die innere Begeisterung verlangen wird. Der kirchliche Kultus wird ein gegen Bezahlung geleistetes geschäftsmäßiges Erledigen von Formen, die so um den Geist gebracht werden. Der nur kirchlich gekleidete Mann ist ein Gleicher in einem andern Gewerbe, ohne die göttliche Autorität, die man von ihm erwartet und die man so sehr an ihm vermißt, daß sogar seine menschliche Autorität darunter zerfällt. Der italienische Landgeistliche ist gering geachtet im Dorfe. Der Laie, der unter solchen Umständen aufsteht als ein Berufener, wird immer die Bereitschaft in der nicht gespeisten Gemeinde finden. Sehr schnell fällt ihm das Priesteramt zu und mit Rechten. Wie wesentlich das Zeugnis der Laienwelt für den Glauben nicht nur, sondern auch für die Kirche war und ist, das kann man vielfach aus der Geschichte aufzeigen. Die Fides implicita, welche die Ecclesia docens an ihr Wort verlangt, wird bei den Gebildeten die Gleichgültigkeit, bei den Ungebildeten den Aberglauben hervorrufen, und die Kirche würde so verfallen, in sich selber vertrocknen, käme nicht aus der Laienwelt immer wieder das alte frische Blut in ihren Kreis. Der Kardinal Newman sagt: „Religion ist immer gleichbedeutend mit Offenbarung. Sie ist nie eine Ableitung dessen, was wir wissen; sie war stets eine Behauptung dessen, was wir glauben sollen, eine Botschaft, eine Geschichte, oder eine Vision." So ist die Häresie ein notwendiger Bestandteil des lebendigen Glaubens, eine fast automatisch einsetzende Vivifizierung dessen, was zu erstarren droht, der Ecclesia docens. Und dann: die Offenbarung ist kein Buchstabe. Sie setzt nicht das Lesenkönnen voraus.

Blättert man die armselig gedruckten Heftchen, die in Prosa und Poemen enthalten, was Lazzaretti zu künden hatte, so wird deutlich, was auch sein weiteres Leben durchaus bestätigt: er hat das mystische, das übermenschliche Erlebnis gehabt, das ihn über seine menschliche Existenz hinausriß und von ihr im Gefühle durchaus befreite. Die Worte dieses Propheten zeigen keinerlei andere Bildung als die eines einfachen Mannes, der außer den heiligen Schriften dies und das noch gelesen hat; die Schwungkraft seiner Rede ist gering; irgendwelche Ästheten, die sich von Bildhaftigkeit erregen lassen wollen, werden nicht auf die Kosten ihrer Mühe kommen. Auch die Psycho-

logen und Pathologen nicht. Denn Lazzaretti gibt keinerlei Bekenntnis seiner Erweckung; er erzählt nicht, wie er von außen nach innen kam und das „Hier und Jetzt" überwand. Was er zu sagen hat, ist ganz unpersönlich, er redet mittelbar, ruft auf und gibt keine ekstatische Konfession. Aber man zweifelt nie: dieses arme Gefäß ist zum Überfließen von Gott erfüllt. Er geht daran, das Implicite explicit zu machen, so gut er kann, so schlecht er kann.

Der mystische Weg ist ein Weg, so vielfach und wechselnd auch die Worte sind, die ihn begleiten, so mannigfach auch die Aussicht, die er dem Wandelnden zeigt. Ein plötzlicher, nie zuvor erfahrener Zustand stärkster Bewegtheit, ein Elan vital sondergleichen gibt ein Gefühl außerordentlicher penetrierender Kraft und durchflutet das Bewußtsein. Das Leben ist auf einmal in einen höheren Grad der Spannung gehoben und von gleicher Spannung erfüllt wird das, was ist: die Realität. Den Mystikern allen eignet eine zärtliche Liebe zu dem was ist, über alle Maßen. Es ist, als ob sich die Qualität ihrer Aufmerksamkeit auf das Leben änderte, so durchdringend wird diese Aufmerksamkeit, so bewegt das Geringste. Die Regeneration des eigenen Lebens regeneriert das Um-Leben, aus dem die Mystiker neue Botschaften von Wunder und Schönheit empfangen. So beginnt der Weg, der nach diesem Erlebnis des Ganz-erschüttert-seins in das Stadium des Purgatoriums führt: der Mystiker soll ein Mittler werden und muß, damit er es werde, abtun, was ihn noch an das Falsche bindet, an sich selber und die bestimmenden Zufälle seiner Existenz. In diesem Stadium wird der Mystiker ein Asket, was ein Mittel ist und nie ein Zweck war, ein Mittel des Trainings, nicht anders als das Training eines Reiters oder eines Boxers oder jedes, der sich zu einem besonderen Tun bereitet. Der Mystiker muß in Peinen und Mühen das werden, was er ist, indem er ganz das zu sein aufhört, was er vor dem mystischen Erlebnis war. Das Ende des Weges, der durch dieses Purgatorium geführt hat, ist die vollkommene Einung, aus der das neue geistige Leben geboren wird. Im Purgatorium wird der Mystiker immer erfahren, was Richard von St. Victor, che a considerar fu più che viro, im einundachtzigsten Kapitel des Benjamin Minor geschrieben hat: „Selbst wenn du denkst, du sähest Christus in der Transfiguration, so beeile dich nicht zu sehr, zu glauben, was du siehst, es sei denn, daß Moses und Elias zu ihm eilen. Mir ist verdächtig alle Wahrheit, die nicht mit der Schrift übereinstimmt, noch empfange ich Christus in seiner Glorie, außer Moses und Elias sprechen zu ihm." Der Mystiker ist, populär gesprochen, weit davon, so individuell zu sein, daß er das, was war, als zu lastend abwürfe: er steht immer im Ganzen und trägt es mit. Es sind ja, nebenbei, auch nicht die Theologie und die Naturwissenschaft, die miteinander streiten, sondern der Theologe und der Naturforscher tun das. Der Mystiker steht im Glauben, der nie durch Auskunftsmittel zu

ersetzen ist. Er stellt auch nicht als ein armseliger Antagonist des Besserwissens eine unsichtbare Kirche gegen eine so sichtbare Welt; er sperrt sich nicht mit dem Gott, den er etwa „für sich" hat, in eine Narrenzelle. Der Mystiker hat an seiner eigenen Person und ihrem Funde keine stärkere Anteilnahme als an irgend was sonst in der Welt: er weiß seine Wahrheit ganz unpersönlich; er argumentiert nicht, denn er kommt gar nicht in Betracht, und nur wer sich in Betracht kommt, ist auf Recht- und Unrechthaben eingestellt. Der Mystiker ist, kurz gesagt, so wenig wie der Atheismus bloß auf intellektuellem Wege zu widerlegen.

An dem, was Lazzaretti seinen Zuhörern zu verkünden hatte, an diesem unbeholfen Zusammengelesenen und -gedachten, konnte die Wirkung, die er auf diese Bergbewohner ausübte, nicht liegen und nicht der große Einfluß, den er bald auf sie gewann. Was von dem Propheten ausging und was ihm von jenen entgegen kam und antwortete, war ein nicht weiter beschreibbarer oder gar erklärbarer religiöser Vorgang, ein Akt, dem rationell nicht beizukommen ist oder der, wenn es versucht wird, alsobald dadurch gefälscht ist. Man glaubte ihm die Mission, an die er glaubte: sie hätte in ihrem Texte auch ganz anders lauten können, als sie lautete, und es wäre dasselbe gewesen, denn man glaubte ihm nicht seines Textes wegen. Lazzaretti prophezeite ein Strafgericht, das kommen würde, und Änderung der Welt. Giobertis neowelfische Theorie vom italienischen Staatenbund unter päpstlicher Hegemonie weitete er zu einer universellen Theokratie mit dem Papste, dem geistigen Prinzipe, an der Spitze; die Gesellschaft reorganisierte er auf einer halb sozialistischen Basis. Diesem Kommenden den Weg zu bereiten, gründete der Prophet des Berges religiöse Gemeinschaften — immer ganz im Rahmen der bestehenden Kirche — die kommunistisch lebten und sehr bald zugrunde gingen, ohne daß dem Propheten dadurch auch nur ein einziger seiner Anhänger untreu geworden wäre, unter denen es nicht wenige wohlhabende Bauern gab, die durch die naive kommunistische Wirtschaft, die ganz konsumtiv war, sicher Einbuße an ihrer Habe erlitten.

Daß sich in diese christlichen Erhebungen aus dem Volke sehr häufig — und immer häufiger so, seit an die Stelle menschlicher Gemeinschaft die bürgerliche Gesellschaft getreten ist, also seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts etwa — kommunistische Absichten und Versuche wirken, das hat die flinken Soziologen veranlaßt, in dieser Nebenerscheinung Hauptursache und Hauptziel jener Erhebungen zu sehen, nämlich Aufhebung der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Nichtbesitzenden durch Kollektivierung des Besitzes und der Produktion. Die einen fügen noch hinzu, daß die religiöse „Färbung", die dieser nichts als ökonomische Aufstand bisweilen annehme, nur in restrikten Gegenden vorkomme, die eben noch abergläubisch seien. Andere wieder erinnern an den Kommunismus bei den Urchristen, wozu dann die Pathetiker einer

ganzen Partei kommen, die Jesus Christus schlankweg einen Sozialisten nennen, wie ihn auch andere, Nietzsche zum Beispiel, zu erkennen glauben und sein Evangelium als eine Ressentimentmoral des hungrigen Pöbels verurteilen. Je ausschließlicher die Tatsache des Reichtums bei den Reichen zum Inbegriff des Lebenswertes, zum einzigen Lebenswert überhaupt wird, um so bereiter ist man natürlich von dieser Seite aus, in jedem Streben, das von dieser Wertung weg will, nichts als einen Versuch, einen kaschierten, zu erblicken, an diesem Wert teilzuhaben, wenn nicht gar ihn für sich zu erobern.

Ganz allgemein sei bemerkt, daß die geistige Gütergemeinschaft des Christentums die leibliche Gütergemeinschaft mindestens sehr nahe legt. Daß aber auch die bürgerliche auf dem Besitz begründete Ressentimentmoral nicht ohne Einfluß auf die christlichen moralischen Wertungen geblieben ist, daß die Armut faktisch durch den Reichtum und dessen kulturelle Macht stärker auf sich aufmerksam und das Verhalten der Armen zur Armut im und aus dem Geiste der bürgerlichen Moral modifiziert wurde, das soll nicht geleugnet sein. Seitdem sich diese bürgerliche Moral im Sozialismus und im Monismus so etwas wie eine Weltanschauung gegeben hat, die mit religiösem Anspruch auftritt, mag mancher verwirrende Einfluß auch auf das Christentum davon geübt worden sein. Aber es muß sich in dieser religiös verlangten Aufhebung des Einzelbesitzes, des Reichtums des Einzelnen, durchaus nicht ein ganz unchristliches Verlangen nach Wohlleben auf dieser Erde aussprechen, nicht einmal als ein ganz kleiner Teil, ein verirrter, des auf das Himmelreich eingestellten Willens. Das Verlangen nach dem Kommunismus muß keineswegs nur der Wunsch sein, daß es „einem auf Erden gut gehe". Der Reichtum und die Armut: beide können die ganz gleiche seelische Not bringen, indem sie die Sorge um das nie zu leugnende Gut des Lebens so vorherrschend machen, daß kein Raum mehr bleibt für die andern Güter. Der Reichtum kann sich zum Alleinherrscher über den Menschen genau so machen wie die Armut, die nicht weiß, wovon sich nähren, sich kleiden und wo ruhen. Die Sorge des Reichtums und die Sorge der Armut frißt den Menschen ganz gleich schnell auf. Reichtum und Armut machen in ganz gleicher Weise auf das Leben überaufmerksam und rücken den Tod als das Nicht-Mehr-Sein in die gefürchtete Nähe. Denn wo aller Wert das Leben ist, da ist aller Nicht-Wert der Tod. Auch der „Erlöser-Tod" des Armen ist konstante Todesnähe aus dem einzigen gekannten und anerkannten Wert: Leben. Da aber die Todesfurcht aus überstarker Lebensliebe die Vitalität, ein Gut, selber vermindert, so ist unsorgender Gleichmut gegen das Leben, wie Max Scheler sagt, ein vital wertvoller Gemütszustand. Die christliche Lehre ist weder für die Armut noch gegen den Reichtum; sie ist gegen die Not, die ganz gleich aus beidem kommt. So ist das Gleichnis von den Lilien auf dem Felde zu verstehn: werte die Arbeit um deines Leibes Notdurft nicht

als ein besonderes Gut, das dir erst Würde gibt, sondern werte sie für das, was sie ist: dir den Leib zu erhalten bestimmt, in dem deine göttliche Seele wohnt, die dich auf das Göttliche richtet. Zwinge deine Seele nicht in die Fron deines Leibes, sondern den Leib in deinen Seelendienst. Es liegt nicht an dieser Wahrheit, daß man sie heute platt findet, heute, wo man über der ganz netten, aber wesentlich unbedeutenden Tatsache des Aeroplans ganz die Menschen vergessen hat, die in diesen Dingern fahren oder fahren sollen.

Alles, was man die soziale Frage nennt, lag Christus vollkommen fern. Lag tief unter seiner hohen Aufgabe, welche die Urwerte der Menschen betraf, nicht ihre Geldwerte. Alles, was in diesen christlichen Erhebungen sozial ist, liegt entweder als ein ganz Nebensächliches in ihnen oder ist ihnen aus der fatalen Existenz einer christlich-bürgerlichen Moral aufgezwungen. Der Begriff christlich-sozial ist ein vollkommener Aberwitz, denn der christliche Glaube ist auf das, was man die soziale Frage nennt, nur anwendbar, wenn man diesen Glauben um sein Wesentliches beraubt, woran man allerdings seit dem fünfzehnten Jahrhundert mit solchem Erfolge am Werke ist, daß es die Kirche selber — die ja zur einen Hälfte menschlich ist! — nicht merkt, wie sehr sie ihr Gesicht verloren hat. Eine soziale Frage gibt es für den christlichen Bürger, Steuerzahler, Tischlergesellen, nicht aber gibt es eine für den christgläubigen Menschen. Allerdings tagen in protestantischen Gotteshäusern weltliche Versammlungen zur Beratung weltlicher Dinge. Wir Katholiken aber haben eine Kirche.

Die menschliche Hälfte der Kirche sollte Lazzaretti bald kennen lernen. Die Jahre zwischen 1867 und 1872, zwischen Mentana und Porta Pia, waren eine aufgeregte Zeit in Italien, dessen staatliche Autoritäten auf Monte Amiata aufmerksam wurden, da sie Lazzaretti in Verdacht hatten, daß er mit der klerikalen Partei konspiriere. Er wurde einige Male verhaftet und angeklagt, aber immer wieder freigelassen: dem theokratischen Schwärmer lag jede Politik, klerikale oder andere, ganz fern. Erst die Maßnahmen der Regierung machten den Klerikalen Lazzaretti bemerklich und sie schickten den Priester Taramelli zu ihm, der Einfluß auf ihn gewann und einige seiner Schriften in einem klerikalen Sinn revidierte. Zweimal ging Lazzaretti nach Paris, wo sich die damals, 1873 und 1874, gerade sehr aktive legitimistisch-klerikale Partei seiner bemächtigte und ihn „finanzierte". Ich weiß, wie komisch das im Zusammenhalte mit dem Gottgesandten klingt, aber dieser Prophet war ein einfacher und innerlicher Mann und nichts weniger als ein politischer oder gar rechnerischer Kopf. Was er wollte, was ihm zu tun geheißen war, das stand so hoch über der Erde, änderte sie von so hoch oben her, daß er irdische Faktoren gar nicht in sein Kalkül zog. Er war aus seinem Sinne heraus für die Weltherrschaft

des Papstes, des Herrn im Geistigen, dem darum auch alle weltliche Macht von selber gehöre, und für diese ihm vollkommen nebensächliche Angelegenheit der italienischen Einheit, die auf Kosten des Kirchenstaates zustande kam, hatte er gar keinen Verstand. Was sollte das, wo doch bald die viel höhere Einheit käme? Ganz erfüllt von seiner göttlichen Mission, glaubte er den französischen Klerikalen unbedingt, wenn die ihm sagten, und Veuillot, der große katholische Rabulist, verstand sich auf diese Kunst, daß sie mit dem, was sie täten, nur ihm helfen wollten. Natürlich war er nichts als ein Werkzeug, mit dem in Händen man der italienischen Regierung und noch mehr der einheimischen des verhaßten Herrn Jules Simon unangenehm werden konnte. Die französischen Klerikalen brauchten des Prestiges wegen einen italienischen Bundesgenossen mit Popularität, die sie mit allen Mitteln noch zu steigern versuchten. Auch mit Geld.

Oberhalb Arcidosso, auf dem Monte Labbro, bauten sich die Lazzarettisten eine Stadt und eine Kirche, die richtig von einem Bischof eingeweiht wurde.

Der Prophet aber hauste in einer einsamen Hütte, einem Eremo, wo er die Pilger empfing, die nicht nur aus allen Gegenden Italiens kamen, sondern auch von weither, aus England, aus Schweden, aus Amerika sogar. Der Lärm verwirrte und täuschte ihn. Noch mehr Volkes strömte ihm zu, glaubte an ihn über den Umweg der weithergereisten Fremden, an welchem Rufe seine Bedeutung wuchs. Schon war es eine große Schar mit einem Eigenleben, das ihn drängte. Da glaubte er, die Zeit der Vollfüllung sei gekommen, und erhob sich. Nannte sich vor seinen Jüngern „Christi Richter und Feldherrn, den Löwen Judah, den Gesalbten des Herrn", und seine Kirche die Chiesa Guirisdavidica, und schrieb deren Regeln und Bekenntnis in zwei Schriften auf, dem „Simbolo della nuova Riforma dello Spirito Santo" und dem „Credo". Er organisierte seine Anhänger, gab ihnen Uniformen und Banner. Er hatte Militi delle Sante Milizie und teilte sie in Legionen. Es gab von ihm noch einmal geweihte Priester und Legionsführer und Schüler und Musikanten und Krankenschwestern und fromme Mädchen und Singekinder, alle in eigenen Uniformen, die Männer im roten Garibaldihemd, die Frauen in farbigen Tuniken, auf der Brust ein G und ein C um ein Kreuz.

Aber Lazzaretti hatte sich um sechs Jahre verspätet. Rom und die klerikale Partei von 1878 war schon anderer Meinung als 1872. Man war schon sehr dabei, sich auf den nichts als akademischen Protest gegen die Aufhebung der weltlichen Macht einzurichten und empfand schon um diese Zeit einiges Unbehagen vor der Möglichkeit, daß dieser Protest praktischen Erfolg haben könnte. Die Kurie stellte sich schon auf diese Politik ein, die aus der angeblichen Gefangenschaft des Papstes ein Machtmittel schafft, viel brauchbarer als es je die Freiheit des auch weltlich herrschenden Papstes gewesen

ist. Die Macht, die sich unter anderem auch darin äußerte, daß man im Vatikan katholischen Monarchen nicht erlaubte, den König von Italien in Rom zu besuchen, war weit wertvoller, als es die biedermeierliche Restitution eines kleinen Staates mit ein paar Regimentern und Kanonen gewesen wäre. Man hatte sich in Rom auf bessere Traditionen besonnen, die nicht mehr bei jenen Gewaltpäpsten lagen, die den Harnisch über das Meßgewand zogen. Die Politik im Samtpantoffel kann engere und schwierigere Wege gehen als die im eisenbeschienten Fuß. Die diplomatischen Spanier waren im Vatikan obenauf gekommen. Da wurde dieser Bauer von Monte Amiata lästig. Er nahm das einfache Christentum in einem Augenblicke ernst, wo man daraus gerade ein sehr kompliziertes feines politisches Instrument machte. Lazzaretti wurde von Rom aus verwarnt, dann vorgeladen. Man sagte ihm, daß er teuflischen Versuchungen unterlegen sei und setzte seine Schriften auf den Index. Der Prophet ging heim und seine Anhänger empfingen ihn mit Jubel. Er sagte ihnen, die Kirche in Rom sei dem Bösen verfallen, und die bisher so papsttreuen Bergler traten aus der Kirche aus. Da verkündete der Prophet den Tag: am 18. August würde er herniederkommen und sich dem Volke manifestieren. Tausende strömten nach Arcidosso, die ganze Maremma stand auf und kam zum Berg und wartete auf das Wunder, das alle glaubten. Die Nacht vor dem Niederstieg verbrachte der Prophet und seine Schüler in Gebet und Betrachtung. Und früh am andern Tage kam der phantastisch gekleidete Zug langsam und singend talwärts gegen Arcidosso: Männer, Frauen und Kinder jauchzten ihm entgegen.

Die klerikale Partei war seinerzeit durch die italienischen Behörden auf Lazzaretti gekommen, jetzt bedankte sie sich für diese Gefälligkeit damit, daß sie ihrerseits die gerade durch eine lebhaftere sozialistische Agitation nervös gewordenen italienischen Behörden auf den Propheten aufmerksam machte. Man quittierte die Gefälligkeit, indem man einen Polizeikapitän mit einigen Karabinieri nach Arcidosso schickte, der Lazzaretti an diesem hohen Morgen aufforderte, zurückzugehn, und die Prozession, sich zu zerstreuen. Der Prophet sagte natürlich: „Ich werde vorwärts gehen im Namen des rechten Gesetzes und Christi des Richters.“ Und die Menge rief: „Viva la Republica!“ — was die geistige und nicht die weltliche Republik meinte — und warf Steine auf die Soldaten. Die legten an und schossen. Unter denen, die fielen, war David Lazzaretti, der Prophet.

Die davidische Stadt und Kirche liegt in Ruinen unter den Kastanien, aber die Lazzarettisten gibt es noch um den Monte Amiata und bis in die Maremma hinunter. Politische Bewegungen kommen und gehen mit den Schlagworten. Das davidische Gottesreich war ganz unpolitisch und eine Faltung der nie aussetzenden Bewegung zu Gott hin. Die Lazzarettisten

glauben heute noch an die Wiederkehr des Propheten — jeder Prophet kehrt wieder, immer derselbe Prophet, wie er auch vom Zufall benamt sei — und an das geistige Reich, das kommen wird. Die Kirche betreten sie nicht. Die toleranten, ruhigen, ihr Land liebenden Leute kommen in eines jeden Haus zusammen und wenden sich Gott zu in herzlicher Einkehr. Sie schwören nie, reden nicht laut und hüten sich davor, zornig zu werden. Ein Priester Imperiazzi, ein ehemaliger Anhänger, der zur Kirche zurückkehrte, kam 1904 nach der Montagna, um den davidischen Glauben zu stärkerem Leben zu erwecken. Er wurde sofort von Rom a divinis suspendiert und die konform handelnde Behörde befahl ihm, die Gegend zu verlassen. Der Monte Amiata träumt weiter im mystischen Schlaf, bis wieder der Erwecker kommt, aus der von der Not gestachelten Sehnsucht des italienischen Landvolkes geboren.

Rundschau

Zinsenkrieg

von Daniel Ricardo

Am Ende ist jede wirtschaftliche Krisis nichts anderes wie der Zusammenprall von zwei verschieden gearteten Renten. Das gewerbliche Kapital lehnt sich gegen das Anlagekapital auf, oder umgekehrt: und das Ergebnis ist eine Störung des seelischen Gleichgewichts der Besitzenden. Es käme nicht dazu, wenn die richtige Erkenntnis von der schematischen Wiederholung der wirtschaftlichen Epochen bestände. Aber der Zinsfuß verdirbt den Charakter und läßt den mit diesem Fehler behafteten Zeitgenossen nicht die Muße, sich in die ökonomischen Zusammenhänge einzuleben. Daher kommt es, daß jeder Wechsel in den geschäftlichen Perioden von einem starken Gefühlsüberschwang begleitet ist. Der belastet die natürlichen Beziehungen mit irrationalen Dingen und hemmt den Ausgleich. Wenn sich die beiden Spezies der Verzinsung auseinandersetzen, gerät die Vernunft ins Wanken und verliert den natürlichen Widerstand gegen Superlative. Man spricht also von einem Krach und wärmt sich an den Verlusten der anderen. Zu solchem Erlebnis kann man gelangen, ohne über einen weiten Horizont zu verfügen. Die nächste Nachbarschaft genügt, um, in Verbindung mit etwas Rechenkunst, die Sensation hervorzubringen. Zwei bis drei Insolvenzen — und der Weltkrach ist fertig. Wer sich an solchen Vorstellungen berauschen will, mag es tun. Es ist reine Geschmackssache und schadet dem Gesamteffekt sehr wenig. Höchstens, daß die Leute, die keinen sehr langen Verstand haben, ihre Dispositionen ändern. Für Individuen solchen Schlages ist die Atmosphäre der politischen Spannung Gift. Sie kommen aus der Atemnot nicht heraus und erfüllen die Luft mit ihrem Gestöhn vom drohenden Untergang der Welt. Dabei ist nichts geschehen, als daß zwei Anschauungen, die durch ihren Kontrast groß geworden sind, wieder einmal ihre Zähigkeit aneinander erproben. Die gewerbliche Rente soll den Gipfel ihrer Leistung erreicht haben und dem Zinsfuß des vornehmen Anlagekapitals Platz machen. Aber sie ist stärker als alle Theorie und bringt den Beweis, daß die Tage des Gegners noch nicht gekommen sind. Die Beweisführung erfolgt auf Kosten der glücklichen Besitzer verschiedener Dokumente der wirtschaftlichen Arbeit. Das Beruhigende an dem Kampf der Ideologen ist, daß sich

ein reichlicher Mangel an Logik vorfindet. Der sichert den natürlichen Zusammenhängen den unbedingten Erfolg.

Man denke sich, daß dem Vermögen ungeheuere Kraftproben zugemutet werden, die eine Elastizität ohnegleichen erfordern. Für den, der nicht in Vorurteilen befangen ist, ergibt sich daraus die Folgerung, daß nichts sehnlicher zu wünschen sei als eine unbegrenzte Fruchtbarkeit des Kapitals. Alle Wünsche und Erwägungen müßten sich auf den einen Gedanken konzentrieren: „Wie ist es möglich, das Maß des Ertrages noch weit über die Spitze der verlangten Leistung hinaus zu steigern?" Statt dessen sagt man: „Vermögen, Einkommen, Vermögenszuwachs sollen hergeben, was sie können; aber gleichzeitig soll die solide Rente (im Gegensatz zur gewerblichen) gefördert werden." Das ist die Logik der Tatsachen! Der Friedensapostel berechnet, was die Armierung der Nationen jahraus jahrein verschlingt, und wie vieles die Wirtschaft gewinnen könnte, wenn die in Kanonen und Armeen angelegten Gelder einen friedlicheren Weg nehmen würden. Er sagt also: „Das Volksvermögen könnte mehr leisten, wenn der Militarismus ihm nicht die besten Früchte nähme", während die andere Partei erklärt: „Das Vermögen muß das Äußerste leisten, damit die Kriegsmacht gefördert wird." Ist es denkbar, daß zwei sich kreuzende Straßen in einer Geraden verlaufen? Ebensowenig kann man erwarten, daß das wirtschaftliche Resultat der beiden genannten Gleichungen übereinstimmt.

Der bekannte englische Publizist, Sir Max Waechter, hat festgestellt, daß die Kosten für den Unterhalt und die Ergänzung der europäischen Heeresmacht im Jahr 7320 Millionen betragen. Der Panamakanal wird, nach seiner Vollendung, ein Objekt von 1500 Millionen Mark darstellen. Er hat also nur den fünften Teil der Summe verschlungen, die in jedem Jahr für den bewaffneten Frieden aufgewendet wird. Waechter berechnet den Wert aller Handelsflotten der Welt auf 12000 Millionen Mark. Europa gibt im Monat 600 Millionen für Heer und Marine aus, in zwanzig Monaten also einen Betrag, für den man sämtliche Handelsschiffe des Erdballs kaufen könnte. Und welchen Verlust erleidet der wirtschaftliche Zug durch die Fesselung von Millionen Händen zu unproduktiver Arbeit! Vier Millionen Soldaten stehen in Europa unter Waffen. Lauter vollwertige Kräfte, die aus der Güterproduktion ständig ausgeschaltet sind. Wären sie da, so könnten mehr Güter erzeugt und verbraucht werden; denn jeder Arbeiter ist zugleich Konsument. Dem Friedensmann wird entgegnet, daß der Schutz der Nationen die Voraussetzung der produktiven Tätigkeit sei. Daß es ohne die Heere und Flotten keine wirtschaftlichen Leistungen geben würde. Daß also zwischen den sieben Milliarden, die in jedem Jahr für die Soldaten ausgegeben werden, und dem Wirtschaftsleben ein Zusammenhang besteht, der den Vorwurf nutzloser Verschwendung aufhebt. Richtig ist, daß

die 7320 Millionen erst dann auf einen anderen Weg gebracht werden könnten, wenn allgemeiner „Burgfrieden" geboten wäre. Wer denkt an eine solche Utopie. Eine zweite Frage ist, ob die Nationen imstande wären, alle wirschaftlichen Güter zu verarbeiten, wenn die arbeitenden Kräfte ohne jede Einschränkung in Wirksamkeit sein würden. Sind vier Millionen Arbeiter imstande, den Güterverbrauch so weit zu beeinflussen, daß keine Überproduktion entstände? Das ist undenkbar; und deshalb ist der Effekt, den sich Sir Max Waechter und seine Anhänger von der Befreiung der 7000 Millionen aus dem Machtbereich des Kriegsgottes versprechen, nicht ganz sicher. Vielleicht hätten Aufbau und Verteilung des gewerblichen Vermögens sich von vornherein anders gestaltet, wenn sie im vollen Besitz der Hände und Zinsen geblieben wären. Aber die Opferung eines großen Teiles der Überschüsse für die Wehr nimmt in den Lebensbedingungen der allgemeinen Güterproduktion schon seit langem ihren Platz ein; und so darf man nicht erwarten, daß die gewaltige Masse des gewerblichen Kapitals sich auf eine ganz neue Orientierung einstellen kann. Das Verhältnis zwischen Zuwachs an Konsumenten und Vermehrung der Waren entspricht dem Gegensatz von arithmetischer und geometrischer Progression. Und die Folge ist, daß jedes Übermaß auf der einen Seite den Preis der Ware und damit die Rente des Wirtschaftskapitals drückt. Wächst die Kaufkraft des Geldes, so senkt sich der Zinsfuß. Um das zu verhindern soll, nach dem Wunsch idealistisch angehauchter Ratgeber, die Kaufkraft des Geldes künstlich verringert werden. Natürlich nach dem alten Rezept: tirer le diable par la queue. Möglichst viel Geld in den Umlauf bringen, damit die Industrie keinen Mangel leidet und hohe Dividenden ausschütten kann. Der Trugschluß besteht in der Verwechselung des Produzenten mit dem Konsumenten. Jener lebt von der Nachfrage, dieser von der Zahlungsfähigkeit. Das Geld braucht also nur beim Abnehmer zu sein, damit der Lieferant gut verdient. Ist er imstande, aus seiner Ware möglichst rasch bares Geld zu machen, so sind alle Vorbedingungen einer üppigen Fruchtbarkeit seines Kapitals erfüllt. Die Schwierigkeiten fangen erst an, wenn er für den Kredit, den er dem Käufer geben muß, selbst auf die Kreditjagd geht. Ihn kostet das Vergnügen hohe Zinsen; und damit beginnt der Druck auf die Rentabilität. Es ist das wichtigste Kennzeichen unserer wirtschaftlichen Epoche, daß es nur einen Fehler geben kann: den Geldmangel. In allen anderen Beziehungen ist von einem Mangel nicht die Rede. Man wird niemals von Lücken in der Produktion oder von Schwächen in der Technik hören. Sie ließen sich, im schlimmsten Fall, beseitigen. Nur die eine Unzulänglichkeit bietet keine Handhabe, an der man sie packen kann. Sie ist durch natürliche Zusammenhänge geheiligt. Man denke, daß die nordamerikanische Union den Ruf der stärksten Wirtschaftsunion genießt. An

die Möglichkeit, daß sie technisch nicht auf der Höhe steht, wird ebensowenig gedacht wie an die Wesenlosigkeit der berühmten Milliardäre. Und doch herrscht in diesem Bereich märchenhafter Größenverhältnisse Geldmangel. Ganz ordinäre Geldnot. Die Eisenbahnen können kein Geld auftreiben, um sich zu modernisieren. Sie müssen Wucherzinsen zahlen; und sind doch das wertvollste Aktivum der Nation. Die Rente ihres Betriebskapitals wird heruntergedrückt, weil es nicht möglich ist, die Chancen des Verkehrs voll auszunützen. Und das gelingt ihnen nicht, weil sie kein Geld haben, um neue Schienen legen zu lassen und neue Waggone zu kaufen. Wie steht es in diesem Fall mit der Statistik der Friedensfreunde? Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben viel geringere Rüstungsausgaben als die großen europäischen Länder, und ihre Staatsschuld ist nur halb so groß wie die Schulden des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten und macht nicht einmal die Hälfte der öffentlichen Schulden Frankreichs aus. Im Dollarland gibt es kein stehendes Heer, das jährlich Hunderttausende von Arbeitskräften der Wirtschaft entzieht. Die produktive Tätigkeit kann sich ungehemmt entfalten. Und doch gibt es in Amerika eine geschäftliche Krisis, die schon mehr als fünf Jahre dauert. Man ist versucht, diesen Umstand zu Gunsten der europäischen Praxis gelten zu lassen. Jedenfalls beweist er, daß die von militärischen Ausgaben nicht gequälte Wirtschaft denselben Störungen ausgesetzt ist, die in die geschäftliche Entwicklung der großen Militärstaaten eingreifen können.

Schlechte Verteilung des Geldes trägt die Hauptschuld an den Stockungen im Umlauf. Amerika hat ungeheure Mengen von Wertpapieren ausgegeben und leidet unter den Folgen dieser Uberproduktion. Sie hat die Verzinsung des Effektenkapitals beeinträchtigt und seine Volkstümlichkeit gefährdet. Da aber die Überleitung des Geldes in den Wirtschaftskörper nur durch das Gefäßsystem des Aktienmarktes erfolgt, so trocknen die Adern aus, wenn das Effektengeschäft im argen liegt. Auch da zeigt sich ein Widerspruch. Um den Ertrag des Kapitals zu steigern, müßte man dafür sorgen, daß es nicht in die Breite wächst. Mit einer solchen Begrenzung sind jedoch die Unternehmer nicht zufrieden. Sie sehen das Glück in der Vergrößerung des gewerblichen Anlagekapitals und freuen sich am Gewinn der Produktion neuer Wertpapiere. Die sogenannte Agiotage ist schuld daran, daß die Pflege der Rentabilität um ihre besten Voraussetzungen gebracht wurde. Wenn Krisen entstehen, so handelt es sich immer nur um eine Auflehnung gegen die schädlichen Folgen eines zwar geduldeten, aber nicht gerechtfertigten Geschäftsprinzips. So ist es bei den Yankees und in Deutschland. Die Übereinstimmung entspringt der Ähnlichkeit des wirtschaftlichen Organismus. In England und Frankreich dagegen finden sich die Ausschreitungen der Spekulation in Reinkultur. Die Beziehungen zur Industrie, die in Amerika und in der deutschen Zone dem Agio eine gewisse Glaubhaftigkeit verleihen,

sind in den beiden anderen Zentren der Bewegung nicht vorhanden. Man kann in London und Paris Gründungen finanzieren, deren Objekte auf dem Monde liegen. Aber zur selben Zeit werden die Geldmärkte aus den Quellen gespeist, die auch für die Ausbeutung des Schwindels sprudeln. Nun kann man sich vorstellen, wie verschieden die Ursachen einer Reaktion sind, die doch überall gleich stark fühlbar ist. Zu dem amerikanisch-deutschen Ausgleich eines Überschwanges in der Kapitalisierung wirtschaftlicher Leistung tritt der englisch-französische Wechsel in der Spekulationstendenz. Dazu kommt als eine, den Militärstaaten gemeinsame, Hemmung: das Maß der Schulden und Steuern.

Man darf die Kraft dieser Fehlerquelle nicht unterschätzen. Ihr entspringt das, als Hauptübel beklagte, Mißverhältnis zwischen Kapitalanlage und Kapitalnachwuchs. Das Geldkapital soll sich ungehemmt ergänzen, damit niemals Mangel entsteht. Wie ist das möglich, wenn der Zuwachs durch Verluste aufgezehrt und durch Steuern erfaßt wird? Für beide Delikte ist ein Täter verantwortlich: der Staat. Er häuft Schulden; macht aus ihnen Vermögen, indem er (auf Grund seines Kredits) Verschreibungen ausgibt; verdirbt durch die Masse dieser Papiere deren Rente; und hindert die Aufbesserung, indem er den Vermögensüberschuß — nicht etwa als Ventil für seine Anleihen betrachtet, sondern — als Steuerobjekt behandelt. Die berühmte Steuer auf den Vermögenszuwachs, die mit zu den Wunderleistungen der letzten (aber noch nicht allerletzten oder gar unwiderruflich letzten) Reichsfinanzreform gehört, bereitet ein neues Hemmnis für die Entwicklung des Kapitals vor. Von Reichswegen wird also eine der Wirtschaftskonjunktur feindliche Kraft aufgestellt. Und der Fiskus wünscht doch zugleich, daß etwas geschehen soll, um das Elend seiner Anleihen zu beseitigen. Das nennt man homogene Politik. Am festverzinslichen Kapital sind, seit Jahr und Tag, in Deutschland allein fast zwei Milliarden eingebüßt worden. Wohlgemerkt: seit Jahresfrist. Vor einem Jahr ist der Stand der Kurse aber auch schon ein recht ungünstiger gewesen. Der Franzose hat, im gleichen Zeitraum, an seiner dreiprozentigen rente perpétuelle (Gesamtbetrag 22233 Millionen Frank) 2223 Millionen verloren; und die zweiundeinhalbprozentigen englischen Konsols (Gesamtbetrag 558 Millionen Pfund Sterling) haben zwischen die beiden Jahrestermine einen Kursverlust von 334 Millionen Mark gelegt. An der Niederlage der Staatsrente ist also nicht zu zweifeln. Die neue Weltanschauung, die durch das gewerbliche Kapital propagiert wird, ist siegreich geblieben. Daß die Staatsgewalt diesen Sieg nicht schweigend hinnehmen will, erschwert die Auseinandersetzung zwischen beiden Kräften und vertieft die Lebenslinien der Krisis. Das Wohlergehen des Staates übt auf die Würdigung seiner Schuldverschreibungen nicht den geringsten Einfluß. Der englische Schatzkanzler übertrifft sich selbst in seinen Budgets. Er kann nicht nur Überschüsse, sondern auch eine Min-

derung der Staatsschuld vorzeigen. Der Kurs der Staatsrente, der Goldgeränderten, rutscht trotzdem von einem Tiefenrekord zum andern. Die Welt ist in eine neue Epoche des Zinsfußes geglitten und sträubt sich, den Wechsel und die veränderten Lebensbedingungen anzuerkennen. Das könnte ein Trost sein; die Erfahrung läutern; und die Erregung dämpfen. Aber das europäische Gleichgewicht ist verloren, wenn sichs um Geldfragen handelt.

Volksromane

von Leo Greiner

Die Spracherneuerung des letzten Vierteljahrhunderts hat zugleich in entgegengesetzten Richtungen getrieben: hier setzte der Baum feinere Schößlinge und zartere Verästelungen an, dort stieß er seine Wurzeln breiter und jäher in den mütterlichen Boden, und während die einen den Sprachgeist bis an die Grenze der Internationalisierung entstofflichten, ballten ihn die andern zu Klumpen und Blöcken, die vulkanisch aus der Erde geschleudert zu werden schienen. Die drei Romane, ein deutscher, ein polnischer, ein rumänischer, von denen zunächst geredet werden soll, gehören zu diesen, aber es sind späte Produkte dieses Prozesses. Der Deutsche hat den Sprachboden schon so um- und umgewühlt, daß das innere Geäder herausstarrt, und läßt nun die herausgegrabenen Erze an mystischen Essen schmelzen und verdampfen. Der Pole ist dem Prozesse selbst noch näher, man sieht ihn gleichsam noch an der Kleinarbeit des Hebens, Bohrens und Tragens, doch schon hallen mystische Lieder in das Dröhnen und Summen des Werkes hinein. Nur bei dem Rumänen liegt der Fall verworrener. Doch müßte man hier ein Kapitel darüber schreiben, inwiefern Naturalismus und Mystik Korrelate sind.

Die „Geschichten aus dem Mandelhaus" von Hermann Stehr (Berlin, S. Fischer Verlag) sind ein Zeugnis dieses Zusammenhangs. Bei keinem der neueren Romandichter fühlt man sich den feurigen Quellen des sprachliches Geistes näher als bei diesem: ein Hinabgestiegensein und Wiederemporkommen aus der Nacht, beladen mit trümmervollem Gut, doch auch umleuchtet von dem Abglanz schauerlichen Lichtes aus dem Erdinnern — diese Bergmannsvision möchte ihn bezeichnen. Wie dem Bergmann im Abstieg der Tag jäh verschwindet und die Finsternis ihn umhüllt, im Aufstieg aber der offene Tag übergangslos in die Nacht des Schachtes hineinprallt, so sind bei ihm Dunkel und Licht hart und visionär wider einander gestellt, wie die Götter der alten Naturreligionen: die Grundfarbe

ist schwarz, aber eng, wie durch ein Fenster oder Loch, ergießt sich goldenes und blaues Himmelslicht in die felsige Höhlung. Wie Finsternis und Morgenröte, Winter und Frühling und wie sonst die gegensätzlichen Mächte primitiver Mythenbildung heißen, treten auch bei ihm die Elemente des Irdisch-Feuerflüssigen und des Himmlich-Glanzvollen kämpfend auseinander und füllen die Geschichten bald mit dem Gedröhn schwerer Hämmer, bald mit Engelsgesang aus beglänztem Raum. So lange Stehr seine Mittel nicht besaß und sie sich erst durch das Werk hindurch schürfend und mühsam schuf, bildete diese mythische Welt nur einen Überbau über dem realen Geschehen, gleichsam ein Gewitter im Raum, während unten hart, schollig und fordernd die Äcker liegen, die es zu bearbeiten galt. Nun er die Mittel besitzt, rückt ihm der Mythos tiefer in die Wirklichkeit: die Geschichten aus dem Mandelhause sind fast nur noch Mythos, gleichsam die zu Gestalten geronnenen Dämpfe, welche die aufgegrabenen Quellen ausdünsten. Doch ist nirgends etwas von Erstarrung zu bemerken: der närrische, windschiefe Schneider Christoph Eusebius Mandel, sein seltsames Söhnlein Amadeus, die Stumme, die der Schneider bei sich im Hause hält — sie ist Ormuzd wider Ahriman Amadeus, der so machtvoll zu singen versteht — sie alle leben mit Urfülle jenes gespenstische Leben, in das der kleinbürgerliche Roman seit dem Herauftauchen der neuen Zeit mit ihren großen, sich dehnenden Existenzen seine armen Helden verbannen mußte. Nur die Gewichtsverteilung hat sich geändert und das Symbol leuchtet triumphierender über die Wirklichkeit. Im übrigen ist auch dieser Roman eines Kindes, das mit der Stummen um sich und seinen Vater ringt, von jener Härte und Süße, die Stehr gleichermaßen auszeichnet: von jener Härte des Pfadsuchers, der sich durch Wildnisse schlägt, und jener Süße des Mystikers, der von den deutschen Sagen und Märchen kommt. Dann klingt aus dem finstern Gelaß dichter, beschwerter Worte plötzlich jene schüchterne, deutsche Deminutivsilbe „lein" hervor, wie eine singende Kinderstimme aus einem vermauerten Turm, und hüllt mit ihrem Söhnlein, Wäglein, Fingerlein, Sohn, Wagen und Finger in eine weiche, mystische Zärtlichkeit.

Auch bei dem Polen hat man den Eindruck, als bestünde zwischen ihm und der Volkspoesie seiner Rasse irgendein Zusammenhang. Man kennt jene slawischen Volkslieder, die mit einem kleinen Bildsymbol aus der Natur, einem Sonnenblick, einem blühenden Zweige und dergleichen einsetzen, dann gleichsam zum zweiten Male anheben, indem sie scheinbar unvermittelt von der Natur in den Menschen, aus dem Sichtbaren ins Seelische hinabtauchen. Überträgt man diese Technik aus dem engen Umkreis lyrischen Erlebens auf die ganze räumliche Breite einer in sich geschlossenen, vielfältigen epischen Welt, so hat man ungefähr ein Bild des thematischen

Aufbaus, den der polnische Dichter seinem Werke gegeben hat. Er heißt W. S. Reymont, sein Roman „Die polnischen Bauern", der als erstes Monumentalwerk in einer Serie von Bauernromanen im Verlage von Eugen Diederichs (Jena), von Jean Paul d'Ardeschah instruktiv eingeleitet und mit ungewöhnlicher Sprachkraft übersetzt, erschienen ist. Er umfaßt vier starke Bände, deren jeder nach einer andern Jahreszeit benannt ist. Die Jahreszeit, das typische, blinde, endlose Sichabrollen der Naturvorgänge, wälzt sich über dem polnischen Dorfe dahin, wie ein Gewölk, das aus dem Leeren herkommt und ins Leere zieht. Die Geschichte der Jahreszeiten bildet hier beinahe ein Epos für sich, neben und vor dem Epos der Menschen. Sie trennt sich oft von den menschlichen Vorgängen, um ganz aus sich selbst ins Unendliche zu leben, und ist mit einer Unerschöpflichkeit, mit einer immer wieder neu einsetzenden Vielfältigkeit des Details erzählt, die ohne ein übermächtiges, bedrängendes Zuströmen plastischer Phantasievorstellungen nicht denkbar wäre. Nur scheinbar wird dadurch die Ökonomie verletzt und oft an den brennendsten Stellen gewaltsam retardiert, denn diese Breite scheint weniger aus technischen Gründen als aus weltanschaulicher Bewußtheit zu stammen. Sie hat nicht allein die natürliche Ausführlichkeit aller epischen Darstellung, sondern bringt eben dadurch, daß die Kraft, die sie trägt, nie erlahmt, so wie die Gezeiten des Meeres immer wiederkehrt und sich aus dem Unendlichen zu erneuern scheint, den Eindruck einer kalten, leeren Unerbittlichkeit hervor, als ob wir uns, wenn wir zu ermüden drohen, sagen sollten: wie grausam bedrückt uns dieses niemals endende Heraufströmen des ewig Gleichen, um wieviel grausamer muß es erst jene erschrecken und bedrücken, die, wie diese Bauern, mit allem ihrem Leben und Atem daran gebunden sind! So verwandelt sich unsere Ermüdung bald in Mitleid: die Kälte der Natur sinkt in uns hinein, und wenn wir dann zu den Menschen zurückkehren, erscheinen sie uns unter ihrem Anhauch seltsam gesteigert, schicksalsvoller und noch entsetzlicher an das blinde Ungefähr gebunden. Dann bricht die Geschichte der Menschen plötzlich wieder ab, jäh steigen aufs neue die Dünste der fortschreitenden Natur wie aus Höhlen und Abgründen hervor und verlieren sich ins Leere, ehe der Turnus sich abermals zu wiederholen anhebt: so entsteht ein gleichmäßiges Wogen und Atmen des Stoffes, eine epische Eurythmie, die sich aus dem immerwährenden Wechsel von Zusammenziehung und Ausdehnung zusammensetzt.

Das Bezeichnende dieses Romans scheint mir die unnachahmliche Dichtigkeit seiner Atmosphäre zu sein. Diese wird nicht nur durch jenen rhythmischen Wechsel erzeugt, der mit seinem fast symmetrischen An- und Abschwellen das Zudringen jedes fremden Tones von außen fernhält, sondern auch durch den harten Stoizismus, mit welchem der Dichter alle Dinge

der Welt sich nur und mit fanatischer Ausschließlichkeit in der gepferchten Enge jenes Dorfes spiegeln läßt, dessen Leben zu erzählen er sich vorgenommen hat. Er weiß natürlich so gut wie irgendein andrer, daß das Dorf Lipce nicht so wäre, wie es ist, wenn nicht in ihm die tausend Wege der Welt ebensogut zusammenliefen, wie an jedem andren Orte. Aber um eben jene Ausschließlichkeit hervorzubringen schlägt er es gleichsam mit Gewalt aus diesen Zusammhängen heraus und ummauert es so dicht, daß kein Ausweg oder Unterschlupf offen bleibt, freilich ohne ihm etwas von seiner Tragik zu rauben: denn man fühlt, daß solche herausgehauenen Blöcke, wie dieses Dorf, viele auf der polnischen Erde verstreut liegen müssen. Wenn Antek Boryna, der Sohn jener Hofbauernfamilie, die im Mittelpunkte des Romanes steht, ins Untersuchungsgefängnis gesteckt wird, weil er bei einem Aufstand, den das Dorf gegen den Gutsherrn wegen unrechtmäßiger Fällung eines Waldes ins Werk setzt, den Förster getötet hat, so sehen wir sein Gefängnisleben nur in den schattenhaften Reflexen, die es auf sein zu Hause gebliebenes Weib und das Dorf im allgemeinen wirft. Der Gutsherr, so tief er die Verhältnisse des Dorfes mitbestimmt, erscheint nur gleichsam in der Ferne: denn er gehört nicht unmittelbar zum Dorf, und wir bemerken nur seine Wirkungen, die aufwühlend und erschütternd genug sind. Sein Bruder, ein seltsamer Heiliger, der sich hilfreich in den Hütten herumtreibt, muß einmal irgendwie gescheitert sein: aber man erfährt nichts über das Leben, das er einst geführt hat, denn er hat es nicht im Dorfe geführt. Ähnliches gilt von dem Wanderer Rochus, der heilig und schwach erscheint, aber außerhalb des Dorfes wohl mit der revolutionären Partei in kräftiger Verbindung stehen muß. So saugt das Dorf vampyrhaft ihrer aller Existenzen auf: was nicht im Dorfe geschieht, ist, als geschähe es überhaupt nicht. Wer sich mehr als eine Meile über die Grenzmarkung entfernt, versinkt gleichsam, hat kein selbständiges Leben mehr und geht nur noch, Wirkung ausstrahlend, gespenstisch im Dorf umher. So ist das Werk der engste, aber auch der reinste Klassenroman, der sich denken läßt: die naheliegenden Kontrastierungen des Bauern zum Landadel, zur Regierung, zur Kirche werden nirgends ausgenützt: man spürt sie und sieht ihre Folgen, aber sie selbst bleiben unsichtbar. Die Monotonie, die dadurch entsteht, hat jenes Fangende und Verschlingende, das dem Anblick des Meeres eignet: gerade durch die Begrenzung wird der Eindruck weithin strömender Grenzenlosigkeit erzielt. Denn je dichter hier der Stoff gewebt ist, desto leerer streift der unendliche Wind über das zusammengekauerte Dorf dahin.

Und nun ist in diese Weite und Enge eine Fülle lebendigen Stoffes eingesenkt, deren Reichtum Bewunderung erregt: eine Menge plastischer Gestalten, Arbeiter und Heilige, Säufer und Narren, Protzen und Bettler,

Gütige und Rachsüchtige, Edle und Krüppel, drängen sich im Rahmen. Doch stärker noch als das Individualisierungsvermögen des Dichters ist seine Kraft, zu vereinheitlichen: denn diese alle unterliegen dem gleichen Gesetz, und als wären sie nur furchtbare Spiegelbilder jener schaffenden und zerstörenden Natur, die ihre Fahnen über ihnen schwingt, nähren auch sie sich von dem ewig Gleichen, stets wieder sich Erneuernden, unendlich Dahinrinnenden: jeder Morgen ist wie ein Loch, aus dem wie eine träge Flüssigkeit Zeit rinnt und in das man mit erschrockenen Augen wie in einen verzerrenden Spiegel hineinblickt: man stopft das Loch mit Arbeit, Zank, Klatsch, Gier, Brunst und Verzweiflung, mit Liebe und Niedertracht, Gebet und Betäubung, mit Hoffnung, Sorge, Gewalttat und Verzückung, aber wenn der neue Tag steigt, ist alles wieder leer, verzehrt vom Unendlichen, und wieder wälzt sich Zeit aus der starren, offenen Höhlung. Nicht die Geschichte der Familie Boryna ist das Wichtige: der Alte heiratet die schöne Jagna, die eine brünstige Liebschaft mit dem Sohne hat, woraus sich die furchtbarsten Verflechtungen und Schicksale in langsamem, verworrenem Zuge ergeben, bis Jagna zuletzt, nachdem sie in den Betten der Burschen und der Verheirateten des halben Dorfes gelegen, durch das ganze Dorf schmachvoll vertrieben wird: nicht dies ist das Wichtige, denn die Grundeinheit des Romans bildet weder das Individuum noch die Familie, sondern das Dorf als Gemeinschaft. Und nur was in diesem breiten, aufsaugenden Boden wurzelt, hat in Wahrheit Gewicht und letzte Festigkeit für den Verfasser. Freilich galt es hier ein Problem, dessen Lösung auch Reymont nicht ganz gelungen ist: die restlose Verwebung von Individual- und Gemeinschaftsschicksal. Obwohl es sich hierin scheinbar nur um eine technische Frage handelt, so ist diese doch, wie alle Technik, tief in weltanschaulichen Zuständen begründet: besäßen wir Heutigen auch nur eine annähernde Sicherheit über dieses mächtigste Grundverhältnis des Lebens, so dürfte es uns nicht schwer fallen, den Einzelnen darnach in richtiger Proportion in die umgebende Masse hineinzustellen.

Tiefer als Reymonts zähes und glühendes Monumentalwerk leidet der rumänische Roman, von dem bereits andeutend die Rede war, unter diesem Mißstand. Eine deutsche Frau, in Rumänien akklimatisiert, hat ihn in deutscher Sprache geschrieben und unter dem Titel „Der Pandur" in W. Wunderlings Verlag (Regensburg) erscheinen lassen. Sie nennt sich Bucura Dumbrava, zu deutsch: Waldfreud, ein Pseudonym, das, wie ausdrücklich zu bemerken ist, nicht auf ihre, sondern die Initiative ihrer Gönnerin Carmen Sylva zurückzuführen ist. Der Roman bildet den zweiten Teil eines auf drei Stücke berechneten Zyklus „Wogenbrecher", doch ist der erste Teil mir nicht bekannt. Der vorliegende behandelt den rumänischen Volksaufstand vom Jahre 1821: Theodor Vladimirescu, der Pandurenhauptmann, sammelt seine Oltenier,

die Leute, die im Schatten der Südkarpathen in der Gegend des Oltflusses sitzen, um mit ihnen das türkisch-fanariotische Bestechungs- und Aussaugungsgubernium im Namen der Gerechtigkeit zu brechen. Dabei gerät sein ideologischer Gerechtigkeitsdrang in Kohlhaasschen Widerspruch mit der Tücke der Tatsachen und verstrickt ihn immer tiefer in einen religiös gefärben Terrorismus, der, als Vladimirescu seinen Unterhauptmann Urdeanu, den schönsten und geliebtesten von seinen Leuten, gemeinsam mit einem andern wegen eines geringfügigen Vergehens aufhängen läßt, zu seiner Absetzung und mit ihr zum Scheitern der ganzen Volksbewegung führt. Ein solcher Stoff konnte nur einen Dichter bewegen, dessen Geist streng individualistisch eingestellt und von den klassischen Idealen der Gerechtigkeit und Heldenverehrung dirigiert wird. Die Masse muß ihm, wenn er seinen Gedanken zu Ende denkt, zu einem Reservoir blinder Kräfte herabsinken, die, selbst ohne Seele, nicht mehr als künstliche Gliedmaßen und tote Waffen des Individuums sind, wobei freilich der Widerspruch entsteht, daß es sich für eben diese Masse opfert. Allein die Aufgabe war eine andere: nicht das Schicksal Theodor Vladimirescus, sondern der schicksalsvolle Ablauf einer blinden, notwendigen und von ewigen Ordnungen gewollten Volksbewegung bot sich dar. Reymont hatte es leichter: er ist der Sohn einer Zeit, die mit ihren mechanistischen Theorien den Geist gleichsam automatisch dressierte, sozusagen im Plural zu denken, und folgerichtig hat er, da er, als Naturalist, keine irdische Erlösung finden und die Darstellung unendlicher Gebundenheit kaum je durch einen fernher winkenden Schimmer der Freiheit erglänzen lassen konnte, seinen Bauern zuweilen den mystischen Glanz der katholischen Kirche mit allen seinen Schaudern vor Augen gestellt. Bucura Dumbrava aber ist von den neuen Theorien in ihrer Grundanschauung unberührt geblieben: sie kommt aus dem Lager der humanistisch Gebildeten her, und zwar ist ihr Humanismus von jener epigonalen, etwas bläßlich-sentimentalen Art, wie sie sich durchschnittlich im guten Bürgertum des verflossenen Jahrhunderts fand. Da sie aber zugleich in ihren Mitteln neu, ihre Sprachkraft wurzelhaft, ihr Sehen scharf und wahr ist und ihr Wirklichkeitsbewußtsein ohne Zimperlichkeit und Scheu sich mit fast männlichem Fanatismus bis an die äußersten Grenzen vorwagt, so entsteht ein Werk von höchst seltsamem, widerspruchsvollem Ansehen: während das schildernde Detail lebt und glüht und im Sinne strengster realistischer Disziplinierheit aus den Bedingungen der eigenen Subjektivität stellenweise machtvoll, immer aber feurig und mit Temperament entwickelt wird, irritiert im ganzen dennoch die sachferne Sentimentalität einer die Dinge „mit Poesie vergoldenden" Schwärmerin und läßt, versteckt, den Verdacht eines gewissen Dilettantismus nicht einschlafen. So schwanken die Gestalten unaufhörlich in einem verworrenen Zwielicht von Wahrheit und sogenannter Romantik, bis die Situation sich zufällig so anspannt, daß sie sich gleichsam zuschließt

und keine Sentimentalität mehr durchläßt: dann freilich glüht nur noch willensvolle Wahrhaftigkeit aus dem unsicheren Werke, eine Leidenschaft, die letzten Schleier abzureißen und keine Grenze mehr zu achten. Was wir über die grausige Hölle der Fanariotenwirtschaft erfahren, das ist mit Energie gesehen und bis in die niedrigsten Unterschlupfe des Verbrechens und Lasters verfolgt, Ritte, Schlachten und Zusammenrottungen glühen hart und scharf aus dem schwächlicheren psychologischen Detail heraus, Landschaften tauchen kühn, schnell und fest umrissen aus der Tiefe. Vielleicht gelingt es dem Werke, ins Leben hinüberzuwirken, indem es für sein Teil dazu beiträgt, die Operettenanschauungen über den Balkan ad absurdum zu führen, indem es, wenigstens was den Rumänen anbetrifft, zeigt, wie mit dem Anschwellen der demokratischen Welle jene deklassierten Mischlingsvölker beginnen, ein neues Amalgam zu bilden, das sich noch zu lebenstüchtigen Rassen verdichten kann.

Der Fehler dieses bedeutenden Romans ist es, ein politischer Roman sein zu wollen, ohne eine politische Grundanschauung. Auf die Frage, von wem denn nun eigentlich die Politik gemacht werde, von den Individuen, den Parteien, den Massen, antwortet Bucura Dumbrava mit sehnsüchtigem Augenaufschlag: ach, von den einen oder den andern oder allen zusammengenommen! und man muß schon die Historien von Ricarda Huch nachschlagen, um Besseres hierüber zu erfahren. Immerhin hätte Bucura Dumbrava ohne ihr Deutschtum ihr Werk nicht zustande gebracht, denn ihr politischer Dilettantismus, aber auch die Weite und Strenge ihres Blicks, einen weitgeschichteten Stoff mit Kraft aus dem allgemeinen zu erfassen, zeigen sie in deutscher Kultur und Nichtkultur aufs tiefste verwurzelt. Nun hat unter den Schriftstellern, deren neue Werke mir vorliegen, auch ein anderer Deutscher, Herman Kroepelin, es mit der Historie versucht, in seinem „Tideke Flotow", der bei S. Fischer (Berlin) erschienen ist: da er es aber vermeidet, sich in die leidige Politik zu mischen, so werden bei ihm dergleichen Fragen gar nicht aufgeworfen, und es geht alles weniger allgemein und welthaft, dafür aber novellistisch gedrungener, solider und sachlicher vor sich. Seinen Instinkten nach halb Bauer, halb Patrizier, zimmert er da ein Stück vierzehntes Jahrhundert im Mecklenburgischen mit Fehden und Verfassungswirren, dem ganzen schnörkelhaften Kreuz und Quer von Arbeits-, Macht- und Dienstverhältnissen, verworrenen Zugehörigkeits-, Besitz-, Pfand- und Lehensrechten, vor denen Fürsten, Dienstmannen, Rittern, Bürgern und Pfaffen der Kopf braust, und stellt sie in einer archaisierend zutäppischen, mit der Faust auftrumpfenden Sprache so hin, daß sie stehen und nicht mehr daran denken, umzufallen. Tideke Flotow selbst aber hat diesen Stil gleichsam in sich hineingeschlungen und ist als Person dasselbe, was jene Sprache als Sprache ist. Aus dem Holze, aus dem später die guten Pro-

testanten geschnitzt wurden, ist er feurig und bärenhaft mißgelaunt, ein Kind und ein schlauer Geschäftsmann, ein Haudegen voll Sehnsucht und Todesschwere, der die gute Stadt Plau belagert und nimmt, bloß weil sie dort etliches Raubgesindel durchgelassen haben, den Junker Dewitz ersticht, weil er ihn für einen Bülow hält (denn er kann die Bülows nicht leiden), aber nach dem Gesetze, wonach die Flotows früh sterben, im Streite mit einem Verwandten des Dewitz niedergestochen wird. Es ist schön, daß diese zunächst durch ihre Ideenlosigkeit erkältende Welt der namenlosen äußeren und inneren Wirrnis von der Gestalt des Mönches Lambert gleichsam von innen her angeleuchtet wird: denn in den verzückten Träumen und Worten des Mystikers enthüllen sich die Ursachen jener sinnlosen Zerstückung, sie also wieder mit dem Menschlichen verbindend, als ein sehnsüchtiges Übermaß an Religion.

1913 und die Berliner Kunst

von Julius Elias

Die Berliner Kunst erlebt kritische Tage und Tage der Kritik. Hüben wie drüben hat es mit Sturm begonnen; hüben wie drüben wurde der Jury wieder einmal das Fell über die Ohren gezogen. Der einen, weil sie zu milde, der andern, weil sie zu streng war. Der Kaiser war mit dem Glaspalast unzufrieden; und in der Sezession fiel, auch aus Unzufriedenheit, ein Häuflein reisiger Mannen vom Stamm der Liebe ab. Das ist bei Sezessionen an sich kein Novum; das hatten wir 1893 in München, das hatten wir 1902 in Berlin. Beide Male entfernten sich die Empörer geräuschlos aus dem Tempel der Eintracht. Diesmal aber entfernten sie sich überhaupt nicht, sondern blieben drin, und zwar weniger geräuschlos: und das ist das Neue an der Sache. Sie bewirkten, daß alle die andern gingen, auf deren Schultern die heurige Leistung ruht und auch die künftigen Leistungen ruhen müssen — quand même. Blindheit kann Formen zerstören, aber nicht den Geist einer Organisation, wenn er, wie der Berliner Kunstabsentierer-Gedanke so tief Wurzel geschlagen hat und über soviele gesunde Kräfte verfügt. Er muß in irgend einer Gestalt wieder aufleben, denn das ist seine unzweideutige Berufung.

Das letzte große Jahr der Sezession war 1909. Der Kunstbeurteiler, der früh Sezessionsluft kostete und noch früher witterte, durfte mit einem gewissen Hochgefühl jenes Werk grüßen. Es lockt ihn jetzt, sich den Jubiläumseindruck wieder zu vergegenwärtigen. Er hatte nie bezweifelt, daß

die Berliner Sezessionsbewegung ihr zehntes Jahr erleben werde; wohl aber sah er mit einer gewissen Überraschung, wie die Sezession so frisch das Bild ihrer ursprünglichen Bestimmung festgehalten hatte. Man hat die Geburtsstunde dreier Sezessionen mitgemacht und in einem oder dem andern Falle den zögernden Accoucheuren den Mut in der Männerbrust gestärkt; dann ist man vom Schauplatz der Revolution sacht abgetreten, was jeder Revolutionär, der kein Esel ist, comoedia finita tun sollte. Man hat sich damit begnügt, die Entwicklung der Dinge aufmerksam zu beobachten und die nachwachsende Jugend zu schützen. Die Sezessionen mußten in dem psychologischen Augenblick entstehen, da die Tyrannenmacht der Mittelmäßigkeit in den großen, stetig wachsenden Verbänden unerträglich wurde und die Kunst, die ihre Kräfte und Säfte aus dem Zeitgeist zu ziehen bemüht war, mit Erdrosselung bedrohte. Sezessionskunst war Kunst der Avantgarde. Im Gang der Dinge aber erhalten die Vorposten Nachschub; die Idee kommt in die Jahre; die Führung — wenn kein rücksichtsloser Bahnbrecher da ist — gelangt von wenigen auf mehrere, und aus den wenigen wird eine neue Mehrheit. Innerhalb der Organisation aber verliert sich die Spannkraft. Während dreier Lustren haben wir das Erstarken des sezessionistischen Gedankens und die langsame Kräfteverteilung zweimal miterlebt. In Paris und München; hier wie dort wohnen die alten und die neuen Schulen schon wieder friedlich beieinander: die neuen bieten nicht mehr den scharfen Ausdruck der Ideen, die die Zeit bewegen; das einzige, was sie von den andern unterscheidet, ist die relative Höhe des künstlerischen Niveaus.

Die Berliner Sezession war im Merkjahr 1909 die einzige, für die die glänzenden Jahre der Geschlossenheit, der wachsenden Bereicherung, des leidenschaftlichen Evolutionstriebes noch nicht vorüber zu sein schienen. Ein Schaffen, das durch den „Versuch" geheiligt ist. Und reifen auch nicht alle Blütenträume und schießen auch aus der Aneignung neuer Theorien und Stile nicht immer gleich neue starke Persönlichkeiten auf, so hatte dies „Nichtrasten" doch ein „Nichtrosten" zur glücklichen Folge, eine metierfremde Buntheit kunstgewordener Lebenseindrücke, die dem Genießenden von allen Seiten interessante Aneignungen zuströmen ließ und dem untersuchenden Kenner eine abwechslungsreiche Fülle des Materials darbot.

Es gab im Lauf der Zeit fette Jahre und magere Jahre. Liebermann trat ab, und in dem Resümee der ersten Ausstellung, an deren Organisation sein radikaler Ordnungssinn, seine auswählende Disziplin, seine geniale Eigenschaft als „one-ideaed man" nicht mitgewirkt hatte, konnte festgestellt werden: daß in ihr sein Geist weiterwirke. Corinth war ausersehen, vielleicht nicht Führer, wohl aber Fortführer zu sein. Nicht lange, und er ließ die Zügel am Boden schleifen. Der Sinn für Kollegialität (an sich eine

hübsche Sache) war stärker in ihm ausgebildet als der verstehende Blick fürs große Ziel. 1912 war die am wenigsten interessante Periode dieser ganzen sezessionistischen Unternehmung. Ein höchst mageres Jahr. Ein Niveaujahr, nichts weiter. Es kam ein Gewitter in die Sezessionsluft, das reinigte. Neu Regiment bringt neue Menschen mit oder macht auch die alten Menschen neu, zum Beispiel die Jury, der das Bewußtsein nie fehlen darf, daß eine Ausstellung weit weniger eine Organisation denn ein Organismus ist, ein natürlicher Komplex in- und miteinander arbeitender Teile, dessen Zweck das Leben ist, sozusagen ein atmender junger Körper. Um dieser Jugend willen haben die Juroren strenge Arbeit getan, eine Arbeit, deren Härte sie gewiß selbst lebhaft genug empfunden haben, die sie aber leisteten dem Programm, der Richtung und moralischer Verpflichtung zulieb. Und so liegt wieder Lenzluft auf der Unternehmung, — eben weil die Gereiften ihre Abneigung schärfer betonen, nur Gereiftes neben sich zu dulden, die Ausdrucksmittel der Naturbeobachtung und das Ziel des Malerischen zu kodifizieren oder zu beschränken und die Antriebe der bildnerischen Phantasie zu ernüchtern. Ein frisch-fröhliches Laboratorium der Kunst schwebte ihrem Ideale vor, und die um Slevogt waren stark, selbstlos und geistvoll genug, es zu verwirklichen. Und wenn ein verehrter Kritiker und werter Freund schreibt: die Ausstellung sei sehr interessant, aber es sei doch gut, daß sie diesmal schon im Juli geschlossen werde, — so sage ich: hat sie einem Frühlingstag gedient, so hat sie ihren Daseinszweck erfüllt. Von jedem tastenden Grünling können wir in der Kunst mehr lernen, als von den im Besitze sicher wohnenden Männern unserer Generation.

Es ist übrigens reichlich dafür gesorgt, daß dieser schönen Unruhe reife Altmeisterlichkeit die Wage halte. Die gloires der Sezession marschieren auf, um dem entwicklungsgeschichtlichen Grundgedanken der Ausstellung Halt und Fülle zu geben: Liebermann, Leibl, Trübner, Renoir, Cézanne, van Gogh. Liebermanns und Trübners klassische Fertigkeit und Vorbildlichkeit gar werden durch retrospektive kleine Einzelausstellungen warm und pietätvoll betont. Bilanz des Schaffens, in der Trübner schon ganz galeriemäßig wirkt: germanische Blondheit, die durch Courbet gegangen ist. Freilich hat diese Blondheit niemals wirklich einen Anschluß an die Helle gefunden; Trübners Palette auf schwarz ist weich und flockig, sie wird aber starr und unmelodiös, sobald sie sich aufmuntern und für farbenkräftige Flächen reicheres Material abgeben möchte. Dagegen hat es seine Reize, bei Liebermann die „Nähstuben" der frühen und der neuen Zeit zu vergleichen. Hier ist der Anschluß da. Nach gewissen Perioden der Geschwächtheit und Verbrauchtheit ist der Maler wieder jung geworden. Ist Schulbeispiel geworden, wie der Weg von Barbizon zum Impressionismus durchmessen werden mußte. Gegen die Mitte der neunziger Jahre lag sein Werk wie abgeschlossen da, wie

historisch. Da kam von Manet und Monet die Auffrischung, und sie hat durchgedauert, hat aufsteigend sich verstärkt. Auch als Darsteller von Menschlichkeiten ist Liebermann mehr und mehr gewachsen; für seine Bildnisse ist das übliche Wort „document humain“ viel zu blaß und abgegriffen: es sind Enthüllungen, Entlarvungen. Bewirkt mit der Kraft und Schnelle des alten Peleus . . .

Diesen munteren Bahnbrechern kristallisiert sich Georges Seurat an, der früh verstorbene Pointillist oder Chromoluminarist, der aus der Farbenteilung des Impressionismus, durch den Amerikaner Rood gefestigt, die letzten wissenschaftlichen Konsequenzen zog, aber durch seine spektralanalytischen Kraftanstrengungen nicht gehindert wurde, sich über die reine Materie seiner schulbildenden Lehre zu erheben und ein leidenschaftlicher Synthetiker zu sein: hinter der geisternden Spitzheit und Fahrigkeit seines Ausdrucksmittels schlägt ein Herz, das ganz Lebenspathos und des Aufschwungs zu dekorativer Formschönheit wohl fähig ist. Es war sein Schicksal, nur Vorbereiter zu sein. Möglich, daß er, in längerer Tätigkeit, für den Übergang in den neuen Idealismus und in die wiederzugewinnende Monumentalität eine lebhaftere, schlagkräftigere, adäquatere Farbenformel geschaffen hätte, als das junge Geschlecht sie bei dem Kolorierer Gauguin und den reinen Impressionisten Cézanne und van Gogh gefunden hat. An Seurat knüpfen ja doch die Kubisten, diese krampfhaften Dekorateure an, indem sie sein Prinzip der flächigen Division mit krasser Lehrhaftigkeit geometrisieren. Ist ein Problem wie andere mehr in der Kunst; kommt nur auf das Genie an, das umformend, auslesend, einschränkend den Krampf zu schaffender Ruhe löst.

Über Frankreich kam uns ein gewohntes Wort in aufgeputzter Fassung: Tradition. Mit diesem Begriff werden alte Richtungen erklärt und ganze neue Richtungen geschaffen. Die französischen Kunstgelehrten sind verdächtig am Werke, der Welt wieder Ingres und Louis David plausibel zu machen, und es soll mich gar nicht wundern, wenn wir nächstens einen Neo-Ingrismus oder Neo-Davidismus erhalten. Selbst französische Maler wie Maurice Dénis, die über die Theorien von 1890 bis 1910 schreiben, rücken Ingres in den Mittelpunkt und trauen ihm schöpferische Zukunftswerte zu. So wurde Corot das in der Landschaft wiedergeborene Rokoko genannt; so Renoir der Fortsetzer und Beender der Watteaulinie, so Cézanne der Verwirklicher Grecos; Manets und Degas' „Klassizität“ gar ist zum Schlagwort gestempelt. Nur der Impressionismus, d. h. seine reinen Landschafter, ließ sich nicht traditionieren. Auch all das Jungvolk in Frankreich wie in Deutschland, so ungebärdig und radikal es sich seinen künstlerischen Impulsen hinzugeben scheint, ist letzten Endes an die Kette der Tradition gebunden, von seinem lieben Meister Henri Matisse. Er legte der Generation ein „Los von Monets Luminismus“ nahe, weil der übertriebene Nachdruck

auf die weich-auflösende Tonalität den Elan, den „Reiz" über alles gesetzt und Form und Konstruktives vernachlässigt habe, und so das Geschlecht in rhythmuslose koloristische Verstiegenheit geraten sei; andererseits aber predigte er ihnen mit Zungen die Bedeutung Cézannes für die plastische Prägung des in der Natur Geschauten, die lineare Gewalt seines malerischen Ausdrucks, seine eherne Zeichensprache. Matisses Kreis, der heute freilich schon wieder gesprengt erscheint, da es nun mal der Lauf der Welt ist, daß der Schüler den Schulmeister prügelt, — die Othon Friesz, Vlaminck, Derain, Marquet, Manguin, die samt und sonders ursprünglich wie Matisse dem Impressionismus ergeben waren, stellen sich auf dem neutralen Boden der Sezession noch einmal würdig um ihren Anreger. Er selbst ist stärker in seiner früheren impressionistischen Art, von der die zarte und leuchtende Humanisierung von schönen Stilleben-Objekten eine Anschauung gibt, als in seiner Doktrin von dekorativer Zeichnung und dem Gleichgewicht der Farbenvolumina: sein „Tanz" ist ein Kunstgewerbe, ein Buchdeckelornament, ein Plakat oder weiß Gott was, und ist kaum geeignet, die Wand eines festlichen Hauses zu schmücken und unsere Stimmung au-delà zu heben. Was hat die luftlose Monotonie des Grün (Berg), Rosa (Haut), Blau (Himmel) auszusagen? Da schwingt nichts und da klingt nichts. In der verstärkten Graphik der Bewegungslinie ist ein Charme, gewiß, — aber dies ist zeichnerische Abstraktion.

In weiterem Rund um Matisse gruppiert sich eine Phalanx deutscher Nacheiferer, von denen Gerhart Hauptmanns Wort gelten mag: Die Ringenden das sind die Lebendigen. Moll, Erbslöh, Zack, Heckel, Kirchner, Georg Brandes, Schmidt-Rottluff, Steiner und Gall; hier und dort sind stärkere Hinneigungen zu van Dongen, wie bei Erbslöh und Brandes, oder zu Vlaminck, wie bei Heckel und Segal, wahrzunehmen. Gärung, Kampf mit dem Vorbild und mit sich selbst, und Persönlichkeitsumrisse spürbar nur wie im Dämmer einer morgentauigen Wiese. Deutlicher erkennbar die Physiognomie Pechsteins: im Widerstreit von Wollen und Vermögen kommt seine schwebend-feste Graphik, sein ungewöhnliches, wählerisches Farbengefühl, das von Natur so warm im Dekorativen wohnt, allmählich zur Ruhe. Seine Art ist im wesentlichen eine Synthese von dem Maler Cézanne und dem Zeichner Matisse. Diese harmonische Einheit von reizsamer Konstruktionssuche und gesundem koloristischen Symbolisierungstrieb erlaubt, in Pechstein eine Hoffnung zu sehen. Was dieser ganze Nachwuchs erstrebt, das ist weniger die Erscheinung als der Ausdruck: sie wollen malend-bildend prägen, was in ihnen lebt, phantasiert, empfindet, schmerzhaft wühlt, träumt oder grimassiert. Mit einem gewissen Pathos steigern sie ihr Gefühl von Menschen und Dingen, ihre mehr oder weniger schwankenden Visionen, die Mystik ihrer Lebensempfindung.

Cézanne geht wie ein aufrichtender Geist durch dieses Getümmel der Jugend — auch van Gogh, soweit sie sich noch vom impressionistischen Nebenstrom tragen läßt. Bei beiden sei noch einmal von der Tradition gesprochen. Des jungen Cézanne stärkste Liebe gehörte Delacroix; in der Wohnung seiner Witwe hängen so treue wie freie Kopien. Delacroix gab seinen Sehnsüchten Farbe und Form, zeigte ihm die Rätsel der leidenschaftlichen, begehrlichen, elementaren Menschennatur. Der „Mord", den er in Delacroix' Sinne schuf, ist ein stürmisches Stück realistischer Phantasie, ein Nachtbild voll geheimen Grausens; die bête humaine in all der Wildheit entfesselter Kräfte, und doch Bestialität im Dienst eines letzten Ideals . . . Und van Gogh böcklinisch-idyllisch-heroisch. Auch ein Nachtstück, — „das Schweigen im Walde". Man hat diesen Titel für einen schlechten Witz der Jury gehalten. Nein, van Gogh hat hier bewußt Böcklin „kopiert," wie er ja auch Malereien von Ingres „kopierte". Das bezeugt der glückliche Eigentümer, Théodore Duret, der weise und gütige Doyen von uns Kunstschreibern. Als er mir zuerst das Bild zeigte, legte er eine Abbildung des Böcklinwerks feinschmunzelnd daneben. Man hat den Forst, man hat das Fabeltier, man hat die reitende Waldjungfer. Vincent wurde von der symbolistischen Idee gereizt, und, schnell entschlossen, verleibte er sie seinem impressionistischen Naturgefühl ein. Er wollte Böcklin nicht verbessern; es genügte ihm, ein Unter-Böcklin, von allen antikisierenden Regungen frei zu sein. Bei Böcklin kann man die Stille *sehen*, bei einem etwas erstarrenden ornamentalen Spiel von Formen und überdeckenden Farben. Bei Vincent kann man die Stille *hören*. Und das ist der höhere Sinnesvorgang. Hören in verlassener, bläulich schimmernder Waldbucht unter Stückchen rosa fahlen Himmels, bei schwankender Mondessichel, in einer schwülen, kühlen Nachtluft, die Schwingen hat . . . Malerisch eine trotzige Improvisation.

Wer zeigt mir die Brücke von Vincent van Gogh zu Anton von Werner? Von der anregenden Fülle einer organischen Eliteausstellung zu dem volkreichen Zweckessen einer Jubiläumsunternehmung, wo Tisch an Tisch unendlich sich dehnt und jeglicher sein Plätzchen haben soll und muß, der eingeschrieben ist in die Bücher der Berliner Akademie und des Künstlervereins. Ich bezeichnete früher hier und an anderen Orten, im Gegensatz zur Sezession, die Aufgabe des Glaspalastes als die soziale Versorgungsidee, dieweil der Künstler leben muß. Im heurigen Sezessionskatalog wird dies, nicht ohne Galgenhumor, so ausgedrückt: „sie (die Sezession) ist für ihre Mitglieder keine Existenzsicherung, sondern eine Existenzgefährdung". Das heißt: sie soll — nach einem Nietzschewort — ihre Individuen in dauernder „Unbehaglichkeit" erhalten. Auf dem Trümmerhaufen verbrauchter Schulen siedelt sich immer wieder ein neues Geschlecht an, und „wo einer Platz hat,

muß der andere rücken". Ein solches Durcheinander verbrauchter Schulen, die die gute Weide nicht entbehren wollen, pflegte der Glaspalast zu beherbergen, — indessen, dieses Jahr sollte in jedem Sinn ein Kronjahr werden. Man wollte den Kaiser ehren, indem man die Rechnung eines Vierteljahrhunderts aufstellte. Also das alte Organisationsprinzip der „Erinnerungen", nur größten Stils. Die Rechnung von welcher Kunst? Von dem Betrieb, der sich mit dem Kaiser, oder von der Kunst, die sich gegen den Kaiser durchgesetzt hat? Man war so unvorsichtig, beide Gesichtspunkte zu vermischen und etwas wie eine Pseudo-Sezession zu schaffen, die sowohl den Kaiser wie uns andere mißvergnügt machen mußte. Der Typus Anton von Werner hätte den Weg zu einer rechten und schlechten Repräsentationsausstellung weisen können. Es muß gesagt werden: unter diesem wüsten modernen Mittelgut (die Klassiker: wie Menzel, Leibl, Uhde müssen durch recht schwache Werke acte de présence machen und Klingers gefühlsschöne und -tiefe „Pietà", diese Wiedergeburt altmeisterlicher Größe, hat sich durch einen Zufall, ein zweites Mal, hierher verirrt und ist im Rang die höchste Kunstleistung des Hauses), — unter diesem massigen und massenhaften Mittelgut ist der „Reichstagseröffnung" Anton von Werners eine Art Höhepunkt vorbehalten, — und ein Anziehungspunkt. Hier sammelt sich das autoritätsgläubige Volk, die kompakte Majorität, die durch die zusammenhanglose Ausstellung verwirrt ist, um in geschichtlicher Vergangenheit zu schwelgen. Dieser Werner ist der illustrierende Historiker des neuen Reiches, und weil er die Dinge nicht aus den Akten geholt, sondern in der Begeisterung anfängerischer Jugend miterlebt hat, wurde ihm, nicht mit Unrecht, in spezifisch preußischem Kunstbetrieb der Vorrang eingeräumt. Sein Wesen, die Geschichte seiner Person bestimmten ihn zum Hofmaler. Dieses Wesen erschöpft sich im Handwerk; seit Menzel, mit dem er sonst nichts gemein hat, gab es ein solches Sitzfleisch nicht wieder. Mit Herzenskühle bezwang er die umfassendsten Kompositionsaufgaben. Er hatte das Glück, seine historischen Studien immer und überall am lebenden Objekt machen zu dürfen; er bezwang auch das Objekt, ohne inneren warmen Zusammenhang mit der Natur des Objekts. Er war ein despotisches Schulhaupt und ein großer Verneiner des Werdenden. Er war der Mann, Wilhelms II. artistische Angelegenheiten durchzuführen und für ihn und in seinem Sinne gegen die moderne Kunst zu kämpfen. Und so hätte er eigentlich auch dieser höfischen Jubiläumsausstellung Richtung und Inhalt geben dürfen.

Kann Anton von Werner auf witzige Zustimmung rechnen, so muß sich Franz von Stuck eine ernsthafte Ablehnung gefallen lassen. Dies ist der andere Gipfelpunkt im Glaspalastgeist. Sein Werk nimmt einen ganzen Flügel ein. Es streckt sich und reckt sich in so prätentiöse Länge aus, bläht sich so auf, daß es zu einer Abrechnung herausfordern muß. Alle diese

Sachen suchen einen Stil nicht der dekorativen Malerei überhaupt, sondern einen dekorativen Bilderstil fürs Publikum, für die guten Stuben der Bourgeoisie. Eine Kraftmeierei, die kokett sich an sich selber berauscht. Nicht das rein Künstlerische, nicht die ganz subjektive, tendenzlose Befriedigung der eigenen Persönlichkeit wird naiv erstrebt, vielmehr werden Brücken gebaut zum unklaren Geschmack der Menge. Die Begabung Stucks für Kunstgewerbliches sei nicht bestritten — er gehört zu unseren besseren Ornamentalisten: Altertum und Renaissance, Rokoko und Barock sind ihm tributär — von Vasen, Bronzen, Stein- und Kleinplastik, Münzen, Gobelins, Architekturen, Statuen, Reliefs hat er manches gelernt, und zweifellos ist sein kühles, neutrales, spielerisches Stilgefühl. Was aber nicht über allem Zweifel steht, das ist seine Begabung für die Malerei, obwohl sie sich krampfhaft und dauerhaft in breitestem Schaffen manifestiert. Sein Malen ist nur eine talentvoll illustrierte Stilgeschichte. Wo er als Maler aufhört, da soll die Malerei recht eigentlich erst beginnen: die unbefangene, unauffällige, warme, vertrauliche Annäherung an die Natur. Und was man so Phantasietätigkeit nennt, das bricht bei ihm nicht aus eigener, über den Stoff sich erhebender Kraftfülle hervor, sondern ist banalisierte Abhängigkeit von Rubens und Klinger und Böcklin.

In Stuck und durch Stuck wollten die Spitzen der Jubiläumsausstellung ein Muster künstlerischer Reife stabilieren, — aber der Himmel bewahre jeden Künstler davor, so reif zu sein, wie dieser Münchener Pseudoklassiker.

Ausflug

von Alfred Kerr

I

Einladung zur ersten Reise dieses großen Schiffes erhalten. Soll ich? Spaße sonst über Leute, so derlei mitmachen. (Neulich über Stead geulkt: „Bediente sich der Titanic als eines Rezensionsexemplares, starb somit ‚in den Sielen'").

Frage: „Wird erwartet, daß man darüber schreibt?" Antwort: „Durchaus nicht." Nur Gast . . . Auch der Kaiser ist nachher Gast. Aber kann man sich nach ihm richten? Im londoner Parlament soll man empfangen werden. Vom deutschen Botschafter gleichfalls . . . Doch ich vermag den Anblick vieler Schriftsteller auf einem Fleck nicht zu ertragen. Im Café des Westens sollen sie jeden Abend sein. Grauen. Wie bei mancher Theater-

vorstellung. (Zu Shaw sprach ich nachher: „Quand on assiste à ces premières représentations à Berlin, on voudrait vomir en regardant tout ce monde, — — pourtant je sais qu'ils sont, au fond, très intelligents et très artistes; beaucoup plus artistes que le public dans n'importe quel autre pays. Faut les estimer".)

Ich weiß am Schlusse dieser Fahrt, wie affig es ist, seinen Unterschied zu betonen. Wenn er nicht vom Geleisteten betont wird. Jeder hat sich irgendwie durchgekämpft. Die meisten könnten Verbündete sein, das Gute wollen sie — bloß die Verleger lassen es oft nicht.

Im Hotel Atlantic (ich wohne dort immer) — im Atlantic will ich noch einmal ausreißen, gegen Abend . . .

Affigkeit.

II

Im Uhlenhorster Fährhaus Ballin. Seit neunzehn Jahren nicht wiedergesehn. Er hat etwas ... die Italiener sagen: simpaticone. Ein Lächeln, das bei so großen Arbeitern halb tragisch ist. Auf diesen Schultern ruht alles. Einer, der kein Erbe war, sondern auf Schritt und Tritt Widerstände zu stoppen gewohnt. Ein werteschenkendes Genie. Als ich ihn 1894 sprach, war er heiterer. Er konnte das, denn er hatte diesen Welterfolg noch nicht. Heut, da er die größte Schiffsgesellschaft der Erde schuf, ist er . . . wiederum heiter, doch von stillerer Art. Hans-Sachsischer geworden. Zugleich verklärt, zugleich beschattet. Wunderbar.

Wir sprachen über Hamburg. „Hamburg hat gar kein Klima, — sondern bloß eine Reihe von meteorologischen Mißverssztändnissen". Berlin sei dagegen ein Kurort. Er sprach, wie seit Wochen die Sonne mal am Schluß einer Sitzung in Hamburg wieder vorkam; wie alle Teilnehmer sich umdrehten . . .

Milde geworden; stark geblieben. Ich glaube, daß ein Held so aussehn kann.

Eine junge Frau, bildhübsch, Hamburgerin in Trauer und mit einem Profil, köstlich von Glück und leichten Sorgen des Lebens umweht, sagt mir bei der Heimkunft: „Wir sszanden bei ihm, zu viert, als er sein Schiff losziehn sah; er sszprach nicht; auch von uns hätte keiner sszprechen sollen."

Das war vor Kuxhaven . . . Mit auf die Reise ging Huldermann, sein Getreuer; sein bester legatus. Vormals Zeitungsmensch. Von ihm erkannt. Auch ein Könner ohne Maulaufreißen. Zivilisierung der Menschennatur... In London stieß ich auf Huldermann. Was haben Sie gemacht? Er hatte wenige Stunden frei.

„William Turner angesehn".

III

Am herrlichsten auf dem Fahrzeug ist für mich das Schwimmbad. Seewasser grün, braust hinein, schießt hinaus, Kacheln wie auf Bildern von

Alma Tadema, Bänke wie aus dem Haus der Vettier. Hauptsache doch die grüne Flut. So salzig, daß ich kaum ein Tempo mache; man legt sich auf den Rücken; es trägt. Grün und licht. Bisweilen schiefe Schwimmfläche — nein, die Schiffswände stehen schief . . .

Als ich das Mammuthsdeck entlangsehe, kommt über mich ein Gefühl frohlockender Bewunderung wie beim Umherwandern im hohen Gestänge des Eiffelturms. Ein Glück über technischen Mut.

Ich billige hier den letzten Luxus: weil er ein menschliches Verwegenheitsmerkmal im großen Preisgegebensein an Wind, Fische, Wogen, Einsamkeit ist. Ich bin ein alter leidenschaftlicher grundsätzlicher Seefahrer, der viele Schiffsgattungen in allerhand Meeren kennt; ich bestaune dies entwickeltste Schiff der Erde, weil es nicht allein das Notwendige, sondern das Überschüssige bringt. Der Weg vom Urkahn, vom dürftigen Beförderungsmittel, zu diesem Fahrzeug ist so lang wie der Weg vom kritzelnden Höhlenmenschen zu meinesgleichen — (dacht' ich).

Manches der Zeit erinnert an den Rat von Florenz, bevor der Campanile gebaut. An den Entschluß: etwas zu machen, was in der alten und neuen Welt nie gemacht worden. (Nicht bloß dumpfer Mut von Wikingern. Sondern wacher Frevelmut gegliederten Beschlusses).

IV

Am Vorabend in London von den Schriftstellern weg. Alte Freunde, hierhin vermählt; Lidy und Nina, von denen jede mit ihrem Gatten ein zierliches, reiches Haus am Hydepark bewohnt; beide glücklich. Am ersten Abend um halb zehn saß ich mit Lidy und ihrem Mann, dem großen sehnigen Juristen, am kühlen Kamin unter Bildern.

Whisky and Soda. Wie die Zeit vergeht. War es nicht gestern, daß man sommerlich in Deutschland Eure Holdheit groß werden sah?

Vorher allein im Auto durch die Stadt — wie oft hat man sie schon betreten und eine britische Sonderwelt gespürt? Soll dieses Volk wirklich am stärksten mit babylonischem Einfluß versetzt geblieben sein . . . was den Grundzug seiner Weisheit, seiner ordnenden Menschlichkeit inmitten stehlenden Barbarentums bildet?

Weisheit; wohnliche Hausburgen.

Ich sagte gegen elf Gute Nacht. Schlief dann wie ein Stein.

V

Am nächsten Vormittag kamen Lidy und Nina mich abzuholen. Nina saß lichtblond, verwöhnt im Wagen. Wie Ejnar aus dem „Brand" rief man stets zu ihr, da sie ein Kind war: Nina, „reizender Schmetterling". Und bei den Blumen zur Hochzeit:

Die Jahre fliegen, eh mans denkt
Ich hab dir noch gestern ein Püppchen geschenkt.
Da warst du ein Kind, ein wildes Ding —
Nina, reizender Schmetterling.

Ihr habt in der Klasse geschwatzt und gejohlt
Und mittags wurdest du abgeholt;
War es nicht gestern? Die Zeit verging.
Nina, reizender Schmetterling.

Heute ziehst du vermählt inmitten
Fremder Gevattern zum Lande der Britten.
Geh' in das Glück. Fly into Spring —
Nina, reizender Schmetterling.

Der Groom rief mich zart; daß sie warteten. Zwischen Blumen beide. Wohin? Ich sprach: „Zuerst William Turner. Tate Gallery. Selbstverständlich."

VI

Nachher fuhren wir zu Rotten Row. Der Wagen hielt. (Immer, wenn Lidy einen Befehl gab, sprach sie ihn, so ist dies Land, nicht zum Chauffeur, behüte; sondern zum Groom ... der wiederholte das Gesagte dem Chauffeur. So sorgenruhig ist dies Land — welches nebenher Zeit hatte, die Welt zu stehlen.

In Rotten Row, wo tausendunddrei Kraftgefährte neben unserem hielten, sah ich England reiten; alte Herren mit Schneebackenbart; Kinder auf stahlschlanken Füllen; (nicht rundliche Tiere, sondern sehnig, wie aus dem Leib gerissen). Wetterharte Frauensbilder, auch mit Froschgesichtern, Monokel am Zylinderhut befestigt, aber stark zu Pferd. Und alle wollen erblickt sein. Nicht wie im Tiergarten, wo sie tun, als ob sie für sich ritten — oooh Gott, heuchlerisch, und vor Wonne platzen, wenn man sie ansieht. Hier zeigt man sich echter. Schwindel: zeitraubender Umweg.

Bei Nina gegessen. Ein Offizier von der persischen Grenze.

Dann Parlament. Ein liberal führt. Kircheneindruck . . mehr als der Eindruck einer Gesetzgebung. Ich sage zu ihm, als wir durchs Oberhaus gehn: „Ist es hier, wo Byron damals gesprochen hat, vor hundertundeinem Jahr?" — als er (wißt ihr das?) den Arbeiterausstand gegen die Webstuhlbesitzer verteidigte? Der Führer sagt auf gut Glück: Ja. Er weiß es jedoch nicht. Der Cousin ist vergessen. Auch kein Kreuz in Westminster.

Wie die Abgeordneten am Fluß auf der Terrasse den Tee reichen, sag' ich zu meinem Nachbarn (stumpfe Nase bei schwarzen Augen): „Wo ist Ramsay Macdonald?" Er lächelt: „Das bin ich." Kennt den Kaiser.

(„Ein sehr netter Mann sonst.") Sozialist. War mit einer Kommission in Indien. Jetzt eben heim. Witwer.

Daneben sitzt der Ire T. P. O'Connor, Herausgeber der Wochenschrift. Erzählt mir, daß er neulich von zehn Uhr abends bis fünf Uhr früh eine Nummer machen mußte. Ich frage: „Seid Ihr für die Suffragettes?" Antwort: „Wir sind für Suffragisme, wir sind für Suffragists, . . . nicht für Suffragettes." (Drückeberger — denk ich). Miß Davison wurde folgenden Tages (ich war mit Max dabei) bestattet. Zweihunderttausend Menschen; Mädel zum Anfressen drunter; viel Plebsgesinnung; halber Ulk.

Herr O'Connor machte nun den Führer durchs Parlament. Ein liberal ist neidisch auf ihn . . . und lobt ihn daher in einer kurzen Rede (angelgermanisch, die Gefühle vertuschend; lies: neidlos) . . . Ich denke: Die Formeln dieses Parlaments, wie altersblöd; mit dem Wollsack und Bräuchen sonst und Hammelsprung und Speaker . . . Formeln: Verlängerungen des Unrechts.

Ein Abgeordneter schreitet neben mir; Mitglied eines Bundes zum Frieden mit Deutschland. Ich erkläre dem, daß ohne kolonialen Ausgleich Friede ja doch haltlos. Daß zwar der Glaube, dieser Krieg nütze dem Überwinder, the great illusion sei, — jedoch the greatest illusion sei zu glauben, das Reich mit seinen sechsundsechzig Millionen entsage lämmchenhaft sonder Entschädigung. Er stutzt.

Er ist von meinem Standpunkt überzeugt — und wird seinen verkünden.

VII

Zwischendurch fuhr ich zu Max. Hübsche Pension an kleinem Park. Gegen Mitternacht sah ich, mit einem Blick in heimkehrende Automobile, daß die Frauenschaft von England sich heute so bemalt, wie die gallische seit einem Jahrfünft.

Die Themse (so man Jahr für Jahr den Seinefluß anblickt) scheint wie ein Zweckwasser vor einem Fabrikhof.

Um Gravesend, um Richmond jedoch mit allen Luftstufungen, — die der fragliche Turner gekannt hat.

VIII

Am Abend Empfang beim Botschafter. Er fragt mich über London usw. Für die Vorgänger habe die Botschaft ausgereicht. Marschall, Münster, Hatzfeld alleinstehende Menschen . . . Gegen den Schluß nochmals kurzes Gespräch.

Ich weiß, daß er mit Gerhart Hauptmann, zu Bülows Zeiten, bekannt war. Ein Vierziger. Äußerlich sensiblen Dingen enger verbunden als einer Tatenbrutalität. Liebermann hat ihn gemalt, das Bild hängt in der Bot=

schaft; es hat jedoch mehr Starkknochiges, nicht seinen auf Halbtöne horchenden Kopf. Ein Bildchen, wo er die Augen geschlossen hält, steht auf dem Tisch. Ist er an diesem Abend befangen? (Ich sah Bismarck in Friedrichsruh, und staunte, wie befangen er war). Wenn der Fürst Lichnowsky, wie die Schriftsteller nachher grollten, einen Haß gegen sie hätte, — so müssen sie doch wittern, daß er dieser Menschenklasse nicht fern steht . . . Politisch ungestempelt. Wenn er einen Schreck bekam, wen wundert es? (Ich wollte noch im Atlantic . . . und bin trainiert). Beim Zusammentreffen Tags darauf sehr freundlich. Kein böser Wille.

. . . Als die Schreiblinge zwei Picassos erblicken, geht (wer verdenkt es ihnen?) eine Schraube los. Das fremde Bewußtsein, im Hause des Belehnten derlei Verbotenes zu finden, macht sie . . . fast rappelköpfig. Dazu dieser menschliche Reiz der Botschafterin. Solange die Welt lebt, ohne Beispiel, daß ein Büfett auf Kongressen ganz blieb. Hier zum erstenmal, seit Erschaffung, ließen sie Speisen und Getränke stehn; alle Schreiblinge rechts oder links, zufrieden oder entrüstet, wußten sofort: hier ist heutige Luft — das raubt etlichen die Besinnung. Mit einer Fürstin haben die meisten bisher nicht gesprochen. Fieber . . . (War es eine Wohnung? War es die Ausstellung eines Volksstamms? Manche stürzten hin, als ob am Zaun gegen eine halbe Mark etwas gezeigt würde.) Hätten sie doch Notizbücher vorgeholt, Füllfedern, dann war alles gut, dann war alles aufrichtig. Aber sie wollten leben; demokratisch für dreißig Minuten . . . halb Schentelmenk sein — und Schriftsteller bleiben. Das ist schwer. Sie belagern das Zaubervolle, denken dabei fliegend: „Nicht innerhalb des Berufs; Fettlebe machen; eine halbe Stunde." Wer wirft einen Stein? Tüchtige Kerle. Anständige Kerle. Formen . . . wurst. (Aber schon besser.) Ehrfurcht hiervor ist so groß, wie Geringschätzung im selben Augenblick.

Keiner hat hinterher die volle Wahrheit gesagt. Nicht dies Empfinden war in Euch das stärkste, durch den Fürsten angekühlt zu sein. Sondern dies: die Fürstin „zu erleben".

Hand aufs Herz.

IX

Vormittags (am Sonnabend) allein zu Bernard Shaw. Ich hatte seinen Namen mitunter auf Ansichtskarten gesehn, die mir zugingen. Ihn selber nicht — nach allem, was ich über ihn drucken ließ.

Als wir mitten im Gespräch sind, sagt er Lobendes von Arnold Bennett und von Galsworthy. Ich (wir sprachen französisch): „Je ne m'intéresse ni à Bennett ni à Galsworthy; je m'intéresse à Bernard Shaw." Er sprach zwischenlächelnd: „Bernard Shaw is a back number"; das ist: eine Zeitungsnummer von gestern. Wir lachten. Er glaubte so wenig daran wie der Gast.

Sein Haus (über dem Klub, der im ersten Stock wohnt), ist ein Vogelbauer. Antiquitäten, bric à brac. Im Eßzimmer Großvaterstühle, behaglich. Er sieht auf die Themse, — die Seine ist anders. Wir waren einig, daß in London kein Publikum, in Paris ein Publikum für Ehebruch ist. Er schilderte, wie das (in Deutschland ungespielte) Mittelstück von Man and superman aufgeführt worden. Wir sprachen über die pariser Candida; der junge Dichter dort glänzend. Sehr wichtig im „Arzt am Scheideweg" schien ihm die komische Gestalt eines Doktors. Er fragte mich, ob wir dieselben komischen Wirkungen verspürt. Ich: nein; andere. Die Hauptsache für Deutsche seien Dubedats Lehren, die er vor dem Tod verbreitet; und die seine Frau befolgt. Shaw war einverstanden. Absonderlich berührt hatten ihn englische Vorschläge, den letzten Akt dieses Dramas zu streichen. Sei das denkbar? — In Deutschland nicht. — Er stimmte wieder zu. Er wußte, daß hier seine Hörerschaft wohnt. Wir sprachen über Major Barbara, . . . manchem schien das wie ein Winkel auf seinem Pfad: Verherrlichung der Eisen-Unternehmer. Shaw unterbrach sofort; der Unternehmer sei kurzerhand geschmeichelt; Hauptperson sei in Wahrheit Cusins, der Euripidesfreund; (übrigens das genaue Bildnis einer lebenden Person des Professors Guilbert Murray — auch sei Lady Britomart eine Schlüsselfigur). Dann, soweit ich ihn zu Wort kommen ließ, sprach er von Übersetzern. Ihm wär es lieber, wenn Anatole France die Übertragung machte, (statt Hamon). „Doch wer selber was zu geben hat, übersetzt nicht." Vielleicht ein Unrecht.

Einmal sprach er für „doubt" das deutsche Wort „Zueifel". . . Fannys erstes Stück sei ein „pot boiler" gewesen; (deutsch etwa: Zwecksache; milchende Kuh.) Er sagt schlicht: Granville Barker brauchte damals Geld.

Dann sonst allerhand.

Ich hörte, wie Bernard Shaw aus freiem Trieb den Namen Agnes Sorma . . . etwas leuchtender dahinsprach.

Er saß vor mir, schlicht, grauweiß, lächelnd, erregungslos, unheroisch. Bemerkenswert, daß nichts Bemerkenswertes vorfiel. Ich hatte nichts erwartet, also war ich nicht enttäuscht. Ich wußte, daß mancher von uns den Motor im täglichen Zusammensein abstellt. (Byron erzählt schmunzelnd, wie ein Besucher die Schwermut bei ihm vermißt hat).

Shaw war einmal beim deutschen Botschafter zu Tisch gebeten — was nicht wider den Geist dieses Hauses zeugt.

X

Am Nachmittag darauf allein in der Botschaft. Bei Tage friedlich wundervoll. Im Baumgrün; dem Wirrwarr fern; als wäre man hundert Meilen von London.

Musik. Eine Stimme.

Kainer vom Simplizissimus kommt, macht Skizzen, geht.

Das ägyptische Buch der Fürstin Mechtild Lichnowsky hab' ich hinterdrein kennen gelernt. . . .

War auch in diesem Lande. Bin früh gen Mokkatam geritten; zur Mosesquelle; zum versteinerten Wald. Ich sah, wie bei der Rückkehr ganz blaßgrau, sehr umschleiert Kuppeln, Türme aufschwebten, Minarette am Wüstenrand, wie etwas Unwahres; vorher hat man wirklich nichts bemerkt, ehe man um die Wüstenklippe, rote Felsen, eingesandet, ritt, — jetzt ist es da, mit schwachem Umschein, vor Staub wie geisterhaft, in der Luft fliegend . . . Dunkle Menschen, manche mit Kamelgesichtern . . . Ich war nur im Gebiet von Kairo, Heliopolis, Alexandrien; ich lauerte nur, bis man die Sperre gen Kanaan aufhob; stand abends wartend im Inselgarten Gezireh — am Nil.

Häßliches Land, Lehmland. Alles scheint . . . nicht erbaut, sondern geschmiert. (Ah, — immer nicht!) Auf der Wüstenpyramide, gipfelstarr, neue Schauer. Sonne versinkt; in das gelbe Verlorensein, blutig, goldstrahlend, rotglühend. Nicht weit, später, gelbe Mondsonne über Palmen; man kommt (nach Fellachendörfern) an den nächtlichen Nil.

Ägypten ist scheußlich. Bis auf die Kunst. Aber man fühlt zwischendurch (auch dort), daß man zum Geschlechte der Wahnsinnigen gehört; der Derwische. Daß man sich verblutet und veratmet und verschwelgt; daß man die Seele zurückgibt mit lebendem Bewußtsein, nicht erst nach dem Tode, sondern schrittweis und vor Seligkeit, diese Welt umfassend und . . . verlassend.

XI

Wollte sagen: die Schriftstellerin M. Lichnowsky (wann wäre mir eingefallen, ein Buch über dies Land zu lesen, ohne daß ein besonderer Mensch das Wünschen danach geweckt hätte?) — Mechtild Lichnowsky; nicht mehr zu trennen von Träumen und Geistern dieser bluterfüllten Schattenfrist; kein Zunftglied, sondern eine Pflanzenkraft; Versteherin durch die Fingerspitzen, durch die Netzhaut, durch Ahnendes hinter der Netzhaut, durch ein Miterleben im Geblüt, aber nicht allzu versonnen, vielmehr voller Drang und Ungeduld; als ob sie wüßte: dies Hiersein ist kurz . . .

Herrliches im Rebellenblut. In dieser Erdnähe. Noch in dieser wissenden Tierfreundschaft. Naturverbunden durch Ertastung, — wie Bettina damals, die mit Rheinfischern, mit Beethoven, mit eines Bruders Bild in verhallten Lüften hauste. Prunkfrei. Ein in der Fülle herzhafter Mensch, der Dasein und Tod ins Auge faßt.

„. . . Ich fühle, wie ich die Augen aufreiße und mir einbilde, ich sei ein Kodak", schreibt sie.

Einmal: „Es riecht hier wieder nach Fledermäusen, die zu Tausenden nisten, wie im Krokodilgrab von Komombo, wo ich mir absichtlich einbildete, weil es mir so besser gefiel, der Geruch käme von den Krokodilmumien."

Kamelritt. „Es scheint mir ganz natürlich, daß es elf Uhr nachts ist, daß ich in Afrika auf einem Fabeltier allein mit Unbekannten sitze. Die Luft ist kühl und die Gegend von aufregender Stille. Mein Ramses schnuppert und ich sehe sein nasses Auge im Mondlicht glänzen. Du weißt ja nicht, wen du trägst; vielleicht zum ersten Mal einen Freund. Denke dir, wie ich klein war, hab ich Hummelnester gesucht, und wenn ich eines gefunden hatte, baute ich um das kleine Erdloch einen kleinen Hof aus Zement, mit Dach und einer Fensteröffnung. Alle Hummeln mußten durch die Luke ein und aus — sie taten es und gewöhnten sich rasch und ich saß daneben und kannte alle Bewohner: Die Hummel Anna und die Hummel Sophie und den Hummelbären . . ."

Und nun das: „Man nehme eine Dynastie, erlaube ihr drei Generationen auf dem Thron und in außergewöhnlichen Fällen eine vierte — und dann adieu!" . . . „Der Ägyptische König war Gott, Staatsanwalt und Vater seines Landes . . . Haperte es mit dem Erfolg, so wurde er leicht von dem nächstbesten Minister oder Feldherrn beseitigt, und eine neue Dynastie erblühte auf dem Thron. Mir gefällt dieses wankende, durch sich selber gefestigte System."

Ihr Blick durchstrahlt Geschwundenes. „Auf diesen Ruinen einstiger Gewalt und Freiheit strömt mir ein Menschentum entgegen, für welches ich ein stärkeres Verständnis zu haben scheine als zum Beispiel für die germanischen Wilden."

Eine, die Rosmarin und verklingende Fragen und manche Maiensträuße dieser Welt unter den Sternen erkannt hat. Ein Aufenthalt hier, tapfer bezeugt.

Von Ägypten fährt sie nordwärts . . . „Sich losreißen. — Das gräßliche Zurücksinken, — das Verschwinden des Gewesenen. — Das alles wird Wachstum genannt. — Und so wachse ich wieder — und fühle, daß ich in mir ein Größeres beherberge. Es ist ja nicht die Abfahrt aus Alexandrien. Es ist auch nicht das starke Gefühl von Kühnheit, das mich erfüllt, sobald ich mich von den paar Brettern über Meeresabgründen getragen weiß. Es ist wie das Hervorkommen aus den Königsgräbern, aus dem Totenreich ins Land der Blinden. Es ist das Gefühl: Nun verläßt mich Ägypten, dem ich so viel geschenkt —."

Herrlich. Eine die so schreibt und keine Vogelscheuche ist — suchen sollt ihr das.

Man spricht zu ihr (wie zum Louis Ferdinand ein gewisser Tonmeister): „Garnicht prinzlich, sondern sehr gut! Sondern prachtvoll!"

Mit aller glücklichen Enttäuschung Eines, der hinzog, ein Seeschiff zu kennen — und etwas Atmendes fand.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Woodrow Wilson scheint tapfer bemüht, seine Versprechungen zu halten und, durch Umgestaltung des Zolltarifs und Lösung des Bankproblems, wenigstens den arg bedrängten Mittelklassen der Union zu helfen. Aber wenn politisch unreife und kindliche Gemüter bei uns ihm die Kraft zutrauten, mit den Mitteln seines Idealismus die gewaltige Demokratie von ihren tiefsten Leiden zu befreien und in das dunkle Loch der Neger- und Japanerfrage die Fackel der Vernunft zu tragen, so müssen sie grausam enttäuscht werden. Jetzt böte der Widerstand der Kalifornier gegen die Zulassung der Japaner, die in ihrem Staate keinen ländlichen Grundbesitz erwerben und nirgends in der Union eingebürgert werden können, Anlaß, sich dieses dunkelsten Amerikas, das nicht gelb werden will, bewußt zu werden, jetzt hätten unsre drüben auf die Wacht gestellten Zeitungsaufklärer Gelegenheit, zu sagen, was ist, und wie die Republik das Bekenntnis zu den Menschenrechten mit der beunruhigend wachsenden Abneigung gegen die Farbigen in Einklang zu bringen sucht: aber statt dessen erhalten wir leere Redensarten, die das Problematische frech und gewissenlos umtändeln. Was die Neger betrifft, die nicht assimiliert und nicht assimilierbar sind, so verweise ich auf James Bryces Amerikabuch: der unbeirrbare Blick dieses außerordentlichen Staatsmannes und Gelehrten ist um so bewundernswerter, weil er, in seiner englischen Heimat radikaler Demokrat, doch zeigt, ein wie großer Fehler es war, dem Neger nach dem Sezessionskriege ohne weiteres das Geschenk der Bürgerrechte zu machen. Akuter ist die „gelbe" Gefahr; hinter den „Japs", die an die pazifische Küste der Union übersiedeln, steht eine große Nation mit wachsenden Ansprüchen und wachsendem Stolz, die den gesetzlich bescheinigten Makel ihrer Minderwertigkeit nicht ertragen will und von dem Bundespräsidenten nichts weniger als einen Eingriff in die kalifornische Sondergesetzgebung verlangt. Die augenblickliche Gefahr ist zwar lächerlich übertrieben, da es sich vorläufig noch um verschwindend geringe Zahlen handelt und die japanische Regierung, seit dem Vertrag von 1911, alles tut, um die Einwanderung ihrer Untertanen ins begehrte Land des Sternenbanners zu hemmen; aber

das mag nicht immer gelingen, und es gilt überdies ein grundwichtiges Prinzip, an dem alle asiatischen Völker beteiligt sind. Wilson laviert. Er könnte der Schwierigkeit Herr werden, wenn nur der Konflikt zwischen dem Reichsinteresse, das den Frieden mit Japan fordert, und der Eigenbrödelei eines Bundesstaates im Wege stände. Aber was wirklich im Wege steht und durch diplomatische Ausflüchte nicht berührt wird, ist die unüberwindbare Antipathie, welche in dem demokratisch souveränen Volke sich allgemein gegen die Zulassung neuer Farbiger als Bürger der Union richtet. Einwanderung und Naturalisation bedingen einander, man will keine Einwanderer, die nicht auch eingebürgert werden können, die nicht assimilierbar sind. Man hat an den Negern und den tragischen Verwicklungen der colour line genug. Der edle Humanist Bryce, der viele Jahre seines Lebens in den Vereinigten Staaten zugebracht hat, zuletzt als englischer Gesandter in Washington, — Bryce stellt fest, daß jeder liberal denkende Bewohner der Nordstaaten, der sich längere Zeit im Süden aufhält, als Anti-Neger heimkehrt. An diesen Stimmungen und Gesinnungen ändern die Menschenfreunde des Papiers nichts: es scheint Gesetz, daß Weiße und Farbige innerhalb desselben politischen Rahmens nicht als Gleichberechtigte nebeneinander leben können. Der ärmste Pauper europäischer Herkunft, er mag noch so ungebildet, roh, abergläubisch und durch Sklavendienst in der Heimat verdummt sein, ist grundsätzlich assimilierbar; aus seinem Blut führen Brücken hinüber zum verfeinerten Yankee; sein Seelisches kann sich in der freieren Atmosphäre der neuen Heimat bald ins Typische des umgebenden Normalmenschen modeln, und tatsächlich ist er schon in der zweiten Generation mit dessen Eigenschaften und Vorurteilen vollgestopft. Der Farbige bleibt ewig Außenseiter: ewig für die relativen Zeitmaße, mit denen bewußte Politik rechnet. Und der Japaner will es bleiben. Er bildet, im fremden Lande, eine kompakte, in sich homogene Masse fremdartiger Individuen, die nur wirtschaftlich, nie seelisch am Gemeinschaftsleben des Wirtsvolkes teilnehmen. In Japan selbst ist es Weißen fast unmöglich gemacht, Grundbesitz zu erwerben; und seine Publizisten verkünden es mit steigender Heftigkeit, daß Japan die Führerschaft im Wettstreit mit den Nicht-Farbigen gehöre und daß es die panasiatischen Ideale vertrete. Damit ist die Forderung der amerikanischen Bürgerrechte für japanische Einwanderer logisch nicht vereinbar; und wenn, umgekehrt, in den Vereinigten Staaten die Schranken der Farbe (the colour bar) geltend gemacht wird, darf darin kein Gefühl der Verachtung und der Rassenüberlegenheit oder -Überhebung erblickt werden, da gerade die geistig am höchsten stehenden Yankees, wie Admiral Mahan, die Leistungen der Japaner bewundern. Mahan, der berühmte Historiker der Seekriege, macht übrigens in einer Zuschrift an die „Times" das interessante Zugeständnis, daß vorzugsweise aus politischen, nicht aus

humanitären Gründen den Negern das Geschenk des Bürgerrechts gemacht worden sei: es war eine Waffe im Kampf gegen den Separatismus der Südstaatler. Vor fünfzig Jahren hat Carlyle die gefährliche Niederträchtigkeit dieses Kampfmittels gebrandmarkt und übelste Folgen vorhergesagt. Er wurde der Unmenschlichkeit bezichtigt. Heute müssen die überlebenden Zeitgenossen des mörderischen Krieges ihm Abbitte leisten.

Die Art, wie Raymond Poincaré in London empfangen wurde, hat doch etwas Symptomatisches. Es ist die Temperatur des Empfanges, die auffällt. Die Präsidenten der französischen Republik sind ja seit Abschluß der Entente Stammgäste an der Themse; die Besuche an sich hatten und haben zunächst rein politische Bedeutung. Loubets Besuch bei König Eduard ging dem Abschluß des Bündnisses (oder wie man die politische Verständigung sonst nennen mag) 1903 voraus; und Fallières folgte ihm 1908, nach der mit Rußland erzielten Verständigung. Von der geschäftsmäßigen Wichtigkeit dieser Besprechungen und Vereinbarungen brauche ich heute nicht zu reden: sie haben sich in der und für die Weltpolitik nachdrücklich genug bemerkbar gemacht und wir in Deutschland haben in Blut und Gut ihr „Wehen" verspürt. Aber über den politischen Nutzeffekt hinaus haben diese Interessengemeinschaften eine sehr starke menschliche Wirkung geübt, vor allem in den beiden westlichen Ländern. An Temperament und geistig-sittlicher Veranlagung grundverschieden, haben Engländer und Franzosen durch ihren Gegensatz zum Deutschen ihre menschlich-politischen Gemeinsamkeiten entdeckt: den gleichen Hang, die Stärke des Staatswillens in seinem Verhältnis zum Individuum zu mildern, eine Tendenz, die schließlich zum Triumph des Bürgerlichen geführt hat (in England freilich gründlicher). Der Deutsche gilt bei den westlichen Völkern als erst halbfrei; seine militärische und wirtschaftliche Kraft führen sie gerade darauf zurück, daß er bürgerlich erst noch halb erschlossen ist und die Fähigkeit besitzt, politisch in der Hand seiner Regenten Instrument zu sein; auf das also, was in den Augen und nach den Empfindungen der Westler eine kulturelle Rückständigkeit ist. Das liegt als Kern ihrer Bewertung des Deutschen, eingestanden oder uneingestanden, immer zugrunde; und daher rührt die ganz besondere Schärfe, die der politischen und wirtschaftlichen Rivalität zum ‚stammverwandten' Deutschen gerade im britischen Reich ihr Peinliches und Gefährliches gibt. Man wird nun die sich immer noch steigernde Wärme und Herzlichkeit bei den Empfängen der französischen Präsidenten eher begreifen. Bei Poincaré kommt noch ein Persönliches hinzu. Er ist der Mann geheimen aber beherrschten Ehrgeizes. Er ist Nordländer: Lothringer. Er ist klar, rund und geschliffen, wie nur ein fester, in seiner Anlage sehr endlicher, aber für die engeren politischen Realitäten äußerst angenehmer

Charakter sein kann. Man glaubt, daß sich um ihn die besten und solidesten Bürgerschichten der Republik scharen und er vielleicht der Mann ist, den parlamentarischen Sumpf in Paris zu trocknen. Poincaré, an dem selbst der politische Ehrgeiz ganz unproblematisch ist, ist ganz der Mann, dem nüchternen, gesetzestreuen, ordnungsliebenden John Bull zu gefallen; aber wenn er in London auch vom Publikum mit einer Herzlichkeit gefeiert wurde, die bei den Fürstenbesuchen nur auf dem Papier sich entfaltet, so hat doch, neben allen anderen Motiven, auch jenes Westlertum der Gesinnung, von dem die Rede war, seinen starken Anteil.

Das englische Parlament hat über die Marconisünder zu Gericht gesessen. Ich wünschte, recht viele deutsche Leser hätten die Verhandlungen gelesen, Satz für Satz und Wort für Wort. Daß der Premier Asquith sich der angeschuldigten Kollegen mit seiner ganzen forensischen Beredsamkeit annehmen würde, war selbstverständlich; wie er es tat, offenbarte wieder einmal, wie lebendig in der geistigen Oberschicht der Smaragdinsel humane Denkart ist, wenn es gilt, menschliche Vergehen zu verstehen und zu verzeihen. Man wehrt sich drüben mannhaft gegen das schleichende antisemitische Gift, man will sich die verhältnismäßige Reinheit der politischen Sitten und Verkehrsformen durch ekle kontinentale Importen nicht trüben lassen und der wuchernden Rassenantipathie gegen Mitbürger sich erwehren, die von einem Volke abstammen, in dessen religiösen Vorstellungen man den Frieden seiner Seele sucht und den Mut stärken will, zu leben und zu sterben. Aber unendlich bezeichnender und eindrucksvoller als Asquith' Rede, die doch als solche pro domo ihren Nutzen zu stiften hatte, waren Balfours Äußerungen. Man vergegenwärtige sich die Lage. Auf der Anklagebank saß, neben Isaacs, kein Geringerer als Lloyd George und, in ihm, vielleicht der mitleidloseste, taktisch gefährlichste Radikalismus in der neuesten Geschichte Englands, soweit er in einer kapitalistisch und händlerisch organisierten Gesellschaft regierungsfähig werden konnte. Sein Denken und sein Tun verletzten ererbte Rechte und ererbte Anschauungen. Er wühlte die Feudalität, den Industrie- und Geldadel, die Geistlichkeit auf: im Dissenterlande Wales, zu dessen erregbarsten Söhnen er gehört, treibt er zur Entstaatlichung der anglikanischen Kirche; Tausende von Pfründern, die dem Gott der Entsagung und der Jenseitigkeit dienen, leben in schwitzenden Ängsten um ihr beamtetes Teil. Und dieser Mann, der Gottseibeiuns aller brav Gesinnten im Vereinigten Königreiche, erhält einen Fleck an seiner politischen Ehre! Da erhebt sich Balfour, die stärkste menschliche und sittliche Autorität im konservativen Lager und, trotzdem er offiziell die Führerschaft der unionistischen Opposition an (den ziemlich durchschnittlichen) Bonar Law abgetreten hat, noch immer der Polarstern für konservative Gemüter: da erhebt Balfour warnend seine Stimme gegen den Unfug,

Menschliches unter den rein parteipolitischen Gesichtspunkt zu stellen, in einer Angelegenheit, die sämtliche Politikmacher des Landes angeht, durch Perfidie ein Geschäftchen zu machen und hervorragende politische Intelligenzen, die auf ihre Weise dem Lande dienen, aus diesem Dienst zu treiben. In keiner gesetzgebenden Versammlung der Welt wird man, auf das rein Menschliche hin betrachtet, ein höheres Niveau finden; und wenn man gar in die Atmosphäre der unsagbar meskinen Pöbeleien gerät, die beispielsweise in der preußischen Ständekammer von feudalen Herren gewagt werden, so muß man beschämt zugestehen, daß das unübersetzbare fairness ein Ding bezeichnet, dessen sachlicher Kern sich bei uns noch immer nicht völlig eingebürgert hat. Übrigens hat der alte Fontane, ganz vor Toresschluß, Ähnliches gesagt und bekannt: im Stechlin.

Anmerkungen

Briefe von Tolstoi*

Gegen große Männer und andere Fossilien hat unsre museenbauende Zeit nicht das mindeste einzuwenden; sie mag sich also freuen, daß man jetzt in Deutschland angefangen hat, dem russischen Beispiel einer eigens dazu gegründeten Gesellschaft zu folgen und die Erscheinung Tolstois durch die Sammlung auf ihn bezüglicher Briefe, Memoiren und Gespräche so genau wie möglich aufzunehmen. Den ersten Band dieser deutschen Veröffentlichungen macht ein Briefwechsel aus, den Tolstoi durch beinahe fünfzig Jahre mit einer Verwandten, der Gräfin Alexandra Andrejewna Tolstoi, lebhaft führte, sie aber noch lebhafter mit ihm; denn für ihn kam doch eine Zeit, die seiner ehelich bürgerlichen Etablierung, wo es in ihm gegen die Freundin weithin schwieg, und die noch entscheidendere seiner religiösen Ketzerei, wo er gegen die Dame, die ihres Gottes sicher war, Geduld und Ungeduld zu verbrauchen hatte — eine Mischung, die jeden Mann gegen jede Frau heimsucht, sobald es zum Schwur kommt.

Erinnerungen der Gräfin leiten die Korrespondenz ein. Sie war elf Jahre älter als er, zu jung, als daß er sie Tante hätte nennen mögen, darum sagte er Babuschka zu ihr, Großmütterchen. Nach ein paar Begegnungen in Moskau, die die gegenseitige Sympathie begründen, knüpft sich die Freundschaft zwischen ihnen bei einem Zusammentreffen in der Schweiz im Jahre 1857. Etwas in Spiel und Ernst zwischen der damals vierzigjährigen Frau und dem jungen, schon in einem Vorfrühling des Ruhms stehenden Dichter, nur ein Hauch, erinnert an das Verhältnis der Droste zu Levin Schücking. Aber die Gräfin Tolstoi hatte zu vielen Entsagungen noch eine besondere auf ihren Weg bekommen: sie war Hoffräulein bei einer Großfürstin, später Erzieherin bei einer andern Großfürstin, und noch später und schließlich Ehrendame am kaiserlichen Hoflager im Winterpalast; immer also, wie Tolstoi es bald mit gutmütigem, bald mit knurrendem Spotte nennt, in der Nähe des „Schornsteins", womit er den Hof meint und an den friedlichen, bläulichen Rauch, den die Gräfin aus dem besagten Schornstein in einen gottgewollten Himmel kräuseln sieht, von Natur nicht glaubt.

Er hat es nicht gern, daß sie ihm russisch schreibt, er liest sie lieber französisch, und damit ist alles gesagt. Außerdem aber, so heißt es bei ihm schon 1859, „außerdem macht bei mir das Leben die Religion und nicht die Religion das Leben". Sie dagegen war durch und durch rechtgläubig, wie sie loyal war, und entwickelte ihren Geist streng innerhalb dieser beiden unantastbaren Grenzen — keinen geringen Geist, sondern einen immer lebhaften, frommen, herzlichen; konversabel und große Dame, doch voller Güte, Hilfsbereitschaft und Selbstlosigkeit. Solange sie Tolstoi mißverstehen und in ihre keineswegs kleine Welt einordnen durfte, ging alles gut; als es sich aber immer mehr und endlich vollkommen klar herausstellte,

---

* L. N. Tolstois Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi: 1857—1903. Als erster Band einer Tolstoi-Bibliothek, herausgegeben von Ludwig Berndl. München, bei Georg Müller.

daß Gott für ihn eine Richtung war, der Weg war, aber nicht das Ziel, daß er ein Ketzer wurde, ja ein Atheist, wie alle Mystiken, zerriß das geistige Band, und nur die dünnen Fäden der Erinnerung und des Wohlwollens hielten die beiden noch bis zum Tode der Frau zusammen.

Ohne Zweifel hat sie ihn von Anfang an harmloser gesehen, als er war. Was sie hätte stutzig machen können, das macht sie sich unschädlich, indem sie ihn für ein Original nimmt. Sie rühmt seine Bescheidenheit und seine prompte gute Laune — Bescheidenheit bei einem jungen Tolstoi ist die unwahrscheinlichste aller Tugenden, und von demselben Mann, der immer lustig und voller Scherz ist und mit den Damen Karten spielt, sagt sie, daß er ein „Dünnhäuter" sei, von einer extremen Verletzlichkeit und Empfindlichkeit. Er hatte die Gewohnheit, plötzlich in einem Kreise aufzutauchen und ebenso plötzlich zu verschwinden — was die Gräfin an einen coup de théâtre erinnert. Eben ein Original, dieser ehemalige Artillerieoffizier und schon bekannte Dichter einiger „reizender Schöpfungen"; bei jenem Aufenthalt in der Schweiz entstand die Erzählung „Luzern", deren leuchtende soziale Bitterkeit hinter der des alten Tolstoi um keine Lüge zurückbleibt. Vor dem Text des Briefwechsels steht sein Bild aus dem Jahre 1855; „mit tiefen Augen und wunderlichen Spekulationen im Kopf", wie Luther; nur die schwere Sinnlichkeit seiner Lippen wird ihn niederziehen, daß er, statt ein völkerweidender Hirte zu werden, in die Herde selbst sich flüchten muß.

Alles in allem genommen, ist dieser Briefwechsel doch ein Kommentar zu Tolstois nachgelassenem Drama von dem „Licht, das in der Finsternis leuchtet". Die Gräfin, so hochherzig, gut und edel sie ist, verkörpert alle die Legitimität, die den Propheten in seinem Hause ohnmächtig und verzweifelt machte. Mehr noch, sie hat einen Kronzeugen, erlauchter als sie, ins Feld zu führen: Dostojewski. Die beiden großen Dichter haben einander nie gesehen und sonst persönlich berührt. Fünf Tage vor seinem Tode besuchte Dostojewski die Gräfin Alexandra und teilte mit ihr ihren Schmerz über den der Kirche und der Ordnung Abtrünnigen. Auch Dostojewski war ein Orthodoxer, wie die Hofdame. Oder doch nicht wie die Hofdame? Denn er hat den Teufel in sich gehabt, ihn verklärt und unbesieglich gewußt. Er wußte ihn unbesieglich, weil er so fest an ihn glaubte. Die Gefahr der Tiefe hat ihn umfangen, daß er das Grausen der Welt wie ein Kreuz auf sich nahm und als unverbesserbar erkannte, mit einem Blick, vor dem der Reformator eitel und verworren dastand. In jungen Jahren hatte Tolstoi einen Zank und beinah ein Duell mit Turgenjew, weil er es Komödianterei nannte, daß Turgenjews Tochter die Philanthropin machte, indem sie armen Leuten die schmutzigen Kleider flickte; als er seine eigenen Schuhe nähte, bekam er den Hohn von Dostojewski zurück. Tolstois Geschichtsauffassung in „Krieg und Frieden" verurteilte der Westler Turgenjew als reinen Hokuspokus ohne Bildung und ohne echte Freiheit; und der Panslawist Dostojewski verteidigte den heiligen Krieg auf dem Balkan gegen Lewins (in „Anna Karenina"), gegen Tolstois eigendünkligen und eigensüchtigen Zweifel, jenen Krieg, der für die Greuel der Türken Rache nehmen sollte, dessen Ruhm aber auch die längst ratlos gewordene russische Despotie für ein Menschenalter zu neuem Übermut stärkte. Aber Dostojewski meinte doch nimmermehr dasselbe wie Turgenjew; jeder meinte immer etwas anderes. —

Tolstois Leben ist — das alte Gleichnis — wie eine Damaszener Klinge; wo man sie und wie tief man sie feilt, hat man immer dasselbe Muster; man kann ihn aus dem Briefwechsel mit der Hofdame so ganz und gar lesen wie aus jedem seiner Werke.

Moritz Heimann

Zwei ausländische Romane*

Immer wieder begegnet man jetzt in der französischen Literatur Werken, die mit dem uralten Tierroman zu tun haben, an die Form der mittelalterlichen Tierfabel anknüpfen. Dem heiligen Franziskus Jammes gelingt dies nicht ohne Pose. Die „Natürlichen Geschichten" des still vor sich hin lächelnden und heimlich in sich hineingreinenden Jules Renard zeigen Tiere und allerhand Wesen der Natur, wie sie das verliebte Auge und der leise spöttische Sinn des Parisers zwischen den Gräsern und hinter der Borke entdeckt, wenn er in den Ferien wehmütig genießend sein „Patelin" durchstreift. Der Schullehrer Louis Pergaud hatte in seinem wertvollen Buch: „De Goupil à Margot" (zwei altfranzösische Tiernamen für Hund und Elster), ganz unlafontainische Katastrophen aus dem Tierreich geschildert. Jetzt ist das neue Buch von Oktave Mirbeau erschienen und zeigt an, was ein satirischer Kopf noch alles aus der unzähligemal abgegriffenen Form der Parallelen zwischen Tierinstinkten und menschlichen Charakteren herausholen kann.

Mirbeau schlägt gleich am Anfang seines Buches mit Aplomb einige ausgelassene Purzelbäume, aber das ist ja für den Kenner seiner köstlichen gallischen Verve ein unnötiges Signal: es wird ihn keiner in dem Sinne ernst nehmen, in dem man etwa einen Jeremias der heutigen Gesellschaft und Menschheit ernst nehmen wird. Aus dem Stubenmädchenbuch, noch mehr aus dem Automobilbuch kennt man ja seine mit Vorliebe ins Parodistische hinübergreifende Art, Sitten und Zusammenhänge der bürgerlichen Weltordnung zu zersausen. Er hat sich diesmal einen gar scharfen Gesichtswinkel herausgesucht, um seinen bodenlosen Abscheu vor der moralischen Beschaffenheit seiner Kompatrioten vom Lande, dem Grundstock des republikanischen Frankreichs, einmal nach Herzenslust aus sich heraus zu schütteln.

Irgendwoher, von einem verrückten Lord (jenem Purzelbaumslord aus dem Anfangskapitel), ist ihm ein Dingo ins Haus geschickt worden, laut Brehm: ein verwilderter, fuchsähnlicher Hund aus dem australischen Busch, der unter seinen Mittieren auf dem Lande bald dieselben blutgierigen Verwüstungen anrichtet, wie diese kleinen, halb bäurischen, halb bourgeoisen Landmenschen unter ihresgleichen im selben Umkreis. Mirbeau läßt an diesem verlogenen Gesindel natürlich kein gutes Haar, während ihm der durch keine Dressur verhunzte, wilde Instinkt des Hundes — der sozusagen den umgekehrten Zivilisationsprozeß vom Haustier zum Raubtier durchgemacht hat, Sympathie und Bewunderung einflößt. Diese tiefe satanische Bitterkeit motiviert auch ein paar befremdliche Episoden des Buches, in denen man den Literaten und Weltmann Mirbeau einige seiner nächsten Freunde dingoartig anspringen sieht. Daß diese Freunde, weltbekannte und von aller Welt verehrte Männer, äußerst durchsichtig charakterisiert sind, gereicht dem Autor nicht so sehr zur Ehre, als es seinem Buche zum Nutzen gereicht. Denn Mirbeau erbringt damit den deutlichen Beweis, daß eine Parallele zwischen dem wilden australischen Köter und dem äußerst kultivierten Boulevardier ebenso zugunsten des Dingo ausfallen muß, wie die von ihm angestellte zwischen Dingo und der kleinen französischen Landkanaille.

Der Zufall hat mir zugleich mit Mirbeaus Buch ein anderes, wertvolleres auf den Tisch gebracht, das die Naturgeschichte einer als blutgierig verschrienen, aber durch Dressur gefälschten und durch Zwang verbogenen Menschenart behandelt. Sicher-

* „Dingo" par Oktave Mirbeau, Paris 1913, Eugène Fasquelle, Editeur. — Andreas Strug: „Die Geschichte einer Bombe," München 1913 Georg Müller, Verlag.

lich ist Andreas Strug, der diese „Geschichte einer Bombe" erzählt hat, einer der stärksten Schriftsteller der Gegenwart und sein Buch bleibt in der geraden Linie des Werkes des großen Dostojewski bestehen, ohne von dem mächtigen Schatten seiner Konturen beraubt zu werden. Andere haben es schon versucht, allen voran Przybyszewsky, den polnischen Revolutionär, dieses absonderliche Gemisch von Vaterlandsrächer, sozialem Schwärmer und absolutem Nihilisten dem Verständnis des westeuropäischen Lesers näherzubringen. Alle diese Versuche versinken aber vor der Meisterschaft Strugs, in der sich die minutiöseste Kenntnis aller Bevölkerungsschichten des heutigen Polens vereinigt hat mit einem unbeirrt geraden Blick in das Triebwerk der Parteidisziplinen und der doktrinären Gegensätze, mit dem erschütternden Erkennen der zwiespältigen, uns ewig unergründlichen slawischen Seele, in der auf so tragische Weise „Empor!" und „Wozu?" beisammenhausen. Dieses Buch haucht nicht weniger als Mirbeaus Dingo eine abgründige Menschenverachtung aus, nur geht uns der Schmerz Strugs näher an als der um sich spuckende Zorn des Franzosen. In dem heutigen Frankreich Mirbeaus, das dem heutigen Polen Strugs wie der Himmel der Hölle gegenübersteht, hat der französische Zyniker mit seinem Pessimismus gewiß ebenso recht, wie drüben der verzweifelte Pole in seinem Land mit seiner Einsicht der Unmöglichkeit, die eingeborene Trägheit der Massenseele zu besiegen. Der eine verwirft die gewordene Zivilisation ebenso gründlich, wie der andere die Entwicklungsmöglichkeiten einer werdenden leugnet. Mirbeau hat ja selber einst, als noch ein wenig Glaube an die Menschen in ihm lebendig war, sich in seiner Vorrede zu Jean Graves, des Apostels: „Société mourante et l'Anarchie" zum Ideal des Anarchismus bekannt. Strug hat sich gewiß mit ebensolcher Überzeugung einst dem Glauben an die Befreiung durch die Aktion hingegeben. Jetzt ist der Franzose ein perfekter Menschenverächter geworden: der Pole aber hat in seinem Innern einen ähnlichen chemischen Zersetzungsprozeß erfahren wie das am Anfang todbringende, die Hülle der Welt auseinanderzusprengen verheißende Element in seiner Bombe. Diese versagt am Schluß, nachdem sie durch hundert Hände von Heiligen, Krämern, Denkern, Narren, Gaunern und Idioten gewandert ist und wird schließlich von Soldaten, das heißt von dem rettungslos stupiden Gehorsam vor der brutal triumphierenden Obrigkeit, im Wasser zum Spott der Fische zur Entladung gebracht.

Aus zwei entgegengesetzten Winkeln dieses heutigen Europas, von zweien seiner berufensten Geister dringt diese trostlose Kunde von der Nutzlosigkeit unserer Anstrengungen zur Zivilisation auf uns ein. Beide Bücher sind lesenswert, ihr Pessimismus ist ganz gewiß von befruchtender Art, von Literatur haben sie nichts mehr an sich als die vollendete Meisterschaft der Form, einer Form, in der sich zwei aufs Höchste verfeinerte Exemplare lebensfähiger Rassen begegnen.

Arthur Holitscher

Theodor Körner
Zum 26. August 1913

Im Grund erlebt jeder Mensch jedes Zeitalters alles. Das Dasein verläuft zwischen Exaltation und Zivilisation. Wir sind fleißig, ordentlich, gefällig. Wir verbergen die scheue Begeisterung hinter der Alltagsmaske: in blöden oder reizenden Banalitäten. Aber dann kommen Tage, wo wir fühlen, daß wir zum Exzeß geboren sind. Dann ist Jagd, Rennen, Sportsrage, Liebe, Karneval, Krieg, Revolution. Dann schwillt das Leben in der Freude des Ungemeinen, der Gefahr.

So folgte auf die durchgebildete Zivilisation des Rokoko der ungeheure Exzeß.

der Revolution — von der die Freiheitskriege ein Teil gewesen sind.

Und so war Körner. Auch sein Leben umspannte den Kontrast zwischen dem Gesetzten und dem Außerordentlichen, zwischen dem comme il faut und der Ausschweifung.

Er war aus wohlhabendem und sittigem Haus. Die Taufpaten waren eine Herzogin und ein Graf. Bei dem Dresdner Konsistorialrat verkehrten die Brüder Humboldt, Schiller, Goethe, Mozart, die zwar lauter Genies, aber auch Träger einer sorgsam schematisierten Geselligkeitskultur waren. Körner behielt zeitlebens etwas von der beschränkten Freude an der Innigkeit familiärer Kultur. Fast in jedem seiner Stücke steht eine kleine Apotheose des Familienlebens. Ehen müssen von den Eltern gesegnet sein. In der „Hedwig" ist das heroische Liebespaar exemplarisch mit den Eltern eins. In der „Sühne" ist die behagliche bürgerliche Ehestandserotik mit weißen Strümpfen und etwas Musik Körners ehrliches Bekenntnis. Kultur im Sinne von „Hermann und Dorothea", im Sinne Chodowieckis. Sie enthält vernünftige bürgerliche Abneigung gegen den aristokratischen erotischen Schnörkel des Rokoko.

„Was soll das eitle Schnitzwerk jenes Lebens
Am Laubengange ihres stillen Glücks?"

Sie enthält aber auch noch etwas Respekt vor der feudalen Gesellschaft. Der Wiener Theaterdichter Körner lebt noch immer etwas in der sehr konservativen Rokokoatmosphäre, die Maria Theresia und ihr Franzl geschaffen hatten.

So schrieb er nicht viel anders, nur schon etwas liberaler als der Leipziger Goethe, verspätete Rokokopoesie.

„Süßes Liebchen, komm zu mir!
Tausend Küsse geb' ich dir.
Sieh mich hier zu deinen Füßen.
Mädchen, deiner Lippen Glut
Gibt mir Kraft und Lebensmut.
Laß dich küssen!"

Er dichtete noch, nachdem er die „Knospen" — seine Erstlinge von 1810 — gedichtet hatte, mit bewußten „Petit-maître-Witz" Singspieltexte und zierliche erotische Einakter. Da werden keine Ideen getragen. Die Gedanken sind in Rokoko effeminiert.

„. . . Es ist doch das Danken
Ein gar zu köstliches, süßes Gefühl."

Aber schon unter den „Knospen" sind Gedichte der Überschwenglichkeit. Das Gedicht an Goethe, das Körner nach der Lektüre des „Faust" geschrieben hat, ist eine einzige breite Erschütterung. Das ist der Geist des Sturms und Drangs und der ihm so nah verwandten Romantik — nur besänftigt durch eine gewisse schillerische Klassik der Form, der Mythologie, der Bildanschauung.

Das ist der andere Körner, der bekanntere — aber nicht der ganze. Der panegyrische Körner. Der patriotische Körner.

Aber was heißt da Patriotismus? Patriotismus ist eine geschichtliche Form schöner Seelenerregung. Es ist tölpelhaft materiell, Körner auf seinen Patriotismus festzunageln und diesen Patriotismus konservativ als das zu feiern, „was bleibt". Natürlich war Körner Patriot. Ein glühender Patriot war er; ein wundervoller Patriot. Er war Patriot, weil die nationale Einheit und Freiheit vor hundert Jahren die revolutionäre Parole war. Es gibt keinen lauteren Patriotismus, der nicht irgendwie revolutionär ist. Es gibt keine lautere Art, die Freiheitskriege zu feiern, als die Erkenntnis, die in den Freiheitskriegen das herrliche deutsche Nachspiel zur großen bürgerlichen Revolution Frankreichs feiert: die Erkenntnis, die in den Freiheitskriegen die erste kollektive, die erste große Manifestation des deutschen tiers état erblickt und sich daran erinnert, daß in der französischen Revolution nur die revolutionären, phrygisch bemützten Sansculotten Citoyens und Patrioten hießen, während die Feudalen, die Emigranten solche Titel als Schimpfworte betrachteten.

Und wo wir biographisch, psychologisch eindringen wollen, da ist selbst diese Perspektive noch unzureichend. Körner war Patriot, weil in ihm das Verlangen nach dem Aktuellen, ganz Lebendigen, Ausschweifenden, nach der Flucht aus der faulen Wiener Phäakerei zur Leidenschaft anwuchs. Er war Patriot, weil seine Seele ihn von der Zivilisation zum Exzeß hinaufdrängte.

Die werdende Burschenschaft in Leipzig und in Berlin gab dem Wohlerzogenen den ersten Ruck. Er machte ein paar tolle Mensuren und mußte Leipzig verlassen.

Und dann dichtete er jene grausamen Stücke, in denen Heldenweiber Brände schleudern, Kolben auf einen Männerschädel sausen lassen, pro patria Pulvertürme sprengen, Stücke, in denen der Bruder den Bruder, der Mann das Weib tötet — wie in der „Sühne" — in denen — wie in „Zriny" — der Sultan souverän und großartig und fürchterlich mit Leben spielt, der christliche General die eigene Stadt aufbrennt, entsetzlich heldische Kriegsartikel proklamiert und das Kreuz verkündet, das blutig rot ist.

Das liegt in der Seele. Es liegt aber auch wieder in der Zeit. Auch Kleist ist grausam. Er ist differenzierter grausam, Körner mehr dilettantisch und quantitativ. Aber grausam sind beide.

Und doch ist die Seele das Erste, nicht das Zeitalter. Die Seele ist immer gleich. Die Zeit macht nur verschiedene, spezifische Anwendungen von ihr. Es gibt eigentlich keine Geschichte; und wenn es Geschichte gibt, so müßte sie gleichgültig sein. Es gibt nur Aktualität, nur Gegenwart.

Das Tiefste der Gegenwart ist immer die Liebe. Körners vaterländische Begeisterung ist der höchste Aufschwung seiner männlichen Erotik.

Es ist kein Stück von Körner, wo nicht die Liebe Problem ist. Und fast in jedem seiner politischen Gedichte ist ein werbender Anklang an Brautschaft. Überall ist die kriegerische, die vaterländische, überhaupt die Ekstase auf das erotische Bild gestimmt. Am merkwürdigsten — fast peinlich — in dem bekannten Schwertlied.

Das ganze Dasein wird zur Parabel einer einzigen ungeheuren Erotik. Erotik ist da nicht mehr das enge Verhältnis zwischen Mann und Weib. Erotik ist die Projektion der Seele in das Leben und in den Tod. Die Geschlechtsliebe ist da nur noch ein Beispiel des Eros — die Sehnsucht nach dem Krieg, nach dem Tod ein anderes Beispiel. Die grenzenlose, wollüstige Hysterie des Pathos im „Zriny", in den Kampfliedern, die Todesmanie, der soziale Altruismus, das Anonyme, der Verzicht auf die Familie, der Hang zur Öffentlichkeit, das Blutige, der Haß der Rassen — wie er in der „Toni" das Drama bewegt —, die tolle Begeisterung für alle tollen Superlative und jener mannbare Apriorismus, der nichts von Empirie weiß und mit der eigenen Fülle prachtvoll der niederträchtigen Realität des Lebens entgegentritt, der puritanisch ist und ganz erfahrungslos an Frauenkeuschheit, Vaterland, Freiheit glaubt — das alles ist Eros.

Man könnte über Körner rein politisch schreiben. Aber damit träfe man ihn nie ganz. Bei ihm ist das Politische weit über unsere Begriffe Leben, Selbstverständlichkeit, Liebe. Hören wir heute das Wort Politik, so ist ein Klang von Metier darin.

Seine Gedichte sind nicht politische Literatur. Nichts läßt sich bei ihm absondern. Seine Gedichte sind — wenn man es so nennen darf — mit Regiebemerkungen für das wundervoll rote Schauspiel seines Todes versehen. „Als ich in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1813 schwer verwundet und hilflos in einem Holz lag und zu sterben meinte". Oder: „Bei dem Hurra wird mit den Schwertern geklirrt". Diese Gedichte sind angewandte Lebendigkeiten, nicht distanzierte Formexperimente. Sie sind hervorbrechende Triebe. Das ist der andere Körner — der Körner der Exzesse.

Mancher konnte als Künstler viel, viel mehr. Aber Körner ist vielleicht überhaupt nicht formal. Seine Rokokosachen sind erfolgreich gewesen und sind es noch, weil sie dilettantisch sind. Seine Kriegsgedichte und der „Zriny" auch. Körner ist einfach eine Lebendigkeit, die sich äußert und vom Harmlosen, Netten zur tödlichen Ausschweifung hinübertreibt. Er ist eine Lebensgesinnung, ein Herz, eine ganz allgemeine menschliche Wirkung.

Aber er gilt vielleicht doch auch sehr speziell als Nationallehrer. Im Gegensatz zu Schillers ästhetischem Optimismus verkündete er den politischen Optimismus. Er lebte ihm und starb ihm. „Damit wollte er sagen, daß die Kunst nur in organisierten und freien Gemeinschaften zu ihrer vollen Bestimmung gelange." Und darin liegt am Ende wieder der höchste künstlerische Anspruch.

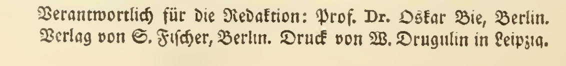
Wilhelm Hausenstein

Erich von Mendelssohn

Ende Mai kannte ich ihn noch nicht, Ende Juni starb er; dazwischen hatte ich einen Eindruck von dem Siebenundzwanzigjährigen gehabt. In Dorpat geboren, eine Mischung aus feudalem und jüdischem Blut, aufgewachsen auf einer modernen Landschule in den thüringischen Bergen — das sind die ersten zwanzig Jahre, dann öffnet sich das Leben und ein junger Mensch wirft sich ihm entgegen mit einem nervösen, erregbaren, heftigen und hitzigen Temperament, das wohl nicht nach dem Sinne der Erzieher gewesen ist. Ein Trotz, unterzutauchen und zu verschleudern und durch dieses Übermaß etwas zu erzwingen, was Genuß und Erlebnis oder auch nur Schicksal heißen mochte, und im Trotz etwas Tüchtiges und Unzerstörbares, was manche Knaben und die jungen Mädchen von siebzehn haben: sich nicht beugen und jene hohen, strengen Forderungen stellen, in denen ungebrochene Lebenskraft und eine Erkenntnis der Er bärmlichkeit der Erwachsenen ist.

Der Zufall verschlägt ihn nach Kopen hagen und von Kopenhagen nach Island Island wird das große Erlebnis und de große Wendepunkt. Die Natur ist hie etwas anderes als das freie Land, da vor den Mauern der Städte anfängt, ode das Meer, das man vom Strand au überblickt, um ihm dann dreißig Mete entgegen zu schwimmen; sie ist gewaltig uralt und die Menschen, die in ihr wohnen sind noch nicht ihr Gegensatz geworden das Ehrlichkeits- und Treuebedürfnis de Gehetzten und Zerrissenen stößt bei ihne auf eine Zuverlässigkeit und Freundschafts fähigkeit, die sich die Jahrhunderte hin durch aus den Zeiten der Edda erhalte hat. Das ist das eine. Das zweite ist daß diese Natur den adligen Instinkt seine Blutes weckt und zur Dominante macht, das Gewalttätige seiner Nerven wandel sich in das gebändigte Herrschaftsbe dürfnis, das man Sport nennt. Lang hager, mit einer Hakennase, durch und durch gebräunt, trat er mir in Berlin ent gegen, gefüllt mit der Stärke, die di Einsamkeit von Monaten im nördliche Gletscherland, Reiten über endlose Gebiete Jagen und Schwimmen gibt. Alles andere kam dann von selbst, der Wille sich eine Existenz zu schaffen, und de Ehrgeiz, ein Gestalter zu werden. In Kopenhagen lernt er Dänisch und bring sich damit durch, daß er Übersetzunger verfertigt, die die deutschen Verleger gern nahmen. Die ersten Romane werden geschrieben, die eine kleine, tüchtige Frau ihm abschreibt, wenn ich auch das erwähnen darf. Es ist Talent darin, und der letzte, der zum Herbst erscheinen soll, ein Schulroman, zeigt die Fähigkeit, ruhig, Strich an Strich ein Bild zusammenzufügen. Das nervöse Temperament hatte Widerstandskräfte gesammelt, die Hitzigkeit eben begonnen, Wille zu werden — da wurde alles durch den Tod unterbrochen, sinnlos, wie wir es gewohnt sind.

Otto Flake



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Zur Psychologie des Sozialismus

Eine Probe aufs Exempel

von Franz Oppenheimer

Bei einem ziemlich schroffen Zusammenstoß, den ich vor einiger Zeit mit einigen Vertretern der rassentheoretischen Geschichtsauffassung hatte, unter denen sich auch Werner Sombart befand, wurde in der Diskussion der Streitfall so dargestellt, als stünde die Rassentheorie mit gleichem Rechte der von mir vertretenen „Milieutheorie" gegenüber. Diese Auffassung wird dem Sachverhalte meines Erachtens nicht gerecht. Denn es handelt sich bei der Rassentheorie um eine der zahlreichen einseitigen Geschichtsauffassungen, während die von mir vertretene Milieutheorie, ich habe sie als sozialökonomische Geschichtsauffassung bezeichnet, eine vielseitige, ja ich hoffe fast, eine allseitige Geschichtsbetrachtung darstellt.

Der einseitigen Geschichtsphilosophien gibt es eine ganze große Anzahl. Die Rassentheorie ist nur von allen die plumpste, um ein Wort von Herbert Spencer zu gebrauchen; sie schneidet jede Frage durch eine Scheinerklärung ab, die immer paßt: denn natürlich kann ich Wanderung auf einen „Wandergeist", Kriegslust auf einen „kriegerischen Geist", und Wucher und Handel auf einen „Handelsgeist" zurückführen: fragt sich nur, ob ich etwas damit gewonnen habe! Aber wie gesagt, sie ist nicht die einzige einseitige Geschichtsauffassung. Einseitig ist zum Beispiel diejenige Geschichtsauffassung, die alle Schicksale der Nationen auf Verlegung der Handelswege und das damit verbundene Abströmen des baren Geldes zurückführt; einseitig ist die von Gabriel Tarde vertretene Geschichtsauffassung, die alle menschliche Entwicklung auf „Imitation" und deren Gegensatz, die „Opposition", zurückführt. Einseitig ist die Marx'sche Auffassung, wie sie in der materialistischen Geschichtsphilosophie besteht, wonach die Technologie die Ursache der geschichtlichen Bewegung ist; wonach über den Gang der menschlichen Geschicke entscheidet, nicht was, sondern wie produziert wird. Einseitig ist die Lamprechtsche Geschichtsauffassung, die alle geschichtliche Entwicklung auf eine psychologische Abwandlung der Völkerseele zurückführt, die analog verlaufen soll wie die psychische Entwicklung des Kindes. Einseitig ist jede

Geschichtsauffassung, die die Entwicklung der Geschichte lediglich auf das Wachstum der geistigen Fähigkeiten, auf die Entfaltung der Wissenschaft, auf die Abwendung vom Theologischen hin usw. anschaut. Einseitig kann schließlich auch jede Milieutheorie sein, wenn sie aus der Vielzahl der auf die menschlichen Gruppen einwirkenden Kräfte nur einige willkürlich herausgreift, zum Beispiel das Klima.

Von diesen älteren, einseitigen Milieutheorien unterscheidet sich meine sozialökonomische Geschichtsauffassung dadurch, daß sie versucht, das Milieu in möglichster Breite in seinen wirkenden Kräften, in seiner Einwirkung auf die menschlichen Gruppen zu erfassen. Sie zieht namentlich nicht nur das ökonomische Milieu zur Erklärung der menschlichen Massenbewegung heran, sondern auch das soziale Milieu, die Spaltung in Klassen, die Kämpfe der Interessentengruppen gegeneinander, und unterscheidet sich dadurch vor allen Dingen von der Marxschen Geschichtsauffassung, die einseitig ökonomistisch ist.

Ob eine solche sozialökonomische Theorie richtig oder falsch, ausreichend oder nicht ausreichend ist, das läßt sich a priori nicht feststellen. Es handelt sich ja um eine Methode; eine Methode ist ein Werkzeug, und ein Werkzeug bewährt sich lediglich in seinem Gebrauche. Wenn eine Methode etwas leistet, so ist sie gut, mag sie theoretisch noch so schlecht begründet sein; wenn sie nichts leistet, so mag sie theoretisch noch so gut begründet sein, sie wird unter allen Umständen schlecht sein.

Nun, meine Methode hat sich mir in mehreren Fällen auf das beste bewährt. Sie hat mir doch ausgereicht, um nicht nur in ihren Hauptzügen, sondern sogar in vielen feineren Nebenzügen große geschichtliche Epochen ableiten zu können. Ich habe im Jahre 1898 in meinem Werke „Großgrundeigentum und soziale Frage" die deutsche Geschichte, namentlich die deutsche Wirtschaftsgeschichte, von diesem Gesichtspunkte aus in eigener vielfach Neues bringender Darstellung disponieren und entrollen können; ich habe dann im Jahre 1907 in meiner Studie „der Staat" eine Art Abriß der Universalgeschichte nach derselben Methode entwickeln können. Das sind positive Erfolge der Methode, die sich schon in weiten Kreisen Anerkennung verschafft haben. Aber es gelang mir auch negativ, Geschichtsdarstellungen der einseitigen Geschichtsauffassung durch meine Methode zu widerlegen.

Hier hatte ich es natürlich vor allen Dingen mit der heute sehr mächtigen Rassentheorie zu tun, einer Theorie, die so viel chauvinistischen und klassenmäßigen Instinkten entgegenkommt, daß ihre Vorherrschaft in den nicht gerade wissenschaftlich gelehrten Kreisen nicht wunder nehmen kann. Ihr bin ich an mehreren Stellen nachgegangen und habe zeigen können, daß ihre Grundlagen nicht haltbar sind.

Seit Artur Graf Gobineau die erste Rassentheorie der Weltgeschichte geschaffen hat, stützen sich ihre Anhänger vor allen Dingen auf die typische

Entwicklung der antiken Stadtstaaten. Ihr Niedergang, ihre Vernichtung durch einen mit grandioser Regelmäßigkeit ablaufenden sozialpathologischen Prozeß, wurde schon von Gobineau und seinen Nachfolgern immer wieder zurückgeführt auf Rassenentmischung und Rassenchaos. Ich habe nun zeigen können, daß davon gar keine Rede ist; man kann aus der wirtschaftlich-sozialen Grundlage dieser gesamten Wirtschaftsform und Gesellschaftsordnung, aus der kapitalistischen Sklavenwirtschaft, das gesamte Krankheitsbild mathematisch deduzieren, ohne auch nur im mindesten zu der Rassenerklärung seine Zuflucht nehmen zu müssen. Ich habe dann in einer an dieser Stelle erschienenen ausführlichen Anzeige des Sombartschen Buches: „Die Juden und das Wirtschaftsleben" zeigen können, daß Werner Sombart die von ihm in neuerer Zeit so arg gescholtene Methode der Milieuerklärung doch nicht mit voller Meisterschaft beherrscht. Ich konnte zeigen, daß er in der Analyse des jüdischen Milieus nicht weit genug gegangen ist. Die Schicksale des Volkes lassen sich sehr wohl daraus verstehen, daß sie eine mehrsprachige, verstädterte ehemalige Herrenrasse sind; auch hier hat man nicht nötig, die Rassentheorie heranzuziehen; die blendende Antithese, die Sombart aufgestellt hat, von der Einmischung der Juden als eines „heißen Wüsten-Wandervolkes" in die „naßkalten Wald- und Sumpfvölker" des Nordens ist eben weiter nichts als eine blendende Antithese ohne wirkliche historische Wesenhaftigkeit.

Die folgenden Darstellungen wollen eine neue Probe auf das Exempel meiner sozialökonomischen Methode darstellen. Es ist der Versuch, den Sozialismus in seinen verschiedenen Ausgestaltungen zu verstehen als die Auswirkung je eines ganz bestimmten sozialen und wirtschaftlichen Milieus. Auch hier hat bisher die Rassentheorie in der Darstellung eine nicht geringe Rolle gespielt. Man hat die Unterschiede zwischen dem angelsächsischen, dem deutschen, dem keltischen Sozialismus gleichfalls auf Rasseneigentümlichkeiten, auf Rassenverschiedenheiten zurückführen wollen, so wieder Werner Sombart in den ersten Auflagen seines berühmten Buches „Sozialismus und soziale Bewegung". Ob er auch in den neuen Auflagen dieses Buches an dem Gedanken festgehalten hat, weiß ich nicht, darf es aber nach seiner gesamten Stellungnahme wohl vermuten. Ich hoffe, die folgenden Darstellungen werden zeigen, daß das so arg gescholtene Werkzeug auch hier nur aus dem Grunde nichts geleistet hat, weil es sich nicht in den richtigen Händen befunden hat. Und damit zur Sache!

Was ist „Sozialismus"? Was ist „Kommunismus"? „Kollektivismus", „Anarchismus", „liberaler Sozialismus", „Agrarsozialismus", „konservativer Sozialismus"?

Darüber gibt es fast so viele Meinungen und Definitionen, wie Autoren.

Wir wollen fürs erste darauf verzichten, sie kennen zu lernen und kritisch zu betrachten, sondern ich will nur sagen, wie ich die Dinge sehe.

„Sozialismus" ist der Grundbegriff, ist das Genus, alle anderen genannten Konzeptionen sind Unterbegriffe, sind Arten, Varianten, Spielarten und Rassen.

Oder anders gefaßt: der Sozialismus ist ein Hochziel der Menschheit, ein Ideal. All die anderen Konzeptionen aber sind nichts als angeblich Mittel zu diesem Zwecke, nichts als angeblich Wege zu diesem Ziele. Um ein Beispiel zu wählen: der Anhänger des Marxismus ist nicht deshalb Gläubiger des Kollektivismus, das heißt eines marktlosen „Zukunftsstaates", aus dem die Konkurrenz ganz oder doch der Hauptsache nach verschwunden ist, in dem die „Produktion durch und für die Gesellschaft" von Gesellschaftswegen, das heißt von Behörden geleitet, und in dem die Verteilung der erzeugten Güter gleichfalls durch Behörden vollzogen wird — ich sage, der Anhänger des Marxismus ist nicht deshalb Anhänger dieser fremdartigen Konstruktion, weil sie ihm an sich als die denkbar beste mögliche Gestaltung der wirtschaftlich-politischen Verhältnisse erscheint, sondern deshalb, weil er mit seinem Lehrer glaubt, daß einzig und allein in dieser Art der Gesellschaft das Hochziel des Sozialismus erreicht werden kann.

Andere glauben an andere Mittel zum Zwecke, an andere Wege zum Ziele. Aber das Ziel ist allen gemeinsam: ein Zustand des menschlichen Gemeinlebens, in dem politische Stabilität unerschütterlich verbunden ist mit wirtschaftlicher Gerechtigkeit und Harmonie.

Wer den Glauben an diesen Zustand und das Streben nach diesem Zustand nicht hat, ist nicht Sozialist. Ein Sozialist mag noch so schwarzer Pessimist für seine Gegenwart sein: zum Sozialisten macht ihn nur der glühende optimistische Glaube an eine bessere Zukunft. Darum kann kein Zukunftspessimist zu den Sozialisten gezählt werden, mag er ihnen auch in der Kritik und Wertung des Gegenwartszustandes noch so ähnlich sein. Die „Kathedersozialisten" zum Beispiel sind trotz ihres Necknamens keine Sozialisten, weil ihnen dieser Zukunftsglaube ganz fehlt. Sie stehen grundsätzlich auf dem Standpunkte, daß diese Welt ein Jammertal ist und bleiben wird, daß alles Menschliche unvollkommen ist und bleiben wird, daß der Mensch unfähig ist und sein wird, eine Ordnung der Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit zu schaffen und aufrecht zu erhalten. Und darum geht alle ihre Praxis, ihre Volkswirtschaftspolitik, auf nichts mehr hinaus, als die schärfsten Spitzen der unheilbaren Schäden abzustumpfen, zu bremsen, zu flicken, zu lindern, weil sie an Heilung nicht zu hoffen wagen. Ebenso war ein Mann, wie der edle Schweizer Sismondi, war der edle Brite Carlyle kein Sozialist, obgleich niemand schärfer als sie ihre Gegenwart geißelten, so daß ihre Schriften geradezu zu Arsenalen

wurden, aus denen die sozialistischen Ankläger des Kapitalismus ihre wichtigsten Waffen entnahmen.

Sozialisten aber sind alle, die an jenes Hochziel glauben und bereit sind, ihren Teil zu seiner Erreichung mitzuwirken; sie sind Sozialisten, mag auch das Gedankenbild, das sich jeder einzelne von jener glückhaften Ordnung ausmalt, mag der Weg, auf dem sie es erreichbar glauben, noch so verschieden sein.

Ein Hochziel der Menschheit!

Alle Hochziele wachsen aus einer Sehnsucht, und alle Sehnsucht wächst aus einer Not. Dieses Hochziel ist aus der größten Not der Menschheit erwachsen.

Seit sie aus ihrem ersten Kinderstadium heraus sind, stehen die Völker vor einer schlimmen Wahl. Zwei kostbare, ja unentbehrliche Güter sind ihnen dargeboten: Freiheit und Ordnung; aber es scheint, daß sie niemals gleichzeitig erlangt und besessen werden können. Die Freiheit scheint die Ordnung vernichten zu müssen, die Ordnung scheint nur durch die Unfreiheit aufrecht erhalten werden zu können. So hat die Menschheit die Qual der Wahl zwischen zwei Gütern und zugleich zwischen zwei Übeln. Und doch kann menschliches Glück nur gedeihen, wo beides miteinander besteht: Freiheit und Ordnung!

Wo Freiheit, und namentlich wirtschaftliche Freiheit besteht, wo der freie Wettbewerb aller Kräfte das Wirtschaftsleben steuert, da, scheint es, ist die Erhaltung einer ungefähren Gleichheit eine Unmöglichkeit. Da läuft der Schnellere in der Arena dem Schwerfälligen voran; da drängt der Skrupellose den Gewissenhaften an die Schranken, da wirft das Glück dem Günstling seine Siegeskränze in den Schoß, während der Verdienstvolle leer ausgeht. Und so häuft sich aller Reichtum am einen Pole der gesellschaftlichen Stufenleiter an, während am anderen Ende die darbenden Enterbten schmachten. Und aus Vermögensklassen werden von selbst soziale Rangklassen. Dann aber fällt auch noch die gesellschaftliche und politische Macht in die Wagschale der Reichen, läßt sie tiefer und tiefer sinken, und die der Armen höher und höher emporschnellen. Die Ungerechtigkeit wägt mit ungleichen Gewichten; Macht geht vor Recht, alle menschlichen Beziehungen zwischen oben und unten werden vergiftet. Bis schließlich die Klassenspaltung so weit gediehen ist, daß der eine Staat, die eine Stadt, um mit Platon und Aristoteles zu sprechen, „in zwei Völker zerfallen ist, die sich gegenseitig feindlich belauern". Nun ist keine Ordnung mehr möglich, die Zwietracht rast in den Gassen und auf den Märkten, und die Stadt verfällt, mit ihr die Wohlfahrt und der Rest menschlicher Glücksmöglichkeiten.

Wer die Dinge so sieht, dem ist es nicht zu verdenken, wenn er mit Schmerzen um der Ordnung willen auf die Freiheit zu verzichten bereit ist. Aber auch das erweist die Geschichte als unmöglich. Jedes konsequente

System des Zwanges der Unfreiheit im Großen ist gescheitert und muß immer wieder an der menschlichen Psyche scheitern.

Muß schon daran scheitern, daß die zum Befehlen Berufenen doch auch nur Menschen sind, und daß Menschen nur in seltensten Ausnahmefällen es vermögen, eine Macht nicht zu mißbrauchen, die sie besitzen. Herrschaft und Hochmut, Herrschaft und Parteilichkeit, Herrschaft und Ausbeutung, Herrschaft und Unterdrückung sind eins und untrennbar. Das haben die politischen Denker, die den Zwang der Freiheit vorzogen, auch immer gut genug gewußt, und deshalb haben von Platon an bis auf St. Simon und Comte viele von ihnen die uninteressierten, zum reinen Denken und zu reiner Kontemplation erzogenen „Philosophen", andere die Priester als die Lenker ihrer idealen Staatswesen bestimmt; und weniger radikale Denker haben aus diesem Grunde die Herrschaft des einzelnen, des Monarchen, der Klassenherrschaft eines Standes vorgezogen, weil sie klar erkannten, daß das Interesse einer Dynastie, als des dauernden Nutznießers des Dauerwesens „Staat", doch viel enger mit dem Interesse der Gesamtheit verknüpft ist als das Tagesinteresse einer Klasse. Hier hat der Monarchismus seine stärkste Wurzel.

Aber gelänge es auch, durch ein System der künstlichsten Erziehung und Auswahl, wie es zum Beispiel Platon ersann, jene wahrhaft übermenschlichen Leiter eines Staatswesens heraus zu finden und an ihre Stelle zu bringen: nur wenige würden glauben, daß sie sich dort auf die Dauer halten könnten. Die Regierten würden ihnen ihre Unparteilichkeit und Interesselosigkeit nicht *glauben*. Wo immer sie aus den reinsten Beweggründen und mit der erhabensten Weisheit eine Entscheidung zwischen Wettbewerbern getroffen haben, die Zurückgesetzten werden über Ungerechtigkeit oder wenigstens Torheit klagen. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren"; er erträgt kein System des Zwangs.

Auch das zeigt die Weltgeschichte. Am dauerhaftesten waren noch die Staatswesen des geistlich-religiösen Zwangs. Die Geisterfurcht, das Tabu, hält die Menschheit bis zu ziemlich hoher Stufe in schwerem Bann. Aber nirgends war die Unordnung größer als in Theokratien; der Kirchenstaat ist das abschreckende Beispiel der schlimmsten Mißverwaltung. Und geistige Unfreiheit hat sich immer als die Mutterlauge der Roheit, Armut und Unordnung erwiesen. Man denke an Spanien, an das heutige Rußland! Nur auf dem Boden der geistigen Freiheit kann Kultur, Reichtum, Glück, Ordnung erwachsen. Und darum schüttelt die erwachsende Menschheit zuletzt auch das Joch des stärksten geistlichen Zwanges von ihrem Nacken. Noch viel weniger ertragen aber die Völker ein System des politischen Zwanges, selbst nicht unter einem so reinen patriarchalischen Regiment, wie ein Träumer es nur erträumen möchte. Der mündig gewordene Mensch verlangt die Rechte seiner Mündigkeit und nimmt sie sich, wenn sie ihm geweigert werden.

Vor diesem Dilemma stehen die Völker seit ihren Kinderzeiten; Nation nach Nation, Schifflein nach Schifflein treibt in die enge Meeresstraße, um rechts der Skylla oder links der Charybdis zum Opfer zu fallen. Das ist der Menschheit größte Not, und aus dieser Not erwuchs ihre größte Sehnsucht, der Sozialismus.

Kein Wunder, wenn kritische Köpfe — Köpfe mit Augen, die scharf in der Nähe und schwach in der Ferne sehen —, wenn Skeptiker und Philister aller Art seit Jahrtausenden diesen sozialistischen Glauben, dieses sozialistische Streben nach der Versöhnung des augenscheinlich Unversöhnlichen ganz ebenso bewertet haben, wie die Suche nach dem Perpetuum mobile, dem Stein der Weisen, der Quadratur des Zirkels, dem Flugzeug usw. Aber — das Flugzeug haben wir; daß die Umwandlung unedler in edle Metalle unmöglich ist, kann nach dem heutigen Zustande der Chemie niemand mehr behaupten; und, wenn auch für die Quadratur des Zirkels und das Perpetuum mobile der wissenschaftliche Nachweis der Unmöglichkeit erbracht ist: für die Unmöglichkeit eines Gemeinwesens, das Ordnung und Freiheit zusammen verbürgt, ist kein wissenschaftlicher Nachweis erbracht worden. Im Gegenteil: ich hoffe beweisen zu können, daß die gesellschaftliche Entwicklung mit aller Macht diesem Zustande zustrebt: binnen kurzem werden wir das Hochziel erreicht haben in der Freibürgerschaft politisch, in der reinen Wirtschaft ökonomisch.

Utopie? Pah! Alle Wirklichkeit ist die Utopie von gestern. Alle Märchen aus „Tausendundeiner Nacht" haben wir verwirklicht. Das Auto, die elektrische Vollbahn tragen uns über die Länder, „schneller als die Windsbraut", die Luftkreuzer „fliegen mit den Adlern um die Wette", wir senden unsere Botschaften über alle Ozeane im Gedankenblitz, aus den Mauern unserer Häuser sprudelt das Wasser, und der Druck unserer Hand sprengt Berge in die Luft. Wir leben in lauter verwirklichten Utopien.

Und darum dürfen wir weiter sagen: alle Utopie ist die Wirklichkeit von morgen! Und brauchen uns um Skeptiker und Philister nicht zu kümmern. Sie haben von jeher „wissenschaftlich" bewiesen, daß das Mögliche — unmöglich ist. Für unmöglich haben sie Dampfschiff und Eisenbahn, die Abschaffung der Sklaverei und des Feudalsystems und tausend andere Dinge erklärt, die doch Wirklichkeit geworden sind. Mögen sie den Kapitalismus für „ewig" erklären: wir haben gelernt, solche Meinungen selbst „unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit" zu betrachten als das, was sie sind, als menschliche Unzulänglichkeit und Kurzsichtigkeit. Wer einmal diese „Ordnung" als die greulichste Unordnung erkannt hat, wer namentlich als „rationeller Sozialist"* eingesehen hat, daß nur sie uns hindert,

* Vgl. meine „Theorie der reinen und politischen Ökonomie". S. 589 ff.; bes. 594 f.

unermeßlich reich zu sein, alle mit allen wünschenswerten Gütern zu versorgen, der lacht über solche Prophezeiungen. Niemand, er sei denn geistes- oder gemütskrank, vermag diese Ordnung, so wie sie ist, mit ihrem Klassenhaß, ihrem Pauperismus, ihren Krisen, für „ewig" zu halten; und wer an ein ordnendes, wohltätiges Prinzip dieser Welt glaubt, am allerwenigsten. Herrscht ein Nous, ein Logos über die Entwicklung, so kann unser gegenwärtiger Zustand nur ein Übergang sein zu Besserem.

Das Ziel ist allen gemeinsam, aber der Wege zum Ziele sind soviele, daß man fast das „quot capita tot sensus" zitieren möchte. Keine der unzähligen Utopien, Schlaraffendichtungen, Gesellschaftskonstruktionen und Gesellschaftsprognosen gleicht ganz der anderen.

Und dennoch läßt sich wohl eine Ordnung in diese bunte Vielheit bringen, und zwar nicht etwa nur die äußere Ordnung eines „künstlichen Systems", das nach willkürlich gewählten Kennzeichen die Dinge trennt und verbindet, sondern die innere Ordnung eines „natürlichen Systems", das den Dingen selbst ihr Gesetz abgelauscht hat. Wie die neuen Systeme der Botanik und der Zoologie nach biologischen Gesichtspunkten geordnet sind und damit gleichzeitig Abbilder des Entwicklungsganges der belebten Materie, Stammbäume, darstellen — so muß sich das System der sozialistischen Doktrinen nach soziologischen Gesichtspunkten orientieren und wird dabei gleichfalls den Entwicklungsgang des großen Menschheitsgedankens widerspiegeln.

Nach der kaum noch ernsthaft bestrittenen Lehre der neueren Soziologie hat das einzelne Individuum, selbst das geniale, führende, nur sehr geringe historische Bedeutung. Seine Zielsetzungen, Wertungen und Handlungen sind in einen sehr engen Kreis eingeschrieben, den die Bedürfnisse seiner Gruppe bestimmen. Nur innerhalb dieses Kreises hat es eine gewisse Bewegungsfreiheit. Alle Geschichtsphilosophie ist heute gleichzeitig kollektivistisch und deterministisch.

So weit stimmen alle maßgebenden Denker überein. In der besonderen Anwendung aber, die ich dem Gedanken gegeben habe, stehe ich vorläufig noch so ziemlich allein; ich bin für die „sozialökonomische Geschichtsauffassung" allein verantwortlich. Sie zu begründen ist hier nicht der Ort; das gehört in eine Vorlesung über „Soziologie": aber wohl ist hier der Ort, sie anzuwenden und, ich meine, es wird sich zeigen, daß diese Auffassung nicht unfruchtbar ist.

Auf jeder irgend höheren Stufe der menschlichen Entwicklung ist jedes Individuum Mitglied wenigstens zweier Gruppen; einer größeren, der „Gesellschaft" im weitesten Sinne, die sich von der ökonomischen Seite als Wirtschaftsgesellschaft, von der politischen als Staat darstellt; — und einer kleineren, nämlich der sozialen Klasse, in die den einzelnen Geburt oder

Geschick versetzt haben. Von beiden Gruppen her treffen ihn gewaltige bestimmende Einflüsse. Sie bestimmen sein „Staatsbewußtsein", wie ich es genannt habe, einerseits, und sein Klassenbewußtsein anderseits.

Das Klassenbewußtsein ist mit seltenen Ausnahmen stärker als das Staatsbewußtsein, entsprechend der viel festeren Bindung des Individuums an seine engere Gruppe. Nur wo die beiden parallel laufen, also nicht in Konflikt kommen, bestimmen sie gemeinsam Zielsetzung, Wertung und Handlung des Individuums. Wo sie aber gegeneinander spielen, da siegt fast immer das Klassenbewußtsein. Dieses Bewußtsein hat in der Oberklasse die Gestalt der aristokratisch-legitimistischen Klassentheorie mit dem weltgeschichtlich überall gleichen Inhalt des: „Autorität, nicht Majorität"; bei der Unterklasse hat es ebenso regelmäßig die Gestalt der demokratisch-naturrechtlichen Klassentheorie mit dem Inhalt der Gleichheit und Gleichberechtigung aller.

Aus diesem Grunde wird der sozialistisch Gestimmte aus der Oberklasse regelmäßig geneigt sein, angesichts des geschilderten Dilemmas die Freiheit um der Ordnung willen leichtherzig aufzugeben. Er wird ein Staatswesen ersinnen oder ersehnen, das straff zentralisiert und durch Behörden von höchster Autorität gelenkt ist. Er wird geneigt sein, die weltliche Gewalt dieser Behörden durch die geistliche so viel wie möglich zu vermehren, und so wird sein Idealstaat mehr oder weniger den Charakter einer patriarchalischen Theokratie tragen. Ferner wird hier notwendig immer ein gewisser „Agrarismus" bestehen. Und zwar aus folgendem Grunde:

Die gewaltige soziale Zersetzung, aus der die Not wächst, die als ihren seelischen Reflex den Sozialismus erzeugt, kann einen gefährlichen Grad nur in einer geldwirtschaftlich hoch entfalteten, kapitalistischen Marktwirtschaft ersteigen. Hier erst kann sich die auri sacra fames, die verrufene „Pleonexie" (Sucht nach mehr Besitz) austoben. In einer solchen Gesellschaft besteht die Oberklasse regelmäßig aus dem landed interest, dem alten geschlechtermäßigen Grundadel, und dem moneyed interest, dem neugebackenen Adel der Bankokratie, des Handels und der Großgewerbe. Sie hat als Gesamtheit die Klassentheorie des Legitimismus mit ihrer Verachtung der niederen Arbeit und des niederen Volkes, das sie für völlig unfähig hält, sich selbst zu regieren und zu verwalten: aber nichtsdestoweniger besteht der alte Gegensatz zwischen ihren beiden Bestandteilen fort. Da der Plutokrat an der Gesellschaft, die er beherrscht und die ihm dient, selten viel auszusetzen hat, so sind in solchen Zeiten der Zersetzung in der Regel Männer des alten Blutadels, oder ihnen Gleichgesinnte, die sozialistischen Träumer oder Denker oder Agitatoren; und so nimmt ihr Ideal notwendig die Züge ihrer besonderen agrarisch-patriarchalischen Weltauffassung an, um so mehr, als das mobile Kapital, das „verbrecherische Geld", (Boisguillebert) die einzige Ursache der sozialen Notstände zu sein scheint.

Demgegenüber wird umgekehrt der sozialistisch Gesinnte aus der Unterklasse geneigt sein, eher auf die Ordnung als auf die Freiheit zu verzichten. Er steht auf dem Boden seiner Klassentheorie mit ihrer durch das Naturrecht gerechtfertigten Gleichheit Aller in Rechten und Ansprüchen an das gemeinsame Erbe des Menschengeschlechts. Sein Ideal wird daher unter allen Umständen in bezug auf die Ordnung des Staates demokratische Züge tragen. Wie weit er das Prinzip der Freiheit auch auf die Ordnung der Wirtschaftsgesellschaft zu erstrecken geneigt sein wird, das wird abhängen von der ökonomischen Konstitution der Gesellschaft, in der er lebt, und ein wenig auch von der wirtschaftlichen und sozialen Stellung, die er selbst innerhalb dieser Gesellschaft einnimmt.

Damit kommen wir auf die zweite Gattung der Einflüsse, die das einzelne Individuum determinieren: auf die Bedürfnisse der größeren Gruppe, der es angehört, der „Gesellschaft".

Die Gesellschaft als Ganzes, Ober- und Unterklasse zusammengenommen, hat nur ein Interesse, das sich niemals wandelt: das Staatsinteresse der Sicherheit in seiner zwiefachen Erstreckung als Grenzschutz nach außen und als Rechtsschutz nach innen. Auch sonst bestehen in Zeiten nicht gerade verzweifelter innerer Zerrüttung außer den einander widerstreitenden Klasseninteressen noch andere Gemeininteressen: aber sie sind je nach der gesamten politisch-sozialökonomischen Konstitution des Gemeinwesens verschieden. Das muß auch dem Sozialismus jeder Periode sein spezifisches Gepräge geben.

Wir haben gesehen, daß der Sozialismus nur in einer „kapitalistischen", d. h. für einen geldwirtschaftlich entfalteten Markt produzierenden, Wirtschaft aufkommen kann, weil nur hier die soziale Zersetzung den hohen Grad erreicht, der die schöpferische Sehnsucht auslöst. Nun kennen wir in der von uns überschauten Weltgeschichte zwei verschiedene Arten von Kapitalismus, die in zwei weit auseinander liegenden Perioden auftreten. Es sind dies die kapitalistische Sklavenwirtschaft der Antike, d. h. der mittelländischen Periode einerseits — und die kapitalistische Verkehrswirtschaft der Neuzeit, die nicht auf der Arbeit von Sklaven, sondern auf der freier Arbeiter aufgebaut ist. In beiden ist das Gemeininteresse von Unter- und Oberklasse grundverschieden, und darum erhält auch der Sozialismus beider Perioden, der aristokratische wie der demokratische, ein verschiedenes Gepräge.

In der Antike nämlich ist die Sklavenschaft kein Teil des Staates; sie ist lediglich Objekt, nicht aber Subjekt des Rechtes und der Verfassung. Auch die Unterklasse ist bis zu einem bestimmten historischen Zeitpunkte an dem Fortbestande der Institution interessiert. So geht die Sklaverei fast regelmäßig auch in den sozialistischen Ideenkreis als integrierender Bestandteil ein, und das muß natürlich das Bild des Wirtschaftslebens in besonderer Weise färben, während der moderne Sozialismus beider Richtungen hier

ganz andere Konstruktionen zu machen hat, um die schließlich doch unentbehrliche Arbeitsleistung zu sichern.

Das ist das sekundäre Einteilungsprinzip, dessen wir uns zu bedienen haben werden. Das primäre war die Einteilung in den aristokratischen und demokratischen Sozialismus; das sekundäre ist die Einteilung in antiken und neuzeitlichen Sozialismus.

Das tertiäre Einteilungsprinzip ergibt sich aus der Größe und Entfaltung des Wirtschaftsgebietes, in dem die soziale Zersetzung ihren Gang geht.

Der Kapitalismus beginnt regelmäßig in kleineren Wirtschaftsgebieten, um dann, dank seiner gewaltigen Expansionskraft, immer größere Gebiete zu ergreifen und gleichzeitig zu einem einzigen Markt zu integrieren. Von der Größe des Marktes hängt aber nach bekannten ökonomischen Grundgesetzen der Grad der gesellschaftswirtschaftlichen Arbeitsteilung und -Vereinigung, der Ergiebigkeit der Arbeit usw. ab; und je nach alledem haben die Interessen der beiden Hauptklassen, jede für sich, und hat nicht minder das Gesamtinteresse beider zusammen sehr verschiedene Richtung. Wir werden auch diesen Dingen gerecht zu werden haben und in jeder Hauptperiode wenigstens einmal unterzuteilen haben in den Sozialismus der früh- und der hochkapitalistischen Periode, des engeren und des weiteren Raumes. In der Antike fällt die erste ungefähr mit der „Kantonswirtschaft" der einzelnen Stadtstaaten, die letzte mit der hellenistisch-römischen Epoche zusammen. In der Neuzeit fällt die erste ungefähr mit der späteren Stadt- und Territorialwirtschaft, die letzte mit der entfalteten Volkswirtschaft und Internationalwirtschaft zusammen.

Jede dieser vier Perioden hat ihren eigentümlichen technisch-ökonomischen Aufbau, und selbstverständlich — niemand kann aus seiner Zeit so wenig wie aus seiner Haut — spiegelt sich dieser Bau in der Gestalt der in ihnen entstandenen sozialistischen Systeme. Sie sind in den beiden Frühperioden mittelständisch, d. h. kleinbäuerlich oder kleinbürgerlich gefärbt, während sie in den beiden Spätperioden Züge der großen volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung zeigen, Züge, die aber in der hellenistisch-römischen Epoche nur ganz schwach angedeutet sein können, weil damals die Sklavenarbeit jeden großen technischen Aufschwung verhinderte, während sie in der hochkapitalistischen Gegenwart das Bild immer mehr und mehr beherrschen.

Schließlich haben wir als letzten Einteilungsgrund die besonderen Bedürfnisse und die durch sie hervorgerufenen Zielsetzungen und Wertungen desjenigen Klassenbestandteils anzuwenden, der nach Zahl und Einfluß innerhalb seiner Klasse den Ton angibt. Das haben wir an der Oberklasse bereits gesehen: das landed interest drückt sich im staatskommunistischen Sozialismus aus, während das moneyed interest natürlicherweise in dieser Beziehung unfruchtbar ist.

Viel bedeutsamer prägen sich diese Sonderinteressen seitens der Unterklasse aus. Und zwar haben wir hier grundsätzlich zu unterscheiden zwischen den Bedürfnissen und daher der Psychologie des kleinen Bauern einerseits und der städtischen Elemente aus der Unterschicht andererseits.

Die Landwirtschaft unterscheidet sich in mehrfacher Beziehung ökonomisch sehr stark von den Gewerben.

Erstens kann in ihr die Arbeitsteilung und Arbeitszerlegung unmöglich auch nur entfernt so weit getrieben werden wie in der Industrie. Denn sie ist naturgebunden, abhängig von den Jahreszeiten und der Witterung, und darum muß der Bauer, will er sein Land und seine Arbeitskraft ad maximum ausnutzen, mehrere Spezialitäten nebeneinander betreiben. Er bleibt daher immer mehr Vollarbeiter als der städtische Gewerbetreibende.

Zweitens ist der Bauer in ungleich höherem Maße autarkisch, selbstgenügend, als sein industrieller Klassengenosse. Er erzeugt im Notfall ohne gesellschaftliche Kooperation alle seine Bedarfsmittel erster Ordnung an Nahrung, Behausung und Kleidung und einen Teil seiner Bedarfsmittel zweiter und dritter Ordnung an Geräten, Schmuck usw. Das verleiht ihm, zusammen mit dem Bewußtsein seiner Vollarbeiterschaft, die in vielen Sätteln gerecht ist, einen hohen Grad von Individualismus.

Drittens ist die „Konkurrenz" zwischen Bauern von der zwischen Städtern in der kapitalistischen Gesellschaft völlig verschieden. Dort besteht, wie ich zuerst gezeigt habe, der friedliche Wettbewerb, hier der feindliche Wettkampf. (Vergl. meine „Theorie", S. 558 ff.) Ich kann das an dieser Stelle nicht näher begründen: es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß der feindliche Wettkampf darauf hinausläuft, den Mitbewerber durch Unterbietung aus dem Markte zu werfen. Dieses Bestreben hat der kapitalistische Gewerbtreibende, dessen Erzeugnis die Tendenz hat, fortwährend im Preise zu sinken; aber der Bauer kann es nicht haben, dessen Erzeugnis umgekehrt die Tendenz hat, fortwährend im Preise zu steigen. Für unsere Zwecke genügt es, festzuhalten, daß zwischen Bauern von einer „Konkurrenz" nach Art der gewerblichen keine Rede sein kann.

Aus dieser polaren Verschiedenheit folgt, daß der kleinbäuerliche Sozialismus sich wenig um die Kooperation sorgt und vor der Konkurrenz keine Angst hat, während der Sozialismus der städtischen Unterklasse sehr um die Kooperation sorgt und vor allem darauf abzielt, die wie der Teufel gefürchtete Konkurrenz auszuschalten, ein Bestreben, durch das er dem aristokratischen Staatskommunismus ähnlich wird.

Der kleinbäuerliche Sozialismus ist, da die Existenzbedingungen seiner Träger durch alle Epochen und Veränderungen hindurch die gleichen bleiben, ebenfalls in den Hauptzügen immer derselbe. Er ändert sich nur nach seiner politischen Hülle. In Zeiten halbwegs vernünftiger Regierung und Ver-

waltung tritt er als „Agrarsozialismus“ auf, als Forderung rationeller Verteilung des vorhandenen Ackerbodens, ja, oft sogar nur als Verlangen nach kräftiger innerer Kolonisation; und es ist oft fraglich, ob man hier noch von sozialer Reform oder schon von Sozialismus zu reden hat. — Wo aber die Zersetzung einen sehr hohen Grad erreicht hat, wo namentlich eine schlechte Regierung und Verwaltung das Latifundienunwesen noch übergipfelt, da wird der Bauer revolutionär, und sein Sozialismus nimmt die Form des Anarchismus an, der den Staat radikal auszurotten entschlossen ist, um die Ordnung der Gemeinschaft dem freien „Mutualismus“ der durch keine Konkurrenz getrennten Nachbarn zu überlassen. In der Tat ist auch die ganz aus bäuerlichen Kleinbesitzern zusammengesetzte Gesellschaft die einzige, die sich allenfalls ohne eigene Behörde, in reiner unmittelbarer Selbstverwaltung regieren könnte.

Der Sozialismus der gewerblichen Unterklasse kann diesen Charakter des Individualismus und Anarchismus nicht haben. Er muß dafür sorgen, daß die volkswirtschaftliche Arbeitsteilung fehllos funktioniere, denn der Städter ist von ihr ganz und gar abhängig, und zwar nicht nur in bezug auf das wichtigste Befriedigungsmittel, die Nahrung, sondern auch in bezug auf die Bedingung seiner eigenen Arbeit, die Roh- und Hilfsstoffe. Da er, wie gezeigt, die freie Konkurrenz für die Wurzel aller Übel halten muß, die Konkurrenz, die ihn in seiner Gegenwart mit all diesen Dingen versorgt, so muß sein Sozialismus die Richtung auf eine Gesellschaftswirtschaft ohne Konkurrenz, auf eine marktlose Wirtschaft nehmen. Das ist der gemeinsame Zug alles „städtischen“ Sozialismus der Unterklasse.

Die Sonderzüge erhalten die einzelnen Konzeptionen oder Konstruktionen zunächst danach, ob die Gewerbe im engen oder im weiten Raum bestehen.

Im engen Raum beherrscht noch der ökonomisch Selbständige, d. h. das Handwerk und der Kleinhandel, die städtische Psychologie; und ihre Vorstellungen und Bedürfnisse färben das Bild des ersehnten Gesellschaftsbaues. So entsteht der kleinbürgerliche Sozialismus nach dem Bilde einer marktlosen Gemeinde, einer Kleinstadtwirtschaft, wie etwa bei Owen und Cabet; und der „Staat“ ist nichts anderes als ein Bund solcher Gemeinden.

Im weiten Raume aber beherrscht in immer steigendem Maße das Bedürfnis der dauernd ökonomisch Unselbständigen, der Industriearbeiterschaft, die städtische Psychologie; und ihre Vorstellungen und Bedürfnisse färben das Bild des ersehnten Gesellschaftsbaues. So entsteht der proletarische Sozialismus nach dem Bilde einer, ein ganzes Land, ja, die Welt überspannenden Riesenfabrik, die sich autarkisch, ohne Vermittlung des Marktes, alle ihre Roh- und Hilfsstoffe, Gebäude und Maschinen selbst herstellt, eingeschlossen die Lebens- und sonstigen Unterhaltsmittel ihrer sämtlichen Angestellten und Arbeiter.

Dieser Hauptgegensatz zwischen dem kleinbürgerlichen und dem proletarischen Sozialismus betrifft die Produktion, die Gütererzeugung. Weniger tief einschneidend und regelmäßig, aber doch bedeutsam genug ist der Gegensatz zwischen beiden in der Ordnung der Verteilung und des Konsums.

Im engen Raum der Stadtwirtschaft erlaubt die geringe Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung jedem nur die Deckung eines anständigen Lebensbedarfs an Nahrung, Kleidung, Behausung und einigen Gütern des gröberen Behagens. Die Anzahl der in Betracht kommenden Güterklassen ist gering, es herrscht eine sehr große Einförmigkeit der Lebenshaltung. Hier, ebenso wie in der Dorfwirtschaft, wo die Einförmigkeit noch größer ist, hat der Gedanke nichts allzu Fremdartiges, alle Mitglieder der Gesellschaft gleichmäßig zu beteilen; und es macht dabei keinen entscheidenden Unterschied, ob man die Beteilung gleichmäßig nach Köpfen oder nach dem Bedürfnis vornehmen will; denn bei all den Gütern, die hier in Betracht kommen, ist das Bedürfnis so gleichartig, daß der Begehr ungefähr gleiche Mengen fordern wird. Daher ist der kleinbürgerliche Sozialismus in der Regel kommunistisch zugespitzt, als Gemeineigentum der Gesellschaft sowohl an den Produktionsmitteln wie auch an den Konsumgütern.

Im Gegensatz dazu ist die gesellschaftliche Arbeitsteilung im weiten Raum sehr hoch entfaltet: daher ist die Anzahl der für den Konsum aller in Betracht kommenden Güterklassen sehr groß, und zwar vor allem gerade der Güter eines höheren Behagens, eines differenzierteren Geschmacks. Dementsprechend ist denn auch die alte Einförmigkeit und Gleichförmigkeit der Lebenshaltung einer bunten Vielgestaltigkeit gewichen, und die Vorstellung wird immer mehr unerträglich, alle mit gleichen Mengen gleicher Güter auszustatten. Für die Angehörigen der modernen Gesellschaft, die oft gerade in der persönlichen Note der Geschmacksrichtung und Bedarfsdeckung ihre beste Freiheit sehen, gemahnt die Vorstellung des behördlich geregelten Verbrauchs an das Zuchthaus, während die behördlich geregelte Arbeitspflicht den Proletarier nicht im mindesten schreckt. Ist es doch die Ordnung, in die er hineingeboren, in der er aufgewachsen ist: zu bestimmter Stunde zu bestimmter Arbeit anzutreten. Ihm genügt die Hoffnung vollständig, kürzere Zeit unter angenehmeren sachlichen Bedingungen, unter liebenswürdigerer Aufsicht und für höheres Entgelt arbeiten zu können. Aus diesen Gründen ist der proletarische städtische Sozialismus kollektivistisch zugespitzt: er fordert nur noch das Gemeineigentum an den Produktionsmitteln, überläßt aber die Konsumgüter dem Privateigentum und die Richtung des Konsums dem Privatbelieben.

Das sind die Hauptzüge des städtischen proletarischen Sozialismus im weiten Raum. Wie er sich im einzelnen ausgestaltet, das hängt davon ab,

welche Mittel sich nach der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Lage des betreffenden Staatswesens als die besten darzubieten scheinen.

Wo ein hartes Klassenregiment die Unterklasse bedrängt, entwürdigt und ausbeutet, da steht der Gesichtspunkt der politischen Emanzipation selbstverständlich im Vordergrunde der Vorstellungen: der Sozialismus ist revolutionär, und zwar in besonders autokratischen und korrupten Staaten, „revolutionär im Heugabelsinne der Gewalt", wie etwa in Russisch-Polen; der proletarische Sozialismus verbündet sich dann häufig mit dem ihm in dieser Beziehung, in bezug auf das beste Mittel, nahe verwandten kleinbäuerlichen Sozialismus und nimmt anarchistische Züge an. In autokratischen Staaten mit leidlicher Verwaltung und Justiz ist der proletarische Sozialismus in einem gemäßigteren Sinne „revolutionär"; er sucht womöglich auf verfassungsmäßig friedlichem Wege die gesellschaftliche Umwälzung zu erreichen, wobei er sich für den Notfall die ultima ratio regum et nationum, die Gewalt, vorbehält. In wirklich konstitutionellen Staaten dagegen ist es der Unterklasse längst klar geworden, daß die Wurzel aller Übel nicht in der Verfassung des Staates, sondern der Wirtschaft, im Eigentum und der Produktionsordnung, steckt. Hier tritt der Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Emanzipation mehr und mehr in den Vordergrund der Vorstellungen, und der Sozialismus wird evolutionär.

Zuerst überwiegt noch die hergebrachte Kampfstimmung, und ihr bietet sich als das einfachste Mittel der wirtschaftliche Kampf, den die Kampforganisationen des Proletariats, die Gewerkschaften, mit den Kapitalisten führen: in Streiken, Boykotten usw. Wo diese Stimmung des städtischen Proletariats mit einem starken kleinbäuerlichen Sozialismus zusammentrifft, haben wir den revolutionären „Syndikalismus", den „Anarcho-Sozialismus". So in Frankreich, in Spanien, in Süditalien. Wo das nicht der Fall ist, wie in England und Deutschland, da haben wir den friedlichen Gewerkschaftssozialismus, wie ihn z. B. Dühring in seiner letzten Periode verfocht, eine Anschauung, die nahe an die Hoffnung gewisser freisinniger bürgerlicher Reformer grenzt, von denen ich Lujo Brentano und Schulze-Gaevernitz nennen will.

Daneben entfaltet sich nun immer mehr in dem Maße, wie die Verstädterung der Bevölkerung zunimmt, wie das Proletariat sich seiner Zahl und Kraft mehr und mehr bewußt wird, als evolutionärer Sozialismus par excellence der „Assozialismus", dessen Mittel nicht mehr der aggressive wirtschaftliche Kampf, sondern die wirtschaftliche Organisation des Proletariats ist, die das Kapital nicht mehr im offenen Kampfe besiegen, sondern ausschalten, sozusagen aushungern will. Hier bieten sich, je nach der Entfaltung der Volkswirtschaft, verschiedene Mittel dar, die nun sämtlich einzeln oder in mannigfacher Kombination empfohlen werden.

Es gibt Systeme, die dem Proletariat das Kapital beschaffen wollen, das als das unentbehrliche Instrument der Emanzipation gilt. Das ist der Assozialismus des Kredits, wie ihn z. B. Proudhon, zeitweise auch Owen empfahl. Oder man nimmt unmittelbar die Produktion in Angriff, um neben dem und gegen das Kapital den Markt zu erobern: das ist der produktiv-genossenschaftliche Assozialismus, wie ihn Buchez in Frankreich, die christlichen Sozialisten, Vansittart Neales u. a. in England, Aimé Huber und, als letztes Ziel, Schulze-Delitzsch in Deutschland propagierten. Oder man versucht in der Organisation des Konsums, der Kundschaft, zuerst einmal die sichere Grundlage für die Organisation des Kredits und der Produktion zu legen: das ist der Assozialismus der Konsumgenossenschaften, vertreten z. B. durch Campbell und die gerechten Pioniere von Rochdale in England und Busch in Deutschland; und der durch die Baugenossenschaften und Gartenstädte vertretene Assozialismus der Wohnungsfürsorge. Bei alledem will man bald ausschließlich mit der Selbsthilfe auskommen, bald hält man Staatshilfe für erforderlich; dieser nicht allzu bedeutsame Unterschied galt lange als das Schibboleth, das gestattete, zwischen Sozialismus und Liberalismus zu unterscheiden. Dieser Gegensatz ist namentlich für den produktivgenossenschaftlichen Assozialismus wichtig geworden: Louis Blanc und ihm folgend Lassalle verlangten Staatskredit für ihre Genossenschaften, während Schulze-Delitzsch ihn ablehnte.

Damit dürften die Hauptformen des Sozialismus abgeleitet sein. Die feineren Züge der einzelnen Konstruktionen darzustellen und abzuleiten ist Aufgabe eingehenderer Betrachtung. Hier mag nur kurz angedeutet werden, daß sie vielfach anzeigen, wo ihren Erfinder persönlich der Schuh drückte, d. h. wo seine individuellen Bedürfnisse über seine Klassen- und Gruppenbedürfnisse hinausgehen. Wo in einem sozialistischen System die Weibergemeinschaft und die freie Liebe mit besonderer Hingebung ausgemalt ist, wie bei Campanella und Enfantin, dem Apostel St. Simons, da darf man wohl auf starke persönliche Instinkte in dieser Beziehung zurückschließen, bei dem Mönch Campanella, der noch dazu im Gefängnis seinen „Sonnenstaat" schrieb, wohl auch die bekannte Psychologie des Zölibatärs heranziehen. Und es scheint mir eine gute Beobachtung, wenn G. Adler den individuellen Anarchismus, wie ihn Stirner („Der Einzige und sein Eigentum") bis zum radikalsten sittlichen Solipsismus übersteigert hat, ohne im geringsten auf die Bedürfnisse der Gesellschaft weder als politischer noch als wirtschaftlicher Gemeinschaft Rücksicht zu nehmen, — wenn Adler diesen Anarchismus als den Sozialismus des gebildeten Lumpenproletariers, des Kaffeehaus-Bohemiens, kennzeichnet. Etwas Ähnliches besagt die köstliche Charakteristik, die einmal der „Simplicissimus" den Parteien angedeihen ließ: „Sozialdemokrat ist, wer arbeitet und kein Geld hat, und Anarchist ist, wer nicht arbeitet und kein Geld hat."

Nur eine große grundsätzliche Unterscheidung ist noch zu machen, die zwischen dem „utopistischen" und dem „wissenschaftlichen" Sozialismus. Die Unterscheidung und die darauf beruhende Problemstellung ist eines der unsterblichen Verdienste, die sich Karl Marx um die soziologische Wissenschaft erworben hat.

Alle sozialistischen Systeme bis auf Marx sind „utopistischer" Sozialismus, d. h. sie versuchen, die sozialistische Ordnung aus dem Kopfe zu erfinden. Die Sozialisten waren Uhrmacher oder Mechaniker, die den Glauben und den Ehrgeiz hatten, politisch-ökonomische Kunstwerke aufzubauen.

Marx konnte nach seiner historischen Stellung und seiner persönlichen Geschichtsphilosophie auf solche Absichten gar nicht kommen. Er ist, wie seine ganze Zeit, beherrscht von dem Gedanken der Evolution, die alles organische und supraorganische Sein beherrscht. Namentlich auch die Geschichte erschien seiner „materialistischen Auffassung" als ein gewaltiger Evolutionsprozeß, beherrscht durch die Selbstentfaltung der ökonomischen Produktivkräfte, und er sah, daß die Ideologien jeder Zeit nichts anderes sind als die psychischen Reflexe dieses Prozesses, der Oberbau, der sich mit dem Unterbau gesetzmäßig umwälzt. Zu diesem ideologischen Oberbau gehören auch die Vorstellungen über das Wesen und die Zukunft der Gesellschaft selbst; das führende Individuum, das sie aussinnt und vorträgt, ist nichts als ein Organ, sozusagen ein Sprachrohr, ein instrumentum vocale der Entwicklung. Kein Wunder, wenn Marx sehr geringschätzig von den Versuchen der Utopisten dachte, der Entwicklung ihren Verlauf und Ausgang vorzuschreiben.

Ihm mußte sich vielmehr die Aufgabe stellen, ihr ihre inneren Gesetze abzulauschen. „Der wissenschaftliche Sozialismus besteht darin, die sozialistische Ordnung nicht aus dem Kopfe zu erfinden, sondern mittels des Kopfes aus ihren eigenen Entwicklungstendenzen zu entdecken," sagt ungefähr Fr. Engels. Damit waren Problem und Aufgabe ein für allemal gestellt.

Dieser Aufgabe haben bisher nur zwei Systeme versucht, gerecht zu werden, der marxistische Kollektivismus und mein eigener „liberaler Sozialismus". Marx ist, das glaube ich bewiesen zu haben,* bei der Ausführung gescheitert: er hat in der Gesellschaftsentwicklung „Tendenzen" am Werke geglaubt, die nicht oder doch nicht so wirken. Ob meine eigene Deutung und Prognose richtig ist, muß die Zukunft lehren.

***

---

* Vgl. meine Abhandlung: „Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre", Berlin 1903, und meine Streitschrift „Die soziale Frage und der Sozialismus", eine kritische Auseinandersetzung mit der Marxistischen Theorie, Jena 1912.

Die Gezeichneten
Roman von Aage Madelung

(Fortsetzung)

Er blieb einen Augenblick vor der Tür stehen, die sich hinter ihr geschlossen hatte, und begann darauf im Kabinett auf und ab zu gehen, bis ihm plötzlich ein anderer Gedanke kam; er sah auf die Uhr und klingelte nach dem Badediener. Dieser erschien auf der Stelle und betrachtete den Gast mit einem fragenden und listigen Ausdruck. Als er aber sah, daß jener nicht zu Erklärungen aufgelegt war, setzte er sogleich eine höchst ehrerbietige Miene auf und bedankte sich mit tiefer Verbeugung für das reichliche Trinkgeld, das ihm als unzweideutige Anerkennung seines sichern Geschmacks zuerteilt wurde.

„Habe die Ehre, dem gnädigen Herrn ein angenehmes Befinden zu wünschen nach dem warmen Bad! Stets zu Diensten des gnädigen Herrn!" sagte er treuherzig wie ein Kind, indem er den Gast zur Türe hinaus geleitete. Dieser schien jedoch die guten Wünsche und schönen Verheißungen nicht zu hören. Er zog seinen Pelz dichter um sich und ging behutsam dem Ausgang zu. Am Ende des Korridors sah er einen kleinen brünetten Herrn sich entgegenkommen. Ihm war, als müsse er ihn kennen, aber woher und wieso, darauf konnte er sich — mit einer gewissen Unruhe — nicht besinnen. Jedenfalls mußte es lange her sein, daß er dem Betreffenden begegnet war. Die Ähnlichkeit war unverkennbar; aber die dazwischenliegende Zeit hatte ihn nicht verschönert; nein, das Gesicht, das er wiederzuerkennen glaubte, hatte seinerzeit nicht diesen Ausdruck gehabt, der ihn mehr und mehr peinlich berührte, je näher es ihm kam. Es sah ihm starr in die Augen, als wollte es ihn an ein unangenehmes gegenseitiges Verhältnis erinnern. Und als er endlich mit einem Kälteschauer dicht davor stehen blieb, entdeckte er mit einer gewissen Erleichterung, daß es sein eigenes Antlitz war, das ihm aus einem großen Spiegel am Ende des Korridors entgegenstarrte. Er holte ein paarmal tief Atem und musterte sein Spiegelbild mit Sorgfalt. Nun, da er wußte, wer es war, kam es ihm sogleich weniger abstoßend vor; aber es ließ sich doch nicht leugnen, daß es seinerzeit anders ausgesehen hatte, ohne daß er sich doch klar zu machen vermochte, worin der Unterschied lag. Und während er so stand und sich selbst betrachtete, sah er plötzlich im Spiegel ein Paar, das sich auf demselben Weg, auf dem er gekommen war, näherte. Die elegante üppige Dame kannte er nur allzu gut, wogegen er den Herrn, der sie begleitete, noch nie gesehen hatte; und doch wußte er auch nur allzugut, wer es war. Es war ein kleiner vierschrötiger Mensch in Studententracht. Das blonde, leicht gelockte Haar wies unter der Mütze seine wohlfrisierte Anmut. Das Gesicht war breit und trug trotz seiner

lächelnden Zuvorkommenheit das Gepräge einer sentimentalen Roheit, das seltsam mit dem Aussehen der Dame übereinstimmte. Auch der Gang beider war derselbe, breithüftig und leicht wiegend, mit kleinen zierlichen Schritten. Sie sahen beide in den Spiegel, und je näher sie kamen, desto größer ward auch ihre neugierige Aufmerksamkeit, worin trotzdem nicht die geringste Spur peinlicher Verlegenheit lag. Plötzlich sagte die Dame mit der natürlichsten und liebenswürdigsten Stimme von der Welt:

„Bonjour, Monsieur!“

Aber der Mann vor dem Spiegel schien nicht zu verstehen, daß dieser Gruß ihm galt, weshalb die Dame, während sie dicht an ihm vorüberging, mit etwas schärferem Tonfall wiederholte:

„Bonjour, Monsieur Segal!“

Eine tiefe Röte breitete sich über sein Antlitz, als er seinen Namen auf diese Weise und in solcher Gesellschaft nennen hörte. Er wollte den Gruß erwidern; aber die Worte blieben ihm im Hals stecken, so groß waren seine Scham und Empörung über diese Situation. Und noch lange, nachdem das Paar verschwunden war, blieb er verloren vor dem Spiegel stehen, als hätte er in seinem Gesicht oder seiner Kleidung irgend etwas entdeckt, was ihn so genierte, daß er nicht wagte, sich von der Stelle zu rühren. Als er endlich, linkisch und unsicher, als hätte jemand beobachtet, was vor sich gegangen war, die Badeanstalt verließ, da wußte er, daß er von heute abend an weder der sechste noch der siebente von Pepitas Bewunderern mehr war. Ja, er nannte nicht einmal mehr ihren Namen, sondern dachte sie sich bloß als einen Begriff, der für ihn mit einer tiefen und, wie ihn deuchte, unverdienten Demütigung verbunden war.

Draußen auf der Straße fiel der Schnee dichter und dichter. Die Schlitten, die vor der Badeanstalt hielten und auf Fahrgäste warteten, waren ganz weiß. Eine Wolke von Schnee umstäubte sie, da denn die Kutscher, als Segal unter der Tür erschien, alle gleichzeitig auf ihre Pferde einhieben, um zuerst zur Stelle zu sein. Aber er mochte nicht fahren. Er schlug den Pelzkragen hoch und schritt langsam hinaus ins Schneewetter. Er hatte Zeit genug. Es waren noch drei Stunden, bis er auf dem Bahnhof sein mußte, und bis dahin wollte er am liebsten ganz allein sein mit sich selber. Seine Gedanken kreisten ununterbrochen um ein und dasselbe. Er stellte sich wieder und wieder die Situation vor dem Spiegel vor, hörte seinen Namen nennen, sah jenen Studenten zuvorkommend und höhnisch lächeln.

„Bonjour, Monsieur Segal!“ wiederholte er für sich selbst, und mit jedem Mal, daß er es wiederholte, ward seine Eitelkeit tiefer verletzt. Seine Augen wurden brennend heiß von jenem unbestimmten Zorn, der nicht weiß, gegen wen er sich wenden soll, weil er sich nicht gegen sich selber wenden mag.

Das ist das Kind im Menschen, das erwacht, des Kindes wortloser Zorn und Gram über ein zertrümmertes Stück Spielzeug, eine zerbrochene Puppe, eine zunichte gemachte, vielleicht verbotene Freude. Und der in allen menschlichen Dingen erfahrene Advokat, dieser Jakow Jakowlewitsch Segal, Ehrenbürger der Stadt Moskau, angesehen vor Gott und aller Welt, räusperte sich ein paarmal angestrengt und empfand einen kindischen Drang, sich die Nase zu putzen und sein unglückliches Schicksal zu beklagen. Ja, er fühlte sich so unglücklich und vernichtet, wie wenn er ab und zu, trotz all seiner Berühmtheit, träumte, daß er in der Schule Prügel bekäme oder von den Kameraden verhöhnt würde . . . Seltsam, daß er in vollkommen wachem Zustand darauf kam, an so unwesentliche Dinge wie Träume zu denken! Aber er war ja doch einmal Kind gewesen. War es ein Traum, daß er Tausende von bittern Kränkungen anderer getragen und erduldet hatte, eh' er soweit kam, daß kein anderer als er selbst ihn kränken konnte?

Und er, der längst all diese bittern Dinge vergessen hatte und sie hatte vergessen wollen, fand jetzt eine unerwartete Lust und Erquickung in den Erinnerungen aus jener Kindheit, die er selbst verleugnet hatte. Er sah das kleine Haus in der Stadt am Dnjepr, in dem er geboren und in dem seine Mutter nun einsam zurückgeblieben war. Er sah das ernste und strenge Antlitz seines Vaters, hörte ihn zu sich reden von der Pflicht der Söhne gegen die Familie und der Pflicht der Juden gegen ihr Volk, und fühlte wieder die alte Erbitterung über Zwang und Gesetz, die ihm nichts sagten und nur seine Lust, entgegengesetzte Anschauungen geltend zu machen, aufstachelten. Ja, so hatte es angefangen: erst erwachte der Trotz im Kind, und darauf folgte die offene Empörung des Mannes gegen Gesetze und Gebräuche, die ihn persönlich nichts angingen und vor denen er sich nicht beugen wollte, geschehe, was da wolle. Er hatte Mensch sein wollen vor allem, und war aus seiner Kaste ausgebrochen, weil er außerhalb und über allen Kasten sein wollte, ein freier Mensch, mit dem Recht, auf allen Wegen zu wandern. Er hatte es wie eine Befreiung empfunden, als er in eine andere Kaste hineingetauft ward, an einer Universität immatrikuliert, in den Advokatenstand aufgenommen und schließlich notgedrungen als Mitglied der Kaste der obern Zehntausend, der strengsten von allen, anerkannt wurde . . . Er hatte Mensch sein wollen vor allem andern . . .

Segal lächelte gezwungen darüber, daß er an all diese Kindereien hatte denken müssen. Als ob er es nicht schon früher gewußt hätte. Als ob er es nicht immer gewußt hätte, daß er trotz allem stets Jude geblieben war, für sich selbst und für alle andern, für alle andern, ausgenommen für die Juden. Aber er hatte dies Wissen so tief in sich getragen, daß es niemals die Oberfläche seines täglichen Lebens kräuselte, niemals die geringste Störung darin hervorbrachte. Und jetzt, gerade heute, mußten diese vergessenen Dinge

in seinem Innern auferstehen und ihn an seine Herkunft von unendlichen Generationen eines und desselben Blutes erinnern.

„Eines Blutes!" sagte er halblaut, und im selben Augenblick fiel ihm das kleine, nackte Weib im Bad ein. So ungefähr muß Hanne-Liebe aussehen, dachte er weiter. Wenn es nun sie gewesen wäre ... wenn sie es gewesen wäre, die sie geraubt und getauft hätten, im Namen der Liebe, nachdem sie erst ihre Eltern niedergemetzelt und deren Haus in Asche gelegt hätten! Auch sie ist eine Tochter Israels.

Damals wüteten und tauften sie in ihrer Vaterstadt. Morgen wüten und taufen und morden sie in der Stadt, in der Hanne-Liebe geboren war ... Im Namen der Liebe! ... Und alle christlichen Nationen sehen zu, und er selbst sieht zu, wie er so viele Male zugesehen hat ...

„Nein, nein, nein!" sagte er laut vor sich hin und fing plötzlich an, rasch und entschlossen auszuschreiten, als wäre ihm bange, es könnte irgend etwas geschehen, das er selber hatte planen helfen und das er nun um jeden Preis verhindern mußte, eh' es zu spät war.

Und so ging er in der kalten Schneenacht durch die bleichen Gassen, bis er Moskau durchwandert hatte und auf dem Bahnhof stand, wo er seine Schwester abholen sollte. Er hatte sie nicht mehr gesehen, seit sie ein kleines Mädchen war, das eben erst anfing zu gehen; und doch war ihm, als wisse er ganz bestimmt, wie sie aussah. Er hatte auch nichts von ihr oder über sie gehört, bis er ihren Brief erhalten hatte. Und doch war ihm, als könne sie gar nicht anders geschrieben haben: so und so hatte sie geschrieben, memorierte er, während er im Wartesaal auf und ab ging. Selbstverständlich; an wen sollte sie schreiben, wenn nicht an ihn? Er war ja ihr Bruder, und also betrachtete sie ihn als Bruder. Und je mehr er jetzt über diese Begegnung nachdachte, die ihm zuerst so peinlich und in formeller Hinsicht so schwierig zu ordnen erschienen war, desto mehr freute er sich darauf. So oft er sich der Uhr im Wartesaal näherte, blickte er ungeduldig zu ihr auf, und je weiter die Zeit vorrückte, desto unruhiger ward er. Vielleicht kam sie gar nicht. Vielleicht verfehlten sie einander; aber sie hatte ja geschrieben, sie würde ihr Taschentuch in der Hand halten und auf dem Perron warten, bis alle andern fort wären. Aber vielleicht würde sie ihn nicht mögen, würde sich fremd fühlen ihm gegenüber, nichts erzählen von denen daheim, von der Stadt und dem Fluß, von der alten Nastja, die ihn immer ausgescholten hatte und die nun — wer weiß — tot war, nicht mehr da ...

Als der Zug endlich signalisiert wurde, lief er hinaus auf den Perron und stellte sich so auf, daß alle Reisenden an ihm vorüber mußten. Er hörte die Schaffner die Türen aufreißen und sah, wie die Reisenden sich drängten, um zuerst herauszukommen, als wären sie sämtlich von einer

Angst vor den engen Kupees und der aufgezwungenen Gesellschaft befallen. Sie riefen und stampften und kämpften sich durch, mit Koffern und Bündeln und Körben und Paketen und wimmernden Kindern, als sollten sie zum Jahrmarkt im Himmel und hätten Angst, zu spät zu kommen. Ganz Rußland war vertreten, von der ersten bis zur dritten Klasse; ja einer war sogar dabei, der auf allen Vieren aus dem Zug kroch und sich ebenso weiter schob, ohne daß er oder andere es weiter auffallend fanden.

Fast alle waren schon aus den Waggontüren gesprungen, als Segals Blicke auf ein junges Mädchen fielen, das, einen Korbkoffer in der Hand, bedachtsam ausstieg. Aber er wandte die Augen gleich wieder ab und spähte nach anderen Richtungen, ohne doch etwas zu entdecken; und einen Augenblick später sah er wieder das junge Mädchen. Sie stand jetzt auf dem Perron, als warte sie auf jemand. Den Korbkoffer hatte sie neben sich gestellt, und in der Hand hielt sie ein weißes Taschentuch. Segal wußte, daß es Hanne-Liebe war. Aber es kam ihm so unbegreiflich vor, daß dies fremde, ärmlich gekleidete junge Mädchen seine leibliche Schwester war, daß er sich nicht entschließen konnte, zu ihr hin zu gehen. Und erst, als sie allein auf dem Perron waren und das junge Mädchen ihn aufmerksam ansah, ging er zögernd zu ihr hin, nahm seine Pelzmütze ab und fragte mit erkünstelter Höflichkeit, wie man eine Fremde auf der Straße anspricht:

„Entschuldigen Sie, Fräulein, — Sie sind wohl nicht Fräulein Segal?"

Hanne-Liebe sah ihn verwirrt an und schlug die Augen nieder.

„Doch, ich bin es."

„Schwester!" sagte Segal; und hingerissen von einer unbekannten Wärme und Zärtlichkeit umarmte er diese fremde Schwester und küßte sie, indem er immerzu wiederholte:

„Schwester! Ich bin ja dein Bruder!"

Und nachdem er das so oft gesagt hatte, daß kein Zweifel mehr sein konnte, daß sie Bruder und Schwester waren, fuhr er fort:

„Wie geht es Mutter? Was macht sie? Wie? Gut? Gott sei Dank, also gut? Wo sind deine Sachen? Wo ist dein Gepäck?"

„Hier," sagte Hanne-Liebe und deutete auf den kleinen Korbkoffer, der neben ihr stand.

„Das? Ist das alles? Hast du keinen Pelz? Bei diesem entsetzlichen Wetter? Na, dafür werden wir schon sorgen! Komm jetzt mit nach Hause in die Wärme!"

Damit nahm er den Korbkoffer, obgleich er sich sonst nie herabließ, etwas zu tragen, führte Hanne-Liebe hinaus zu einem Schlitten und packte sie ein, so gut er konnte.

Sie saßen halb verlegen nebeneinander. Ab und zu fragte Segal, ob Hanne-Liebe nicht friere, ob sie Hunger habe, wie es ihr auf der Reise ergangen; ob Mutter alt geworden sei; und Hanne-Liebe antwortete ja und nein, danke gut, je nach den Fragen, und dachte dabei mehr an das fremde Haus, dem sie entgegenfuhr, und die fremde Frau, die ihr dort entgegentreten würde.

Aber als sie endlich zu Hause angelangt und eingelassen worden waren, meldete das Zimmermädchen, daß die gnädige Frau zu Bett gegangen sei. Sie habe Kopfschmerzen und lasse grüßen. Sie vermißten sie nicht. Segal schenkte den Tee ein und nötigte die Schwester zum Essen, während er im Zimmer auf und ab ging und laut vor sich hinsprach: „Ja, nun werden wir sehen, wie wir es für dich einrichten, Schwester. Wir wollen es erst einmal beschlafen. Du sollst es bei mir haben, als wärst du meine eigene Tochter. Du weißt ja, ich habe keine Kinder. Und jetzt ist es, als hätte ich auf einmal eine erwachsene Tochter! Haha!"

Segal ging zu Hanne-Liebe hin und strich ihr über das dunkle Haar.

„Und was für eine niedliche kleine Schwester! Ich freu' mich, wenn ich dich ansehe. Du weißt ja, ich bin viele Jahre lang ein Mann ohne Familie gewesen. Und jetzt bist du zu mir gekommen. Du sollst sehen, alles läßt sich aufs beste ordnen. Was ich für dich tun kann, soll geschehen und soll mit Freuden geschehen!"

Hanne-Liebe war bald fertig mit ihrer Mahlzeit; und nachdem der Bruder ihr gezeigt hatte, wo sie schlafen sollte, küßte sie ihn, ohne etwas zu sagen. Aber er wußte, daß er an einem einzigen Tag den langen Weg zu seinem Ursprung zurückgewandert war, obgleich er sich ein halbes Menschenalter davon entfernt hatte.

Als er zu seiner Frau hineinkam, schlief sie selbstverständlich nicht. Sie erkundigte sich auch nicht nach Hanne-Liebe und dem Eindruck, den sie auf den Bruder gemacht hatte, sondern fragte, als setze sie die Unterredung fort, die sie am Vormittag gehabt hatten:

„Nun, hast du also mit Pastor Königsspatz gesprochen heute?"

„Pastor Königsspatz?" erwiderte Segal, als begriffe er nicht, was diese Frage bedeuten sollte.

„Ja doch! Du wolltest doch mit ihm sprechen über die Taufe deiner Schwester."

„Die Taufe meiner Schwester?"

„Du führst dich oft auf wie ein Kind! Es war doch verabredet, daß Pastor Königsspatz sogleich Schritte in dieser Sache tun sollte. Sonst kann deine Schwester ja doch nicht hier bleiben. Du hast auch gewisse gesellschaftliche Rücksichten zu nehmen. Juden haben nicht das Recht, sich in Moskau aufzuhalten. Mir scheint, das ist dir nicht unbekannt!"

Segal antwortete nicht gleich. Er wurde sehr bleich und starrte regungslos vor sich hin. Aber plötzlich richtete er seine Augen kalt und überlegen auf das blonde Weib im Bett.

„Ich habe heute andere Dispositionen getroffen!"

Seine Frau setzte sich im Bett auf, so überrascht war sie über den ungewohnten Tonfall in den Worten des Mannes. Ihr leichtes, spitzenbesetztes Nachtgewand öffnete sich bei der Bewegung und entblößte ihre weiße und schwellende Brust.

„Du hast heute andere Dispositionen getroffen?" wiederholte sie, als hätte sie falsch gehört. Und ihr Erstaunen stieg, als sie bemerkte, daß sie nicht die Spur von Eindruck auf den Mann machte. Sein Gesicht blieb gleich blaß und seine Blicke gleich kalt.

„Ja," antwortete er, und seine Worte klangen beinahe drohend, „ich habe heute andere Dispositionen getroffen, und ich wünsche keine weiteren Verhandlungen darüber. Ich wünsche, daß du diese Sache nicht mehr berührst, weder in etwaigen Gesprächen mit mir noch mit andern."

Seine Frau ward von einem plötzlichen, unbezwinglichen Lachanfall überkommen. Sie lachte so, daß das lose gelbe Haar sich um ihre Schultern ringelte und der Busen hüpfte. Sie lachte herzlich, ohne jede Spur von Verstellung, und hörte erst auf, als der Mann ein paar heftige Schritte auf sie zu machte.

„Dein Betragen berechtigt mich, dich daran zu erinnern, daß du weder Kinder noch Vermögen hast. Vielleicht dürftest du bei mir eine hinreichende Bekanntschaft auch mit den vermögensrechtlichen Verhältnissen zwischen einem Mann und seiner kinderlosen Ehefrau voraussetzen . . ."

Sie hatte noch immer Tränen in den Augen vor Lachen; aber sie war mit einem Male sehr aufmerksam geworden.

„. . . Ich teile dir also mit, daß ich entschlossen bin, Hanne-Liebe die Hälfte meines Vermögens zu geben, und daß ich, falls ich es zweckmäßig finden sollte, imstande bin, meine Verhältnisse so zu ordnen, daß sie meine Universalerbin wird, mit Übergehung aller andern — ohne Ausnahme!"

Sie wollte etwas sagen; aber er hob die Hand und ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Ich habe mein Vermögen dadurch erworben, daß ich Dinge opferte, die vielen Menschen teurer sind als Geld. Ich will, daß meine Schwester nicht zu derartigen Opfern gezwungen sein soll. Ich habe der christlichen Kirche einen Proselyten verschafft; aber das bleibt auch der erste und der letzte! Ich will nicht, wie andere Renegaten, zu den eifrigsten Missionaren gehören. Und für den einen, den ich bekehrt habe, habe ich selbst die Verantwortung zu tragen. Ich hoffe, du verstehst mich . . ."

Hier brach Frau Segal in Tränen aus, warf sich rücklings auf ihr

Kissen und schluchzte. Aber ihr Mann nahm keine Rücksicht darauf und fuhr fort:

„Ich hoffe also, du wirst die Liebenswürdigkeit haben, diese Angelegenheit weiter nicht zu berühren, und somit wünsche ich dir eine geruhsame Nacht und himmelblaue Träume!" schloß er und ging in sein eigenes Zimmer.

Und so sah denn Hanne-Liebe Moskau. Tagsüber, wenn der Bruder seinen Geschäften nachging, erhielt Iwan, der Kutscher, den Befehl, den Traber vor den Schlitten zu spannen, und Hanne-Liebe fuhr mit der Schwägerin durch die winterweiße Stadt. Die Fußgänger und Häuser glitten hastig wechselnd vorüber. Die schweren Mauern und funkelnden Kuppeln des Kreml erhoben sich in der klaren Frostluft und redeten von Blut und Verwünschungen, von Tod und Kniefall, die ständige moskowitische Sprache der Zeiten: bald steigt sie gleich einer schäumenden Woge aus der Tiefe des Volks, bald zischt sie wie böser Rat in zahnlosem Mund. Fürsten werden abgesetzt und gemordet, erwählt und gekrönt. Rasin, dem wilden Adler der Steppen, wird Glied um Glied gestutzt, bis er mit einem Fluch den Geist aufgibt und seiner aufgeriebenen, verzweifelten, ausgehungerten, blutdurstenden Aufrührerschar in die Ewigkeit folgt. Henker und Fürsten und Popen gehen durch die dunkeln Räume. In den Händen tragen sie Geißel und Strick, Zepter und Krone, Weihrauchfaß und Kreuz. Es stöhnt und flüstert und schauert und meßopfert unter den Säulenwölbungen; Auge um Auge, Zahn um Zahn! Mein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit und die Ehre. Liebet euch untereinander, ihr Kinder der Sünde und des Teufels! . . . Tausend Glocken klingen von den goldenen Kuppeln. Schwere, langsame Erztöne steigen im Triumph gen Himmel wie die Mächtigen der Erde zu Gottes rechter Hand, während all die kleinen Glocken bimmeln und läuten in einem wahnwitzigen Chor, als tanzte die Volksschicht der Erde auf dem glühenden Eisenboden der Hölle.

Aber jäh verstummen alle die Glocken. Die Mutter und das Kind und alle die byzantinischen Heiligen schließen die himmlischen Augen: der Korse sitzt allein im Heiligtum, in Stummheit. Selbst ein Gott, schließt auch er die Augen. Und da sieht er einen Mann in den Kaisersaal treten, und hinter ihm kommt noch einer in rotem Hemd, mit der Kappe über dem Kopf und dem Beil in der Hand. Der erste eilt auf den Thron zu. Der andere folgt ihm, hebt den Purpurmantel, das Zepter und die Krone von dem goldenen Sitz und kleidet ihn ein in die Herrlichkeit und die Macht. Jetzt schreiten sie durch den Saal, beide rot, beide ununterscheidbar wie Zwillinge. Plötzlich gleitet der erste und fällt. Zepter und Krone rollen über den Boden des Kaisersaals. Er kämpft, um sich zu erheben, ficht mit einer klebrigen und blutigen Hand durch die Luft und murmelt unverständliche Worte. Aber der andere

packt ihn von hinten beim Haar, schlägt ihm das Haupt ab, hebt es hoch, als sollten viele unsichtbare Zeugen es sehen, und wirft es weit von sich. Es rollt rasselnd über den Boden, bis es gegen den Fuß des Korsen stößt. Aber er bewegt sich nicht, öffnet nicht die schweren Augenlider, und doch sieht er es bleich in der Dunkelheit leuchten, bleich und geheimnisvoll, als hätte es ihm etwas zu sagen . . .

Die Toten sterben nicht . . . Aber die Lebenden wollen sie nicht erkennen . . .

Noch heutigentags betritt man den Kreml, wie man einen Galgenhügel betritt, eine Hauptschädelstätte, unter Beschwörungen und Zeichen des Kreuzes, auf daß die Toten einem nicht begegnen möchten.

Selbst Hanne-Liebe hob die Hand, aber statt des Kreuzes schrieb sie das kabbalistische Zeichen und zwang alle blutigen Schatten des Kreml zu einer Gespensterstunde am hellichten Tag.

Aber nachdem sie den Kreml durchschritten hatte, blickte sie zurück; denn sie gedachte plötzlich der Tataren und der Polen, die diese Mauern stürmten lang vor den todgeweihten Legionen des Korsen.

Damals kämpften die moskowitischen Fürsten um Thron und Richtplatz. Jetzt kämpften sie um das Meer östlich von der Sonne, in den Landen des gelben Mannes. Jetzt wie damals murrte das Volk über tödliche Wunden und unfruchtbare Äcker. Seine Söhne wurden scharenweise ostwärts getrieben, um in fremdem Land zu sterben. Die jungen Hände mußten den Pflug loslassen. Und die als Krüppel wieder heimkehrten, berichteten von Niederlage und Trug gegen den gemeinen Mann. Seltsame Gerüchte verbreiteten sich über das Land. Man suchte nach dem Schuldigen, und die Schuldigen wiesen auf die Unschuldigen. Die Rassen und Stände wurden gegeneinander gehetzt durch verkleidete Sendboten, die von Stadt zu Stadt gingen und Brudermord und Bürgerkrieg säten. Das Volk sollte sich selbst entkräften, sein eigenes Blut vergießen, da es weder den Feind besiegen noch den Obersten gehorchen wollte. Aber noch war die Zeit nicht gekommen . . .

Die Vorsichtigsten unter ihnen, die etwas besaßen, verkauften ihre Wertpapiere und legten die flüssigen Gelder in französischen und englischen Banken an. Aber die Klugen, die tief in die Dinge blickten und historische Ereignisse als unvermeidliche Schwingungen im Leben der Menschen und Staaten betrachteten, richteten sich danach.

Unter diesen war Segal. Er spekulierte im Kursfall, in der großen Baisse, und von den Summen, die er verdiente, verschenkte er freigebig, unter Nennung seines Namens, an heimgekehrte Invaliden, an Rotes Kreuz und Blaues Kreuz, ob er dazu aufgefordert ward oder nicht. Aber im übrigen hielt er sich vollständig fern von allen politischen Strömungen.

„Es stehen," sagte er zu Hanne-Liebe, „große Unruhen bevor, und niemand kann sagen, wer im ersten Waffengang siegt. Aber eins ist sicher: ob nun die Roten oder die Schwarzen siegen, das Schlußresultat wird dasselbe bleiben, wenn die Lichter niedergebrannt sind und das Spiel abgerechnet wird. Es ist keine glückliche Zeit für deine Studien. Die eine Hochschule um die andere wird geschlossen. Aber du kannst noch mehr lernen als Zuschauer bei dem großen historischen Drama, das jetzt gespielt wird. Nur mische dich nicht darein, denn es ist eine Improvisation, bei der nur eins gewiß ist: daß die Toten nicht mehr hervorkommen, wenn einmal der Vorhang gefallen ist."

Advokat Segals Freund in Petersburg hieß Orest Andreewitsch Florow, war Dr. med. ohne Praxis, lebte in freier Ehe mit einer jüdischen Frau und wohnte auf Wasili Ostrow mit dem Ausblick über die Newa. Er war ein hochgewachsener, blonder Mann mit langen Haaren, sommersprossigem Gesicht und bebrillten grauen Augen. Er hielt sich etwas vornübergebeugt, eine Folge vielen Arbeitens mit kleinen Gegenständen. Er war nämlich am bakteriologischen Institut angestellt. Im übrigen war er vermöglich, allseitig gebildet und im allgemeinen beherrscht und schweigsam, wenn man nicht über moderne Kultur und ähnliches mit ihm sprach. Er war ein Gutsbesitzerssohn, der sich noch immer als Sohn der Muttererde fühlte, trotzdem er durch Familienverhältnisse von ihr vertrieben worden war. Darum hatte er sich darauf geworfen, Bakterien in Reinkultur zu züchten, und betrachtete sie als seine Haustiere.

Seine Frau, Olga Isakowna, war eine kleine, zarte Frau mit einer Hautfarbe, als sei sie aus Elfenbein geschnitzt. Ihr Haar war in einem schweren Knoten aufgebunden und saß wie eine sammetschwarze Blüte auf dem fein geschwungenen morgenländischen Hals. Die dunkeln Augen leuchteten über den starken und beweglichen Zügen mit einer tiefen, beständigen Kraft, hingebungsvoll und zärtlich wie der rote Mund, und klug wie die reine und kühle Stirn.

Ihr Mann fand sie noch sehr schön, obgleich sie einander kannten, seit sie nach Petersburg gekommen waren, um zu studieren und ungefähr ebensolange zusammen gelebt hatten. Aber er verbarg für gewöhnlich seine Gefühle hinter derselben theoretischen, etwas kalten und unbeweglichen Überlegenheit, womit er alle Erscheinungen des Allzumenschlichen behandelte. Sie liebte ihn über alles in der Welt und wußte, daß er der beste Mensch unter der Sonne war. Dasselbe wußten auch die wenigen, die ihn genau kannten. Zu diesen gehörte Advokat Segal. Er hatte Florow einst aus allerhand politischen Verwicklungen herausgeholfen, in die dieser wider Willen und Wissen geraten war. Und Florow freute sich, daß er Segal einen

Gegendienst erweisen konnte, indem er Hanne-Liebe in sein Haus aufnahm. Olga Isakowna fand, es sei gut, Jugend um sich zu haben, und hatte sofort das Zimmer in Ordnung gebracht, das ihre beiden kleinen Kinder bewohnt hatten, als sie noch am Leben waren. Seit ihrem Tod stand das Zimmer unberührt, wie es damals gewesen war, mit den kleinen weißen Betten und den Spielsachen auf dem niederen Tisch. Jetzt wurden all diese Sachen fortgeschafft und weggeräumt. Sie sprachen nicht miteinander über die Kinder, die ihnen genommen worden waren. Aber während das Zimmer in Ordnung gebracht wurde, dachten sie daran, wie wohl das junge Mädchen aussehen mochte, das jetzt darin wohnen sollte, wie ihre Stimme wohl von da drin herausklingen würde.

Dann hatte Segal ihnen Hanne-Liebe gebracht und war wieder nach Hause gereist; und nach Verlauf von ein paar Tagen war es ihnen, als hätte sie schon längst in dem leeren Zimmer gewohnt und wäre bloß eine Weile fort gewesen und jetzt wiedergekommen. Es schien ihnen, als gehörte Hanne-Liebe zu ihnen als ihr Eigen. Florow redete nicht mehr, als immer. Er trommelte mit zwei Fingern auf den Tisch, wie er das stets getan hatte, und summte leise die beiden monotonen Takte, die er stets vor sich hingesummt hatte, wenn er auf die Tischplatte trommelte. Wenn er sich an Hanne-Liebe wandte, nannte er sie nicht Ljubow Jakowlewna, sondern familiär Ljuba, und sprach mit ihr, als sei sie mit allen Verhältnissen des Hauses vertraut. Olga Isakowna, die gleich vielen studierenden Frauen nicht besonders viel Interesse für das Hauswesen hatte, war jetzt emsig beschäftigt, alles behaglich und traulich für Hanne-Liebe einzurichten. Sie fand immer, daß noch irgend etwas fehle im Zimmer, daß Hanne-Liebe nicht Platz genug habe für all ihre Sachen und sie nicht so unterbringen könne, daß das Zimmer bewohnt aussähe.

Am liebsten hätte sie weiche, gepolsterte Möbel gekauft für Hanne-Liebe und für sich selber, obgleich sie sie nie zuvor entbehrt hatte. Ihre steifen und kalten Holzsessel und lederbezogenen Sofas kamen ihr geschmacklos vor, nachdem Hanne-Liebe gekommen war. Aber sie wußte, daß Florow keine Wohnung haben mochte, die man nicht überall abwaschen konnte.

„Ich schätze Bakterien sehr," pflegte er zu sagen; „aber in meinen Zimmern mag ich sie nicht."

Eh' die Kinder starben, hatten sie im Winter schwere Stoffgardinen vor den Fenstern gehabt. Seit der Zeit aber hatten sie das ganze Jahr weiße Gardinen, die man waschen konnte, so oft man wollte. In dieser Beziehung nahm Florow es äußerst genau. Abgesehen von diesen und vereinzelten andern Eigenheiten war er, wie alle gebildeten Russen, über die Kleinlichkeiten des täglichen Lebens erhaben.

Es war ausgemacht worden, daß Hanne-Liebe nach Neujahr Vorlesungen

über verschiedene allgemein bildende Fächer hören sollte, ehe man den Versuch machen wollte, sie bei der medizinischen Fakultät zu immatrikulieren. Der Bruder hatte gemeint, damit eile es nicht. Die Verhältnisse seien so unsicher. Vielleicht würde sie sich in Petersburg andern Interessen zuwenden. Es gab viele andere Dinge, mit denen eine Frau sich beschäftigen konnte. Und im übrigen war Hanne-Liebe, wie er Florow erklärte, so situiert, daß sie kein Brotstudium nötig hatte. Sie sollte Theater und Kunstsammlungen besuchen, mit andern jungen Leuten zusammenkommen und verschiedene Anschauungen hören, eh' sie einen bestimmten Weg einschlug.

Florow nahm es auf sich, das in Ordnung zu bringen. Dagegen vermochte er ihr keinen passenden Verkehr zu verschaffen, da sowohl er wie seine Frau ziemlich zurückgezogen lebten. Sie gingen selten aus, und auch zu ihnen kamen nicht viele Menschen. Die paar, mit denen sie verkehrten, waren zu alt für Hanne-Liebe und in Wesen und Rede so eigen, daß man nicht leicht aus ihnen klug wurde.

Es waren der Dichter Wladimir Konstantinowitsch Tschertorogow und seine Frau Ksenija Christoforowna, der Arzt Julii Ewgrafowitsch Kapustin und seine Schwester, die er und die andern schlechtweg Werotschka nannten, obgleich sie groß und dick und fast immer zornig war; weiter der Mystiker und Feueranbeter Salamandrow, der stets allein kam, aber durchblicken ließ, daß er über Heerscharen von Gläubigen beiderlei Geschlechts herrschte.

Sie versammelten sich jeden Samstagabend bei Florow, aßen und tranken nach Belieben, redeten lange und viel, jeder in seiner Weise, und einigten sich in später Morgenstunde, um am nächsten Samstag die Probleme zu erneuter Behandlung aufzunehmen.

Es waren alles vorzügliche Menschen, mit Herzen von lauterem Gold. Aber das Leben hatte sie gelehrt, daß Reinheit des Herzens sich leichter tragen und besser dulden läßt unter einem Narrenmantel oder irgendeinem sonstigen übergeworfenen Gewand. Zuletzt waren sie so völlig in ihren Rollen aufgegangen, daß ihnen nur in ganz besonders ernsten Fällen die Maske vom Gesicht fiel.

Aber das vermochte Hanne-Liebe nicht zu sehen. Sie fand, daß es höchst sonderbare Menschen waren, die zu Florows kamen, und höchst merkwürdige Dinge, die sie trieben.

Olga Isakowna hatte sie mehrmals aufgefordert, an Sascha Krasnow zu schreiben und ihn zu bitten, zu ihnen zu kommen; aber Hanne-Liebe zögerte. Sie wußte selber nicht weshalb. Es war, als erwache in ihr ein dumpfer und unbestimmbarer Schmerz, so oft sie an ihre Vaterstadt dachte. Und doch schrieb sie ihrer Mutter und erhielt jede Woche einen Brief von ihr. Aber diese Briefe waren alle gleich. Nur der erste hatte sie bewegt, weil sie hinter den kleinen, ungeübten Schriftzügen die schmale, vergrämte, kraftlose

Gestalt sah, die ihre Hand nach ihr und dem Bruder, den zwei Kindern, die ihre Mutter verleugnet hatten, ausstreckte. Aber mit jedem Brief, den sie las, gewöhnte sie sich mehr an dies Bild von der Mutter. Es konnte nicht anders sein, nicht einmal wenn sie wieder nach Hause fuhr zu ihr und sich ihrem Willen unterwarf. Sie würde doch stets mütterliche Kümmernisse und Sorgen über allerhand große und kleine Dinge hegen. Hanne-Liebe hatte fast Mitleid mit ihr und tröstete sie mit all den blassen und matten Worten, die heimatlos zwischen Haß und Liebe flackern. Sie wußte nicht, wohin die Wege führten, die sie jetzt betreten hatte, aber daß sie nicht zurückführten, das wußte sie. Das hatte sie Saschas Schwester Rima gleich nach ihrer Ankunft in Petersburg geschrieben. Aber Rima hatte nicht geantwortet, und Hanne-Liebe wunderte sich über das Stillschweigen der Freundin. So oft die Post einen Brief brachte, erwartete sie, Rimas Handschrift zu erblicken. Und mit jedem Tag, der verging, wurde sie ungeduldiger: Rima und sie waren doch Freundinnen gewesen, und sie konnte sie doch nicht schon vergessen haben. Oder waren es vielleicht die Eltern, die Doktorsfrau, die Rima überredet hatten, die Bekanntschaft mit dem armen, davongelaufenen Judenmädchen abzubrechen? Wie konnte sie sich freuen über all die neuen Freunde, wenn sie damit die alten verlor, die sie gehofft hatte wiederzufinden?

Hanne-Liebe fühlte sich einsam. Trotz aller Herzlichkeit, die ihr erzeigt ward, kam sie sich selbst vor wie ein Findelkind, das man aus Gnade und Barmherzigkeit auf der Straße aufgelesen hatte; und sie ward von einer übertriebenen Ängstlichkeit ergriffen, sie könnte irgend jemand zur Last sein.

Salamandrow hatte sie eingeladen, sich ein neues Stück anzusehen, ein Stück, in dem die große Ekstase flammte, wie er sagte; aber Hanne-Liebe hatte sich entschuldigt. Man versuchte auch nicht, sie zu überreden. Sie sollte Ruhe haben, um unter den neuen Verhältnissen ins Gleichgewicht zu kommen.

Tagsüber besuchte sie Museen und Sammlungen. Abends saß sie zu Hause und unterhielt sich mit Olga Isakowna, während Florow Zeitungen las oder Abhandlungen über seine Bakterien schrieb.

Nach und nach lernte sie Petersburg kennen. Der große, gefrorene Strom war ihr Wegweiser. Die Brücken mit ihrem ewigen Hin und Her schwangen sich von Ufer zu Ufer. Bei klarem Frostwetter funkelten alle Kirchenkuppeln der Stadt wie goldene Inseln im Himmelsdunst. Der Turm der Peter-Paulfestung reckte sich gleich einer Lanze über den düsteren Bastionen.

Gerade gegenüber leuchtete das rote Steinlabyrinth des Winterpalais im weißen Schnee. Und hinter seinen Tausenden von Gängen und Zimmern und Sälen, hinter dem gewaltigen, einsamen Platz hörte man fern, aber ununterbrochen das Herz von Petersburg, den Newsky Prospekt.

Die Wintertage gingen langsam dahin, einer um den andern, als wollten sie sich in das Gedächtnis einfrieren. Bleischwere Wolken schwollen über der Erde und kamen mit pfeifenden Schneestürmen nieder. Der erlöste Himmel lächelte klar und kühl, daß das Quecksilber fast dabei erstarrte. Die Droschkenkutscher zündeten auf offenen Plätzen der Stadt Holzstöße an, um nicht zu erfrieren, während sie auf Fahrgäste warteten. Acht oder vierzehn Tage konnte es dauern, eh die Kälte nachließ.

„Der Frost hat Angst gekriegt vor dem Feuer!" lachten die Kutscher. Aber er erholte sich wieder und fing wieder von vorn an.

Hanne-Liebe mußte ab und zu daheim bleiben; aber wenn es das Wetter erlaubte, ging sie jeden Tag den gefrorenen Strom entlang, bis sie den Newsky Prospekt erreichte, den Treffpunkt, wo alles sich begegnete. So begegneten sich Hanne-Liebe und Sascha Krasnow zuletzt auch. Eines Tages fühlte Hanne-Liebe, daß sie geradeswegs in das starke Licht zweier grauer Augen hineinging, daß jemand ihre beiden Hände nahm und daß das Sascha war.

„Ljuba! Weiß der Himmel, ob ich dich erkannt hätte, wenn du nicht stehen geblieben wärst! Deine leibliche Mutter würde dich nicht wiedererkennen. Mir war ja wohl, als wären es deine Augen; aber dich zu grüßen, das hätte ich trotzdem nicht gewagt," sagte er zu Hanne-Liebe, die vor ihm stand, ohne ein Wort herauszubringen. „Ich habe an Rima geschrieben, um zu erfahren, wo du wärest; aber sie hatte nichts von dir gehört."

„Rima hat nichts von mir gehört?"

„Nein ... Komm, wir wollen weiter gehen! ... Nein, sie schrieb neulich und fragte, ob sie an deinen Bruder nach Moskau schreiben solle."

„Hat sie meinen Brief nicht erhalten? Schon längst hab' ich ihr geschrieben, daß ich hier bin."

„Dann hat die Post den Brief zurückbehalten. Unser russisches Postwesen nimmt es nicht so genau mit dem Briefgeheimnis."

Sascha schwieg einen Augenblick.

„Wenn nicht irgend jemand anders ihn abgefangen hat, eh' er Rima unter die Augen kam."

Hanne-Liebe verstand, was Sascha meinte. Aber sie sah es ihm an, daß er froh war, sie getroffen zu haben. Was hatte es da zu bedeuten, ob seine Mutter ihre Briefe abfing.

„Ja, Ljuba, ich habe oft daran gedacht, was aus dir geworden wäre, und bin in Unruhe gewesen deinetwillen. Aber ich sehe jetzt, daß meine Sorgen überflüssig waren. Du bist unter einem glücklichen Stern geboren."

„Und ich habe mich darüber gewundert, daß Rima nicht antwortete. Schließlich dachte ich, sie hätte mich vergessen."

„Ljuba, wie kannst du glauben, daß wir dich vergessen könnten! Es tat

mir so leid, daß ich von zu Hause weg mußte, ohne dir adieu zu sagen; aber es war ja damals nicht anders möglich. Und jetzt sehe ich, daß du über all die kleinen und engen Gesichtspunkte dieser Menschen hinausgewachsen bist. Jetzt fangen wir wieder von vorn an, als gute Kameraden. Wollen wir, Ljuba?" Hanne-Liebe reichte ihm die Hand. „Und jetzt wollen wir irgendwohin gehen, wo wir in Ruhe plaudern können, damit ich höre, was du in all der Zeit erlebt hast."

Sascha saß in Hanne-Liebes Zimmer. Er kam fast jeden Tag und ging bei Florows ein und aus, als wär er da zu Hause.

„Nein," sagte er; „im letzten halben Jahr hat kein Mensch an anderes gedacht als an Politik. Wer könnte jetzt studieren. Man hat geradezu nicht das Recht, an sich selbst zu denken. Wenn wir es bloß dahin bringen, daß wir die Massen aufwecken und organisieren, daß Arbeiter, Bauern, Heer und Flotte sich mit einemmal erheben, so kommt eine neue Zeit. Jedermann ist unzufrieden. Keiner kann das Leben aushalten, so wie es jetzt ist. Es war kein Mann im ganzen Land, der nicht aufatmete, als Plehwe im Sommer unter den Bomben fiel. Keiner hat dem Ansehen des Thrones mehr geschadet als er. Wenn man sich einen Massenterrorismus in großem Stil durchgeführt denken könnte, so stiege die Republik aus der Asche wie der Vogel Phönix. Ich fange an zu glauben, daß Blut fließen muß, viel Blut, auf beiden Seiten, eh' es ernst wird. Geredet und geschrieben und agitiert haben wir ja so lange und andere vor uns; aber das wirkt nicht."

„Hast du dich gleich mit Politik abgegeben, von Anfang an, als du nach Petersburg kamst?" fragte Hanne-Liebe unsicher.

„Aber natürlich! Die ganze studierende Jugend denkt an nichts anderes. Die Wissenschaft kann doch nicht gedeihen unter Polizeiaufsicht. Sobald wir uns zusammentun und Stellung nehmen zu den Ereignissen, so werden die Universitäten geschlossen und mit Polizei und Militär besetzt. Da schafft sich denn die Jugend Luft draußen unter dem Volk. Wir können doch nicht ewig ein asiatischer Staat bleiben, in dem die Bürger ohne Recht und Gesetz abgeurteilt werden, bloß weil sie anderer Ansicht sind als der erste beste Gendarm. Es muß ja doch etwas faul sein in einem Regierungssystem, das überhaupt nicht Raum hat für Hunderttausende, nein, Millionen seiner Bürger. Denn außer all den Verbannten und Eingekerkerten werden die Juden behandelt wie eine Pariakaste, trotzdem sie beim Militär dienen und Steuer bezahlen. Es muß ja etwas Widersinniges sein in einer Ordnung, in der die Bauern vor Hunger umkommen, obgleich unermeßliche Krondomänen unausgenützt liegen. Und wenn sie sich beklagen, sich zusammenschließen, um Abgesandte zu wählen, die ihre Sache führen sollen, so peitscht man sie zu Tode ... Auch studierende Frauen hat man peitschen lassen.

Was ist das für ein Land! Man sollte glauben, es sei nicht von Russen bewohnt, sondern von Tataren. Und es ist ein Irrtum der Geschichte, daß die Russen am Ende die tatarischen Horden vertrieben hätten. Nie sind sie vertrieben worden. Noch heute sind sie hier. Sie sind es, die die Frauen in den Gefängnissen peitschen und schänden lassen . . . Nein, ich will nicht studieren, eh' ich meine Pflicht getan habe als russischer Bürger, und sollte es mein Leben kosten!"

Sascha erhob sich und ging mit brennenden Wangen im Zimmer auf und ab. Hanne-Liebe folgte ihm mit den Augen. So ganz anders war er, als da sie ihn zuletzt gesehen hatte, daheim in ihrer Vaterstadt. Damals war er ihr vorgekommen wie ein großer Schuljunge. Aber jetzt war er Mann geworden. Er wollte sein Leben einsetzen für seine Überzeugung. Für ihn waren sie alle gleich, Hohe und Niedrige, Christen und Juden. Von Kindheit an war er gut zu ihr gewesen, hatte sich nie ihrer geschämt, weil sie zu dem verachteten Volk gehörte. Warum sollte er sterben? Keiner war wie er. Und doch war er Christ und sie Jüdin. Christ, Jüdin — wiederholte sie mit einem Schauer, als sähe sie die dunkle Mauer des Vorurteils und der Sage, die die Menschen scheidet. Sie wollte etwas anderes sagen, ganz etwas anderes; aber Sascha hörte deutlich:

„Stirbst du, so sterbe auch ich."

Er hörte es ganz deutlich, obschon sie es so leise gesagt hatte, als dächte sie es bloß. Und als er in seiner Wanderung innehielt, sah er in zwei tiefe und dunkle Augen, die dasselbe zu wiederholen schienen, stärker und stärker, als blieben nur Sekunden noch vom Leben zurück . . .

„Warum?" sagte er mit einem Ausdruck, als fiele es ihm schwer zu reden. „Warum?" fragte er wieder, und wußte doch im selben Augenblick, daß er es immer gewußt hatte.

Hanne-Liebe antwortete nicht. Sie schlug die Augen nieder; und Sascha sah, wie ihr Antlitz langsam weißer und weißer ward, als verblute sie an einer unsichtbaren Wunde. Schwere, schwindelnde Gedanken regten sich tief in ihm. Er versuchte, sie emporzuheben zur Bewußtheit; aber er vermochte es nicht. Sie waren stärker als er, herrschten über ihn gleich harten und befehlenden Herren; er mußte an diesen gebeugten Rücken, an diese hilflosen und schwachen Hände rühren, die Kühle in diesen weißen Wangen fühlen. Er legte seine eine Hand schwer auf Hanne-Liebes Schulter und suchte mit der andern ihre schwachen Hände. Und als er gefunden hatte, was er suchte, ging ein Erbeben durch sie beide, ein zitternder Strom von Licht und Freude und Hingebung, als spränge ihrer beider Blut rot und funkelnd aus ein und derselben Quelle.

„Köstlichste du," sagte er und seine Stimme klang feierlich und voll von Glauben, „ob zum Leben oder zum Tod — wir gehören zueinander.

Wir wollen nie mehr auseinandergehen. Wir gehören zueinander von Mutterleib. Immer hab' ich es gewußt."

Hanne-Liebe hob ihr Antlitz zu ihm empor, und er beugte sich zu ihr und betete ihren Mund an, bis eine große Liebe sie beide gesegnet hatte . . .

Hanne-Liebe blieb noch lange unbeweglich in derselben Stellung sitzen, nachdem Sascha gegangen war. Ihr war, als hätte sie ein unkörperliches Dasein erlangt, als sei sie eins geworden mit dem All, mit dem Stoff und dem Nichts zugleich. Ihr Wesen umfaßte die Welt, das große Dunkel und der Sonnen leuchtende Lebenszeichen, den Tod und das Leben, untrennbar und ewig verbunden in ihrer Liebe. Ein großer Friede hatte die Unrast ihres Herzens gestillt. Aller Zweifel war dahin. Sie war von einem neuen Glauben erfaßt, der alle Gegensätze ausglich und alle Grenzmale löschte.

Es war tief in der Nacht, als Sascha heimkam. In einem entlegenen Teil Petersburgs war er mit Menschen zusammengewesen, die auf gefährliche Dinge sannen. Einer nach dem andern waren sie gekommen, vorsichtig und mißtrauisch, zwei Frauen und vier Männer. Der eine von ihnen war Saschas Freund, genannt Rylowitsch, ein junger Mann, der häufig in revolutionären Angelegenheiten auf Reisen war. Er hatte Sascha in diesen Kreis eingeführt, dessen Zweck und Ziel es war, eine Bombe auf einen Mann zu schleudern, dessen Name nicht genannt, sondern nur als „er" bezeichnet wurde. Rylowitsch war der Urheber des Plans, und er hatte nach genauer Prüfung die Mitglieder des Kreises aus der revolutionär gesinnten Jugend gewählt. Die alten terroristischen Organisationen waren seiner Meinung nach nicht wirksam genug und brauchten neues und mehr Blut. Sie verbrauchten das Geld der Revolution zu eigenen Zwecken, genossen das Leben wie Herren, ließen sich vielleicht gar kaufen. „Ja, wer weiß," sagte Rylowitsch, „ich habe so meine eigene Ansicht hierüber." Aber er wollte ihnen zeigen, was Terror war! Keiner der Obersten in der Führerschaft des Landes sollte sich sicher fühlen. Wenn sie es am wenigsten erwarteten, sollte das Gericht des Volkes über sie kommen. Er hatte bereits zwanzig Todesurteile nach oben und nach unten ausgefertigt. Wenn die Arbeit erst begonnen war, wollten sie suchen, sich der Kontrolle über die alten Organisationen zu bemächtigen, um dann gemeinsam die letzten großen Ausfälle gegen die Henker des Volks zu unternehmen. Rylowitsch hatte bereits eine Druckerei eingerichtet, in der terroristische Aufrufe gedruckt wurden, und eine chemische Werkstatt zur Herstellung von Sprengstoffen. Sascha hatte gefordert, daß man ihn die erste Bombe werfen lasse.

Auf dem Heimweg von dieser Versammlung beobachtete Sascha große Vorsicht. Sooft er an eine Straßenecke kam, blickte er zurück. Kam ein Nachtwanderer denselben Weg wie er, so duckte er sich in eine Haustür, um

sich zu überzeugen, daß niemand ihm folgte. Und erst wenn er sich versichert hatte, trat er in das Haus, in dem er wohnte. Es lag in einer der kleinen Seitenstraßen des Newsky Prospekts, und Sascha wohnte darin, seit er in Petersburg lebte, bei einer Familie im vierten Stock. Die ganze Wohnung bestand aus Tisch, Bett und zwei Stühlen nebst einem Bücherständer. Auf dem Tisch stand ein kalter Samowar. Die Wirtin hatte ihn stehen lassen, damit der Student sich satttrinken könne, wenn er heimkäme.

Sascha schenkte sich ein Glas kalten Tee ein und setzte sich auf den einen der beiden Holzsessel. Er stützte den Kopf in die Hand und trank langsam von dem kalten Tee. Es kann nicht anders sein, dachte er. Das Leben ist nicht auszuhalten, so, wie es ist. Es gibt nur den einzigen Ausweg: sein eigenes Leben hinzugeben, damit eine neue und glücklichere Zeit emporsteigen kann. Die wenigen müssen sich opfern für die vielen. Rylowitsch hat recht. Wir müssen hart gegen hart setzen, müssen Blut fordern für Blut. Und Sascha sah deutlich das Antlitz und die ganze Erscheinung des Freundes vor sich, als stünde dieser am andern Ende des Tisches. Er dachte daran, wie er ihm begegnet war, wie ihre Anschauungen und Gedanken von Anfang an eine bestimmte Richtung eingeschlagen hatten, bis alles unwiderruflich ausgesprochen und erwogen war. Sie waren am Ziel angelangt. Jetzt war nichts mehr zu besprechen. Jetzt galt es handeln. Die Kameraden hatten sich bereit erklärt und forderten Taten. Nun wohl, er war bereit. „Ja, ich bin bereit!" murmelte er halblaut vor sich hin ... Aber Hanne-Liebe! dachte er; und er merkte, daß er die ganze Zeit über an sie gedacht hatte, ohne daß er es sich selbst eingestehen wollte . . . Aber Hanne-Liebe — konnte er sie mit sich nehmen? In wenigen Wochen änderte er Namen und Aussehen, sagte sich von Verwandtschaft und Heimat los, von allem, was früher im Leben seine Anhaltspunkte gewesen waren. In wenigen Wochen begann er das heimatlose Dasein des gesetzlosen Terroristen, das durch einen Abgrund von seinem ganzen früheren Leben getrennt war. Hatte er das Recht, Hanne-Liebe mit sich zu nehmen in dies Land des Blutes und des Hasses? War sie vorbereitet darauf, stark genug, denjenigen, den sie liebte, sterben zu lassen, und selbst des Todes zu sterben, wenn es sein mußte?

Sascha strich sich über die Stirn. Er fühlte, daß sie feucht war, und hinter den Augen schmerzte es. Er zog die Schieblade heraus, um nach einer Zigarette zu suchen, die, wie er wußte, da sein mußte. Dabei fiel sein Blick auf ein Stück Papier, auf das er kürzlich abends etwas geschrieben hatte. Er nahm es aus der Lade und las es halblaut. An einer Stelle korrigierte er mit einem Bleistift etwas an dem Geschriebenen, und als er fertig war, schrieb er mechanisch als Überschrift: „An Hanne-Liebe". Darauf legte er das Papier in die Schieblade zurück und suchte weiter nach der Zigarette, die, wie er wußte, da sein mußte. Aber im selben Augenblick

war ihm wieder, als sähe er Rylowitsch am Ende des Tisches stehen, und er zog hastig und beschämt seine Hand zurück, als sei er im Begriff gewesen, eine ehrlose Handlung zu begehen: die Hand, die das Urteil des Volks vollzieht, soll nicht von irgendeiner menschlichen Schwäche oder einem Laster befleckt sein, hörte er den Freund sagen. Die Auserkorenen sollen rein sein wie das Kind im Mutterleib. Eine schuldlose Glorie soll um ihre Häupter strahlen, auf daß ihre Namen vom Volk genannt werden können als die wahrer Erlöser und Heiliger.

Eine seltsame religiöse Bewegung ergriff Sascha. Er sah sich selbst auf dem Weg zum Galgen, sah sich an ihm sterben als erkorener Rächer des Volkes. Im Augenblick des Todes öffnete sich vor ihm der Gesichtskreis. Hinter ihm stand dicht und stumm ein zahlloses, trauergekleidetes Volk, mit gesenkten Häuptern, als lauschte es in Schmerz und Verzweiflung auf seine letzten Atemzüge. Und als seine Augen erloschen, um nichts mehr zu sehen, vernahm er ein Flüstern, ein fernes, tausendzüngiges Gebet: Gott behüte deine Seele, wie wir deinen Namen hüten, du Heiland des Volkes!

Sascha hob den Kopf vom Tisch. Die Lampe war am Erlöschen. Er sah sich um, als suche er etwas und wisse selber nicht was. Dabei blickte er aus dem Fenster. Wie ein tiefes und kühles Meer floß der Raum um die weißen Sterneninseln. Ihm war, als vermöchte er die Unendlichkeit schwer und mächtig den Sonnenküsten zuschreiten zu hören, gleich einer ungeheuren Brandung, die sich hob und zurückströmte, stieg und stieg, bis sie zusammenschlug über den weißen Inseln. Alles muß sterben, dachte Sascha; du selber auch . . .

„Stirbst du, so sterbe auch ich,“ hörte er Hanne-Liebe sagen; und zugleich fühlte er, wie sein Blut sich in ihm erhob und ihm heiß und stampfend zum Herzen drängte.

„Ja,“ sagte er und stand vom Tisch auf, „wir sind zwei, die einander im Kampf gefunden haben, und wir trennen uns nicht. Nein, ich will sie an meiner Seite behalten, solange ich lebe, und mit ihr sterben, wenn meine Stunde schlägt.“

Rylowitsch kann nichts gegen sie haben, dachte er weiter, wenn ich vorschlage, sie in unsern Kreis aufzunehmen, und die Verantwortung für sie übernehme. Ich fordere, daß sie dabei sein soll, fuhr er mit einem Gefühl von Kälte und Unbehagen fort, als sähe er Hanne-Liebe und sich selbst in Gedanken abhängig von Rylowitsch. Wir können am nächsten Samstag abend Florows aufsuchen, damit er sieht, unter was für Menschen sie lebt. Das ist die beste Art, die Sache einzuleiten, schloß Sascha und legte sich in sein Bett.

Die Gäste versammelten sich am folgenden Sonnabend zeitiger als sonst bei Florows. Sie legten rasch und entschlossen ab, als kämen sie in

einer wichtigen Angelegenheit. Mehrere von ihnen hatten in der Woche einander antelephoniert, sie wollten früher zusammenkommen; aber bloß Tschertorogow und Salamandrow hatten Zeit gefunden. Die andern gingen ihren täglichen Geschäften nach, was auch sonst in der Welt geschah.

Florow hatte geantwortet, selbstverständlich seien sie willkommen, er selbst aber stecke mitten in der Arbeit mit einer Reinkultur der sibirischen Pest und kümmere sich im übrigen gleich viel und gleich wenig um Menschen der einen oder andern Art.

Kapustin hatte so viele Verwundete, die rings in den Häusern versteckt lagen, daß er überhaupt nicht mit allen fertig werden, geschweige denn an außerordentlichen Zusammenkünften teilnehmen konnte. „Hols der Henker!" hatte er hinzugefügt. „Eine Arbeit ist es, wie nach einer Schlacht."

Am Sonntag hatte man nämlich die Soldaten auf die Arbeiter schießen lassen. In langen Zügen waren sie, unbewaffnet und friedlich, nach dem Winterpalais gezogen, um ihre Not zu klagen. Das Bildnis des Zaren ward gleich einem Heiligenbild vor der Prozession hergetragen. Er war es, mit dem sie reden wollten, wie Kinder mit ihrem lieben Väterchen. Der Pope Gapon führte sie.

„Gosudar!" begannen sie vor dem Winterpalais zu sprechen, „Herr, wir kommen zu dir, unsere Not zu klagen!" Aber der Gosudar ließ sich nicht blicken. Das Winterpalais blieb stumm, während die Salven der Infanterie redeten und die Kosaken auf die Menge einhieben und Weiber und Wehrlose niederstreckten.

Das war der Blutsonntag, der Allerheiligentag des Bluts. Die rote Messe hatte begonnen. Die Untertanen strömten herbei, um zu hören, wie sie in Zukunft beten und erlöst werden sollten.

Aus den Provinzen kam man nach Petersburg, um sich zu überzeugen, daß Verwandte und Freunde in Sicherheit waren.

Auch Segal war unerwartet aus Moskau gekommen, um nach Hanne-Liebe zu sehen und gewisse finanzielle Dispositionen zu treffen, die er nicht länger hinausschieben mochte. Er hatte in dieser Angelegenheit schon eine längere Unterredung mit Florow gehabt. Mit Hanne-Liebe wollte er erst unmittelbar vor seiner Abreise sprechen, um überflüssige Auseinandersetzungen zu vermeiden.

Die andern waren bereits versammelt, als Tschertorogow und seine Frau erschienen. Es war ein kleiner, satyrhafter Mann mit langem schwarzem Haar und großen, kindlich klugen Augen, die im Verein mit der mächtigen Stirn sein ganzes Gesicht beherrschten. Seine Frau, Ksenija Christoforowna, war eine üppige Blondine mit sanften, weichen Zügen. Sie redete nicht viel, aber ihr Gesicht leuchtete oft auf unter einem feinen, gefühlvollen Lächeln, das mehr sagte als viele Worte. Sie trug kleinrussische National-

tracht und ihr schweres, gelbes Haar in zwei langen Flechten über den Rücken hängend. Wladimir Konstantinowitsch Tschertorogow war stets verlegen, wenn er ein Zimmer betrat. Wenigstens sah es so aus. Sobald er abgelegt hatte, griff er sachte nach der Tür, öffnete sie einen Spalt weit und guckte hinein, während das Mädchen Ksenija Christoforowna behilflich war. Darauf glitt er vorsichtig durch die halboffene Tür und erschien vor der Gesellschaft mit einem breiten, verlegenen Lächeln, als bäte er um Entschuldigung, daß er so unerwartet komme; und noch eh' er oder jemand anders Zeit fand, guten Tag zu sagen, hatte er schon angefangen, irgendeine oder die andere abenteuerliche Begebenheit zu erzählen, die, wie er behauptete, er oder auch jemand anderer selbst erlebt hatte.

„Hören Sie bloß," sagte er, als er glücklich mitten im Zimmer stand, wo die andern schon versammelt waren, „was ich heut' nacht geträumt habe."

„Ach, Sie mit Ihren Träumen!" erwiderte zornig die Werotschka, Doktor Kapustins Schwester. „Wer erzählt seine Träume! Außerdem . . ."

„Laß hören, was er zu sagen hat. Ich bin dabei, mich zum Traumdeuter auszubilden. Die moderne Wissenschaft . . . und außerdem ist hier ein für allemal Wortfreiheit erklärt," fiel ihr der Bruder mit seinem schweren Baß in die Rede. Er war Militärarzt gewesen, hatte sich aber zurückziehen müssen, weil er sich dem System nicht unterordnen konnte.

Tschertorogow ließ sich durch die Unterbrechung nicht stören. Er lachte kurz und beinah' unhörbar auf.

„Also hören Sie: Wie ich so daliege, seh' ich einen Thron von Gold, und darauf sitzt ein kleines Wesen mit doppeltem Vogelkopf, so einer Art Januskopf, Hahn auf der einen Seite und auf der andern Henne. Ich schaue mir das Wunder an, und während ich schaue, fängt der Hahn an zu krähen und die Henne zu gackern, und jedesmal, wenn sie krähen und gackern, fällt ein rotes Ei vom Thron. Was! denke ich und will Ksenija Christoforowna wecken, ist denn schon Ostern! Aber im selben Augenblick sehe ich, daß die Eier jedesmal beim Herunterfallen zerbrechen und daß kleine rote Maden herauskommen mit ganz gewöhnlichen Madenköpfen. Was ist das für eine Mythologie? denke ich; sie haben ganz gewöhnliche Köpfe und schreien nicht und zappeln nicht? was, wie ich sogleich bemerkte, davon herrührte, daß sie alle damit beschäftigt waren, ihre eigenen Eierschalen aufzufressen. Inzwischen entdeckt der Vogelkopf oben über ihnen, was für ein widerliches Ungeziefer er da hervorgebracht hat und hält mit Eierlegen inne; aber zu spät. Der Maden waren es bereits zu viele und der Eierschalen zu wenige. Große Unruhe entstand unter dem Geziefer. Einige von den größten unter ihnen richten sich auf ihrem Hinterteil auf und schnüffeln in die Luft hinauf, und es war merkwürdig — mir war, als kenne ich verschiedene von ihnen. Sie nickten dem kleineren Gewürm zu und wiesen mit den Köpfen aufwärts, als

deuteten sie auf den Vogelkopf über ihnen. Die größten fangen denn auch richtig an, an dem goldenen Fuß des Thrones emporzukriechen, und als die andern das sehen, wollen sie auch mit; aber es ist nicht Platz genug für alle. Sie drängen sich gegenseitig und kämpfen, um vorwärts zu kommen, und reißen die andern, die schon auf dem Weg sind, um. Der Thron wankt hin und her in all dem Gedränge, und der Vogel oben hakt sich auf jeder Seite mit einem Schnabel fest, um ihn zu halten und nicht selber herunterzufallen. Er stürzt um, dachte ich, und was dann? Dann fressen sie den Vogel auf und nachher sich selber. Aber es kam nicht so weit. Sie fanden, es wäre leichter, sich sogleich gegenseitig aufzufressen. Und das taten sie. Nach und nach hörte der Thron auf zu wanken, und als die Maden sich untereinander mit Haut und Haar aufgefressen hatten, stand er so sicher wie vor dem Madenaufruhr. Bloß zwei der größten krochen noch unentwegt weiter aufwärts. Aber als der Vogel mit dem Doppelkopf sah, daß es bloß noch diese zwei waren, ließ er den Thronsessel los und hob die Schnäbel. Was wollt ihr da droben? denke ich und will es ihnen zurufen? aber zu spät. Der Hahn haut die eine auf den Kopf, hält sie vor sich hin, betrachtet sie neugierig, erst mit dem einen Auge, dann mit dem andern, und läßt sie fallen. Die Henne macht es ebenso . . . Darüber wachte ich auf, und noch jetzt tut mir der Kopf weh, und ich kann nicht herausfinden, wer die andere Made war . . . Also — was ich sagen wollte — guten Abend!"

Tschertorogow begrüßte den Wirt und die Wirtin und die andern Freunde, als wäre er eben erst zur Tür hereingekommen, und bemerkte unterwegs Segal, der in einem schweren, ledergepolsterten Sessel in einer Ecke saß.

„Was sehe ich, Jakow Jakowlewitsch, Sie hier?"

„Ja, ich bin gekommen, um Ihre letzten phantastischen Erlebnisse zu hören."

„Diesmal war das Erlebnis so ziemlich wirklichkeitsgetreu, das kann ich bezeugen," sagte Kapustin und strich seinen großen roten Schnurrbart. „Die Maden haben angefangen, sich gegenseitig aufzufressen. Die Morderei ist jetzt draußen und daheim im Gang. Es ist kein Sinn und Verstand in der ganzen Geschichte."

„Die Verhältnisse fangen an, einigermaßen chaotisch zu werden," gab Segal zu; „aber was soll die Regierung tun? Jede Regierung behauptet ihre Macht mit allen Mitteln. Glauben Sie, eine revolutionäre Regierung würde nicht dasselbe tun?"

„Das mag wohl sein," beharrte Kapustin, „ich bin nicht revolutionär in diesem Sinn; aber soviel sehe ich — Rußland kann nicht mehr länger von denselben Klassen und nach demselben System regiert werden. Es wäre kein

Schade, wenn eine Revolution die Dinge tüchtig durcheinander rüttelte und neue Männer ans Ruder brächte. Die regierende Kaste hier bei uns ist eine Art feineres Ungeziefer, Parasiten, wie kein anderes Land ihresgleichen aufweist. Und wenn man sich darein finden kann, daß der gemeine und einfältige Mann dezimiert wird, so kann man sich auch darein finden, daß einem paar tausend diebischen und unwissenden Beamten der Kopf abgehauen wird."

„Ja, ganz ohne Unterschied," sagte Florow vor sich hin. „Das Resultat bleibt dasselbe, das sehen wir in Frankreich. Nein, was uns not tut, das sind große Persönlichkeiten, groß genug, das Volk um sich zu sammeln und es vorwärts zu führen unter einem Zwang, der als freier Wille empfunden wird. Dazu aber gehört, daß der Herrscher, wie im Märchen, der Erste unter den Männern ist, daß er wie der große Kalif unerkannt unter dem Volk wandert, um es kennen zu lernen, oder es, wie Peter der Große, versteht, selber sich seine Schiffe zu bauen."

„Man behauptet, daß der Mikado, der doch ursprünglich ein Gott war für sein Volk, in allen Einzelheiten der Verwaltung zu Hause ist. Er prüft persönlich die Waffen der Infanterie und schreibt Gedichte," fügte Olga Isakowna hinzu, die stets ganz besonders aufmerksam dem Gespräch lauschte, wenn Florow sich hineinmischte.

„Heer und Flotte sind jedenfalls in bester Verfassung," sagte Kapustin. „Das haben wir ja erfahren dürfen. Und die Führer sind Männer, die sich auf ihr Fach verstehen und es von Grund aus gelernt haben. Bei ihnen wird nicht gestohlen."

„Alle großen Fürsten haben Kunst und Wissenschaft gepflegt," wandte sich Tschertorogow an Olga Isakowna. „Olga Isakowna hat sogleich das Richtige erfaßt. Fürsten mit einer so minderwertigen Bildung, daß sie nicht einmal richtig schreiben oder sprechen können, verbannen Geist und Wissenschaft von ihren Höfen. Die großen Fürsten kennt man daran, daß sie die ersten Männer ihrer Zeit um sich sammeln und keine Scheu vor dem Neuen haben. Man muß entweder selber genial sein oder das Geniale bei andern sehen können. Es genügt nicht, daß man Gewehrgriffe und byzantinische Gebräuche kennt."

„Fürsten sind Menschen wie wir andern," sagte die Werotschka, als wollte sie Tschertorogow zurechtweisen.

„Darum müßten sie so gewählt werden, daß man sie absetzen kann, wenn sie sich nicht zu ihrer Stellung eignen," brummte Kapustin.

„Was zu weit blutigeren Kämpfen Anlaß geben würde, als sie die Dynastien jetzt führen, um sich ihre Erbfolge zu sichern," wandte Segal ein.

„Die großen Fürsten wählen sich selbst. Sie sind geboren zu herrschen,"

sagte Ksenija Christoforowna und lächelte bescheiden, als sei sie nicht sicher, das Rechte gesagt zu haben.

„Ksenija Christoforowna sagt das Ganze viel einfacher," sagte Florow und blickte scharf durch seine Brille. „Das Volk ist wie ein Weib, das sich in den einen Mann um den andern verliebt, ohne glücklich zu werden. Und erst wenn der große Eroberer kommt, gibt sie sich ganz, weil er sie nimmt. Republik oder Monarchie, Konstitution oder Despotie — alles ist einerlei, wenn bloß dahinter der große Mann steht. Die Menschen wollen Zwang von oben. Sie können nicht ohne ihn sein."

„Ich habe viel über diese Dinge nachgedacht," wandte Segal sich an Florow, „und auch ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß nichts sich verändert hat, so weit wir der menschlichen Geschichte durch die Zeiten zurück folgen können. Die menschliche Gemeinschaft hat alle Formen des sozialen Lebens Jahrtausende vor unserer Zeit gekannt und erprobt. Es gibt keine Entwicklung in dem Sinn, wie man es gewöhnlich meint; bloß Schwingungen vorwärts und rückwärts. Das einzige, was sich verändert, sind die Benennungen. Es sind immer dieselben Dinge in einer neuen Aufwärmung und unter einem andern Namen."

„Was — Sie leugnen die Entwicklung zu vollkommeneren Formen?" unterbrach ihn Kapustin. „Ich meine doch vielmehr, daß Staaten und Wissenschaft . . ."

Segal fuhr fort:

„Nun ja. Nehmen wir also ein Beispiel. Es heißt, die Sklaverei sei aufgehoben. Ich behaupte nein. Natürlich ist es gefährlich, etwas derartiges zu behaupten; und ich sage auch gar nicht, daß ich sie aufgehoben haben möchte."

Florow wollte etwas sagen, aber die Werotschka kam ihm zuvor.

„Was, die Sklaverei ist nicht abgeschafft? Unsere Eltern haben es doch selber erlebt hier in Rußland!"

„Die Leibeigenschaft ist abgeschafft und der Kauf und Verkauf von Sklaven; aber die Sklaverei ist nicht abgeschafft," beharrte Segal. „Sie kann, wie Aristoteles ganz richtig bemerkte, gar nicht abgeschafft werden, jedenfalls nicht, eh' die Menschen mit ganz andern Eigenschaften ausgestattet werden, als sie sie jetzt besitzen. Ist die Wehrpflicht nicht eine neue Form von Sklaverei? Gegen seinen Willen muß der Wehrpflichtige seine Heimat und seine tägliche Arbeit verlassen, um das Kriegshandwerk zu erlernen. Ich sehe hier völlig ab von all den landläufigen Erklärungen. Jeder, der gegen seinen Willen gezwungen wird, an einem bestimmt angewiesenen Ort eine bestimmt vorgeschriebene Arbeit zu leisten, ist Sklave. Die allgemeine Wehrpflicht ist bloß eine neue Bezeichnung für Sklaverei, wodurch dieselbe Sache unter einer neuen äußeren Form zur Anwendung gebracht wird.

Das Prinzip ist dasselbe. Die Sklaven konnten auch in alten Tagen nicht mehr geben als ihr Leben. Dasselbe wird von unsern Wehrpflichtigen gefordert. Alle Vergewaltigung der Persönlichkeit ist Sklaverei. Es ließen sich noch mehrere Beispiele anführen, aber ich glaube, ich habe deutlich ausgedrückt, was ich meine."

„Genau ebenso verhält es sich mit den Sprachen," sagte Tschertorogow, nachdem alle einen Augenblick geschwiegen hatten. „Gewisse Ausdrücke in der menschlichen Redeweise müssen rascher erneuert werden als andere. Das gilt namentlich für alle Ausdrücke für die Funktionen und die damit verbundenen Körperteile. Sie erhalten einen odiösen Klang, ganz so wie die Sklaverei, die ja auch mit den Funktionen zu schaffen hat, und müssen erneuert werden, damit man sie in der Umgangssprache anwenden kann, ohne Anstoß zu erregen."

„Ja, es ist ein gewisser Zusammenhang zwischen diesen Dingen," lachte Segal, „und wenn es sich so verhält, so kann es mir niemand übel nehmen, daß ich kein nennenswertes Interesse habe für Politik, außer der, die meine persönlichen Zwecke fördert."

„Das ist eine etwas kühle Betrachtung," sagte Kapustin und räusperte sich, als wollte er damit seine Kritik abschwächen. „Selbstverständlich, das gebe ich zu — ich bin ja selbst Militär gewesen — fordert das System gewisse Opfer vom Individuum, aber es ist immerhin die Pflicht eines Volkes, das Vaterland zu verteidigen."

„Ich habe keinerlei moralische Auffassung der Sache berührt. Das würde zu weit führen. Außerdem sind moralische Begriffe die schwankendsten von allen. Wir kennen Beispiele aus der Geschichte, wo just die Klassen der Bevölkerung eines Landes, die am meisten von Moral und Patriotismus reden, sich einer feindlichen Macht angeschlossen haben, um ihr eignes Land anzugreifen und wegen Hochverrats verurteilt wurden und um Krone und Kopf kamen."

„Wie viele Menschen sind nicht in Rußland," sagte Olga Isakowna und blickte Segal an, „die gezwungen werden, dem Staat zu dienen, obgleich dieser seine Verpflichtungen als Vaterland ihnen gegenüber nicht erfüllt. Diese Menschen sind noch schlimmer gestellt als die Sklaven in alten Zeiten. Für die sorgte man doch, daß sie nicht verhungerten."

Segals und Olga Isakownas Augen begegneten sich einen Augenblick und alle schwiegen.

„Aber wo ist Ljubow Jakowlewna?" fragte Tschertorogow. „Wir haben unsere kleine Prinzessin ganz vergessen."

„Ich geh und hole sie," sagte Ksenija Christoforowna.

„Ja, tu das," sagte ihr Mann. „Frage sie, ob sie nicht ihre Übungen in der kalligraphischen Kunst fortsetzen möchte. Ich bin bereit, ihr die verborgene Mystik der Schriftzeichen zu offenbaren."

„Was ist nun eigentlich Ihre Ansicht über die Situation nach dem Blutbad am Sonntag?" wandte Kapustin sich an Segal.

Segal kniff die Augen ein bißchen zusammen und sah eine Sekunde lang auf seine gut gepflegten, ein bißchen zu kurzen Hände, eh' er antwortete.

„Meine Meinung ist, daß unter den Russen kein Mann zu finden ist, der genial genug wäre, in seiner Hand die Kräfte zu sammeln, die jetzt im Volk ausgelöst werden. Ein Übermaß von Kraft wird verloren gehen. Keiner ist überlegen genug, sie unter einer neuen Form zu verwerten zur Handhabung des unveränderlichen Staatsprinzips: der Herrschaft des Einzelnen über die Vielen. Es wird einer Anzahl Menschen das Leben kosten, aber alles wird beim alten bleiben."

Salamandrow hatte die ganze Zeit über stumm und unbeweglich, mit zurückgelehntem Kopf, dagesessen. Die Freunde kannten seine Art und wunderten sich nicht über ihn, ob er nun schwieg oder redete. Jetzt erhob er sich langsam vom Stuhl und strich sich das lange, blauschwarze, leicht grau gesprenkelte Haar aus der Stirn. Er war sehr groß und kräftig gebaut und machte trotzdem den Eindruck von Schmächtigkeit, weil das Gesicht so schmal und blaß war im Verhältnis zu der ganzen Erscheinung. Er trat ein paar Schritte vor ins Zimmer und heftete seine brennenden schwarzen Augen auf Segal.

„Ihr grabt in Vergangenheit und Zukunft, um zur Klarheit zu kommen über die Gegenwart. Es ist, als hättet ihr selbst kein persönliches Leben, sondern wäret nur Gespenster und Weissagungen."

Salamandrows sonore Stimme hatte eine Ruhe und Kälte, die im Verein mit seinem bleichen Gesicht und den weit offenen, fieberglänzenden Augen unheimlich wirkten.

„Das Leben ist eine einzige ungeheure Gegenwart, in der sich alles spiegelt. Es ist nichts anderes, ist immer das gewesen und wird nie etwas anderes sein als das. Die Menschen suchten einen positiven Ausdruck für das Leben in Zeit und Zahl, als ob die Zahlen nicht dieselbe Unendlichkeit wären als die, vor der sie flüchteten. Sie verloren die ursprüngliche Unschuld des Lebensgefühls, das göttliche In sich selbst Beruhen des Tieres. Das ist die Sage vom Garten des Paradieses, den der Mensch verlassen mußte, einsam und verdammt, sein Leben zu messen von Morgen bis zu Abend, von Mond zu Mond und Sonnenwende zu Sonnenwende . . . Das Tier ist vollkommen, weil es nur in der Gegenwart lebt. Es ist im Zusammenklang mit dem ewig und beständig und unveränderlich Vorhandenseienden, das die Welt ist. Aber unter den Menschen ist nur der Fötus und das Kind vollkommen und glücklich, bis sie die Zeit kennen lernen. Wer entsinnt sich nicht des dunklen und seligen Gefühls eines ewig still-

stehenden Lebens aus der ersten Kindheit? Wer kennt nicht den Schmerz und die Furcht, die mit der Zeit wachsen, stärker und unruhiger mit jedem Jahr, das zu den Jahren gelegt wird! Das vollkommene Wesen wird weder geboren noch stirbt es, es lebt! Aber von all den Geschöpfen, die die Erde bevölkern, ist der Mensch das einzige, das geboren wird und stirbt, ja, behauptet, daß es sterben wird, so wahr wie bisher seinesgleichen niemals ewig gelebt hat. Der Mensch ist das entartete Tier. Er hat sich verirrt im Labyrinth der Zeit, in seinem eigenen Gehirn. Dessen Windungen und Gänge wachsen und dehnen sich aus, je weiter der Mensch sich von seinem Ursprung entfernt, wiederholen in ständig wachsender Proportion den einmal begangenen Mißgriff. Aber außerhalb des Eingangs zum Labyrinth steht das Tier mit seinem allwissenden Ausdruck im Auge. Ein Tag ist für das Tier gleich tausend Jahren, und tausend Jahre sind wie ein Tag. Sein ist das ewige Leben. Es hat das Rätsel der Zeit und des Raums gelöst, weil sie nicht existieren. Wenn der Mensch nicht mehr ist auf Erden, wird aus dem Tier ein Wesen erstehen, anders als der Mensch. Das wird nichts wissen von eurer Geschichte und Forschung, von den von euch berechneten Sonnenbahnen, von euren chemischen Formeln oder euren Kreisen und Linien, die nur eine Erfindung sind, Zerrbilder eurer eigenen von Zeit und Zahl verzerrten Hirne. Nein, es wird die größte Weisheit besitzen, die, nichts zu wissen. Es wird ewig leben, weil es weder weiß, daß es geboren ist, noch daß es sterben wird. Das ist das tausendjährige Reich! Aber nicht das, von dem eure Popen und Päpste predigen, auch nicht das tausendjährige Reich des Stoffs, das eure Gelehrten verkündigen! . . ."

Salamandrow sagte das letzte sehr laut, so laut, daß seine Stimme sich fast überschlug. Er verstummte und hielt noch immer die Augen auf Segal geheftet, als sähe er in ihm etwas Verborgenes und Geheimes, von dem er seine Augen nicht abwenden könnte. Segal sah ein paarmal zu ihm auf, senkte aber den Blick sofort wieder. Aber selbst, wenn er zu Boden sah, kam es ihm vor, als begegne er fortwährend Salamandrows heißem und forschendem Blick und als erschaue er auf dem Grund dieser Pupillen, die das ganze Auge mit einem tiefen und seltsamen Licht zu füllen schienen, sich selbst und sein eigenes Schicksal. Er verspürte plötzlich einen Kälteschauer und blickte scheu auf die Freunde. Aber sie standen in derselben Stellung, in der sie Salamandrows Worten gelauscht hatten, und aus ihrem Ausdruck sah er, daß sie gespannt darauf warteten, wie er seine begonnene Rede beenden würde.

„Wenn ihr jetzt sagt, daß nichts sich ändern, daß alles beim alten bleiben wird," fuhr Salamandrow fort und seine sonore Stimme klang wieder ruhig und kühl, wie vorher, „so erwidere ich euch, daß vieles sich ändern und nichts beim alten bleiben wird. Alle die Religionen, die ihr als Trost

und Schutzwehr gegen eure Vergänglichkeit ausgedacht habt, verneinen das Leben, die große Gegenwart, die Souveränität des Individuums. Jede neue Religion, an die ihr euch klammert, verneint das Leben mehr und mehr, die Religion der bewußten Arbeit mehr als jede andere. Es wird ein Tag kommen, an dem die letzten Blaßgesichter sich zur letzten Kirchenversammlung einstellen werden, um das Aufhören des sündigen Menschengeschlechts, das letzte Opfer, das auf dem Altar der Lebensverneinung gebracht werden kann, zu beschließen. Und wenn danach der letzte Mensch, zu Boden gedrückt von Einsamkeit, gejagt vom Entsetzen des Endes, einen Berg besteigt und sich davon überzeugt, daß er allein ist in der Welt, ohne seinesgleichen, ohne Geschlecht, ohne Hunger und Durst und körperliche Bedürfnisse, da wird das Hirngespinst von seinen Augen fallen, und in seiner Todesstunde sieht er, daß er selber die Sterne und die Welt, Zeit und Raum, das Endliche und Unendliche, Gott und Götter war, und daß sie nur in ihm lebten und mit ihm untergehen, ohne auch nur ein Kräuseln in dem großen Stillstand . . ."

Salamandrow blickte sich um und auf seinem Gesicht lag ein müdes und schmerzvolles Lächeln, als wäre er eben aus einem schweren Traum erwacht. Und als gleichzeitig Ksenija Christoforowna und Hanne-Liebe durch die Tür zum andern Zimmer traten, ging er ihnen ein paar Schritte entgegen, vorsichtig und tastend, als wiche der Boden unter seinen Füßen. Er blieb stehen und verbeugte sich tief vor Hanne-Liebe, und als sie ihm die Hand reichte, behielt er sie einen Augenblick in der seinen und sagte, als spräche er zu dieser Hand: „Wären wir doch nicht Menschen!"

„Weshalb?"

„Weil wir dann keine Begrenzung kennten."

Salamandrow ließ Hanne-Liebes Hand los; und während er sich umwandte, sah er, daß Olga Isakowna ihn aufmerksam betrachtete, als hätte sie etwas bemerkt, an das sie zuvor nicht gedacht hatte. Aber er blickte weg und fing an, von andern und gleichgültigen Dingen zu reden.

„Wo bleibt der junge Mensch?" fragte Florow.

„Sascha sagte, er würde um neun Uhr mit seinem Freund kommen," erwiderte Hanne-Liebe und sah verwirrt auf die Wanduhr. Eine lichte Röte flog über ihr Gesicht; aber nur Salamandrow bemerkte es.

„Ich glaube, dann ist es am besten, wir fangen an zu essen," fuhr Florow, zu Olga Isakowna gewandt, fort.

„Ja, alles ist bereit. Bitte, meine Damen und Herren!" forderte Olga Isakowna auf.

Das große Zimmer nebenan war als eine Art Kombination von Eß- und Wohnzimmer eingerichtet. Auch das Klavier stand darin. Florow fand, ein Eßzimmer mit stereotypen, nur auf das Essen berechneten Möbeln

sähe ungemütlich und unbewohnt aus. Allerdings stand ein großer runder Tisch in der Mitte des Zimmers; aber er wurde bei den Sonnabend-Zusammenkünften nur als Anrichte benützt. Sämtliche kalten und warmen Gerichte wurden auf einmal hereingebracht, damit die Bedienung nicht während des Essens die Unterhaltung stören sollte, um so mehr, als sowohl Essen als Unterhaltung gewöhnlich lang dauerten und ohne den Zwang vor sich gingen, der sich stets bemerkbar macht, wenn man am Tisch sitzt und eine gegebene Anzahl von Speisen und Getränken in einer bestimmten Reihenfolge genießt. Wenn alles auf einmal und in ausreichender Menge aufgetragen wurde, stand es jedem frei, den Launen seines Geschmacks zu folgen, ohne Rücksicht auf die Mitessenden. Niemand vermerkte es übel, wenn jemand zum Beispiel mit Rahmpudding begann und mit Salzgurken und Schnaps den Beschluß machte. Vor Salamandrows Zeit — er war der letzte im Bunde — hatten sie sich nach altem Schick und Brauch zu Tisch gesetzt; aber Salamandrow hatte gestreikt. Eines Samstagabends hatte er sich einfach geweigert, etwas zu genießen. Die Hände im Schoß gefaltet, hatte er ingrimmig und böse auf seinen gefüllten Teller gestarrt. Und als die andern ihn fragten, weshalb er nicht esse, hatte er unter dem Gelächter der Freunde erklärt, er pflege, wie die Tiere, sein Futter in Einsamkeit zu sich zu nehmen. Es sei eine heilige Handlung, die, im Gegensatz zu späteren Anschauungen, nicht in Haufen vorgenommen werden dürfe. Kapustin hatte damals so gelacht, daß er behauptete, sein Zwerchfell sei seit jener Zeit nicht mehr wie früher, und die Werotschka, die alles ernst nahm, hatte seither ganz insgeheim Salamandrow auf dem Strich. Aber Salamandrow hatte seinen Willen durchgesetzt. Er saß an einem kleinen Tisch und aß stumm und in sich verschlossen. In den Pausen erhob er sich und redete mit den andern wie ein gewöhnlicher Mensch, mit Ausnahme der Tage, an denen er, wie er behauptete, visionär war und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten etwas von sich gab.

Die andern saßen oder standen ebenfalls herum, wie es ihnen gerade paßte oder so, daß Fleisch und Geist im bestmöglichen Verhältnis zueinander standen, wie Tschertorogow sagte.

Die Freunde hatten mit ihrer anarchischen Bundesmahlzeit begonnen, als es klingelte und Sascha mit Rylowitsch eintrat. Alle, außer Salamandrow, wandten sich ihnen zu, um sie zu begrüßen und willkommen zu heißen. Obgleich sie Sascha erst seit so kurzer Zeit kannten, mochten sie ihn alle gern leiden und betrachteten ihn als ein jüngeres, aber vollwertiges Mitglied ihres kleinen Kreises. Er brachte die Frische der Jugend mit sich, und die verborgene und tiefe Harmonie zwischen ihm und Hanne-Liebe stimmte sie alle fein und frühlingshaft. Keiner hatte darüber geredet, und sie hätten es als eine persönliche Kränkung betrachtet, wenn jemand Saschas und Hanne-

Liebes Namen in ausgesprochener näherer Verbindung miteinander genannt hätte. Nicht einmal in Gedanken hatten sie dieser Stimmung eine bestimmte Form gegeben, als ob sie fürchteten, die zarte und empfindsame Blume der Liebe könnte sich bei der geringsten Berührung schließen.

Sascha stellte seinen Freund Rylowitsch vor, der stumm und mit einer Würde grüßte, als versäume er eigentlich gegen seinen Willen weit wichtigere und ernsthaftere Dinge. Er war sehr ärmlich gekleidet. Man hätte fast meinen können, er lege Gewicht darauf, seine revolutionäre Gesinnung hervorzuheben, und seine Kleidung und ganze Haltung sei eine Demonstration gegen sämtliche Menschen, die sich erlaubten, sich gut zu kleiden. Er trug über den Beinkleidern das schwarze russische Hemd des Proletariers, und seine langen blonden, leicht gelockten Haare waren im Nacken wie mit einem Strich abgeschnitten. Seine kleine, viereckige Gestalt bewegte sich steif und linkisch, ohne doch den Eindruck der Verlegenheit zu machen. Es lag eher in dieser Linkischkeit eine gewisse Verachtung der feineren und geschliffeneren Lebensart der oberen Klassen. Er hatte eine eigene, feste, kurze Weise, die Hand zu geben, als wolle er andeuten, daß er sich seine Stellung vorbehalte, aber immerhin damit rechne, daß er mit Menschen zu tun habe, die bis zu einem gewissen Grad Sympathie für die Sache des Volks hätten. Während er grüßte, heftete er seine stillstehenden, wasserblauen Augen beobachtend auf die Anwesenden. Es sah aus, als wolle er sich davon überzeugen, daß sie die rechte Gesinnung hätten. Namentlich auf Hanne-Liebe ruhte sein prüfender Blick länger als nötig war. Und während er sie ansah, wurden seine wasserblauen Augen größer und beinah schwimmend, zogen sich aber hastig wieder zusammen, als er plötzlich Salamandrows dunklem und brennendem Blick begegnete. Und als er zur Seite sah, entdeckte er Segal, der ihn mit zusammengekniffenen Augen betrachtete, als verdrieße es ihn, daß jener es nicht eiliger hatte, ihn zu begrüßen. Ein rasches, fast unwillkürliches Zucken ging über Rylowitschs Gesicht, und er blickte sich um, um zu sehen, ob noch sonst jemand da war, den er noch nicht begrüßt hatte. Aber der einzige war Salamandrow, der mit einem wenig einladenden Ausdruck an seinem Tisch saß. Rylowitsch machte also ein paar rasche und linkische Schritte auf Segal zu und gab ihm die Hand mit einer ganz besonders verschlossenen und zurückhaltenden Miene, die Gleichgültigkeit und Geringschätzung auszudrücken schien, weil Segal nicht aufstand, sondern ihm nur zögernd die Fingerspitzen reichte, so daß er sich vornüberbeugen mußte, um sie zu fassen. Rylowitsch wandte Segal den Rücken, und Sascha fühlte sich unangenehm berührt; er las im Gesicht des Freundes Unwillen und Verstimmtheit. Er versuchte eine Unterhaltung in Gang zu bringen; aber Rylowitsch antwortete kurz und nahm in der Nähe von Florow Platz. Dieser wandte sich sogleich ihm zu, mit einer diskreten und doch interessierten

Aufmerksamkeit, äußerte seine Freude darüber, ihn bei sich zu sehen und erkundigte sich höflich nach der Art seiner Studien, suchte sich verständnisvoll über die Stimmung unter der studierenden Jugend zu unterrichten, ja, sprach sich sogar mißbilligend über soziale Zustände aus; aber das Gespräch wollte nicht in Fluß kommen. Rylowitsch antwortete kurz und sachlich, nicht geradezu verletzend, aber nichts weniger als liebenswürdig. Man hatte den Eindruck, daß er ein fanatischer und verbissener Feind der ganzen bestehenden Gesellschaft in all ihren Abstufungen war, obgleich er das nicht mit klaren Worten sagte, sondern es nur durch sein Wesen und seine ganze Persönlichkeit ausdrückte.

Auch die Freunde waren schweigsam und verstimmt. Es sah aus, als hätten sie sich beim Erscheinen dieses fremden und in ihrem Kreis ungewohnten Individuums in sich selbst zurückgezogen wie Schnecken in ihre Häuser und sännen darüber nach, wann und wie sie sich am besten wieder hervorwagen könnten. Hanne-Liebe saß und sah vor sich nieder, und ihre Wangen waren heiß, als hätte man ihr eine Kränkung zugefügt; welcher Art, das wußte sie nicht, auch nicht von wem. Man bot Rylowitsch zu essen und zu trinken an, aber er dankte und sagte, er habe schon gegessen. Die andern suchten die Verstimmung zu verdecken, indem sie ganz besonders hungrig und durstig sich mit Tellern und Gläsern zu schaffen machten. Olga Isakowna sorgte für die Damen und unterhielt sich mit ihnen über Haushaltung und Kunst. Selbst Salamandrow trieb sich am gedeckten Tisch herum. Nur Segal saß unbeweglich mit zusammengezogenen Augen auf seinem Stuhl. Ab und zu hob und senkte er die Zeigefinger gegen die Armlehnen, als memoriere er etwas. Sein Gesicht war außergewöhnlich bleich. „Wo hab' ich diesen Menschen schon gesehen?" wiederholte er unabläßig bei sich selbst. Und er stellte eine Berechnung über Rylowitschs Alter an und ging in Gedanken alle die Fälle durch, mit denen er in dem entsprechenden Zeitraum zu tun gehabt hatte, alle Zeugen, die er gegen andere oder die andere gegen ihn oder richtiger gegen seine Klienten aufgebracht hatten. Er fuhr fort zu memorieren, als wäre es von unbeschreiblicher Wichtigkeit, daß er jetzt, augenblicklich, auf der Stelle, sich darauf besänne, wo und unter welchen Umständen er diesem Menschen begegnet war. Er hörte nicht, daß Tschertorogow sich aus seiner Schale herauswagte und mit den Fühlhörnern in der Luft tastete.

(Fortsetzung folgt)

Friedrich Engels, Jugendbriefe

Die heimatliche Landschaft, das Jerusalem aller erweckten Seelen, oder, wie die Gegner sagten, das „Zion der Obskuranten", die väterliche Familie (ein angesehenes, alt eingesessenes Kaufmannsgeschlecht) fest-wurzelnd im orthodoxen reformierten Glauben der Altvorderen, das geistige Leben Barmens und Elberfelds scharf überwacht, fast geknechtet von einer Schar von Seelsorgern, an deren Spitze die überragende Gestalt des bedeutenden aber unduldsamen Friedrich Wilhelm Krummacher stand, die Sinnenfreude gebrandmarkt wie in dem Genf Calvins, die weltliche Kunst verachtet und verpönt wie in Florenz, als Savonarola es berauschte. Und damitten ein zum Jüngling erwachender Knabe von beschwingter Seele, voll ungebärdigen Freiheitsdrangs und aus den Wurzeln emporschießender Sinnlichkeit, der wohl das starke religiöse Aroma der heimatlichen Erde eingeatmet hat, aber dessen hemmungsloser und von früh ab unabhängiger Geist sich keine Zwangsschellen anlegen läßt, weil es ihn gebieterisch treibt, Kern und Schale, göttlichen Inhalt und menschliche Satzung, die seinen Lehrern immer zusammengeflossen waren, seinerseits voneinander zu sondern.

Ein Jahr vor dem Abiturientenexamen gegen den eigenen Wunsch vom humanistischen Bildungsweg entfernt und als Lehrling nach Bremen verschlagen, das neben Elberfeld und Barmen die andere Hochburg des Pietismus im nordwestlichen Deutschland war, jagt ihn eine stürmische, frühreife Entwicklung vorwärts durch alle Glaubenseinkleidungen und Gottesfassungen des von religiöser Bewegung erfüllten Jahrzehnts. Endlich findet er zeitweilige Rast bei einer Lehre, die Gott anders, als es ihm in der Konfirmationsstunde dargestellt worden war, von seiner einsamen Höhe herabsteigen läßt: bei dem Hegelschen Gottesbegriff, den er so auffaßt, daß die Gottheit und die Menschheit in ihm ihrem Wesen nach identisch werden. Jetzt war nur noch ein Schritt zu tun und die Menschheit wurde ihm zur Gottheit, die Sehnsucht nach dem Absoluten nahm für ihn Erdengestalt an. Und, durch Kindheitseindrücke aus der trotz des aus allen Häusern erklingenden Bibelgesanges vom Fusel erfüllten heimatlichen Industriestadt vorbereitet, wird dem deutschen Fabrikantensohn auf englischem Boden die Erkenntnis dauernder Besitz, daß der Weg zum Göttlichen durch die Täler der Erde führt, daß die Erlösung und Befreiung der unterdrückten Massen das Ziel der Kulturentwicklung sei, daß aber dieses Ziel sich nimmermehr in Wolkenkuckucksheim verwirklichen lasse.

Was wußten wir bisher über die Jugendgeschichte von Friedrich Engels? Ein paar dürre Daten besaßen wir, weiter nichts. Die Briefe, aus denen hier bedeutsame Stellen zum Abdruck gelangen, gewähren zum ersten Male einen Einblick in die seelischen Kämpfe und geistigen Eroberungszüge dieses

Jünglings, der wenige Jahre später im Bunde mit Marx jene eisenstarrende Festung errichtete, von deren Wällen aus das moderne Weltproletariat seinen Emanzipationskampf führt. Wir sehen hier, wie der Achtzehnjährige in seinem heißen Wahrheitsdurst unter dem Ansturm der „Ideen des Jahrhunderts" von den ihm anerzogenen positiv-kirchlichen Überzeugungen ein Bollwerk nach dem anderen zu räumen sich genötigt sieht, wie er für den eigenen Entwicklungsgang zu spät mit der Lehre Schleiermachers bekannt wird, die ihm seine kindliche Ahnung bestätigt, daß echte Religion nicht am Dogma klebt, sondern allein im Gemüt ihre Heimat hat. Für ihn kam diese Botschaft zu spät, denn er war ein verlorenes Schaf für die Herde der Gläubigen, seitdem sein scharfer Verstand über die spekulative Theologie zur spekulativen Philosophie, über David Friedrich Strauß zu Hegel vorgedrungen war. Wie mag es damals in der Seele dieses Jünglings gewettert und geblitzt haben, während er auf seinem Kontorbock beim Konsul Leupold englische und spanische Korrespondenzen erledigen mußte! Die unbegrenzten Möglichkeiten der Hegelschen Dialektik trugen ihn, sobald er sich in sie vertiefte, rasch in das Lager der Jungen hinüber, die unter Arnold Ruges und Bruno Bauers Führung den Meister im Sinne des Radikalismus auslegten und nun gegen die herrschenden Gewalten in Kirche und Staat den Kampf eröffneten.

Aber nicht bloß ein durch seine Neuheit überraschender und fesselnder Anblick ist es, wenn man hier einen der späteren Begründer des historischen Materialismus mit heißer Seele um seinen Gott ringen sieht, bis er ihn verloren geben muß. Auch einen selbständigen tiefen Reiz gewährt es, dem begabten Jüngling zu lauschen, wie er sich zu bisherigen Schulfreunden, die nun Studenten der Theologie sind, in einer Sprache, die noch den Pennäler verrät, aber schon die große Persönlichkeit spüren läßt, über die letzten und höchsten Fragen ausspricht. Wer ahnte bisher diese heißen Seelenkämpfe bei Friedrich Engels, der als Mann das eigne Ich stets hinter die Sache zurücktreten ließ, der sich nirgends und niemals in seinem Leben zu bespiegeln gewohnt war?

Nun bilden jedoch die religiösen Probleme keineswegs das einzige Thema dieser Korrespondenz. Wir erfahren aus ihr noch eine weitere Tatsache, von der man bisher nichts wußte. Der künftige Waffenschmied des Proletariats strebte in frühen Jünglingsjahren ernsthaft nach dichterischem Lorbeer! Für uns Nachlebende kommt den Proben seiner Verskunst, da sie über das Dilettantische nicht hinausreichen, bloß biographische Bedeutung zu. Da ist es bemerkenswert, daß Engels nicht etwa dort am glücklichsten ist, wo er unter dem Einfluß des noch romantischen Freiligrath exotische Stoffe zu gestalten sucht, auch nicht dort, wo er eigene Natureindrücke und Erlebnisse wiedergibt, sondern er wirkt am persönlichsten, wo er mit dem

Schwerte dareinschlägt. In einer Literaturkomödie, der er den Siegfriedstoff zur Unterlage gibt, die aber auch den Kampf der Orthodoxie gegen die Hegelsche Schule zum Gegenstand hat, wirkt es recht erbaulich, wenn die Herolde beider Richtungen, Heinrich Leo und Michelet, einander den Hegel und die Bibel an den Kopf werfen und Siegfried die beiden Kampfhähne schließlich auseinander treibt!

Aber nicht bloß Verse schreibt dieser dem Durchschnitt seiner Berufsgenossen wenig ähnelnde Handlungslehrling, sondern mit verblüffender Leichtigkeit auch zahllose kritische und polemische Artikel für Zeitschriften. Von ihnen erhält die Nachwelt erst durch diese Briefe wieder Kunde. Keiner von Engels' späteren Freunden entsinnt sich, daß er zu ihm jemals dieser frühen Schriftstellerei Erwähnung getan hätte. Er mochte sie als für seine spätere Entwicklung unwesentlich vergessen haben, denn in seinem Gedächtnis, das auf sachlichem Gebiet nicht leicht versagte, blieb für persönliche Erlebnisse nur ein geringer Raum. Daß er die Erstlinge seiner Feder in Gutzkows „Telegraphen" veröffentlichte, war kein bloßer Zufall. Denn die Richtung des Jungen Deutschland mußte auf ihn eine starke Anziehungskraft ausüben. Befand sich auch kein wirklicher Dichter unter den Schriftstellern, die man mit diesem Namen schlecht und recht zusammenfaßte, so waren sie in der damaligen deutschen Literatur doch die einzigen, die den Problemen der eigenen Zeit ernster ins Antlitz blickten. Vorangegangen waren ihnen darin Börne und Heine. Heine aber glaubte die Jugend der ausgehenden dreißiger Jahre als einen Abtrünnigen hassen zu müssen, und Börne war gestorben, kurz bevor Engels die Schule verließ. Vielleicht wäre er imstande gewesen, den nicht gerade von überschüssiger Charakterstärke geplagten Talenten des Jungen Deutschland politischen Odem einzublasen! Mit jugendlicher Wärme beklagte Engels seinen frühen Tod wie ein nationales Unglück. An dem Verfasser des „Franzosenfressers" bewunderte er in gleichem Maße den Ernst und die Überzeugungskraft des Politikers wie das Brio des glänzenden Schriftstellers. Als Börnes Jünger zeigen ihn denn auch seine politischen Anfänge. Abschaffung der Zensur, Teilnahme des Volks an der Staatsverwaltung, Aufhebung der Privilegien des Adels und der Zurücksetzung der Juden — das waren freilich Forderungen, in denen sich alle Liberalen trafen. Aber schon frühzeitig offenbarte sich der revolutionäre Grundzug seines Wesens, der ihn über die Ziele des Liberalismus hinausführen sollte: bereits der Neunzehnjährige erwartete nur noch von dem Fürsten etwas Gutes, „dem die Ohrfeigen seines Volkes um den Kopf schwirren und dessen Palastfenster von den Steinwürfen der Revolution zerschmettert werden".

Diese wenigen einleitenden Betrachtungen sollen dem Leser der nachfolgenden Briefe, deren starker menschlicher Akzent auch ohne ausführlichen

Kommentar unmittelbar wirkt, nur einige die Lektüre erleichternde Fingerzeig geben. Er möge sich erinnern, daß in dem Deutschland Metternichs und Friedric Wilhelms III. die freie Meinungsäußerung über politische Fragen nur ers als ein pium desiderium nörgelnder Tollkühnheit angesehen wurde, daß als das Streben nach Zusammenschluß gleichgesinnter Seelen und der dem Menschen eingeborene Kampfessinn sich höchstens in der Literatur, hauptsächlich aber erst auf theologischem Gebiet betätigen konnten. Besonders in jenen Gegenden, die der Pietismus beherrschte, bildeten „Pastoralien den stehenden Konsumptionsartikel". Keine Reichstagswahl vermöchte die Gemüter heute lebhafter zu entflammen, als damals der Bremer Pfaffenkrieg, der durch eine Gastpredigt hervorgerufen wurde, die der Elberfelder Krummacher dort im Juli 1840 hielt und in der er den Rationalismus geißelte, dem einige Pastoren der Hansestadt, besonders C. F. W. Paniel, huldigten. Diese Vorgänge, die ein Vierteljahr und länger in Bremen jedes andere Interesse in den Hintergrund drängten und ein ganzes Meer von Druckerschwärze erzeugten, hat Engels in seinem hier abgedruckten Brief vom 20. November 1840, der ohne einen solchen Hinweis unverständlich wäre, köstlich persifliert.

Als er danach im Herbst 1841, um bei der Garde-Artillerie sein Jahr abzudienen, nach Berlin übersiedelte, war seine Entwicklung gerade an dem Punkte angelangt, wo der Jung-Deutsche sich vollends in den Jung-Hegelianer verwandeln mußte. Im Kreise der „Freien" —

„Dieser Marats der Gedanken,
Die mit Guillotinen-Messern
Die verderbte Welt verbessern" (Gottschall)

entwickelte er sich nun zum entschiedenen Revolutionär auf geistigem und politischem Gebiet. Vor kurzem noch der Gefährte braver Pastorensöhne und künftiger ehrenwerter Pastoren wurde er nun der Zechkumpan Edgar Bauers, Stirners und Buhls. Wir besitzen aus dem Jahre 1842 eine charakteristische Selbstschilderung von Friedrich Engels, die ihn in seiner neuen Gestalt zeigt. Sie steht in einem anonym gedruckten Gedicht, das den Kampf der „Freien" gegen die Orthodoxie feiert und von dem heute wohl nur noch wenige Exemplare aufzutreiben sind. Hier nennt er sich einen Montagnard:

„Der Wurzelhafteste mit Haut und auch mit Haar.
Er spielt ein Instrument: das ist die Guillotine,
Auf ihr begleitet er stets eine Cavatine;
Stets tönt das Höllenlied, laut brüllt er den Refrain:
Formez vos bataillons! aux armes, citoyens!" —

Die Frühzeit von Friedrich Engels, die nun erst ihr richtiges Fundament erhält, wird von mir in einem besonderen Bande dargestellt werden. Gleich-

zeitig will ich die hier bruchstückweise abgedruckten Briefe an die beiden Schulfreunde vom Elberfelder Gymnasium mit zahlreichen anderen neu aufgefundenen Dokumenten dieser Epoche zu einem Bande vereinigen. Die Originale der Briefe befinden sich im Besitz von Herrn Emil Engels in Engelskirchen.

Gustav Mayer

An Friedrich und Wilhelm Gräber

den 17. September [1838].

... An meiner Poesie und deren Produktionskraft verzweifle ich alle Tage mehr, seitdem ich in Goethe die beiden Aufsätze „Für junge Dichter" gelesen habe, in denen ich mich so trefflich bezeichnet finde, wie es nur möglich ist, und aus dem es mir klar geworden, daß durch meine Reimereien nichts für die Kunst getan ist; ich werde aber nichtsdestoweniger fortreimen, weil dies eine „angenehme Zugabe", wie Goethe sagt, ist, auch wohl ein Gedicht in ein Journal einrücken lassen, weil andere Kerls, die ebensolche, auch wohl noch größere Esel sind, als ich bin, es auch tun, und weil ich dadurch die deutsche Literatur weder heben noch senken werde; aber wenn ich ein tüchtiges Gedicht lese, dann fährt mir allemal ein Grimm durch die Seele: daß du das nicht hast machen können! Satis autem de hac re locuti sumus!

Meine cari amici, man vermißt Euch doch sehr! Wenn ich dran denke, wie ich oft in Eure Kammer trat, und da saß der Fritz so behaglich hinterm Ofen mit seiner kurzen Pfeife im Munde, und der Wilm in seinem langen Schläfer rauschte durch die Kammer und konnte nichts rauchen als 4 Pfennig-Zigarren, und riß Witze, daß das Zimmer bebte, und dann rührte sich der gewaltige Feldman gleich ξανθός Μενέλαος, und trat herein, und dann kam der Wurm im langen Rock, mit dem Stock in der Hand, und es wurde gezecht, dann ist der Teufel los, und jetzt muß man sich mit Briefen abfinden — es ist infam. Daß Ihr mir aber auch von Berlin aus tüchtig schreibt, ist constat und naturaliter; die Correspondenz dahin bleibt auch nur einen Tag länger unterwegs als nach Barmen ...

.... Wenn Ihr diesen Brief bekommt, ehe Ihr nach Cöln geht, so befolgt folgenden Auftrag! kommt Ihr hin, so sucht die Streitzeuggasse, geht in die Everaertssche Buchdruckerei, Numero 51 und kauft für mich Volksbücher; Siegfried, Eulenspiegel, Helena habe ich; am wichtigsten sind mir Octavian, die Schildbürger (unkomplet in der Leipziger Ausgabe), Heimonskinder, Dr. Faust, und was von den übrigen mit Holzschnitten versehen; sind mystische da, so kaufe sie auch, besonders die Sibyllenweissagungen. Bis zwei, drei Thaler mögt Ihr immerhin gehen, dann schickt sie mir per Schnellpost, gebt mir den Betrag an, so will ich Euch einen Wechsel auf meinen Alten schicken, der es gerne bezahlen

wird. Oder noch mehr, Ihr könnt die Bücher meinem Alten schicken, dem ich die ganze Geschichte auseinandersetzen werde, und der mag sie mir zu Weihnachten schenken, oder wie er will. — Ein neues Studium für mich ist Jacob Böhme; es ist eine dunkle, aber eine tiefe Seele. Das meiste aber muß entsetzlich studiert werden, wenn man etwas davon kapieren will; er ist reich an poetischen Gedanken, und ein ganz allegorischer Mensch; seine Sprache ist ganz eigentümlich, alle Wörter haben eine ganz andere Bedeutung als gewöhnlich; statt Wesen, Wesenheit sagt er Qual; Gott nennt er einen Ungrund und Grund, da er keinen Grund noch Anfang seiner Existenz hat, sondern selbst der Grund seines und alles andern Lebens ist. Bis jetzt habe ich erst drei Schriften von ihm auftreiben können, fürs erste freilich genug. — . . . .

den 18ten [Sept. 1838]

. . . . Vorgestern war ich bei meinem Alten id est principalis, seine Frau wird genannt die Altsche (italienisch alce, das Elentier geradeso ausgesprochen) auf dem Lande, wo seine Familie wohnt, und viel Pläsir gehabt habe. Der Alte ist ein köstlicher Kerl, er schimpft seine Jungens immer polnisch aus. Ihr Ledschiaken, Ihr Kaschuben! Auf dem Rückwege habe ich bemüht, einem Philister, der mit da war, einen Begriff von der Schönheit der plattdeutschen Sprache zu geben, habe aber gesehen, daß dies unmöglich ist. Solch ein Philister ist doch eine unglückliche Seele, aber dabei doch überglücklich in seiner Dummheit, die er für die größte Weisheit hält. Neulich Abend war ich im Theater, sie gaben den Hamlet, aber ganz schauderhaft. Doch darum will ich lieber ganz davon schweigen. — Daß Ihr nach Berlin geht, ist ganz gut, an Kunst wird Euch da wohl so viel geboten, wie sonst auf keiner Universität, ausgenommen München; dagegen die Poesie der Natur, die fehlt: Sand, Sand, Sand! Hier ist es weit besser; die Straßen außer der Stadt sind meistens sehr interessant, und durch die mannigfaltigen Baumgruppen sehr anmutig; aber die Berge, ja die Berge, das ist der Donnerwetter. Ferner fehlt in Berlin die Poesie des Studentenlebens, die in Bonn am größten ist, wozu dann das Herumschweifen in der poetischen Umgegend nicht am wenigsten beiträgt. Nun, Ihr kommt ja auch noch nach Bonn. Mein lieber Wilhelm, ich würde Dir rasend gern auf Deinen witzigen Brief ebenso witzig antworten, wenn mir nicht überhaupt aller Witz, und im besondern jetzt gerade die Lust fehlt, die man sich nicht geben kann, und ohne die alles erzwungen ist. Aber ich fühle, es geht mit mir zu Ende, es ist mir, als ob mir verschwände jeder Gedanke aus meinem Haupt, als wenn mir das Leben würde geraubt. Der Stamm meines Geistes ganz entlaubt, denn alle meine Witze sind geschraubt, und der Kern aus der Schale herausgeklaubt. Und meine Makamen, die verdienen kaum den Namen, während die Deinen Rückert den Ruhm nahmen, diese hier, die

ich schreibe, die haben die Gicht im Leibe, sie hinken, sie wanken, sie sinken, ja sie schon sanken in den Abgrund der Vergessenheit, nicht stiegen in die Höhe der Gelesenheit. Oh Jammer, da sitz' ich in der Kammer und pochte ich an mein Haupt mit einem Hammer, es flösse doch nur Wasser heraus, mit großem Gebraus. Doch das hilft nicht einer Laus, der Geist ist drum doch nicht drin zu Haus.

Gestern Abend, als ich zu Bette ging, stieß ich an meinen Kopf, und es lautete, wie wenn man an ein Gefäß mit Wasser stößt, und das Wasser an der andern Seite ans Gefäß klatscht. Ich mußte lachen, als mir die Wahrheit so derb unter die Nase gerieben wurde. Ja Wasser, Wasser! In meiner Stube spukt's überhaupt; gestern Abend hörte ich eine Totenuhr in der Wand klopfen, in der Gasse neben mir rumoren Enten, Katzen, Hunde, Dirnen und Menschen. Übrigens verlange ich von Euch einen ebenso langen, wenn nicht noch längeren Brief, et id post notas und das nach Noten.

Das ausgezeichnetste Kirchengesangbuch, das es giebt, ist unstreitig das hiesige; es enthält alle berühmten Namen deutscher Poesie: Goethe (das Lied: der Du von dem Himmel bist), Schiller (drei Worte des Glaubens), Kotzebue und viele andre. Auch Kuhpockenlieder, und was des Unsinns mehr ist. Es ist eine Barbarei ohne gleichen; wer's nicht sieht, glaubt's nicht; dabei ein schauderhaftes Verderben aller unserer schönen Lieder, ein Verbrechen, was sich auch Knapp im Liederschatz hat zu Schulden kommen lassen . . . .

An Friedrich Gräber 20. Januar [1839].

. . . . Es ist merkwürdig, daß, wenn wir unsre größten Dichter zusammennehmen, immer zwei und zwei sich ergänzen, so Klopstock und Lessing, so Goethe und Schiller, so Tieck und Uhland. Jetzt aber steht Rückert ganz allein da, soll mich einmal verlangen, ob der noch Einen bekommt, oder ob er so abstirbt; es hat fast den Anschein. Als Liebesdichter könnte man ihn mit Heine zusammenstellen, aber leider Gottes sind die zwei sonst so heterogen, daß man sie garnicht vereinen kann. Klopstock und Wieland sind doch noch Gegensätze, aber Rückert und Heine haben nicht die mindeste andere Ähnlichkeit, und stehen beide absolut da. Die Berliner Partei des jungen Deutschlands ist doch eine saubere Compagnie! Da wollen sie unsere Zeit umstempeln zu einer Zeit der „Zustände und feinen Bezüge", welches so viel bedeutet als: wir schreiben was in die Welt hinaus, und um die Seiten voll zu kriegen, schildern wir Dinge, die nicht da sind, und das nennen wir Zustände, oder wir bringen das Hundertste mit dem Tausendsten zusammen und das geht unter dem Namen der „feinen Bezüge". Dieser Theodor Mundt sudelt da was in die Welt hinein von der Demoiselle Tag-

lioni, die „Goethe tanzt", schmückt sich mit Floskeln aus Goethe, Heine, der Rahel und der Stieglitz, sagt den köstlichsten Unsinn über Bettina, aber alles so modern, so modern, daß es eine Lust sein muß, für einen Schnipulanten, oder für eine junge, eitle, lüsterne Dame, dergleichen zu lesen. Dieser Kühne, Mundt's Agent in Leipzig, redigiert die Zeitung für die elegante Welt, und die sieht jetzt aus, wie eine Dame, deren Körperbau für einen Reifrock eingerichtet, und die jetzt in ein modernes Kleid gesteckt wird, daß bei jedem Schritt die holdselige Krümmung der Beine durch das schmiegsame Kleid sichtbar wird. Es ist köstlich! Und dieser Heinrich Laube! Der Kerl schmiert in Einem fort, Charactere, die nicht existieren, Reisenovellen, die keine sind, Unsinn über Unsinn, es ist schrecklich. Wie es mit der deutschen Literatur werden soll, weiß ich nicht. Drei Talente haben wir, Karl Beck, Ferd. Freiligrath und Julius Mosen; der dritte ist wohl ein Jude und läßt in seinem Ahasver an allen Enden dem Christentume trotzen; Gutzkow, der noch mit der Vernünftigste ist, tadelt ihn deshalb, weil Ahasveros eine gemeine Natur sei, ein wahrer Schacherjude; Theodor Creizenach, ebenfalls ein juif, packt nun in der Zeitung für die elegante Welt den Gutzkow auf eine wütende Weise an, aber Gutzkow steht ihm zu hoch. Dieser Crz., ein gewöhnlicher Tagesschreiber, erhebt Ahasver in alle Himmel, als einen getretenen Wurm, und schimpft auf Christus, als einen eigenmächtigen, stolzen Herrgott, meint auch, freilich sei im Volksbuch Ahasver eben nur ein gemeiner Kerl, aber im Löschpapier der Jahrmarktsbuden sei Faust auch nicht viel mehr als ein gemeiner Hexenmeister, während doch Goethe die Psychologie mehrerer Jahrhunderte in ihn gelegt habe. Letzteres ist klar, Unsinn zu sein (wenn ich nicht irre, ist das eine ganz lateinische Konstruktion), aber, mich rührt nur das, wegen der Volksbücher. Freilich, wenn Theodor Creizenach darauf schimpft, so müssen sie wohl sehr, sehr schlecht sein, indessen wage ich zu bemerken, daß im Volksahasver mehr Tiefe und Poesie ist, als in dem ganzen Th. Cr. nebst seinen löblichen Konsorten. Ich habe jetzt einige Xenien in Arbeit, von denen ich Dir, so viel davon fertig, hersetze.

Die Journale.

1. Telegraph.

Nennst Du Dich selbst Schnellschreiber, wer wird dann Zweifel noch hegen,
Schnellgeschriebenes sei, was Dir die Blätter erfüllt?

2. Morgenblatt.

Liest Du am Morgen mich durch, so hast Du vergessen am Abend,
Ob Du auf leeres Papier oder bedrucktes gesehn.

3. Abendzeitung.

Fehlt Dir am Abend der Schlaf, so nimm dies Blatt in die Hände,
Lieblicher Schlummer erfüllt sicherlich Dich alsobald.

4. Literaturblatt.
Dies ist das krittlichste Blatt in dem ganzen Literaturwald,
Aber wie ist es so dürr! weht es der Wind doch herab!

An Friedrich Gräber 19. Februar [1839].

Eben sehe ich im Telegraphen eine Rezension der Gedichte des Missionars Winkler in Barmen. Sie werden furchtbar heruntergemacht; es gibt eine Masse Proben, die eben einen Missionarsgeschmack verraten. Kommt das Blatt nach Barmen, so ist es um Gutzkows Reputation daselbst, die schon sehr gering ist, getan. Diese Proben sind schauderhaft, ganz unendlich ekelhafte Bilder — Pol ist ein Engel dagegen. Herr Jesu, heile Du den Blutfluß meiner Sünden (Anspielung auf die bekannte Geschichte im Evangelium) und dergl. mehr. Ich verzweifle immer mehr an Barmen, es ist alles aus in literarischer Beziehung. Was da gedruckt wird, ist, mit Ausnahme der Predigten, zum wenigsten dummes Zeug; religiöse Sachen sind gewöhnlich Unsinn. Barmen und Elberfeld sind wahrhaftig nicht mit Unrecht als obskur und mystisch verschrien; Bremen steht in demselben Ruf, und hat viel Ähnlichkeit damit; die Philisterei verbunden mit religiöser Zelotenwirtschaft, wozu in Bremen noch eine niederträchtige Verfassung kommt, verhindern jeden Aufschwung des Geistes, und eines der vorzüglichsten Hindernisse ist F. W. Krummacher. — Blank klagt so entsetzlich über die Elberfelder Prediger, besonders Kohl und Hermann, ich möchte wissen, ob er recht hat; vor allem wirft er ihnen Dürre vor, nur Krummacher sei eine Ausnahme. — Höchst komisch ist, was der Missionar über die Liebe sagt. Paß mal auf, ich will ein derartiges Ding machen.

Liebeserklärung eines Pietisten.

Ehrbare Jungfrau! Ich, nach viel und schwerem Ringen,
Gegen die Lust der Welt, die gegen mich tat dringen,
Komm ich mit dem Gesuch, ob sie mich wollte nicht
Nehmen zu ihrem Mann in Ehrbarkeit und Pflicht.
Zwar liebe ich sie nicht, das wär zu viel verlanget,
Ich liebe in ihr den Herrn, der —

nein, es geht nicht, man kann so was nicht satirisieren, ohne das Heiligste mit in diesen Kreis zu ziehen, wo hinter sich dieses Volk versteckt. Ich möchte einmal solche Ehe sehen, wo der Mann nicht seine Frau, sondern Christum in seiner Frau liebt, und liegt da die Frage nicht auf der Hand, ob er auch Christum in seiner Frau beschläft? Wo steht denn was in der Bibel von dieser unsinnigen Wirtschaft? Im Hohen Liede steht: wie süß bist Du, Liebe in Wollüsten; aber freilich schimpft man jetzt auf alles Verteidigen der Sinnlichkeit trotz David und Salomo und Gott weiß wem. Über sowas kann ich mich entsetzlich ärgern. Diese Kerls rühmen sich noch

obendrein die wahre Lehre zu haben, und verdammen jeden, der nicht etwa an der Bibel zweifelt, sondern der sie anders auslegt wie sie. Es ist eine saubere Wirtschaft. Komme einmal einem damit, der oder der Vers sei unterschoben, die werden Dich schon fuchsen. Gustav Schwab ist der bravste Kerl von der Welt, sogar orthodox, aber die Mystiker halten nichts auf ihn, weil er ihnen nicht immer geistliche Lieder in der Weise: Du sagst, ich bin ein Christ, vorleiert, und in einem Gedicht auf mögl. Ausgleichung zwischen Rationalisten und Mystikern hindeutet. Mit der religiösen Poesie ist es fürs Erste am Ende, bis Einer kommt, der ihr neuen Schwung gibt. Bei Katholiken wie Protestanten geht alles den alten Schlendrian, die Katholiken machen Marienlieder, die Protestanten singen die alte Leier in den prosaischsten Ausdrücken von der Welt. Diese gräßlichen Abstrakta: Heiligung, Bekehrung, Rechtfertigung, und weiß Gott was für loci communes und breitgetretene Floskeln mehr sind. Man sollte aus Ärger über die jetzige Poesie, also aus Frömmigkeit, des Teufels werden. Ist denn unsre Zeit so schofel, daß nicht einmal Einer neue Wege für religiöse Poesie bahnen kann? Übrigens halte ich dafür, daß die zeitgemäßeste Art die ist, die ich in Sturm u. Florida, über welches ich mir ausführlichere Rezension erbitte, bei Strafe des Nichtmehrgedichthabensollens, angewandt habe. Daß der Wurm die Briefe zurückbehalten ist nicht verzeihlich. Dein Friedrich Engels.

An Friedrich Gräber

Teuerster Fritz. den 8. (nisi erro) April 1839.

Dieser Brief — ja Du denkst wohl Du würdest Dich bedeutend daran amüsieren, nein, dieses weniger. Du, der Du mich nicht nur durch langes Wartenlassen, sondern auch durch die Entweihung der heiligsten Geheimnisse, die je dem menschlichen Genius verborgen blieben, die Visionen, betrübt, geärgert, erzürnt hast, Du mußt eine absonderliche Strafe haben, Du sollst gelangweilt werden, und womit? mit einem Aufsatz, u. worüber? über den vielbesagten Hammel: Literatur der Gegenwart.

Was hatten wir vor 1830? Theodor Hell und Konsorten, Willibald Alexis, einen alten Goethe und einen alten Tieck, c'est tout. Da tritt die Julirevolution, seit dem Befreiungskriege die schönste Äußerung des Volkswillens, wie ein Donnerschlag herein. Goethe stirbt, Tieck verkommt immer mehr, Hell schläft ein, Wolfgang Menzel fährt fort, Schusterkritiken zu schreiben, aber ein neuer Geist steht auf in der Literatur; als Dichter vor allem Grün und Lenau; Rückert bekommt einen neuen Schwung, Immermann bekommt Bedeutung, Platen desgleichen, aber das ist nicht genug: Heine und Börne waren schon vor der Julirevolution abgeschlossene Charactere, aber jetzt erst bekommen sie Bedeutung, und auf ihnen fußt ein neues Geschlecht, das die Literaturen und das Leben aller Völker sich zu Nutzen

macht, voran Gutzkow. Gutzkow war 1830 noch Student, arbeitete zuerst für Menzel am Literaturblatt, aber nicht lange; ihre Ansichten stimmten nicht, Menzel wurde flegelhaft, Gutzkow schrieb die berüchtigte Wally (Zweiflerin) und Menzel verschrie das Buch mit gräßlichem Spektakel, indem er dem Gutzkow die von der Wally ausgesprochenen Ansichten als seine eigenen vorwarf, und bewirkte wahrhaftig, daß das unschuldige Buch verboten wurde. An Gutzkow schloß sich der freilich unbedeutende Mundt an, der Geldverdienens halber allerlei Unternehmungen anfing, worin er cum suibus noch Aufsätze von Andern gab. Beurmann kam bald hinzu, ein scharfsinniger Kerl und feiner Beobachter, ferner Ludolf Wienbarg, F. Gustav Kühne, und Wienbarg erfand für fünf dieser Schriftsteller (nisi erro anno 1835) den Namen: junges Deutschland. Gegenüber stand der Menzel, der besser zu Hause geblieben wäre, sintemal ihn Gutzkow ebendeswegen zu Tode geschlagen hat, dann die Evangelische Kirchenzeitung, die in jeder Allegorie eine Abgötterei und in jeder Äußerung der Sinnlichkeit eine der Erbsünde findet, (heißt der Hengstenberg vielleicht so lucus a non lucendo, d. h. ist er ein Wallach, Castrat, Eunuch?) Diese Edlen klagten das junge Deutschland an, sie wollten die Emanzipation der Frauen und die Restauration des Fleisches, nebenbei wollten sie ein paar Königreiche stürzen und Papst und Kaiser in einer Person werden. Von allen diesen Angriffen war bloß der von Emanzipation der Frauen (im Goethe'schen Sinne) gegründet, und ließ sich auch nur auf Gutzkow anwenden, der ihn später desavouiert (als übermütige Jugendübereilung) hat. Durch das Zusammenhalten bildeten sich ihre Zwecke schärfer aus; es waren die „Ideen der Zeit", die in ihnen zum Bewußtsein kamen. Diese Ideen des Jahrhunderts (so sprachen Kühne und Mundt) sind nicht etwa demagogischer oder antichristlicher Art, wie sie verschrieen werden, sondern sie basieren auf dem Naturrechte eines jeden Menschen und erstrecken sich auf alles was in den jetzigen Verhältnissen diesem widerspricht. So gehört zu diesen Ideen: vor allen die Teilnahme des Volks an der Staatsverwaltung, also das Konstitutionelle, ferner die Judenemanzipation, Abschaffung alles Religionszwanges, aller Adelsaristokratie etc. Wer kann was dagegen haben? Die Evangelische Kirchenzeitung und Menzel haben es auf dem Gewissen, daß sie die Ehre des jungen Deutschlands so verschrieen haben. Schon 1836, 37 war unter diesen, durch Einheit der Absicht, nicht aber durch besondere Association verbundenen Schriftstellern, die Idee klar und bestimmt; durch ihre tüchtigen Schriften verschafften sie sich Anerkennung bei den anderen meist jämmerlichen Literaten, und zogen alle jungen Talente an sich. Ihre Dichter sind Anastasius Grün und Karl Beck; ihre Kritiker vor allen Gutzkow, Kühne, Laube und unter den jüngeren Ludwig Wihl, Levin Schücking etc.; dazu versuchen sie sich im Roman, Drama etc. In der neuesten Zeit ist zwar

Streit ausgebrochen zwischen Gutzkow und Mundt nebst Kühne und Laube sie haben beide Anhänger, Gutzkow die jüngeren, Wihl, Schücking u. a. Mundt von den Jüngeren nur ein paar; Beurmann hält sich ziemlich neutral, so der junge sehr talentvolle Dingelstedt, neigen aber sehr zu Gutzkow hin. Mundt hat durch den Streit allen seinen Kredit verloren der des Kühne ist bedeutend gesunken, weil er so gemein ist, alles was Gutzkow schreibt, herunterzumachen; Gutzkow dagegen nimmt sich sehr nobel, und hält sich meist nur über die große Liebe zwischen Mundt und Kühne, die sich gegenseitig loben, auf. Daß G. ein ganz ausgezeichnet ehrenwerter Kerl ist, beweist sein letzter Aufsatz im Jahrbuch der Literatur.* —

Außer dem jungen Deutschland haben wir nur wenig Aktives. Die schwäbische Schule war schon seit 1820 nur passiv; die Österreicher — Zedlitz und Grillparzer interessieren wenig, weil sie so fremdartig dichten, (Z. spanisch, Gr. antik), unter den Lyrikern ist Lenau schon hinneigend zum jungen Deutschland trotz seiner kirchlichen Stoffe, Frankl, ein gemütlicher Uhland en miniature, K. E. Ebert ist ganz verböhmt; die Sachsen — Hell, Heller, Herloßsohn, Morvell, Wachsmann, Tromlitz — ach Du mein Gott da fehlt der Witz; die Mannheimer und Berliner (wozu Du nicht gehörst) sind niederträchtig, die Rheinländer — Lewald ist bei weitem der beste der Unterhaltungsschriftsteller; seine Europa läßt sich lesen, aber die Rezensionen drin sind gräßlich — Hub, Schnetzler und Konsorten nicht viel wert, Freiligrath wendet sich noch einmal dem jungen Deutschland zu, das sollst Du sehen, Duller auch, wenn er nicht vorher schon verkommt, und Rückert, der steht wie der alte Vater da und breitet seine Hände segnend über alle.

Den 9. April. Das ist dieser rührende Aufsatz. Was soll ich armer Teufel nun anfangen? Für meinen eigenen Kopf fortochsen? Hab' keine Lust. Loyal werden? Pfui Teufel! Mich an die sächsische Mittelmäßigkeit halten — ugittugitt (o Gott o Gott, hiesiger Ausruf des Ekels). Also ich muß ein junger Deutscher werden, oder vielmehr ich bin es schon mit Leib und Seele. Ich kann des Nachts nicht schlafen vor lauter Ideen des Jahrhunderts; wenn ich an der Post stehe und auf das preußische Wappen blicke, packt mich der Geist der Freiheit; jedesmal wenn ich in ein Journal sehe, spüre ich nach Fortschritten der Freiheit, in meine Poemata schleichen sie sich und verspotten die Obskuranten in Mönchskapuze und im Hermelin. Aber von ihren Floskeln: Weltschmerz, welthistorisch, Schmerz des Judentums etc. halte ich mich fern, denn die sind jetzt schon veraltet. Und das sage ich Dir, Fritz, so Du einmal Pastor wirst, Du magst so orthodox werden, wie Du

---

* Vergangenheit und Gegenwart 1830–38.

willst, aber wirst Du mir ein Pietist, der aufs junge Deutschland schimpft, die Evangelische Kirchenzeitung zum Orakel nimmt, wahrlich, ich sage Dir, Du hast mit mir zu tun. Du mußt Pastor werden zu Gemarke* und den verdammten, schwindsüchtigen, ofenhöckerigen Pietismus wegjagen, den der Krummacher zur Blüte gebracht hat. Da werden sie Dich freilich einen Ketzer schelten, aber laß mal einen kommen und Dir aus Bibel oder Vernunft beweisen, daß Du Unrecht hast. Der Blank ist indessen ein verruchter Rationalist, schmeißt das ganze Christentum über den Haufen, was soll daraus werden? Na, ein Pietist bin ich nie gewesen, ein Mystiker eine Zeit lang, aber das sind tempi passati; jetzt bin ich ein ehrlicher, gegen andre sehr liberaler Supernaturalist. Wie lange ich das bleibe, weiß ich nicht, doch hoffe ich es zu bleiben, wenn auch bald mehr, bald weniger zum Rationalismus hinneigend. Das muß sich alles entscheiden. Adios, Friderice, schreibe rascher und viel.

Do hist de mi dubbelt. Friedrich Engels. Friedrich Engels.

An Friedrich Gräber [27. April bis 1. Mai 1839].

Fritz Gräber, Ich beschäftige mich jetzt sehr mit Philosophie und kritischer Theologie. Wenn man 18 Jahre alt wird,** Strauß, die Rationalisten und die Kirchenzeitung kennen lernt, so muß man entweder alles ohne Gedanken lesen, oder anfangen, an seinem Wupperthaler Glauben zu zweifeln. Ich begreife nicht wie die orthodoxen Prediger so orthodox sein können, da sich doch offenbare Widersprüche in der Bibel finden. Wie kann man die beiden Genealogieen Joseph's, des Mannes der Maria, die verschiedenen Angaben bei der Einsetzung des Abendmahls (dies ist mein Blut, dies ist das neue Testament in meinem Blut), bei den Besessenen (der erste erzählt, der Dämon fuhr bloß aus, der zweite, er fuhr in die Säue), die Angabe, Jesu Mutter sei ausgezogen, ihren Sohn zu suchen, den sie für wahnsinnig hielt, obwohl sie ihn wunderbar empfangen etc., mit der Treue, der wörtlichen Treue der Evangelisten reimen? Und nun die Abweichung beim Unser Vater, in der Reihenfolge der Wunder, die eigentümlich tiefe Auffassung des Johannes, wodurch aber die Form der Erzählung offenbar getrübt wird, wie da? Christi ipsissima verba, worauf die Orthodoxen pochen, lauten in jedem Evangelium anders, vom alten Testament garnicht zu reden. Aber in dem lieben Barmen wird Einem das nicht gesagt, da wird man nach ganz anderen Grundsätzen unterrichtet. Und worauf gründet sich die alte Orthodoxie? Auf nichts, als auf den Schlendrian. Wo fordert die Bibel wörtlichen Glauben an ihre Lehre, an ihre Berichte? Wo sagt Ein Apostel,

---

* Ein Stadtteil von Barmen. ** Schreibfehler für „ist“. Engels wurde im November 1820 geboren, war also schon 18 Jahre alt.

daß alles, was er erzählt, unmittelbare Inspiration ist? Das ist kein Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam Christi, was die Orthodoxen sagen, nein, das ist ein Töten des Göttlichen im Menschen, um es durch den toten Buchstaben zu ersetzen. Darum bin ich noch ein ebenso guter Supranaturalist wie vorher, aber das Orthodoxe habe ich abgelegt. So kann ich nun und nimmer glauben, daß ein Rationalist, der von ganzem Herzen das Gute so viel wie möglich zu tun sucht, ewig verdammt werden soll. Das widerspricht auch der Bibel selbst. Denn es steht geschrieben, daß um der Erbsünde willen keiner verdammt ist, sondern um seiner eignen Sünde willen; wenn nun einer der Erbsünde aus aller Kraft widersteht, und tut was er kann, so sind auch seine wirklichen Sünden nur notwendige Folge der Erbsünde, also können ihn die nicht verdammen. —

. . . . . Ha, ha, ha! weißt Du, wer den Aufsatz im Telegraphen gemacht hat? Schreiber dieses ist der Verfasser, aber ich rate Dir, nichts davon zu sagen, ich käme in höllische Schwulitäten. Kohl, Ball und Hermann kenne ich fast nur aus Rezensionen W. Blanks und Strückers, die ich fast wörtlich abgeschrieben habe; daß Kohl aber kohlt und Hermann ein schwachmatischer Pietist ist, weiß ich aus eigner Anhörung. Der D. ist der Kontorjüngling Dürfholt bei Wittensteins in Unterbarmen. Übrigens tu ich mir was drauf zu gut, daß ich darin nichts gesagt habe, was ich nicht beweisen kann. Eins nur ärgert mich: daß ich den Stier nicht bedeutend genug dargestellt. Er ist als Theologe nicht zu verachten. Bewunderst Du aber nicht meine Kenntnis der Charactere, besonders Krummachers, Dörings (was über dessen Predigt gesagt, hat mir P. Jonghaus erzählt), und der Literatur? Die Bemerkungen über Freiligrath müssen wohl gut sein, sonst hätte sie Gutzkow gestrichen. Der Stil ist übrigens hundeschlecht. — Der Aufsatz scheint übrigens Sensation gemacht zu haben — ich verpflichte Euch fünf auf Euer Ehrenwort, niemandem zu sagen, daß ich der Verfasser bin. Kapiert? . . . .

An Wilhelm Gräber [27. bis 30. April 1839].

. . . Du solltest auch anfangen, ein wenig zu schriftstellern, in Versen oder Prosa, und alsdann an das Berliner Conversationsblatt, wenn es noch existiert, oder den Gesellschafter schicken. Später treibst Du's stärker, machst Novellen, die Du erst in Journalen, dann allein drucken läßt, bekommst Ruf, wirst als geistreicher, witziger Erzähler genannt. Ich sehe Euch noch einmal — der Heuser großer Komponist, Wurm schreibt tiefsinnige Untersuchungen über Goethe und die Zeitentwicklung, Fritz wird ein berühmter Prediger, Jonghaus macht religiöse Poemata, Du schreibst geistvolle Novellen und kritische Aufsätze, und ich — werde Stadtpoet von Barmen,

Leutnant Simons maltraitierten (in Cleve) Andenkens zu ersetzen. — Als fernere Poesie für Dich ist auch noch das Lied da auf dem Blatt für den Musenalmanach, welches ich keine Lust habe, noch einmal abzuschreiben. Vielleicht schreibe ich noch eines dazu. Heute (30. April) habe ich bei dem kostbaren Wetter von 7 bis halb 9 im Garten gesessen, geraucht und Lusiade gelesen, bis ich aufs Contor mußte. Es liest sich nirgends so gut, als im Garten an einem klaren Frühlingsmorgen, die Pfeife im Munde, die Sonnenstrahlen auf dem Rücken. Heut Mittag werde ich diese Bestrebungen mit dem altdeutschen Tristan und seiner süßen Reflexion über die Liebe fortsetzen, heut Abend gehe ich in den Ratskeller, wo unser Herr Pastor seinen von dem neuen Bürgermeister pflichtschuldigst erhaltenen Rheinwein zum besten gibt. Bei solchem ungeheuren Wetter habe ich immer eine unendliche Sehnsucht nach dem Rhein und seinen Weinbergen; aber was ist da zu machen? höchstens ein paar Verse. Ich wollte wohl wetten, daß der W. Blank Euch geschrieben hat, daß [ich] die Aufsätze im Telegraphen gemacht hätte, und Ihr darum so drauf geschimpft habt.

[Hier folgt eine Karrikatur, wo Engels sich zeichnet, wie er in Barmen, offenbar von seinen Eltern, wegen des Artikels im Telegraphen ausgescholten wird.]

Die Scene ist in Barmen, was es ist, kannst Du Dir denken. — Eben kriege ich einen W. Blank's Brief, worin er mir schreibt, daß der Aufsatz rasenden Rumor in Elberfeld mache; Dr. Runkel schimpft in der Elberfelder Zeitung darüber, und wirft mir Unwahrheiten vor; ich will ihm eine Andeutung zugehen lassen, daß er mir doch eine Unwahrheit nachweisen soll, was er nicht kann, da alles erwiesene Data sind, die ich von Augen- und Ohrenzeugen habe. Bl. schickte mir das Blatt zu, das ich gleich mit der Bitte, meinen Namen ferner geheim zu halten, an Gutzkow spedierte. Krummacher hat neulich in seiner Predigt dargetan, daß die Erde still steht und die Sonne sich um sie dreht, und das wagt der Kerl am 21. April 1839 in die Welt zu posaunen, und sagt doch, der Pietismus führe die Welt nicht zum Mittelalter zurück! Es ist schändlich! Man sollte den Kerl chassieren, oder er wird noch einmal Papst werden, eh' Du Dich versiehst, wo ihn aber das saffrangelbe Donnerwetter zermalmen soll. Dios lo sabe, Gott weiß, was noch aus dem Wupperthale wird. Adios. Dein baldige Briefe erwartender oder wieder keine Poemata sendender Friedrich Engels.

An Wilhelm Gräber [24. Mai 39].

My dear William!

Heute — der 24. Mai, und noch keine Zeile von Euch! Ihr qualifiziert Euch wieder zum Nicht „Gedichte" Empfangen. Ich begreife Euch nicht Indeß sollst Du Beiträge zur Literatur der Gegenwart haben.

Gesammelte Werke von Ludwig Börne. 1. und 2. Band.
Dramaturgische Blätter. —

Börne, der riesige Kämpfer für Freiheit und Recht, zeigt sich hier auf ästhetischem Gebiete. Und auch hier ist er zu Hause; was er sagt, ist so bestimmt und klar, so aus richtigem Gefühl für das Schöne hervorgegangen, und so einleuchtend bewiesen, daß von Widerspruch garnicht die Rede sein kann. Darüber ist ein Meer des üppigsten Witzes ausgegossen, und wie Felsen, tauchen hier und da die festen, scharfen Freiheitsgedanken auf. Die meisten dieser Kritiken (denn aus diesen besteht das Buch) sind gleichzeitig mit dem Erscheinen des Stückes geschrieben worden, also zu einer Zeit, wo das Urteil der Kritik darüber noch blind und schwankend umhertappte; Börne aber sah, und durchdrang alles bis auf die innersten Fäden der Handlung. Am ausgezeichnetsten sind die Kritiken über Schillers Tell — ein Aufsatz, der seit mehr denn zwanzig Jahren der gewöhnlichen Ansicht unwiderlegt entgegensteht, eben, weil er unwiderleglich ist — Immermanns Cardenio und Hofer, Raupachs Isidor und Olga, Claurens Wollmarkt — woran sich andere Interessen knüpfen — Houwalds Leuchtturm und Bild, die er so vernichtet, daß nichts, gar nichts bleibt und Shakespeares Hamlet. Überall ist es der große Mann, der einen Streit von noch unabsehbaren Folgen hervorrief und schon diese beiden Bände würden Börne einen Platz neben Lessing sichern; aber er ward ein Lessing auf anderem Gebiete, möge ihm in Karl Beck der Goethe folgen!

Nächte. Gepanzerte Lieder von Karl Beck. —

„Ein Sultan bin ich, wild und sturmbewegt,
„Mein Heer — des Lieds gepanzerte Gestalten;
„Um meine Stirne hat der Gram gelegt
„Den Turban in geheimnisreichen Falten".

Wenn solche Bilder schon in der zweiten Strophe eines Prologs vorkommen, wie wird dann erst das Buch selbst sein? Wenn ein Jüngling von zwanzig Jahren solche Gedanken hegt, wie wird erst der reife Mann singen? — Karl Beck ist ein Dichtertalent, wie seit Schiller keines aufgestanden ist. Ich finde eine auffallende Verwandtschaft zwischen Schillers Räubern und Becks Nächten, derselbe freiheitsglühende Geist, dieselbe ungebändigte Phantasie, derselbe jugendliche Übermut, dieselben Fehler. Schiller strebte nach Freiheit in den Räubern, sie waren eine ernste Mahnung an seine servile Zeit; aber damals konnte sich solch ein Streben noch nicht bestimmt gestalten; jetzt haben wir im jungen Deutschland eine bestimmte, systematische Richtung — Karl Beck tritt auf und ruft seiner Zeit laut zu, diese Richtung zu erkennen und sich ihr anzuschließen. Benedictus, qui venit in nomine Domini! . . .

. . . Was Leo und Michelet betrifft, so kenne ich die Sache freilich nur

aus Leos Hegelingen und mehreren Gegenschriften, ich habe daraus gelernt: 1. daß Leo, der nach seinen eignen Worten seit 11 Jahren aller Philosophie entsagt, und deshalb kein Urteil darüber hat, 2. daß er den Beruf dazu nur in seinem eignen überschwenglichen und renommistischen Hirn gefunden hat; 3. daß er Schlüsse, die durch die eigentümliche Hegelsche Dialektik notwendig aus allgemein angenommenen Prämissen hervorgingen, angegriffen hat, statt die Dialektik anzugreifen, ohne welches er diese Folgerungen stehen lassen mußte; 4. daß er die Gegenschriften nur mit rohen Exklamationen, ja mit Schimpfreden widerlegt hat; 5. daß er sich für weit über seine Gegner erhaben ansieht, groß tut, und auf der nächsten Seite wieder mit der grenzenlosesten Demut kokettiert; 6. daß er nur 4 angreift, während er dadurch die ganze Schule angriff, die sich von diesen nicht trennen läßt; denn mag Gans etc. auch im Einzelnen sich von dieser geschieden haben, sie gehörten doch so innig zusammen, daß Leo am wenigsten capabel war, die Differenzpunkte als wichtig zu beweisen. 7. ist es der Geist der Evangelischen Kirchenzeitung, die Leo voranging, der in Leos ganzem Libell herrscht; Schluß: Leo hätte besser das Maul gehalten. Was sind das für „bitterste Erfahrungen" gewesen, die Leo zum Losbrechen zwangen? Hat er nicht schon in seiner Broschüre über Görres sie angefallen, und noch heftiger als in den Hegelingen? Zu einem wissenschaftlichen Streit ist jeder berufen, der die Kenntnisse dazu hat (ob Leo sie hatte?), aber wer verdammen will, der nehme sich in acht; und hat Leo das getan? Verdammt er mit Michelet nicht auch Marheineke, dem die Evangelische Kirchenzeitung wie einem, der unter ihre Polzei und Aufsicht gestellt, auf jedem Schritt nachspürt, ob's auch orthodox ist? Bei konsequentem Schließen hätte Leo unendlich viele verdammen müssen, dazu hatte er aber keine Courage. Wer die Hegelsche Schule angreifen will, muß selbst ein Hegel sein, der an ihrer Stelle eine neue Philosophie schafft. Und Leo zum Trotz dehnt sie sich von Tage zu Tage mehr aus. Und der Angriff vom Hirschberger Schubert auf die politische Seite der Hegelschen, kommt er nicht wie ein Amen des Küsters zu dem pfaffenmäßigen Credo des Halleschen Löwen, welcher freilich das Katzengeschlecht nicht verleugnet? A propos, Leo ist der einzige akademische Lehrer in Deutschland, der die Adelsaristokratie eifrig verteidigt! Leo nennt auch W. Menzel seinen Freund! ! !

Dein treuer Freund

Friedrich Engels, junger Deutscher.

Seid Ihr nicht mit Gans' Leiche gewesen? Warum schreibt Ihr nichts von dem?

 1257

Gastmahl am Lotosteich

von Friedrich Perzynski

Gestern erhielt ich folgenden Brief:

Chang Kuan Chi schickt Euer Hochwohlgeboren, seinem älteren Bruder, seinen Gruß.

Ich habe mir erlaubt, den sechsten Tag dieses Monats, nachmittags sieben Uhr, auszuwählen und einen Platz geliehen außerhalb des Hintertores in der „Versammlungshalle der Akademiker". Die saubersten Schalen werden bereitet sein. Ich hoffe, mich an jenem Tage von dem Glanz Ihrer hohen Person bestrahlen zu lassen und Ihrer weisheitsvollen Unterhaltung zu lauschen. Es wird mir eine besondere Freude sein, wenn Sie Ihre Arbeit beiseite legen und etwas früher kommen könnten. Erfolgt keine Absage, so bin ich glücklich. Zu diesem Zwecke ist mein Brief geschrieben. Indem ich die Gelegenheit wahrnehme, meinen Respekt darzubringen, bin ich mit Gruß Euer Hochwohlgeboren jüngerer Bruder Chang Kuan Chi.

Sr. Hochwohlgeboren Wang Chi Chuan mit Verbeugung.

Darauf habe ich folgendes geantwortet, nicht weil ich Chang Kuan Chi übermäßig liebe, sondern weil grade diesem gefährlichen Menschen gegenüber äußerste Höflichkeit angebracht ist:

Der Empfang Ihres Briefes wird hiermit untertänigst angezeigt. Ihrer schmeichelhaften Einladung werde ich an dem bewußten Tage bestimmt Folge leisten und den untersten Platz einnehmen. Dies meine Antwort.

Indem ich bitte, meinem Schreiben eine gütige Beachtung zu schenken, verbleibe ich mit Gruß Ihr jüngerer Bruder Wang Chi Chuan.

Sr. Hochwohlgeboren Chang Kuan Chi mit Verbeugung.

Changs Einladungen fangen an, mir peinlich zu werden. Ich habe als Sekretär im Ministerium des Innern nur dreißig Dollar Gehalt und gewisse Nebenverdienste bisher abgelehnt. Mein Vater hat mich streng erzogen. Passen seine Maximen aber noch in die Gegenwart? Ich kann mich Chang gegenüber, wenn überhaupt, nur lächerlich bescheiden revanchieren. Er weiß dies, verdoppelt aber nur seine Liebenswürdigkeiten. Benutzt er mich, um sich durch den Verkehr mit mir (wir sehen uns indessen nur in öffentlichen Lokalen) ein Mäntelchen der Anständigkeit umzuhängen? Er ist Sekretär im Bureau des Präsidenten, jünger als ich, ich vermute siebenundzwanzig, und hat wie ich das Durchschnittsgehalt der Ministerialbeamten, dreißig Dollar. Das Essen heute abend kostet ihm, wenn er Vogelnester bestellt hat, etwa zwanzig Dollar. Er hat eine große Familie; ein jüngerer verheirateter Bruder lebt bei ihm, und ich weiß, daß er für die

reizende Noan Noan, seine Geliebte, die er in Schanghai kennen gelernt hat, achthundert Dollar bar bezahlte. Seine Familie ist bettelarm. Yen Hsuan, der ihn haßt, weil er bis zum Wahnsinn in Changs Mädchen vernarrt ist, erzählte mir neulich, daß Changs Geld aus wenig lauteren Quellen fließt. Er liefere der Presse geheime Nachrichten, aber nicht nur der regierungsfreundlichen, sondern auch der Opposition, die durch ihn über alle Machenschaften der Regierung pünktlich unterrichtet werde. Neuerdings mißtraue ihm jedoch die Südpartei, da er in seiner Bosheit und Verworfenheit die ränkevollen Pläne seiner Vorgesetzten geradezu teuflisch ausschmücke. Dieser Pfeffer sei ihnen zu scharf und zu teuer.

Der Abend ist klar, aber sehr heiß; kein Lüftchen weht. Am blassen Himmel erscheint die Mondsichel; ganz dünn; wie von einem feinen Pinsel gezogen. Ich laufe bis zum Hau-Men, um Geld zu sparen und mir Appetit zu machen, und nehme für den kurzen Weg hinter dem Tore eine Rikscha, weil das besser aussieht und ich so wie so der ärmlichste der Gäste sein werde. Zwischen den Weiden schimmern die großen schweren Köpfe der Lotosse hindurch: der Anblick ist bezaubernd. Welche Stadt der Welt nimmt es mit Peking an Schönheit auf? Selbst die Blinden sehen fröhlich aus, als dränge durch ihre niedergeschlagenen Lider etwas von dem strahlenden Licht, von dem großen Sonnenschein, der täglich auf diese Stadt herniederflutet.

Das Hue Hsien Tang scheint bis auf den letzten Platz gefüllt; es liegt auf der Nordseite des Lotosteiches. Chang hat sich natürlich einen Tisch dicht an der Veranda reservieren lassen. Er trägt trotz der Hitze einen langen schwarzen europäischen Rock und legt seinen Panamastrohhut aus der Hand, um mich zu begrüßen. Wir sind etwa acht Personen, auch ein Europäer, ein jüngerer deutscher Herr, ist gekommen, mit dessen Bekanntschaft Chang renommiert. Es ist mir ganz lieb so, denn dadurch wird die Zeremonie des Streites um den Ehrenplatz abgekürzt und ein kleiner Zwang auf das Benehmen der Gäste ausgeübt, die unseres Wirtes Persönlichkeit nicht gerade im Zaum zu halten versteht.

Der fremde Herr freilich scheint selbst sehr aufgeräumt zu sein. Er spricht leidlich chinesisch und bittet um Entschuldigung, wenn er viel Fragen über die Speisen stelle. Er sei der Überzeugung, daß man in Europa ganz falsche Vorstellungen von einem chinesischen Diner habe. So hieße es, daß man bei uns Hunde, Katzen, ja Ratten, Mäuse und Insekten vertilge. Sicher käme das, wenn überhaupt, doch wohl nur vereinzelt vor?

„Es hängt," antwortet Chang lachend, „einigermaßen von den Mitteln ab wie in Europa. Hunde und Katzen, besonders die schwarze Katze, werden von unseren armen Leuten in Mengen vertilgt, ebenso die anderen Vierfüßler, Pferde, Esel, Maulesel, Kamele. Die Lendenstücke schmecken am besten. Tientsin ist berühmt wegen seiner Sperlingsbraten und

gebratenen Grillen. Ratten und Mäuse aber ißt man nur in Kanton. Die ganz junge Maus, die sehr feine Knochen hat, gilt als Delikatesse, auch bei reichen Kantonesen. Heute abend müssen Sie freilich mit weniger raffinierten Speisen vorlieb nehmen."

Ich zähle achtzehn Schüsseln Vorgerichte. Bevor wir zu den Eßstäbchen greifen, herrscht ein kurzes Schweigen. Eine hungrige Stimme ertönt von der Tischecke:

„Nur beim Essen vergißt man den Kummer!"

und Gelächter erhebt sich. Die Stimme gehört einem kahlköpfigen Gast an, der über seiner grauen Robe eine Amberkette trägt und in der hohlen Hand zwei Wallnüsse, eine „männliche" und eine „weibliche", herumwirbelt. Es ist ein Prior vom Schuang Ta Sze-Tempel, der von sehr ansehnlichen prinzlichen Gaben lebt, sehr bald aber einen Appetit entwickelt, als hätte er ein ganzes Jahr ausgefallener Subventionen hinter sich.

Da meine Frau, der so üppige Mahlzeiten unerreichbar sind, mich gebeten hat, ihr die einzelnen Gänge genau zu berichten, so suche ich mir, indem ich von allem nasche, den Inhalt jeder Schüssel einzuprägen. Das wird nicht leicht sein, denn Changs Verschwendungssucht ist stadtbekannt. An den vier Ecken der Tafel stehen Apfelsinen, Bananen, Birnen und Weintrauben. Es gibt die üblichen gerösteten Melonen- und Aprikosenkerne, kandierte Kirschäpfelchen und Nüsse, Bohnenkuchen und Bohnenbrei mit Krebsrücken und Krebsrogen, Salaten von Gemüsen wie Drachenbart oder Gurken mit Schnitten von gekochtem Hühnerfleisch, Garnelen in Weinsauce, gezuckerten Fischchen in Essig, kalte Entenleberscheibchen und abgelagerte Eier. Unser Gastgeber hilft von diesen beiden Gängen dem fremden Herrn, der die schwarzgrünen Eierscheibchen zuerst sehr zaghaft an den Mund gesetzt hatte, wiederholt mit den eigenen Eßstäbchen auf den Teller. Li Tze Tsai ihm gegenüber bestätigt dem Fremden, daß wir die Eier sechs Stunden kochen, in kaltes Wasser legen und drei bis vier Wochen in der Erde vergraben. „Yüan Mei sagt: je länger ein Ei gekocht wird, desto besser schmeckt es," kann sich Li nicht enthalten hinzuzufügen, denn er zitiert Yüan Mei bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten. Aber Li Tze Tsai ist schließlich Autorität; er besitzt selbst ein großes Eßhaus in der Kohlenmarktstraße und hat von seinem Vater, einem Koch, viel gelernt. Befühlte er nicht jedes gut aussehende Kleidungsstück, wie vorhin bei der Begrüßung sofort Changs Panama, auf seinen Wert, wäre er nicht so geizig und unsauber (sein Haar hängt ihm in großen Zotteln in den Nacken), er wäre ein ganz annehmbarer Kumpan, denn er versteht etwas von seinem Fach, und das kann man nur von wenigen meiner Landsleute behaupten.

Während all die netten Vorgerichte beiseite gestellt werden, damit man gelegentlich mit ihnen den Gaumen neu reizen kann, bringen die Kellner den

zweiten Gang: angenehm mehlig schmeckende Lotosfrüchte in süßer Suppe. Darauf kommt ein besonderer Leckerbissen in diesen teuren Zeiten: Vogelnester, und es ist ein wenig peinlich zu sehen, wie sich plötzlich alle Schüsseln füllen und statt der Unterhaltung ein infernalisches Schmatzen beginnt. Liu Yuan Fang an meiner Seite tut sich darin besonders hervor. Er besitzt ein viel frequentiertes öffentliches Haus in der Schrägstraße des unendlichen Glückes. Obwohl er von Fett quillt und seine Backen speckartig glänzen, häuft er sich aus lauter Gier die Schüssel übervoll, deren Inhalt er, sobald ein neuer Gang erscheint, unter den Tisch schüttet. Der fremde Herr, der das sieht und ein etwas verlegenes Gesicht zieht, weil er selbst nicht weiß, wohin er seine Speisereste packen soll, fragt mich:

„Wirklich unter den Tisch?" Chang antwortet schneller als ich:

„Nur zu! Nur zu! Wir Chinesen lieben die Bequemlichkeit!"

„Ja, die Chinesen von heute," werfe ich ein, „trotzdem wir alle in der Schule die Eßvorschriften aus dem Buch der Riten gelernt haben."

Chang lacht, der Europäer sieht mich neugierig an, und da gerade Liu Yuan Fang mit seinen fetten Lippen unerträglich an der Vogelnesterbouillon herumschmatzt, antworte ich auf den fragenden Blick des Deutschen:

„Erstens: Du sollst nicht schmatzen.

Zweitens: Du sollst keine Knochen in den Mund nehmen und daran knabbern.

Drittens: Du sollst keine Fischgräten auf den Tisch spucken.

Viertens: Du sollst keine Knochen unter den Tisch werfen, sonst balgen sich die Hunde zwischen deinen Beinen.

Fünftens: Du sollst dir die Teller nicht zu voll füllen."

„Aber meine Herren", setze ich hinzu, „das Buch der Riten ist ein paar tausend Jahre alt und heute vollkommen veraltet."

„Sie sollten Ihr Ministerium wechseln, Wang," sagt Chang boshaft, „wie wäre es mit dem Kultusministerium?"

„Das also sind Ihre berühmten Vogelnester," wendet sich der Fremde an uns, „wir stellen uns in Europa phantastische Dinge darunter vor. Diese Suppe sieht aus wie eine Art Nudelsuppe mit Eiweiß. Wo sind die Nester?"

„Die Vogelnester," läßt sich Li Tze Tsai vernehmen, und dabei versucht er durch seine auf der Nasenspitze balanzierende Brille zu sehen, die ihm das Äußere eines Gelehrten geben soll, „die Vogelnester kommen aus Ostindien. Seeschwalben pappen sie zusammen aus ihrem Speichel —"

„Das klingt etwas unappetitlich," wirft der Fremde ein.

„Wir denken doch nicht daran, wenn wir sie essen," lacht Chang. (Dieser zynische Mensch hat eine merkwürdige Art zu begütigen und versteht nicht, im geeigneten Moment zu schweigen; er ist eben nicht aus

guter Familie.) „Die delikatesten Nester sind die mit Blutspeichel, nicht wahr, Herr Li?"

„Ganz unerschwinglich heute, ganz unerschwinglich," gibt Li zurück, der sich gerade sein Schälchen mit Lotosschnaps füllen will, die ganze Flüssigkeit aber auf das Tischtuch schenkt, weil er beim Neigen des Kopfes durch seine unpassend geschliffenen Augengläser sehen will. „Ein Pfund Vogelnester mit Blutspeichel kostet fünfzig Dollar." „Blutspeichel?"

„Tiere, die krank sind und Blut spucken," lacht Chang.

Haifischflossen werden gebracht mit Hühnerfleischschnitzelchen darin. Sie schmeckten wie die Vogelnester nach nichts, allenfalls ein wenig nach Fisch, erklärt der Fremde, aber er lobt sehr die Bouillon. Chang bedeutet ihm, daß die kleinen Schüsseln mit heißem Wasser, die häufig gewechselt werden, zum Abspülen der Löffel seien: so könne der Geschmack der einzelnen Speisen sich nicht mischen. Zwischendurch haben wir Baumflechten in Suppe und süße in langen Würfeln geschnittene Kartoffeln, und dann kommt Korea-Hummer und weißer Fisch, dessen Fleisch in schrägen Schnitten abgeteilt ist, so daß man jeden Bissen bequem abheben kann.

„Yau che hao yü, hsi tao pai ying chü," singt der buddhistische Priester, der, wenn er nicht ißt und trinkt, den Mund nur zu Sprichwörtern zu öffnen scheint. „Was ist das?" fragt der Fremde.

„Ein Sprichwort," interpretiert Chang. „Willst du guten Fisch essen, mußt du ihn waschen, bis der weiße Schnee herausschaut."

Es gibt außerdem Kuchen, in Würfeln geschnitten, und Aprikosengelee dazu, das stark nach Mandeln duftet und den Gaumen angenehm kühlt; ferner Backhuhn und gebratene Entenleber. Wir zeigen dem Fremden, wie er die Entenleber in ein Gewürz aus Salz, geröstetem Pfeffer und Nelken zu tauchen hat, und er scheint ganz begeistert.

„Delikat, delikat! Das nenne ich schlemmen! Den wievielten Gang haben wir?"

„Den zwölften; es sind neunzehn im ganzen," antwortet Chang wohlgefällig.

„Armut macht bescheiden," wirft Li, der Restaurateur, ein, Chang zutrinkend, der artig sein Schälchen umkippt. „Unser offizielles Festessen besteht heute nur aus sechzehn Gängen: vor einhundertundfünfzig Jahren waren es achtundzwanzig. Sie können das bei Yüan Mei nachlesen."

„Wer ist dieser Yüan Mei?" fragt der Fremde.

„Einer unserer größten Dichter. Er hat im achtzehnten Jahrhundert gelebt und Gedichte im Stil der T'ang-Zeit geschrieben und dann noch ein Kochbuch, ausschließlich zum Gebrauch für Herrn Li."

„Ein Kochbuch. Nur ein Kochbuch? Ein poetisches Kochbuch doch wohl?" fragt der Deutsche.

„Ein geistvolles Kochbuch, mein spottsüchtiger Herr Chang. Es sind

goldene Worte darin; ein paar habe ich in meiner Küche aufgehängt, wie diese: Am besten Mahl hat der Koch sechs Zehntel Verdienst, der Einkäufer vier Zehntel. — Wenn der Herr dem Koch nicht zu sagen vermag, woran es liegt, daß eine Speise gut oder schlecht gekocht ist, wird der Koch nie kochen lernen. Sein Herr könnte ebensogut Talglichter essen. — Yüan Mei spricht von allem, von der Farbe des frischen Fischfleisches, von der verständigen Benutzung der Kochgeräte, von der Zusammenstellung des Menüs, daß nämlich ein allzu leicht gestillter Appetit durch Salziges, Saures, Süßes, je nachdem, wieder neu gereizt werden muß, daß man nicht alle Speisen sofort auf den Tisch bringen und überhaupt nicht zu vielerlei geben soll. Wie ein guter Dichter, der allzu fruchtbar ist, sich wiederholt, so kann auch der beste Koch nur vier- oder fünferlei Dinge von individuellem Geschmack an einem Tage fertig bringen. — Ehe man tüchtig trinkt, soll man gediegen vorlegen . . . Yüan Mei ist für den Inhalt, nicht für den Rahmen. Es gibt ein Sprichwort, das schönes Tafelgeschirr, Yüan Mei denkt an Porzellanschalen aus der Ming-Zeit, über gute Speisen setzt —"

„Hao tei tze, hao wan
shêng yü hao fan"

bekräftigt entzückt unser sprichwortfester Priester, der mit ungesundem und unschicklichem Eifer, obwohl das bisher Genossene ihm bereits vernehmbar hochkommt, über die nächsten Gänge, Taubeneier in Bohnenmehlsauce, Seegurken mit Fischlippen und Rosenblätterteig herfällt.

— — — „Yüan Mei sagt, dieses Sprichwort sei töricht; wer etwas vom Essen verstünde, sähe vor allem auf den Inhalt, von dem er sich nicht ablenken lasse. — Die guten Dinge solle man in großen Schalen auftragen, die geringeren in kleinen . . ."

„Etwa wie wir ganz alten Kognak in Sektgläsern geben," unterbricht der fremde Herr.

„Frisch aus der Pfanne solle man essen, ehe der der Speise eigentümliche Geschmack sich verflüchtigt. Das ist wie mit guten Kleidern, die plötzlich naß werden und schlecht riechen . . . ."

Li ist in seinem Element! Wenn er Yüan Mei zitiert, hört er nie auf. Am meisten langweilt sich Lu Tien Hung dabei, der sich den Magen derart durch Opiumräusche verdorben hat, daß er, statt zu essen, an den Melonenkernen des Vorgerichtes herumkaut, deren Schalen er mit vernehmlichem Geräusch auf die Erde spuckt. Seine Weinschale freilich ist nie leer, und ich wundere mich, wie er es bei diesem Leben fertig bekommt, so jugendlich auszusehen. Lu ist den Fünfzig nahe; er trägt auffallend schicke Kleider, hat eine Vorliebe für Stoffe mit großen gepreßten Blumen und geht stets in hohen Satinstiefeln einher. Sein Zopf ist sehr lang und dick. Teure Ringe funkeln an seinen wunderbar gepflegten Händen; seine Nägel sind

wohl acht Zentimeter lang. Wenn er sich morgens wäscht, muß er sie au
rollen, um sich nicht das Gesicht zu zerschrammen und sie nicht abzubreche
Der Schauspieler ist unverkennbar: noch vor fünfzehn Jahren hat nieman
Frauenrollen so glänzend verkörpert wie er. Unter seinen Verehrern war ei
bekannter Vizekönig, und vor allem Fu, der reiche Seidenhändler aus Schan
tung, der ihn abgöttisch liebte, ihm ein Haus baute, ihn eine Frau heirate
ließ und ihm eine jährliche Pension von vierhundert Tael ausgesetzt hat.

Um Li aus dem Konzept zu bringen und das Gespräch von Yüan Me
und vom Essen, an dem er kaum teilnimmt, abzulenken, beginnt Lu, de
Schauspieler, mit seinem Tischnachbar, Generalmajor Chia Chu Ying,
Morra zu spielen. Wie Böllerschüsse donnert das örl hao! wu kui! ba
ma! chi chiau! in Lis Zitate. Ich benutze das Stimmendurcheinander,
um mich bei unserem Wirt über den Generalmajor zu erkundigen. Er sieht
sehr jung aus; ich schätze ihn auf achtundzwanzig. An seiner europäischen
Kleidung fielen mir bei der Begrüßung besonders die Wickelgamaschen,
elegante Stiefelchen mit Knöpfen und goldene Sporen auf. Chang sagt,
der „Generalmajor" sei aus Hupeh und hätte trotz seiner Brille so gut wie
gar keine Schulbildung. Obwohl er nicht einmal ein Gewehr anzufassen
wisse, hätte ihm der Präsident auf Drängen einflußreicher Freunde den
Generalmajorstitel ohne Dienstpflicht verliehen und ein Salär von zwei-
hundert Dollar monatlich ausgesetzt. Er sei nebenbei Besitzer eines gut
gehenden Antiquitätengeschäfts in Peking. Das ist Wasser auf die Mühle
meines Vaters, der jeden Abend über die Zeiten moralisiert!

Der deutsche Herr, der seine Augen und Ohren überall hat, als wollte
er an einem Tage ganz China in sich aufnehmen, wird auf das Morraspiel
aufmerksam und bittet den Generalmajor, den er komischer Weise mit
„Exzellenz" tituliert, es ihm zu zeigen. Da dieser seine peinlich geringe
Kenntnis des Englischen durchaus in die chinesisch geführte Unterhaltung
einzuflicken sucht, versteht der Fremde natürlich nichts, und Chang erklärt
knapp und klar, daß, wenn ein Partner zwei Finger zeigt und „vier!" ruft,
der andere sofort „sechs!" rufen und sechs Finger zeigen muß. Wer nicht
schlagfertig ist, hat verloren und muß seine Schale leeren.

Der Generalmajor und der Deutsche spielen also Tschai mei; natürlich
wird der Fremde besiegt und muß dem Partner andauernd zutrinken. Er
tut es tapfer genug, und der General überreicht artiger Weise dem schon
halb Trunkenen (unser Wein steigt schrecklich zu Kopf) seine Visitenkarte.
Sie ist englisch und chinesisch gedruckt und trägt auf der einen Seite das
Porträt des Generalmajors. Eine ähnliche Visitenkarte habe ich noch nie
gesehen, auch bei Europäern nicht.

Es gibt noch kaltes Weintraubengelee, ferner gesalzene Pickles, die neuen
Appetit erregen sollen (ganz nach Vorschrift Yüan Meis, bemerkt Li), aber

in den nächsten Schüsseln, Gänsebraten in Sasamöl gebraten, Lotosblattbrot, Bohnenkuchen und Pilzen stochern wir nur noch erschöpft herum. Die heißen Handtücher, die uns gereicht werden, bringen nur vorübergehende Auffrischung. Der Abend ist allzu warm, Schweiß rinnt, obwohl wir in jeder Eßpause unsere Fächer in Bewegung setzen, in großen Bächen von der Stirn, und die Beine werden unmäßig lang. Lius fettes Gesicht leuchtet wie ein großer glühender Vollmond. Als der Reis gebracht wird, den alles pflichteifrig ausschaufelt, selbst der Schauspieler, schlägt es vom nahen Glockenturm in dumpfen Schlägen die zehnte Stunde. Herrlich zittert der Erzklang über den Lotosteich. Lu Tien Hung zieht seine perlenbesetzte Uhr, läßt den goldenen Deckel springen und vergleicht. Wie jeder erwartet, bittet sich Li die Uhr zur Besichtigung aus; er betrachtet sie voller Gier, wiegt sie in der Hand, kratzt am Rande herum, und findet endlich die Feder zu dem hinteren Deckel. Er springt auf. Eine dünne Musik ertönt. Augenscheinlich wird auch ein Bild sichtbar. Li lacht unmäßig, reicht die Uhr weiter, das Lachen schwillt an, und Lu ruft unter allgemeiner Freude:

„Da ist noch eine zweite Feder! Rechts oben, unter der kleinen Perle!"

Man drückt. Neue Lachsalven ertönen.

„Dazu Musik!" heult Chang, der sich die Augen wischt.

Der Priester, der mit Kauliangschnaps und Speisen so gefüllt ist, daß er häufiger als irgendein anderer den Mund zu Verdauungsnoten öffnen muß, wünscht jetzt auch sein Scherflein zu dieser Art der Unterhaltung beizutragen und reicht seine Walnüsse herum, deren Schnitzwerk bei genauerer Betrachtung sehr merkwürdige Darstellungen offenbart. Sie erregen aber nur das Erstaunen und Entzücken des fremden Herrn, wohl, weil sie ihm neu sind und ihr Besitzer ein buddhistischer Priester ist. Er nennt das alles, das Essen, die ungeheure Hitze und die sich bereits bemerkbar machenden Verdauungsbeschwerden mit eingeschlossen, „spätrömisch".

Auch das Tschai mei sei römisch, sagt er. Überall, nicht nur an unseren Tischen, werden die Finger ausgespreizt, schallt es leo schun! ba ma! chiu lien tang! und der Raum wird infolge des Lärms, der Ausdünstungen und der Speisegerüche von Minute zu Minute unleidlicher, das Tischtuch immer fleckiger, der Fußboden ein Morast, so daß man mit einer Art Haß auf die genossene überreichliche Mahlzeit zurückblickt. Chang, der sich auf das Morraspiel nicht konzentrieren kann, weil seine Gedanken fortwährend bei seinen „Geschäftchen" sind, läßt einen Tierstimmenimitator holen. Ein drolliges altes Männchen erscheint, dessen Gesicht rissig und faltig ist, wie ein Minglack; er verbeugt sich, indem er wie ein Vogel herumhüpft und hält die eine Hand vor den Mund, um den Klang zu variieren. Seine Geschicklichkeit ist erstaunlich, und selbst der verwöhnte Schauspieler geruht herzhaft zu lachen, wenn das witzige Kerlchen die mißtönende Unterhaltung

zweier Elstern nachmacht, das Brüllen eines Esels, der eine Eselin erblickt, ein Schwein, das von einer schweren Handkarre angefahren wird, das Summen von Moskitos, den Streit von Hunden, die sich auf einem Kehrichthaufen zum Kampfe herausfordern, bis der eine mit eingekniffenem Schwanz unter elendem Geheul von dannen zieht. Der Imitator benutzt keinerlei Hilfsinstrumente. Am besten gelingt es ihm, den Zug der Kamele nachzumalen, den Hall ihrer langsamen Schritte, ihr Fauchen, wenn sie bedroht werden, und vor allem den Flug der Tauben, die auf ihrem Rücken eine Art Windflöte tragen, mit der sie beim Fliegen jene schwingenden Metalltöne hervorbringen, die wie das Sausen einer großen Muschel klingen.

Der Tee mundet köstlich nach dem vielen Wein und Schnaps, und Lu verspürt eine kaum zu überwindende Sehnsucht nach seiner Opiumpfeife. Das Gespräch wendet sich der Kostspieligkeit des Opiumgenusses zu, und Lu bestätigt traurig, daß man jetzt tatsächlich für eine Unze Opium schon acht Dollar bezahlen müsse, alles infolge der schamlosen Heuchelei, die die Zeitungen noch unterstützten. Lu hat kürzlich versucht, eine größere Quantität Opium aus Schanghai nach Peking einzuschmuggeln; als man aber auf dem Chien mên-Bahnhof sein Gepäck untersuchte und das Narkotikum fand, konfiszierte es die Zollbehörde. Zwei Tage lang war die Sache Stadtgespräch. Lu schickte wütend sofort zu einem der Minister, seinem Freunde, der selbst eifriger Opiumraucher ist, und das beschlagnahmte Quantum wurde freigegeben. Große Entrüstung über die Ungleichheit vor dem Gesetz in den Zeitungen.

„Und wie hat die Geschichte geendet?" frage ich Chang halblaut, damit der fremde Herr nichts hört.

„Haben Sie die Go Chüan Pao von heute morgen nicht gelesen? Wie, noch nicht? Lu ist zu 20000 Dollar Strafe verurteilt worden!"

„20000 Dollar? Sie scherzen."

„Lesen Sie es in der Zeitung nach."

„Sie lachen! Hat er sie tatsächlich bezahlt?"

„Gott bewahre, Sie Kind, und wird es nie tun. Er hat hundert Dollar an die Zeitung abgeführt, damit sie die Nachricht von der Zahlung der 20000 bringt. Das Geschäft wurde von mir vermittelt."

Ich habe mir vorgenommen, die Sache lieber nicht meinem Vater zu erzählen; der alte Herr erregt sich allzu leicht. Wenn man indes täglich solche Geschichten hört und miterlebt, wenn man sieht, wie man heute in China mit Schmiegsamkeit, hohlen Reden und Fürsprache ohne irgendwelche Vorkenntnisse mit zwanzig Jahren General oder Gouverneur und mit fünfundzwanzig Minister werden kann, fällt es einem schwer, sein Mäntelchen nicht auch mit dem Winde flattern zu lassen. Solange mein alter Vater lebt, gedenke ich aber ehrlich zu bleiben; das gebietet schon die Kindespflicht.

Scab

Novelle von Arthur Holitscher

Auf der Jeffersonstraße war immer noch Geschrei und Gebrüll. Einmal konnte man es näher hören, einmal war es weiter weg. Einmal war es auch ganz in der Nähe. Es wurde geschossen. Und immer, nachdem geschossen worden war, ertönte das Gebrüll wütender, die Schüsse schienen die Mordlust der Menge aufzustacheln, gewiß wäre das Gebrüll in Jauchzen umgeschlagen, hätte die Menge ihre Mordlust befriedigen können.

Durch das Tor des Stalles kam, unten durch einen Spalt, ein wenig Licht herein. Tom hockte vor dem Spalt und besah sich den frischen Riß in seiner alten schäbigen Hose.

„Willst deine Hose flicken?" sprach einer aus dem Dunkel hinten, wo der Schiebkarren und die Fässer standen. „Wird noch gut genug sein für den Scheiterhaufen, wenn sie uns zu packen kriegen."

„Schrei nicht," erwiderte Tom, „brauchst nur zu schreien und sie haben uns." Er hatte ein derbes, scharfklingiges Taschenmesser aus der Tasche gezogen und trennte die herunterhängenden Fäden von dem Riß, so daß der Stoff nicht in Fransen herumschlotterte, sondern in einem Stück. Dann schlich er sich von der Türe weg auf einen Haufen Stroh am andern Ende des Stalles. Dort saß er und kraute nachdenklich in seinem harten, verfilzten Kraushaar herum. Daweil hatte der andere hinter den Fässern still vor sich hin zu greinen angefangen. Gurgelnd kam Weinen aus seiner rauhen Kehle heraus, unterdrückt und dann plötzlich hervorplatzend. Wenns dunkel ist und man sein Gesicht nicht sehen kann, dann weiß man nie, lacht oder weint der Neger. Lachen und Weinen klingt gleich aus diesen kollernden und tierischen Kehlen herauf.

„Hast du Angst, daß du so weinst?" frug Tom mit Verachtung. Er klappte sein Messer auf und zu, auf und zu, dieses Geräusch machte den andern noch aufgeregter.

„Wenn sie dich mit einem Messer in der Hand erwischen, dann machen sie uns beide ganz gewiß kalt. Jetzt können wir nicht zurück zu den Alten. Was wollen wir jetzt machen. Wir können nicht zurück! Wenn sie uns erst nach acht Tagen oder nach drei Wochen sehen, das ist ganz gleich, wir werden ganz bestimmt auf den Ast geknüpft oder verbrannt bei lebendigem Leib, wie sie es voriges Jahr mit Morton Haregrow gemacht haben, gewiß, oh . . ."

„Wer der Teufel hat dich auch geheißen, mit dem Aas von Grover herumzulaufen."

„Er hats ja gar nicht getan. Er hats ja gar nicht getan!“

„Weißt du sicher?“

„Sicher.“

„Er schaut aber so aus, als ob ers tun könnte. Vielleicht hat er es dies mal nicht getan, aber vielleicht war er es, der letztes Jahr am Unabhängig keitstag Annie Weltmann überfallen hat, — damals wie sie Ben Tool mach aufgehängt haben dafür . . . Hat er dir nichts gesagt?“

Der hinter den Fässern hörte nicht auf, zu gurgeln und zu winseln Draußen waren die Lärmenden weiter gelaufen. Jetzt war Ebbe in de Wut des Volkes. Ganz von ferne hörte man aber noch einmal Geschre aufflackern, vielleicht waren sie einem auf den Fersen, vielleicht hatten si einen.

„Hast du das Weib gekannt?“ fragte Tom, als es wieder ruhig war. Wie in einer Trommel hörte man alles von draußen, aus der Nähe und ganz von weit her. „Was war das für eine? War sie für Weiße zu haben?“

„Nein, sie war noch zu jung. Ich hab sie gesehen über die Gasse. Sie hatte rotes Haar und ganz weiße Haut und kleine braune Flecken auf dem Gesicht. Ihre Mutter ging waschen, aber sie konnte Klavier spielen. Es waren Irländer.“

„Ich hab mal für eine Weiße ein Paket getragen. Ich hab es hinter ihr getragen. Sie hat seidene Röcke angehabt. In ihrem Zimmer hab ich beim Tisch gestanden, wie sie das Paket mit der Schere aufgeschnitten hat. Draußen im Gang waren Leute, aber drin im Zimmer war niemand, nur sie und ich.“

„Ich hab einmal durch ein Schlüsselloch gesehen, wie sich drin eine Weiße ausgezogen hat. Sie hat ihr Hemd ganz hochgezogen und hat ganz feste Brüste gehabt und große rote Monde. Die Frau, bei der Sasie in der Küche ist.“

„Horch . . .“

„Eine Ratte!“

Dann schwiegen beide still.

„Wann hast du gegessen?“ frug Tom mit hungrigem Ausdruck.

„Heute.“ Dann gings wieder mit Winseln los.

„Ich nicht. Nichts noch heute, kein Frühstück.“ Er tastete auf dem Boden herum. „Hier gibts wohl nichts . . .“

„Vor Nacht können wir nicht hinaus. Wer weiß, ob nachts. Sie werden gewiß wieder in Patrouillen herumstreifen die ganze Nacht, diese weißen Bestien. Wenn sie bis zur Nacht keinen von den Unsern haben, dann trau ich mich nicht hinaus.“

Es verging die Nacht und der folgende Tag, und erst wie es wieder Nacht wurde, machten sie leise die Tür auf und nahmen Abschied. Irgend-

wohin hinaus machte sich Tom auf den Weg. In dem alten verfaulten Schuppen waren sie vom Gestank halb betäubt dagelegen am Ende, zwischen dem schimmligen Lehmhaufen und einer alten morschen Egge, an deren Holz wie an dem Holz der Fässer sich Mäuse und Ungeziefer gütlich taten. Die Pausen zwischen dem Hunger waren Schlaf und leise blökendes Weinen. Aber jetzt war der Holzriegel zurückgeschoben und die Türe des alten Schuppens knarrte und schwang hin und her im Nachtwind.

Tom saß auf einem Meilensteine zur Seite der weißbestaubten Chaussee und hatte die Hände in den Hosentaschen. Es mochte halb acht abends sein und er war müde.

Hungrig war er nicht mehr, überall gabs was zu stehlen, überall lagen Bananenschalen, faule Feldfrüchte oder Äpfel, überall gabs Nigger, aber auch Weiße, von denen man etwas zu beißen bekommen konnte, obzwar die Weißen in einem schwarzen Gesicht die eingefallenen Hungerbacken nicht so erkennen können wie die von der eigenen Farbe.

Alles, was Tom von der Geographie wußte, war: daß es hier, wo er jetzt durchkam, viel weniger Schwarze gab als daheim, und daß sie sogar auf den Trambahnen mit den Weißen auf derselben Bank sitzen durften, das war ganz wunderlich. Tom war über Landstraßen gegangen, dann, wenn plötzlich ein weißes Gesicht ihm Angst eingeflößt hatte, querfeldein mit gebogenem Rücken durch Gebüsch dahingeschlichen, an Ortschaften vorbei, kleinen verstreuten Häusergruppen, immer im Bogen außen herum, über eine Brücke und noch eine Brücke. Die eine war sehr lang und die andere ganz kurz. Einmal hatte ihn eine Hochzeitsgesellschaft von Negern, die in einem großen Leiterwagen auf eine schöne Stadt in der Nähe zufuhr, ein ganzes Stück lang mitgenommen. Aus Mitleid hatte man ihn aufgegabelt und beim Kutscher vorn aufsitzen lassen. Als die Stadt in Sicht kam, mußte er herunter, er war ja auch zu zerfetzt. Aber von dem Geld, das die Gesellschaft ihm zugesteckt hatte, konnte er sich dann eine ganze Woche lang halten, ja sogar einmal eine Strecke mit der Bahn fahren, nachdem er sich vorher in einer Bar beim Bahnhof angetrunken hatte. Jetzt, wie er auf dem Meilenstein saß, war er wieder niedergebrochen. Er saß auf dem Stein, und wenn sein Gehirn dazu fähig gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich überlegt. Aber es war nur neblig und verworren in seinem schwärzlichen Negerkopf.

Ein paar Vorstellungen und Erinnerungen wühlten sich träg und schläfrig durcheinander; Zorn und Bitterkeit legte sich wie eine zähe Asphaltmasse um sein Gehirn herum und blieb auf allen Poren seines dumpfen Wesens liegen, so daß er nicht Atem schöpfen konnte inwendig.

Es war ihm unrecht geschehen, das war sicher. Das heißt, man hatte

ihn verfolgt und wollte ihm an den Leib wegen eines Verbrechens, das e
nicht begangen hatte. Wenn man ihm damals an den Leib gegangen wär
wie er das Huhn gestohlen, damals wie er die Milch ausgetrunken, damal
wie er die Postpakete vom Briefkasten heruntergeholt und die Marken vo
den Umschlägen weggerissen hatte, — das wäre nicht unrecht gewesen. Abe
jetzt konnte er nicht mehr zu den Alten ins alte Holzhaus daheim und nich
zu den Geschwistern mehr heimkehren.

Toms schmutziges Gesicht war naß von Tränen. Er gluckste und gurgelt
laut und seine Tränen fielen über die vorstehende Oberlippe hinunter durch
die Luft auf die Überreste seiner weißgelaufenen Stiefel, die er an seinen
Füßen mit Spagat umwickelt und zugebunden trug, und machten schwarze
Flecke auf den Schuhen.

Daheim in der alten Hütte, wo Küche und Wohnzimmer derselbe Raum
für acht Menschen, sechs Erwachsene und zwei Kinder, war, hatte ers nicht
sehr gut gehabt alle Tage. Hie und da waren nur sechs oder auch nur fünf
zu Hause, aber das dauerte nicht lang. Die Familie hatte keine große Ausdauer in der Arbeit, und kaum war einer oder eine ein paar Tage lang draußen
gewesen auf einem „Job", so kam er oder sie auch schon bald wieder mit
hängenden Mundwinkeln zurückgeschlurft und die breiten Hände baumelten
ihnen resigniert an den langen Armen herunter.

Aber in der großen geblümten irdenen Schüssel gabs immer etwas zu essen,
ein pappiger fester Brei mit ein wenig Kohlblättern oder Gemüse drin oder
auch ein Stück irgendwoher geholtes Fleisch. Die Alten keiften wohl, aber
das taten sie doch immer, ob sie Ursache oder keine hatten; im Grunde
waren sie gutmütig und leicht versöhnt. Und mit den beiden Kleinen, die
komisch und flink waren, konnte man tagelang herumspielen und sich köstlich
unterhalten.

„Ol' dad! Ol' mamie Sue!!" Nicht wiedersehen. Nicht mehr. Es
schüttelte ihn, so oft er diese Worte aus sich hinaus stieß, vor sich hin sprach,
flüsterte, stotterte oder brüllte, je nachdem der Schmerz in ihm anschwoll
oder nachließ. Er wurde immer unglücklicher und es wurde ringsum immer
dunkler. Schließlich ließ er sich wie ein Stück Stein oder einen Sack Sand
von seinem Meilenstein in den Graben hinunterkollern, wo er im Gras
unter der Chaussee in tiefem und gesundem Schlaf neun Stunden lang
liegen blieb, bis in alle Gottesfrühe hinein, mit offenem Mund, der ganz
weiß ausgepolstert war vom Staub, den die vorüberfahrenden Karren und
Automobile auf der Chaussee emporwirbelten.

Toms Schuhe waren, als er auf ihnen in Trenton im Staate New
Jersey angelangt war, bis auf ein Stück brüchiges Oberleder zusammengeschmolzen. Zeitungspapier, vielfach zusammengelegt, ersetzte die Sohlen.

der Spagat hielt. In Trenton aber hatte Tom unter der Brücke an der Kanalböschung ein Paar Schuhe gefunden, von dem der rechte einst ein Knöpfstiefel gewesen war, der andere aber ein noch ganz gut brauchbarer Halbschuh. Dieses Glück nahm Tom als beste Vorbedeutung auf und zog mit erneuter Hoffnung auf die letzte Etappe seiner Reise los.

Am Dienstag abend war er in New York, der Stadt, von der im Kreis der Angehörigen um die geblümte Schüssel schon immer die Rede gewesen war, — und die er wahrscheinlich nie gesehen hätte, wenn das Leben ihn nicht gezwungen hätte, von der guten alten Schüssel fortzulaufen. Von der Stadt New York hieß es, daß es in ihr immer Jobs für Nigger gibt, daß man dort seit Menschengedenken keinen Nigger gelyncht hat, ja, daß sogar, was noch merkwürdiger war als die gleiche Bank für Weiße und Schwarze auf der Trambahn in Maryland, große und hohe Häuser in der Stadt standen, darin Schwarze und Weiße zusammen ihre Wohnungen hatten. Im selben Haus, auf demselben Stockwerk, sogar in Zimmern nebeneinander.

„In New York gibts immer einen Job für Nigger!"

— — Ein Job! ein Job für Tom! Dollar in der Tasche und einen neuen Anzug und ein Paar Schuhe vielleicht! Vor der Fähre am Hudson stand er und wiederholte die Worte in sich, gaffend und mit offenem Mund und runden Augen hinüberstarrend auf die Häuser, Türme, Berge von Häusern, unermeßlich großen Häusern, großen löcherigen Häusern, riesigen Häusern drüben an der Südspitze von Manhattan. Auf dem Weg von Trenton hierher bis ans Wasser in Hoboken waren überall Nigger mit allen möglichen Arbeiten beschäftigt gewesen; aber drüben, wo die großen löcherigen Häuser standen, die riesigen eckigen Häuser, dort war es, das war New York, von dem daheim in der alten Hütte die Rede ging, daß es dort immer Jobs für Nigger gäbe. Dort hinüber mußte man, denn dort waren die Jobs, Dollar in Toms Tasche. Fähre kostet Geld, aber es war nicht die erste Fähre seit Virginien. Das machte man so: es standen da Wagen hinten in der Reihe, wartend, und hinter dem letzten sah niemand zu. Mit einem Schwung konnte man sich oben zwischen den leeren Blechkannen im Wagen verkriechen und drüben dann auf der andern Seite des Wassers herausspringen, ohne viel mehr dabei zu riskieren, als einen Fußtritt oder einen Peitschenschmiß oder im besten Fall einen Fluch hinterdrein. Dann hui! um die nächste Straßenecke.

Tom schlich um die letzten Wagen in der Reihe herum und wartete auf eine Gelegenheit.

Plötzlich stand jemand neben ihm und sagte:

„Want a job?"

Tom streckte die Zunge aus dem Mund und kniff die Zähne um die

Zunge zusammen. Ihm war fast schlecht vor Staunen geworden. Er wußte nicht, was das heißen sollte, wie ihm geschah. Mit langsam hin- und herschwingender Zunge leckte er sich die Oberlippe blank.

Der Mann war ein dicker, weißer Amerikaner mit fleischigen Fäusten, die wie Beulen aus den Hosentaschen seines großkarierten Anzugs sich herauswölbten. Er hatte einen runden steifen Hut auf seinem breiten Kopf sitzen, hinten in den Nacken geschoben. Aus seinem Mundwinkel stach ein Zahnstocher heraus, den er dann mit einem Strahl von gekautem Gummi auf die Straße spuckte.

Tom erinnerte sich nicht, in seinem ganzen Leben in solch menschenfreundlicher Absicht von einem Weißen angesprochen worden zu sein. Er hob seine rechte Hand mit der Fläche nach außen zu seinem Kopf und grinste ungläubig über sein ganzes Gesicht.

„Got a job for me? Haben Sie Arbeit für mich, Boß?"

Der Amerikaner riß den Mund auf, kratzte mit dem kleinen Finger hinten an einem schadhaften Zahn in seinem breiten Oberkiefer, kniff die Augen zu und drehte sich zum Gehen um. Dabei hörte Tom etwas aus dem aufgesperrten Mund, das wie „come along" klang. Er ging hinter dem Amerikaner her, der an dem Schalter für sie beide den Überfahrtspreis erlegte; dann schoben sie sich die Barriere entlang der Fähre zu, aus der auf der andern Seite der Barriere die Angekommenen in entgegengesetzter Richtung nach Hoboken vorwärtsdrängten.

In New York drüben, zwei Straßenecken weit von der Landungsstelle standen in einem wahnwitzig übelriechenden Gäßchen zwei Reihen von hochräderigen Karren, die mit dürren Kleppern bespannt waren, knapp an die schimmligen Türen der Häuser gedrängt, in einer Brühe von schwarzem fettigen Unflat. Zwischen den beiden Reihen war eine Kette von Cops aufgestellt d. h. „Kupfern", coppers, breitschulterigen blauen Polizisten mit blanken Kupferknöpfen auf ihren Uniformen. Der schmale Raum, der vom Pflaster des Gäßchens zwischen den beiden Karrenreihen übrig blieb, war ganz von Cops besetzt; jedem hing von einem gelben Ledergürtel eine gelbe, gewaltige Revolvertasche die Hüften herab. Der karierte Amerikaner puffte Tom die Reihe entlang vorwärts, zwischen den Cops, vor sich hin, bis er ihn in den Torweg eines langgestreckten niederen und schmutzigen Hauses hineingepufft hatte.

Tom erhielt einen Dollar sowie zwei breite Lederfäustlinge und mußte sich in eine Reihe von ähnlich zerfetzten und verhungerten Niggern stellen, die auf dem Hof des Hauses warteten, und bei denen er sich erkundigen konnte, was da eigentlich los sei? Ob man sie einsperren würde, oder ob sie Geld verdienen würden? Die Cops und der Dollarzettel zugleich waren ein Problem, vor dem Toms Begriffsvermögen gleich von vornherein kapitulierte.

Aber ehe er noch aus den Niggern ringsum eine Antwort herausbekommen konnte, kam eine Patrouille von berittenen Cops dröhnend durch den niederen Torweg hereingeritten. Die Nigger setzten sich in Bewegung, Tom wie die Vorderen. Als die Reihe an ihm war, machte er es den anderen nach, stieg vorn auf den Karren hinauf, zog die Fäustlinge über seine Hände, knallte mit der Peitsche über die Zügel und der Klepper hob die Ohren.

Vorwärts gings in einer langen Kette, so gut es das enge Gäßchen, die schmale Gasse um die nächste Ecke herum und dann die winkligen und ebenso engen Straßen weiter in die Stadt hinein zuließen. Zwanzig, dreißig Karren und mehr noch, leere Karren, auf jedem oben ein schmieriger und verhungerter Nigger mit Fäustlingen an den Händen und einer Peitsche schräg vor der Nase. Zu beiden Seiten jedes Karrens je ein wohlgenährter und imposanter Cop, der auf einem feisten, gelbgezäumten Gaule fest und sicher einherritt.

Hier und dort vor den Schnapskneipen, an einer Straßenecke, in einem Torweg, standen kleine Gruppen von Männern in schäbigen Anzügen, mit finsteren Gesichtern herum. Man konnte genau sehen, wie die Cops und ihre Pferde nervös wurden, die Männer sich in die Brust warfen, die Gäule unter den angezogenen Schenkeln ihrer Reiter zu tänzeln anfingen, so oft der Zug an einer dieser Menschenansammlungen vorüberkam. Die Revolvertasche am gelben Riemen machte einen kleinen Sprung mit. Hie und da bemerkte Tom, daß einer aus der Gruppe oder auch mehrere ihm etwas zuriefen, etwas, was ihn betreffen mußte, denn ein wuterfüllter, blasser Blick schoß ihm über dem Wort, das ihm galt, direkt zwischen die Augen. Aber da er sich mit einem Blick nach vorne vergewisserte, daß die Nigger auf den andern Karren sich auch nicht weiter an diese Worte und Blicke kehrten, bewahrte er seine Ruhe, und hieb wohl noch als einzige Antwort eins mit der Peitsche dem Klepper die mageren Rippen lang.

Genau drei Tage später, als Tom am Abend in sein Logierhaus zurückkehrte, wo er mit den Niggern von den andern Karren auf Schlafstelle war, hatte er in seiner Tasche drei zusammengeknüllte Dollarscheine und einen halben Dollar in Silber, Nickel und Kupfermünzen bei dem Taschenmesser stecken — eine Summe, so groß, wie er bis zu diesem Abend noch keine sein eigen genannt hatte. Er sagte sich mit nicht geringer Genugtuung: auch keiner von seinen Leuten daheim hatte jemals soviel beisammen in seiner Hosentasche getragen. Obzwar die Schlafgenossen ihn nicht wenig aufzogen wegen des ungleichen Paars von Schuhen an seinen Füßen, beschloß er, morgen in der Mittagspause doch, statt zu einem Schuhtrödler, auf das Postamt zu gehen, und einen Teil seines Verdienstes an die Alten in Virginien zu schicken, damit sie sehen mögen, daß er noch lebte und daß es mit

ihm sogar all right vorwärtsging in der Welt. Unter dem weißen Volk! In der großen Stadt, die keiner von der Familie noch jemals gesehen hatte! In der großen Jobstadt unter den weißen Bosses! Ihm armen elenden kleinen Nigger, der daheim unter den Ferkeln, ungebildet wie ein Ferkel großgewachsen war, gut genug um herumgejagt und schließlich gebraten zu werden auf dieser heißen Erde des weißen Herrgottes.

Im Schlafsaal saßen zwei Nigger auf dem Bett Jerry Nolans, Toms Schlafnachbarn. Ein paar andere standen um die beiden herum, es war ein lautes Geschwätz im Raum. Jerry kam heute nicht zum Schlafen heim. Er und Gus, der breite kurze Nigger mit den vier fehlenden Vorderzähnen, beide lagen heute steif und mit verbundenem Kopf, verbundener Schulter im Lazarett an der Achtzehnten Straße. Jetzt, da die Cops die Müllkarren nicht mehr begleiteten, hatte Jerry von einem Weißen mit einer nägelbespickten Latte eins über den Kopf bekommen. Auf Gus gar hatte man geschossen an der Ecke von Madison Square und der Fünften Avenue.

Tom setzte sich mit verwirrtem Gesicht auf sein Bett und frug: „Lynchen sie jetzt auch die Nigger in New York?“ Ein alter Bursche mit weißem Kraushaar über seinem ölbraunen Gesicht sperrte den Mund auf und seufzte: „It's the Lock-out! Die Aussperrung! Das ist die Aussperrung!“

Einer auf Jerrys Bett wußte zu erzählen, daß drüben an der Ostseite in manchen Straßen der Mist seit einer Woche fußhoch auf der Straße liege, weil es zu gefährlich war, die Karren, sogar unter Polizeibedeckung, in jene Gegend zu schicken. Der Alte meinte, das sei ganz gut, denn das bedeute Arbeit für die nächsten Wochen hinaus, wenn man sich erst in der Bevölkerung beruhigt haben und die Karren unbehelligt passieren lassen wird. Billy Wintrop, der Nigger aus Oregon, hatte gehört, daß die Stadtverwaltung die ganze Müllabfuhr von nun an durch Nigger besorgen lassen wolle. Der große schwarze Boß von Harlem sei gestern vom Bürgermeister empfangen worden, das sei ein Zeichen, ein gutes Zeichen.

Tom macht sich im Grunde wenig Gedanken über all diese schwer verständlichen Dinge. Daß irgend etwas bei der ganzen Sache nicht in Ordnung war, dämmerte ihm wohl. Die beiden berittenen Cops, die einen so wenig wertvollen Transport wie eine Fuhre Mist mit Revolvern bewachten. Die farbigen Hausknechte, die aus den Häusern beim Herannahen des Karrens die großen eisernen Mülleimer mit einem Knall auf den Rand des Bürgersteigs hinwarfen, um darauf gleich, wie von einer Schlange gestochen, husch! wieder in ihren Häusern zu verschwinden. Das doppelte Aufgebot von Schutzleuten unten an der Landungsstelle der Kähne am Hudson, in die die Karren ihre Ladung umstülpten, damit sie sie nach dem Mistkrematorium

bei Rockaway hinausführen. Über all diese Dinge machte sich Tom wenig Gedanken. Morgen ging aus seiner Tasche ein mit rechten Dingen erworbener Dollar nach Virginien heim zu den Alten in der alten Hütte. Tom stand von seinem Bette auf, zog mit einem Ruck die Hose in die Höhe, stellte sich im Bewußtsein, einen richtigen Job und eine richtige Schlafstelle zu haben, pfeifend mitten im Saal auf. An der Türe des Saales war ein weißes Papier angeschlagen. Ein Neger buchstabierte den Wortlaut des Anschlags drei anderen vor, die an seinen Lippen hingen, als Tom hinzutrat und zuhörte.

„Ihr Leute! Im Interesse Eurer Sicherheit ist es geboten, daß das Tor dieses Logierhauses um zehn Uhr geschlossen wird, und daß alle, die ins Haus gehören, um diese Stunde darin anwesend seien . . ."

Tom hörte weiter nicht zu. Was weiter kam, waren die Namen von irgendwelchen Leuten, die den Niggern hier herumkommandierten, das war gewiß. Tom fühlte zum erstenmal seit langer Zeit wieder so etwas wie einen richtigen kräftigen Zorn in sich. Jetzt ahnte er ja, was es mit dem Lock-out, von dem der alte Bursche mit dem weißen Kraushaar gesprochen hatte, für Bewandtnis habe. Um zehn Uhr abends sperrten sie das Tor zu. Wer nicht da war bis zu der Zeit, dessen Leben war nicht viel wert. So war es auf dieser weißen Welt. Schon einmal war er ja ausgesperrt worden! Nicht mehr in das alte Haus zurück! zu den Alten! Das war es, was die Nigger erwartete, überall in diesem Land, in dem der Weiße regiert. Tom fühlte sich aufgelegt, in der Zeit, die noch bis zehn Uhr übrig blieb, ein paar von den Nickeln und den Kupfermünzen aus seiner Tasche auf den Schenktisch der Bar an der nächsten Straßenecke springen zu lassen. Immer saßen dort ein paar Nigger herum und es war gut, ein wenig Whisky hinunterzugießen, um die Tränen, die die Gurgel heraufzusteigen drohten, zurückzuspülen in den Magen.

Eine Viertelstunde vor zehn wischte sich Tom den Mund und machte sich auf den Heimweg. Einige Nigger aus seinem Logierhaus, Müllkutscher wie er selber, blieben sitzen, er aber stand brav auf, sagte Gutenacht und ging in die Gasse hinaus.

Es waren nur hundert Schritte oder so von der Bar zum Logis. Hinten die ungeheuren Häuser, dreißig Stockwerke hoch und höher, weiß und schimmernd mit blitzend sauberen Fenstern, trennten die Stadt, wie eine einzige hohe Festungsmauer, von dem elend schmutzigen Hafenviertel ab. Die niederen, lang gestreckten Baracken, von Schmutz starrend, dunkelgrün verschimmelte Häuser, Speicher aller Art, Werkstätten und Geschäftshäuser, jetzt ganz verlassen, verliefen sich weiter in die langen, schmal ins Wasser hineinstechenden Piers, an deren Quadern die Wellen des Hudson sich in

dumpfer Brandung flachschlugen, an deren Ketten und Tauen die hundert Schiffe der Transportlinien, überseeischen Dampfergesellschaften leise knirschten. Zwischen Speichern und Piers bedeckten Abfälle aller Art die Räderspuren der Fuhrwerke, die tagüber den Schiffbäuchen Futter zuschleppten oder aus ihnen Futter ins Land hereinzogen.

Diese Gegend der unteren Stadt, zwischen den eigentlichen Geschäftsstraßen und den Anlegeplätzen der Dampfer galt mit zur übelsten New Yorks. Sie war nur zu vergleichen mit den östlichen Hafenvierteln am Eastriver, zwischen den großen Faktoreien, über deren Dächer hinweg sich die Brückenbogen riesenhoch nach Brooklyn und Williamsburgh spannten. Selten verirrte sich zur Nachtzeit jemand, den keine dringenden Geschäfte dazu zwangen, hierher in die verrufene Gegend. Selten sah man gut angekleidete Leute durch die engen, schlecht beleuchteten Gassen eilen und die waren entweder Journalisten, die hier für ihre Zeitung etwas auszukundschaften hatten, oder aber Geschäftsleute, die irgendeine Sorge antrieb, ihr Bureau in einem der Häuser da unten aufzusperren und sich nächtlicher Weile beim Schein eines Glühlichtes über ihre Bücher herzumachen und zu arbeiten. —

Tom ging den Weg durch die kleinen Gassen heiter und in guter Stimmung entlang. Ihm war diese schmutzige finstere Gegend die herrlichste Umgebung, in der er sich je befunden hatte. Es war die Stadt der Jobs und in dieser Stadt dahier hatte er sich eine richtige Fertigkeit angeeignet. Er war jetzt ein gelernter Kutscher und stand eine ganze Stufe hoch über dem keinerlei Gewerbes kundigen Grünhorn, dem frisch in dieser Stadt Angekommenen, der auf seiner Jobsuche in den Hafenkneipen eine klägliche Figur abgab. Ein bißchen schwankend und im Bewußtsein, ein richtiger gelernter Arbeiter zu sein, setzte Tom einen Fuß vor den andern auf dem Heimweg zum Logierhaus. An der Ecke des Gäßchens wurde Tom von einem jungen Mädchen aufgehalten, das vor ihm stehen blieb und ihn ohne weiteres ansprach.

Dieses junge Mädchen war in einem gutsitzenden hellen Sommerkleide und hatte einen dunklen Hut mit weißer Feder auf ihrem gewellten Haar. Ihre rechte Hand, von der der Handschuh abgestreift war, streckte sich zart und schimmernd dem Niggerjungen entgegen. Ehe er sich dessen versah, hatte das junge Mädchen seine rauhe schmutzige Hand erfaßt, geschüttelt und losgelassen und die weiße zarte Hand umpreßte nun seinen Arm mit sanftem Griff, so daß Tom im Gehen innehielt. Zugleich fühlte er sich in ein offenes Tor hineingedrängt; dort blieb das junge Mädchen stehn und sagte:

„Sie wollen in Ihr Nachtquartier gehen, Bruder, ich will Sie nicht aufhalten, nicht lange. Sie sind müde von der Arbeit des Tages und haben

die Ruhe verdient. Sie werden gut schlafen heute Nacht, denn wer ehrlich gearbeitet hat den Tag lang, darf bei Nacht gut schlafen. Aber vielleicht werden Sie doch nicht so gut schlafen, als wenn Sie wirklich ehrliche Arbeit getan hätten heut am Tage. Werden Sie nicht ungeduldig, teurer Bruder, hören Sie mich an!"

Tom sah dieses Mädchen an und schwieg. Ein weißes Mädchen! Eine Weiße, die mit ihm allein bei Nacht in einem dunklen Tor in einer verlassenen Gasse beisammen stand und ihn anredete! Er wußte nicht, wie ihm geschah und auch nicht, was er von diesem Abenteuer halten sollte. Er duckte sich, blickte nach dem dunkeln Torweg hinter sich und in das Gäßchen hinaus, ob nicht weiße Männer in der Nähe waren: ihm fielen plötzlich Gesichter ein von Virginien daheim, vom letzten Abend in der Heimat, wutverzerrte weiße Gesichter, vor Mordlust verdrehte mit Blut unterlaufene Augäpfel, aber auch Gesichter von New Yorker Straßenecken fielen ihm ein, weiße wutverzerrte Gesichter, die ihn voll Haß und Verachtung angestarrt hatten in diesen letzten Tagen.

Mit einem rohen Ruck versuchte er sich aus dem Torweg in die Gasse hinauszuwinden. Seine Hand, durch deren schweißige Schwielen hindurch er noch den zarten Druck der weißen feinen Haut spürte, hatte er in seiner Hosentasche vergraben und umklammerte mit seinen Fingern die zusammengeknüllten Dollarscheine, das übriggebliebene Kleingeld und das grobklingige Taschenmesser, die da beisammenhausten.

„Seien Sie nicht zornig, weil ich Ihre Arbeit unehrlich genannt habe. Es ist eine anstrengende Arbeit, ich weiß es, aber das entschuldigt sie nicht. Wenn Sie jetzt aus der Bar in Ihr Logis gehen, werden Sie sich vor dem Schlafengehen vielleicht einen Augenblick auf Ihrem Bett niedersetzen und an die ehrbaren Menschen denken müssen, die Ihretwegen ihren Abendtrunk, nein mehr, ihr Brot und ihre Unterkunft verloren haben. Sie sind jung und haben wahrscheinlich weder für Frau noch für Kinder zu sorgen. Aber teurer Bruder — jene, die heute nichts zu essen haben und nirgendwo wohnen können, weil Sie ihnen die Arbeit weggenommen haben, jene müssen für Frau und Kind sorgen und wie bitter ist es, daß sie es nicht können!" —

Das Mädchen holte tief Atem und Tom, der mit offenem Mund dastand und sie ansah, merkte, wie sie die Lippen zusammenpreßte und wie ihre Augen schimmerten.

„Glauben Sie's mir, ich kenne diese Heime. Ich komme aus diesen Heimen. Ich verbringe viel Zeit meines Lebens in Heimen von hart arbeitenden Menschen und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wenn's Arbeit für den Vater gibt, dann sieht es traurig in diesen Heimen aus, wie traurig erst, wenn's keine gibt! Lang darf die Arbeit nicht ausbleiben, denn dann

bricht solch ein Heim zusammen. Und die Armen kämpfen um ihre Arbeit. Was aber tun Sie, lieber Bruder? Fühlen Sie denn nicht, daß Sie sich mit den Feinden, mit den elenden Schurken, mit den elenden schuftigen Ausbeutern verbinden, wenn Sie jenen Armen das Brot wegnehmen und vorenthalten, wenn Sie auf Ihrer unredlichen Arbeit sitzen bleiben und die andern hungern daweil, aber der Ausbeuter lacht und sagt sich: es ist kein Mangel an Leuten, zu jeder Arbeit und zu jedem Lohn finden sich welche. Und so arbeiten Sie an dem Untergang Ihrer Brüder zugleich mit den Schuften, an dem Untergang!"

Tom würgte an ein paar Worten in seiner Kehle; daß er kein Schuft sei, daß er ehrlich gearbeitet hatte für seine anderthalb Dollar Taglohn und daß er froh sei einen Job zu haben und zu halten und in kurzer Zeit so gut erlernt zu haben, er war der hervorragendste von all den Müllkutschern dahier! und man wird ihn schon in den allernächsten Tagen zum Aufseher über die anderen machen, ganz gewiß! der Boß selber habe ihm das im Vertrauen gesagt — wo er daheim doch so gut wie ein Dieb gewesen war. Auch war er kein Verbündeter von Schuften, sondern die Nigger, mit denen er verbündet war, arbeiteten im Job ebenso ehrlich und für Geld, wie er selber. Sie waren keine Schufte, wenn die Weißen sie auch verbrannten, auf bloßen Verdacht hin, und sie aufknüpften, im besten Fall mit Flinten niederschossen wie herumirrende Hunde.

„Kein Schuft!" stieß Tom aus seiner rauhen Kehle heraus und schüttelte den Kopf dazu.

„Nein, kein Schuft", sagte das junge Mädchen, „die Ihnen den Job gegeben haben, das sind die Schufte! Die sind es auch, die die Schutzleute mit geladenen Revolvern ausschicken, damit sie mit Ihren Karren mitreiten und jeden von den Ausständigen niederschießen, wenn er einen von Ihren Karren angreifen will, wie's recht wäre!"

Tom hörte nur halb zu. Was für Geschichten erzählte die ihm da? Er dachte an Gus und Jerry und was er heute abend über ihr Schicksal gehört hatte. Er wandte sich schließlich um und schaute dem Mädchen von unten hinauf ins Gesicht: „Uns Nigger schießt man tot!"

„Teurer Bruder, wie sehr müßtet Ihr schwarzes Volk das gute Beispiel geben — — nicht den Erbärmlichsten unter den Weißen gleich handeln, damit die Weißen euch noch stärker verachten lernen als sie es schon tun! O, wir leben in einer falschen grausamen Welt!" rief sie und preßte beide Hände, die weiße und die behandschuhte, auf ihrer jungen Brust zusammen. Der verirrte Schein einer Laterne in der Straße beleuchtete irgendwoher undeutlich ihr Gesicht und ihr welliges Haar.

„O man kann nur leben, wenn man ein Beispiel gibt. Wenn Ihr verfolgten, verrufenen Neger euren weißen Feinden das Beispiel der Mensch-

lichkeit geben wolltet! Das wäre eine Lehre für diese Welt. So aber seid Ihr immer zugegen, wenn der Ausbeuter Scabs, Streikbrecher braucht, weil er seine anständigen Arbeiter nicht länger um ihren Verdienst betrügen kann, und sie darum lieber hinauswirft auf die Straße. Für jeden einzigen, der sein Brot verliert, seid Ihr zu Dutzenden da, um es aufzuschnappen und es unter euch zu teilen."

Tom hörte schon lange nicht mehr zu. Draußen im Gäßchen waren zwei Nigger, Garry und Milligan, eilig an dem Tor vorübergelaufen, und es fiel Tom ein: die Stunde! zehn! der Maueranschlag in der Schlafstube: zehn Uhr!

„Ich muß nach Haus!"

Das junge Mädchen stellte sich ihm in den Weg.

„Sie sind noch jung, Bruder, Sie tragen noch die Erinnerung an das Vaterhaus in sich! Denken Sie daran, wie es bei Ihnen zu Haus ausgesehn hat, und wie die Kinder hungern mußten, wenn der Vater seinen Job verloren hatte. Wir sind jung und wissen noch gut, was das heißt, als Kind hungern. Verhärten Sie sich nicht, denken Sie daran ..."

Aber Tom hatte sich freigemacht. Er hörte noch, wie das junge Mädchen rief:

„Morgen suchen Sie sich eine andere Arbeit, Sie finden leicht eine andere, Sie sind ja noch jung! Morgen beim Erwachen sagen Sie sich laut: ich will kein Scab sein! ich will kein Scab sein! Morgen beim Erwachen ..."

„Ich muß nach Haus, du Kind von einer ..." Tom schrie ihr über die Schulter zurück den schmutzigsten Fluch zu, den er in seinem Leben gelernt hatte. Dann trollte er sich mit klappernden Schritten das Gäßchen lang um die Ecke.

Stumm und mit niederhängenden Armen blieb das junge Mädchen vor dem Toreingang stehen. Sie sah Tom nicht nach, sondern blickte auf den Boden vor sich nieder. Ihre Brust tat ihr weh von dem Stoß, den ihr Tom zum Abschied versetzt hatte. Aber nicht von diesem Stoß waren ihre Augen voll Wasser geworden.

Tom stemmte sich gegen das Tor seines Logierhauses. Es half nichts. Es war zu.

Tom lief es kalt über den Rücken. Das war der Lock-out, die Aussperrung.

Aus Leibeskräften fing er an mit den Fäusten gegen das Tor zu trommeln. Dann hielt er inne und horchte atemlos. Drin kamen Schritte heran. Jemand fragte, was los sei. Tom nannte seinen Namen, bat, er möchte hinein. „Du verdammter Sohn einer Metze kannst wohl nicht

lesen!" schrie drin die Stimme, dann entfernten sich die Schritte. Eine Tür fiel ins Schloß, dann war's still. Das Tor blieb zu. Ich hab meinen Job verloren! sagte sich Tom. Ich hab meinen Job verloren.

Einen Augenblick blieb er noch stehn, wo er stand. Aber er wußte, das nütze nichts mehr. Er hatte seinen Job verloren. Schwer und stupid wandte er sich um und trollte sich in die Richtung nach der Bar von dannen. Jetzt sollte das Geld, das er morgen nach Virginien schicken wollte, auf den Schanktisch fliegen!

Als er um die Ecke ins Gäßchen mit der einzigen Laterne einbog, gewahrte er vorne die helle Jacke, die sich langsam entfernte.

„Lady!" rief Tom in die Gasse hinein.

Mit einem Ruck drehte sich das junge Mädchen um und kam rasch auf ihn zu. Ihr Gesicht war umgewandelt. Es leuchtete vor Überraschung, Erwartung, Freude . . .

Tom ließ sie ganz nahe herankommen. Er fühlte nach dem Messer in seiner Tasche. „Ich hab meinen Job verloren!" sagte er heiser und schaute in das liebliche weiße Gesicht.

„Teurer Bruder . . . ."

Mit einem gurgelnden Laut hatte er sich über sie geworfen und zerrte sie nieder mit sich in den Kot der Gasse.

Die Antike und wir

von Emil Waldmann

Als den fast siebzigjährigen Goethe einstmals die Sorgen des Geistes und der Seele so sehr bedrängten, daß er nicht mehr aus und ein wußte und keinen Frieden fand, da entwich er eines Tages, es war am 10. Oktober 1817, aus Weimar und fuhr nach Rudolstadt: Er mußte die Gipsabgüsse von den Kolossalköpfen der beiden Dioskuren auf dem Monte Cavallo in Rom sehen. Die Antike sollte ihm die Ruhe noch einmal wiedergeben.

Dergleichen erscheint uns heute so vollkommen fremd. Daß einer aus Weimar nach Rudolstadt fährt, der Antike wegen — ja, nur, daß er sich nach den, wie es scheint, heute selten gewordenen Abgüssen dieser beiden Köpfe sehnt, aus deren erregten Augen ein mehr römisches als griechisches Pathos blickt, dies wirkt ganz und gar seltsam auf unsre Zeit. — Die Dioskuren auf dem Quirinalplatz sind antik. Aber es sind Kopien, und wenn auch, wie man damals meinte und wie Canova nach seiner Rückkehr von den Elgin Marbles versicherte, Kopien nach Phidiasschen Originalen, römische Kopien bedeuten uns so wenig. Wir glauben ja auch heute wieder, daß Canova richtig gesehen hat und daß die einstigen Originale wirklich von Phidias stammten. Aber wer schenkt diesen so prächtig von Bernini aufgestellten Kolossen und der in ihnen verborgenen Kunst mehr eingehende Aufmerksamkeit als irgendwelchen andren römischen Kopien auch? Wer nimmt auch nur ein Opernglas mit, um die Köpfe lange zu betrachten? Sie sind heute zum Kennenlernen, zum Studium, zur Dekoration, zur Prachtentfaltung und noch zu vielen andren Dingen da. Aber das Kunstgefühl unsrer Zeit begeistert sich an ihnen kaum; und das Höchste, was Kunstwerke geben können und was sie Goethe gaben, versagen sie uns.

Wir sind verwöhnt. In der gleichen Zeit, die Goethe von Weimar nach Rudolstadt brauchte, fährt man aus Deutschland ins British Museum, wo die Originalskulpturen der Parthenongiebel liegen, und nach Rom mit seinen Tausenden antiken Skulpturen reist man nicht mehr wegen der Antike, sondern man fährt eben weiter, nach Griechenland. Und es ist recht so. Die Dioskurenköpfe sehen dem Kopf des Apollo von Belvedere ähnlicher, als des Phidias' Antlitzen (die wir aus getreueren Kopien inzwischen kennen gelernt haben), weil eben in beiden der Stil und das Ideal des Kopisten sich allzudeutlich und aufdringlich bemerkbar machen. Ebensowenig, wie etwa eine mittelmäßige oder selbst auch eine gute Kopie nach Tizian uns künstlerisch genügt, ebensowenig sagt uns eine römische Nachbildung nach einer griechischen Statue etwas Wertvolles; vom Gips ganz zu schweigen. So weit

sind wir gekommen. Schuld daran ist die Verfeinerung des Gefühls für künstlerische und formalkünstlerische Werte, die wir vornehmlich unsrer modernen intensiven Beschäftigung mit der Malerei verdanken, unsrem innigen Verhältnis zu Bildern, unsrer Kenntnis von Originalarbeiten der wahren Künstlerhand, von Werken Rembrandts, Raffaels und Tizians. Ob wir aber deshalb, mit unsrem engeren Verhältnis zum Echten auch in der antiken Kunst, ein wirklich innigeres Verhältnis zur Antike gewonnen haben, als Winckelmann und Goethe, Hoelderlin und Wieland besaßen?

Um auf diese Frage antworten zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen, was sie von der Antike kannten und was wir heute von ihr kennen. Möglich, daß wir dann überhaupt nicht mehr antworten wollen. Aber dann hat die Fragestellung vielleicht doch das eine Gute, daß wir uns unsres größeren Reichtums dankbarer bewußt werden und ihn würdiger zu genießen trachten.

Für Goethe und für Humboldt war der Mittelpunkt der antiken Welt durchaus Rom. Die Heimat der antiken Kunst, Griechenland, existierte für sie kaum. Allerdings fühlte sich Goethe, als er in Paestum war, angesichts der großen, wirklich griechischen Architektur vom griechischen Wesen eigenartig angehaucht und in Sizilien war ihm seltsam homerisch zu Mute. Als ihm aber dann durch eine Einladung Gelegenheit geboten ward, mit nach Griechenland zu gehen, lehnte er ab; er wollte zum St. Peterstage wieder in Rom sein. Und wohl merkte er vor den Zeichnungen nach den Elgin Marbles, daß hier das Größte war, was damals bekannt war, und er meinte, deutsche Künstler müßten sich zu einer Gesellschaft zusammentun, um aus diesen Dingen ein andauerndes und immer erneutes Studium zu machen. Aber das künstlerisch Wesentliche an ihnen blieb auch ihm verschlossen. Er huldigte mit fast allen andren damals dem Viskontischen, in Deutschland von Thiersch propagiertem Irrtum, als habe sich „die" antike Kunst von der Zeit des Phidias bis in die Tage Hadrians hinein immer unwandelbar auf derselben unerschütterlichen Höhe gehalten, sechs Jahrhunderte lang. Für ihn war ein so effektvolles und aufdringliches Werk wie der Laokoon tatsächlich doch die wahre Essenz des antiken Kunstgeistes.

Er war, als er diese Zeichnungen sah, mit seinen siebzig Jahren doch zu alt, um das Neue mit einem Schlage ganz zu begreifen und den Inhalt seiner lebenslänglichen Überzeugung über Bord zu werfen. Und wahrscheinlich hätte er zwischen den Köpfen der Dioskuren und diesen Giebelskulpturen vom Parthenon wenig Unterschied gefunden.

Winckelmann war zu früh gestorben. Als er in Triest von dem Mörder, der ihm ein paar antike Goldmünzen stehlen wollte, niedergestoßen wurde, da trug er sich in seiner Seele mit umwälzenden Gedanken. Er wollte bei seinem nächsten Aufenthalte im Süden nach Griechenland: Olympia aus=

graben! Denn so sehr er den schönen Apollo und die andern Dinge liebte, manchmal in hellen Augenblicken und unter dem Künstlereinfluß seines scharfblickenden Freundes Raphael Mengs fühlte er doch, daß dieses noch nicht das Richtige war, noch nicht das Hellenische, und daß er hingehen müsse nach Griechenland, um den Geschöpfen der wahren antiken Kunst in die Augen zu schauen. Daß er auch so, trotzdem diese Absicht scheiterte, daß er „mit der Winkelrute, die er besaß und die ihm anzeigte, wo Gold war" (Goethe), durch die täuschende Maske der römischen Kopistenarbeit hindurchsah und mit dem kümmerlichen Material, das ihm zur Verfügung stand, seine im wesentlichen auch heute noch gültige künstlerische Entwicklungsgeschichte schreiben konnte, — dies ist ein Grund mehr, uns sein fürchterliches Geschick beklagen zu lassen. Hätte er damals, also hundert Jahre vor der dann wirklich erfolgten Aufdeckung, Olympia ausgegraben, — die Folgen, welche diese Tat für das ganze Geistesleben hätten haben müssen, wären unermeßliche gewesen. Die Nike des Paionios an Stelle des Apollo von Belvedere! Die Kentaurenkämpfe aus dem Westgiebel an Stelle des Laokoon! — Was ist nun aber statt dessen geschehen? Wie war die wirkliche Kenntnis, die er von der Antike besaß?

Er war im wesentlichen auf die römischen Sammlungen angewiesen. Was er da sah, war künstlerisch womöglich noch trüber als die Eindrücke, die man heute an diesen berühmten Stätten empfängt. Denn manche der Lichtpunkte, die als griechische Originale uns heute entschädigen für die fürchterliche Öde der Statuenwälder im Vatikan und Lateran, auf dem Kapitol und in den Privatsammlungen, die fehlten damals noch, und selbst wirklich hervorragende Kopien, wie etwa die des Apollo aus dem Tiber und des sogenannten Hygieiakopfes, gab es zu Winckelmanns Zeit noch nicht. Die ihm ganz gründlich vertraute Sammlung des Kardinals Albani, die über die verschiedenen Baulichkeiten der gerade damals eingerichteten Villa zum Schmuck verstreut ward, enttäuscht heute jeden, der dazu gelangt, sie zu sehen; das archaische Leukothearelief und die wenigen andren im übrigen mittelmäßigen griechischen Werke konnten gegenüber der Masse der Nachbildungen auch damals nicht viel bedeuten, auch wenn man bedenkt, daß ein Hauptstück, der kleine Münchener Bronzekopf, seit den napoleonischen Wirren fehlt, und daß die berühmte Athena Albani vielleicht ein Original des Phidiasschülers Agorakritos einigermaßen getreu kopiert. Mochte Winckelmann immerhin das Gefühl dafür haben, daß hinter dieser ganzen Welt von Nachbildungen und Repliken, Kopien und Afterkopien und Entstellungen einmal etwas Größeres gestanden haben mußte, — woran er seine Anschauung und sein Urteil bildete, das war eben doch römische Handwerkerarbeit. Und wie er es bildete, das war auch derartig kompliziert, daß es zu einer wirklich klaren Herausstellung der eigentlichen Probleme kaum kommen

konnte. In den als Kunstsammlungen eingerichteten Skulpturgalerien, wo außer den päpstlichen beispielsweise der Albanischen oder der hervorragenden Ludovisischen, stand noch nicht alles so schön und ordentlich nebeneinander, wie es heute jeder Romfahrer zubereitet findet, sondern man oder vielmehr er mußte sich einen großen Teil des Materials mühsam zusammensuchen. In der Villa Borghese stieg er, um einer Statue ins Gesicht sehen zu können, aufs Postament und, da der Kopf nur lose aufsaß, fiel er herunter und zerschellte in tausend Stücke. Im Königreich Neapel, wo in Herkulanum 1753 die Villa mit den vielen Bronzen aufgedeckt war, durfte er schließlich gar nicht mehr studieren, und wenn er mit gemessenen Schritten ging, wurde ihm das verboten, weil man mutmaßte, er nähme auf diese Weise heimlich das Maß der Mauern. So konnte er also selbst da, wo ihm die wichtigsten Erleuchtungen hätten kommen können, nicht zur Einsicht gelangen; selbst bei diesen antiken Bronzen, unter denen wirklich einige griechische Köpfe waren, ward er an den Quell der Erkenntnis nicht herangelassen. Das letzte Wort verrieten ihm die römischen Kopien nicht. Zu einer Vorstellung der wirklich produktiven römischen Kunst konnte er anderseits auch wieder nicht gelangen. Die Geschichte des römischen Porträts, die sich erst in diesem Jahrhundert ganz langsam ein wenig aufzuhellen beginnt, war ein Buch mit sieben fest verschlossenen Siegeln. Dinge wie der Augustus von Primaporta und wie die herrlichen späten Bildnisse waren noch unter der Erde. Dafür standen in allen Palasthöfen, in den Treppenhäusern, über den Fenstern in Nischen, in Villen und Gärten Hunderte und Tausende von teils sehr rohen Porträtbüsten herum, die nur sehr selten einmal aus der Nähe zu betrachten waren und von denen auch heute fast noch niemand weiß, was römisch und was Renaissancefälschung ist. Die vielen Reliefs von Sarkophagen, Grabmälern und Friesen sind auch heute noch fest vermauert in den Wänden des cortile, fast immer durch irgendeine ornamentale Umrahmung aus der Barockzeit rein äußerlich schon zum an sich wertlosen Schmuckstück degradiert. In den weitaus meisten Fällen war einfach nicht auszumachen, was alt und was neu war, und selbst wenn dies einmal festzustellen war, wußte man immer noch nicht, wieweit die zum Zweck des Architekturschmucks vorgenommene glättende Überarbeitung ging. Man kann gegen römische Antiken nicht skeptisch genug sein. Nicht nur, daß der Kopist der Kaiserzeit den Eindruck des Originals mehr oder weniger verfälschte, auch die Sammler von damals gingen durchaus eigenmächtig mit ihren Schätzen um. Oft weiß man es nicht und fühlt es nur vage. Manchmal hat man eine Gewißheit. So ist jetzt bekannt geworden, daß die berühmte Venus aus Arles, die im Louvre steht, im siebzehnten Jahrhundert von dem Bildhauer Girardon schauerlich überarbeitet wurde. Man hat in Arles einen alten, vor Girardons Restauratorentätigkeit davon genommenen

Gipsabguß gefundenen und mit Erschrecken gesehen, daß dieser Restaurator die Statue schwer verstümmelt hat; am Oberkörper fehlt die Oberfläche manchmal bis zur Tiefe mehrerer Fingerbreiten und aus der im Original sehr voll entwickelten Brust, vergleichbar der bei der Venus von Milo, ist eine Bildung von einer wahrhaft kümmerlichen Dürftigkeit geworden. Jetzt, wo man es weiß, empfindet man das Kümmerliche, man fragt sich, wenn diese viel bewunderte Kopie trotz dieser späteren Entstellung noch so viel gelten konnte, wie dann das griechische Vorbild wohl eigentlich ausgesehen habe. Aber zugleich fragt man sich, was wohl mit vielen, vielen andren unverdächtigten römischen Kopien in den Renaissancejahrhunderten passiert sein mag, ohne daß wir es wissen, und wo man dann überhaupt noch einigermaßen festen Boden unter den Füßen habe.

Fragt man sich dies alles und zählt man sich dann zwei oder dreimal an den Fingern herum die wenigen sicheren griechischen Originale auf, die Winckelmann kennen konnte, die „Wölfin", den Marc Aurel, den Münchener Bronzekopf, das Leukothearelief, den Laokoon, den Heraklestorso usw. — sucht man dann dagegen und daneben die Tausende von Werken höchst verschiedener Art, alle diese vielerlei Gattungen von Nachbildungen, die alle irgendwie irreleiteten, die aber doch wegen ihrer erdrückenden Menge bestimmend wurden für die Gesamtauffassung, so ahnt man etwas von den Voraussetzungen, von denen der deutsche Klassizismus des achtzehnten Jahrhunderts ausging. Die Menschen damals sahen „die" Antike als ein Gewächs matter Art vor sich, ohne wahre Rasse, ohne die ungeheure Sinnlichkeit, glatt, vollkommen, innerlich ausgebrannt, akademisch lernbar und lehrbar — wie eben Kopistengeschöpfe sind. Das Pathos, das der Spätantike eigentümlich ist und das auch in den sogenannten griechischen Barockzeiten noch zu so hervorragenden Leistungen wie dem Pergamonfries und der Nike von Samothrake gelangte, konnte man einzig und allein in der aufdringlichen Laokoongruppe spüren.

Die bildende Kunst bestimmt immer zuerst und am eindringlichsten die Vorstellung, die sich Spätere von einer vergangenen Epoche machen. Daher mußte natürlich die eigene Kunst dieses Klassizismus unter dieser Auffassung sichtbarlich leiden. Man war drauf und dran, das ganze Gute, das man hatte, über Bord zu werfen, und ein Mann wie Thorwaldsen galt noch lange hinaus für eine Größe. Man sah die römische Antike und man sah Thorwaldsensche Statuen, man fand, und mit Recht, die Ähnlichkeit, darum stieg er so hoch. Natürlich verabscheute man den Barock, man merkte dabei nicht, daß er, wenigstens in seiner Architektur, der Antike innerlich oft viel verwandter war, als der ganze Klassizismus. Die direkte Nachahmung schlechter Antiken wirkte geradezu verheerend, selbst bis ins Porträt, das sonst doch immer der letzte Hort einer naiven Wirklichkeitskunst

blieb, erstreckten sich die Schäden. Napoleon, der noch 1804 so wundervo
von Houdon modelliert worden war, verlangte von Canova direkte Unwahr
heiten; der Bildhauer mußte, wie wir aus einem Briefe Wilhelm von Hum
boldts wissen, den Kopf „umstilisieren", er mußte die Nase dicker mache
und dergleichen mehr, damit der Kaiser antikischer aussähe, und das Re
sultat war, daß diese Büste nichts weiter ist, als ein flauer ängstlicher Ab
klatsch des in Kopien bekannten polykletischen Doryphoroskopfes, — nur daß
er noch lebloser, noch kälter wirkt als diese gefühllosen römischen Kopien.

Wie übel bei solchen Zuständen dann das gute Mittelmaß der von Haus
aus so anständigen Barocktradition verkommen konnte, zeigt mit erschreckender
Deutlichkeit ein so viel bewundertes Werk wie Landolin Ohnmachts berühm-
tes Porträt von Hölderlins „Diotima". Die schöne Dargestellte, Frau Su-
zanne Gontard, wirkt da vollkommen wie eine Tote und ist einem Abguß
der Juno Ludovisi viel ähnlicher als einem Menschen.

Doch das alles ist nicht das Schlimmste. Ganz große Persönlichkeiten
haben sich, dank ihrer Schöpferkraft, doch dagegen durchzusetzen vermocht.
Gottfried Schadow hat sich nie ganz mit dieser unechten Antike innerlich ver-
bündet (das überließ er seinem Nebenbuhler Rauch). Thorwaldsen wird ver-
gehen; und was die Angelika betrifft, so wird man nur vor ihren Porträtarbeiten
merken, wieviel Talent sie eigentlich besaß. Tischbein fand selbst in seinem
herrlichen „Goethe in der Campagna" so viel Unabhängigkeit, daß er die
gute Malerei nicht der reinen Linie aufopferte. Alles das kam wieder in
das richtige Geleise und kommt noch weiter wieder zurecht. Schlimmer
aber ist die Ablenkung, welche die ganze geistige Bewegung im allgemeinen
erlitt, eben durch die Verehrung eines falschen Ideals. Denn es gab neben
dem formalen Klassizismus feine Strömungen, die auf das Echte hinaus
wollten. Von der Literatur her hätten Aufklärungen kommen können.
Kleinere Geister als Goethe hatten tatsächlich viel mehr griechische Antike
in sich als Goethe selbst, auf der Basis, auf der er nun einmal stand, zu-
geben konnte. Aber die traten langsam wieder in den Schatten zurück.
Hölderlin, der, wie Friedrich Theodor Vischer einmal sagt, eine wahrhaft
apollinische Seele besaß, äußert noch in seinen Übersetzungen der Wahnsinns-
zeit ergreifende Töne rein antikischer Art, von seiner Lyrik ganz zu schweigen.
Aber er wurde „von Apoll geschlagen". Auch Heinse, der mit seinem sinn-
lichen Kunstgefühl durchaus ein Vorläufer einer neuen Zeit ist, ward total
verkannt. Das vatikanische Museum beherrschte eben alle maßgebende Vor-
stellung und duldete keine andren Götter neben sich. Denn daß ein Mensch
wie Goethe, der Dichter der Antike, die manchmal so furchtbare Lebens-
größe dieser Griechen nicht sah, trotzdem er doch den ganzen Äschylos und
den ganzen Euripides in Händen hatte, dieses erstaunliche Phänomen läßt
sich nur erklären, wenn man sich vor Augen hält, daß er seine formbildende

Anschauung von der Antike in den Statuenmuseen empfing, daß er daraufhin den Laokoon für das antike Werk cat exochen ansah und von der Juno Ludovisi, diesem idealisierten Kaiserinnenporträt römischer Zeit, sagte, dies sei wie ein Gesang Homers. (Trotz Voß.)

Unterdessen war das neue Jahrhundert in seinen Vorläufern schon heimlich an der Arbeit. Wenn es auch Heinse aus Geldmangel dann tatsächlich nicht mehr vergönnt war, die griechische Reise auszuführen, die er im Gegensatz zu Goethe als logisches Ziel seiner Bildung immer ernsthaft ins Auge gefaßt hatte, man begann damals auch an andren Stellen das Auge über Italien hinaus weiter ostwärts zu richten.

Im Jahre 1782 erschien Choiseul-Gouffiers „Voyage pittoresque de la Grèce", und der dazu gehörige große Tafelband mit seinen Ansichten und Aufnahmen gab zum ersten Male eine etwas umfassende Vorstellung von Griechenland und seinen Architekturschätzen. Das Buch hat auch in Deutschland gewirkt und zumal Heinse hat es für seinen Ardhingello und seinen utopistischen Archipelagusstaat eingehend exzerpiert und benutzt. Gerade damals begann nun auch die Eroberung Griechenlands für die Kunstgeschichte, und hiermit setzt dann die Reihe der großen Entdeckungen und Ausgrabungen ein, durch die dem klassischen Boden Stück für Stück die wahre antike Kunst in ihren Resten entrissen wurde. Das neunzehnte Jahrhundert hat die griechischen Originale ausgegraben, erst durch diese Tätigkeit ward es möglich, die griechische Skulptur wirklich kennen zu lernen. Es wird jetzt an der Antike nicht mehr mit Deduktionen und Kunsttheorien herumexperimentiert, sondern mit dem Spaten. Heute, wo die großen Ausgrabungen im wesentlichen gemacht sind, wo man die Hauptstätten griechischer Kunst wiedergewonnen hat, kann man den ganzen Reichtum überschauen und sich fragen, wie die Folgen sind oder sein werden, und wenn auch noch jede neue Grabung neue Überraschungen bringen wird und man nie genau wissen kann, in welcher Richtung diese liegen werden: das allgemeine Bild wird davon nur ergänzt oder erweitert, nicht aber wieder prinzipiell verändert werden. Dazu ist der Boden Griechenlands zu sehr und zu systematisch durchforscht.

Es war natürlich kein reiner Zufall, daß die Wiedergewinnung Griechenlands und seiner Kunstschätze dort begann, wo ihr absoluter Höhepunkt liegt, am Parthenon. In seiner Entwicklungsgeschichte der griechischen Skulptur hatte Winckelmann in dem Schaffen des Phidias die größte Blüte gesehen und auf diese Herausstellung des hohen Stiles Nachdruck gelegt. Da war es natürlich, daß vor allem Athen den Eifer der Kunstfreunde reizte. Man wußte nun ungefähr, was man zu erwarten hatte. Als dann aber wirklich die Parthenonskulpturen, die Giebel und der Fries, nach vielen Abenteuern und Fährlichkeiten von Lord Elgin vom Tempel abgenommen und nach London

gebracht waren, da fanden diese Meisterwerke durchaus nicht die ungeteilte Bewunderung der Interessenten, sondern es kostete Lord Elgin einen harten Kampf, bis es dann 1816 endlich soweit war, daß das englische Volk den ganzen Schatz ankaufte. Die Engländer hatten einigen Grund, sich vor allen andren Völkern für Kenner in den Fragen griechischen Kunstaltertums zu halten. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts schon hatte Lord Arundel in Griechenland Skulpturen für seine Sammlung suchen lassen, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts studierten Nicholas Revett und James Stuart fast drei Jahre lang die Antiken in Athen gründlich und lieferten Abbildungen, und um dieselbe Zeit erwarben die englischen Grandseigneurs, die Italien bereisten, in Rom alles, was nur irgendwie zu haben war, zum großen Ärger Winckelmanns, der 1759 schrieb: „Die Barbaren, die Engländer, kaufen alles weg, und in ihrem Lande siehet es niemand, als sie.“ Diese Barbaren waren die Mitglieder der 1733 gegründeten Society of Dilettanti. Mochten sie auch auf Winckelmann ungefähr so wirken, wie auf europäische Museumsdirektoren heute die Amerikaner, es ist nicht zu leugnen, daß die gelehrteren unter ihnen nähere Fühlung zur griechischen Kunst hatten, als Winckelmann je beschieden gewesen war. Es hatte sich aber bei ihnen eine Art von einseitiger Kennerschaft ausgebildet, die auf der einen Seite zu Überhebung, auf der andren zur Blindheit führte, und als dann diese Gesellschaft sich plötzlich den überraschenden Elgin Marbles gegenüber befand, versagte ihr Urteil, vielleicht naiv, weil dieses Neue wirklich zu groß war, vielleicht auch ein wenig in kunstpolitischer Tendenz, weil sie gerade andre Dinge betrieben. Der Tempelfries von Bassä-Phigalia, eine halb dorische Umbildung des attischen Phidiasstiles (die Platten waren 1814 nach London gekommen), galt ihnen als das Höchste. Was Lord Elgin brachte, erschien dagegen als rohe römische Handwerksarbeit.

Wie immer in solchen Fällen waren es bildende Künstler, die den wahren Wert intuitiv erkannten. Flaxmann stellte die Parthenonskulpturen höher als alle andren Antiken, und Haydon begriff sofort, daß hier das für alle Kunst so notwendige Gleichgewicht zwischen Wahrnehmung und Idealität monumental erreicht war, wie nirgend anders, und daß hier im Gegensatz zur römischen Kopistenglätte wirkliche Natur war. Obwohl nicht Bildhauer, sondern Maler, fiel ihm sofort das wesentlichste auf, das Geheimnis der Modellierung. Er sieht einen Unterarm einer Frauenfigur, bei dem die beiden Knochen deutlich erkennbar sind. Nie hätte er davon auch nur eine Andeutung in irgendeinem andren antiken Arm gesehen, schreibt er, und an dieser einen Wahrnehmung wird ihm mit einem Schlage vollkommen klar, daß die echte griechische Antike eben nicht Körper bildete, die „von Sehnen und Adern nicht erhitzt“ sind, wie Winckelmann es vom Apollo von Belvedere rühmte, sondern daß sie es mit dem Leben zu tun hat. Auch Canova äußerte sich

ein paar Jahre später in dem gleichen Sinne und damit hätte eigentlich die Schlacht gewonnen sein können. Denn Canova galt vor der ganzen gebildeten Welt, außer bei einigen Deutschen*, als der größte Plastiker der ganzen Epoche, und folglich auch als der größte Sachverständige in solchen Fragen. Aber trotzdem verstummte der Widerspruch nicht sobald. Noch 1817, also ein reichliches Jahrzehnt nach Haydon, ließ Goethes Freund Meyer, der Kunstmeyer, sich darüber vernehmen, daß die Elgin Marbles doch eigentlich recht unbedeutend seien und mit den wirklich phidiasischen Dioskuren vom Monte Cavallo gar nicht verglichen werden dürften. Und noch ein weiteres Jahrzehnt dauerte es, bis diese Meisterwerke endlich durch die deutschen Archäologen Gottfried Welcker und Otfried Müller den ihnen gebührenden Platz in der Kunstgeschichte angewiesen erhielten: Von nun an bildeten sie den Mittelpunkt und die Höhe dieser Entwicklung, sie galten als der Maßstab des schlechthin Vollkommenen, des Klassischen in der griechischen Skulptur überhaupt.

Wenn es schon erbitterte Kämpfe kostete, um diese Kunst mit ihrer allgemeinverständlichen Formenreife zur Anerkennung zu bringen, wenn erst nur ein paar Künstler und einige wenige Gelehrte sich dessen bewußt waren, was es eigentlich hieß, auf einmal eine Riesenzahl griechischer Originale der klassischen Epoche zu besitzen, anstatt wie bisher immer nur schlechte römische Kopien, so begreift man, daß die andren griechischen Originalskulpturen, die noch älteren, daß die vorklassische archaische Skulptur, die man in der gleichen und der folgenden Zeit ausgrub, einem noch viel weitergehenden Unverständnis begegnete. Die marmornen Giebelgruppen des Aphaiatempels auf Ägina, diese kämpfenden und sterbenden Griechen aus der trojanischen Sage, die Kronprinz Ludwig für die Münchener Glyptothek 1812 ankaufte, fanden, außer bei einigen Künstlern, gar keine Gegenliebe. Goethe hatte kein Verhältnis zu ihnen, natürlich nicht, aber auch Welcker, der so nachdrücklich für Phidias eingetreten war, ging jetzt nicht mehr mit. Das seien keine Heroen, sondern gemeine Krieger, sagte er.

Eben hatte man den klassischen Stil kennen gelernt. Laokoon, dieses etwas fatale Schlußwort der griechischen Skulptur, hatte man stillschweigend entthront. Vom Apollo von Belvedere hatte Stendhal geschrieben, er verstehe das alles nicht, der Perseus von Canova mache doch viel mehr Spaß, und wenn diese Ketzerei auch nicht durchdrang, selbst ein Mann wie Dannecker konnte, wenn auch mit Gewissensbissen, doch nicht umhin, den begeisternden Parthenonfiguren wegen ihres Gleichgewichts zwischen Ideal und Natur den Vortritt einzuräumen vor Winckelmanns schönem Liebling.

* Carstens schreibt aus Rom: „Herr Schadow ist ein größerer Bildhauer als Canova, und dieser ist der größte hier."

Sie seien auch für ihn schließlich das Höchste, was er an Kunst gesehen habe, sie seien wie auf der Natur geformt; und doch habe er nie das Glück gehabt, solche Naturen zu sehen. Und nun sollte man in denselben Jahren auf einmal auch diese Ägineten lieben, diese höchst realistischen, derben, häßlichen Figuren mit den aufgerissenen Augen, dem grinsenden Munde und dem spitzen Kinn, mit all ihrer affenartigen Unruhe und Verwegenheit, die zu der erhabenen Gelassenheit der Parthenongiebel, zu der geforderten „Einfalt und stillen Größe" im schreiendsten Widerspruch standen. Das war zuviel, und im stillen wurde manches abfällige Wort gesagt über das Kunstverständnis dieses merkwürdigen bayerischen Kronprinzen, der übrigens auch die Elgin Marbles hatte erwerben wollen für den Fall, daß England verzichten sollte. Vielleicht wäre sogar auch Winckelmann erschrocken gewesen, wenn er gesehen hätte, daß sein „strenger Stil" in Wirklichkeit so barbarisch, so halb ägyptisch aussah und daß diese peloponnesische Kunstschule sogar nichts zu tun hatte mit dem Phidiasideal, trotzdem dieses doch nur knapp ein halbes Jahrhundert später war. Was uns heute die Ägineten bedeuten, daß sie für uns heute die ersten Gestalten der griechischen Kunst sind, die sich wirklich bewegen können, daß also hier die eigentliche Menschenbildnerei den entscheidenden Schritt zur Freiheit tat; daß dieser als häßlich gebrandmarkte Realismus jedes und jedesmal in der Welt sein muß, ehe ein Klassisches zustande kommt, weil ohne ihn die „Natur" fehlen würde, — dies alles konnten weder die Gläubigen noch die Ungläubigen damals ermessen. Dies wissen auch wir nur, weil wir dann später einen großen Teil der frühen Entwicklung in Originalen kennen gelernt haben. Erst seitdem kann man an Hand der Entwicklungsgeschichte feststellen, was im Gesamtbild die Ägineten bedeuten; und dann kann man ihren Wert nicht hoch genug einschätzen. Dies muß man gelegentlich wieder betonen. Im allgemeinen reden ja Kunstwerke und besonders alte Kunstwerke ihre vernehmliche Sprache über alle historischen Reflexionen hinweg. Mit den Ägineten aber ist es anders, die sind zum Stammeln verurteilt, seit Thorwaldsen Hand an sie gelegt hat. Als die fünfzehn Statuen im Jahre 1815 nach Rom kamen, wurden sie ihm alsbald zur Ergänzung übergeben. Im Jahre 1816 fing er damit an und 1817 war alles fix und fertig. Und nun kommt das Unbegreifliche: Thorwaldsen ergänzte die Statuen nicht, wie der feine Kunsthistoriker Alois Hirt ihm riet, im Ton, sondern gleich und direkt am Original. Wo er nicht mehr recht weiter wußte, schlug er ein Stück vom alten Marmor einfach weg oder ließ es vielmehr wegschlagen, denn er war ja so gleichgültig, daß er diese Restaurierungsarbeit nicht selbst machte, sondern sie von seinen Gesellen ausführen ließ. Aber trotz alledem galt diese Thorwaldsensche Arbeit als mustergültig, noch Burckhardt hat ihr dann ja später noch gehuldigt. Alle Kunstverständigen beglückwünschten den Meister zu dieser

Leistung; einmal wollte ihm ein Besucher etwas Angenehmes sagen und fragte, was denn nun eigentlich an den Ägineten antik und was an ihnen Thorwaldsen sei. Und da antwortete dieser hochmütige und von Kunst ganz verlassene Mann: „Gemerkt habe ich mir die alten Teile nicht und herausfinden kann ich sie selbst nicht."

Auch diese Anekdote, die beglaubigt ist, muß man betonen. Daß die meisten der Zeitgenossen nichts dabei empfanden, begreift sich. Thorwaldsensche Statuen sehen halbwegs so aus wie mittelmäßige römische Kopistenarbeit, also so ähnlich wie das, was man damals für die Antike hielt. Aber unsere Zeit sollte sich dagegen empören und die ergänzten Stücke an den Figuren in München, die man allerdings nun doch herausfinden kann, blau anstreichen, um sie kenntlich zu machen als Fallstricke für den Beschauer. Doch das tun wir nicht, sondern wir sehen ruhig zu, wie ein deutscher Bildhauer dem Hermes von Praxiteles, dem einzigen Original dieses Künstlers, einfach ein falsches Bein ansetzt. Und wir sollten uns mit unserer historischen Bildung und dem „tout savoir tout pardonner" nicht immer resignieren und zur Rettung Thorwaldsens sagen, die Zeit, in der er lebte, sei nun einmal so gewesen. Denn das ist nicht wahr, es war nicht nur die Zeit. In denselben Jahren nämlich, als er die Ägineten auf diese Weise so entstellte, trug Lord Elgin Canova an, die Parthenonskulpturen zu restaurieren. Aber Canova, dem es sonst doch wahrlich nicht an Selbsteinschätzung gebrach, antwortete, es sei ja traurig, daß diese Marmore sich in solchem Zustande befänden, aber dadurch, daß er, Canova, sie ergänzte, würden sie kaum besser werden, und kurz und gut, Werke von solchem Range dürften überhaupt nicht ergänzt werden. Der vielgeschmähte und von den Archäologen bestenfalls nachsichtig belächelte Künstler sprach damit eine berechtigte Forderung aus, die auch heute noch nicht immer erfüllt wird, und die unserer Zeit mit ihrer fortgeschritteneren Kenntnis, mit ihrer verfeinerten Stilkritik und ihrem Stilempfinden ganz selbstverständlich sein müßte.

An diesen zwei Begebenheiten, am Anfangsschicksal der wiedergewonnenen Phidiasskulpturen und der Ägineten, sieht man, wie schwer es noch für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war, einen auch nur halbwegs gerechten Standpunkt für die Beurteilung der antiken Kunst zu gewinnen. Eigentlich blieb alles beim Alten. Der Fortschritt in der geistigen Anschauung hielt durchaus nicht Schritt mit dem Tempo der Spatenarbeit. Winckelmann wirkte noch zu stark. Weil Winckelmann mit seiner unerhörten Divination historisch das Richtige gesehen hatte, glaubte man ihm auch sein ästhetisches Teil. Man fand schön, was er einst schön fand, auch als man es nicht mehr nötig hatte. Und weil dann Goethe nach seiner italienischen Reise nicht mehr loskam von seiner Antike, der Antike des achtzehnten Jahrhunderts, weil er dann mit dem Schwergewicht seiner Weltmeinung

sie in seinen Werken immer und fast überall lehrhaft und erziehend durchschimmern ließ, so tat man was er tat: Man hielt Rom für das künstlerische Seelenheil und man glaubte dann mit ihm: „in Rom sei der heiße Wunsch nach wahrer Kunst gestillt". Das war das Erbe Winckelmanns, über das man nicht hinweg konnte.

Natürlich fehlte es auch jetzt, auch im neuen Jahrhundert, nicht an Geistern, die weiter ausblickten. Aber wenn sich einer losmachte von der nachgerade drückend gewordenen Tradition von der edlen Einfalt und der stillen Größe, so kam er nicht zu Wort. Alois Hirt, jener Kulturhistoriker, der die Restaurierung der Ägineten gerne verhindert hätte und der im Vatikan die Fresken Fra Angelikos in der Capella Paolina aufdeckte, versuchte gegen die Predigten vom Schönheitskanon zu protestieren, indem er behauptete, das Höchste in der Kunst sei und bleibe nun doch einmal der Charakter. Aber selbst bei seinen eigenen Freunden kam er damit in den Ruf eines eigensinnigen Menschen, „weil er damit in die offenbarste Opposition mit den berühmten Triumvirn im Reiche des Schönen geriet, mit Winkelmann, Mengs und Lessing". Es war eben einfach nicht durchzukommen, zumal da an der deutschen Künstlerschaft auch kein Rückhalt zu finden war. Die Nazarener fanden alles Heidnische in Bausch und Bogen ziemlich abscheulich, hielten sie doch, wie Cornelius, sogar Raffael für ein höchst verderbliches Gift. Und bei der andern Gruppe, den Landschaftern, die ein etwas innigeres Verhältnis zur Natur besaßen und offenere Augen hatten, durfte man auf ein unvoreingenommes Verhältnis zur Antike schon gar nicht rechnen, daran hatte ihnen Goethes Lehrhaftigkeit gründlich die Lust verdorben. Denn ihn konnten sie nicht leiden, diesen „dilletantischen Kunstschreiber, der (laut J. A. Koch) nix verstünde".

Selbst Stendhal, der in vielen Dingen Heinse so Verwandte, der eine Hoffnung hätte sein können, blieb in diesem Punkte einstweilen ganz abseits. Wie Heinse, schrieb auch er immer das Wichtigste in seine Tagebücher und seine Reisejournale, von wo aus es bei dem Stande der damaligen Literatur keine Wirkung ausüben konnte. Ohne sich um Archäologie zu kümmern, sah er, dieser heimliche Südländer, das Gespreizte an der Geste, mit der seine Zeit der Antike gegenübertrat. „Warum hält es denn jeder für seine Pflicht, den Apoll vom Belvedere zu bewundern? Warum gesteht man es sich denn nicht einfach, daß der Perseus von Canova viel mehr Spaß macht?" Das schrieb er nicht nur aus angeborenem Widerspruchsgeist und aus Hochachtung vor Canova, den er persönlich kannte. Sondern er sah sich die beiden einander so ähnlichen Werke an und begriff, daß der Perseus, ohne als Gelerntes und Gekonntes schlechter zu sein als sein Vorbild, doch den Atem des Lebens besaß und daß der Apollo akademisch und matt ist: er sah den Unterschied zwischen einem Original und einer Kopie. Auch hat er

Empfindung dafür, daß diese berühmteste antike Schöpfung tatsächlich gar nicht die edle Einfalt besitzt, welche die klassischen griechischen Schöpfungen auszeichnet. Die Abgüsse der Elgins Marbles, die in der Nähe aufgestellt waren, müßten doch dem Ansehen dieser Statue schaden. „Die Majestät des Gottes erschien unsren Reisegefährten ein wenig theatralisch. Wir haben Winckelmanns Beschreibung gelesen. Das ist Apoll auf Deutsch, Apoll in seiner trivialsten Form." Dagegen weiß er viel mehr mit dem römischen Porträt anzufangen, als die meisten Kenner damals. Er unterscheidet dem Stil nach zwischen augusteischen und späteren Arbeiten und fühlt aus den republikanischen Köpfen die wahre, etwas rauhe Großartigkeit der römischen Antike heraus. Das sah damals sonst kaum jemand, das ist auch heute, nach genau hundert Jahren, noch so gut wie unbekannt. Die Kunstgeschichte des römischen Porträts ist noch bei einigen Wenigen „in Arbeit". Wenn hier erst einmal unterschieden sein wird zwischen Gut und Schlecht, wenn wir Heutigen erst einmal erstaunt sein werden über dieses ganz große Neue, von dem wir nichts ahnten, so dürfen wir uns dabei auch ein wenig an Stendhal erinnern: er sah das Neue zuerst, auf seine Weise. Natürlich hatte er, der Franzose, es leichter als ein Deutscher. In seinem Lande lebte noch die Tradition der wundervollen Barockbildnerei. Aus Paris her war er wohl gewohnt mit solchen Büsten umzugehen und Houdons Napoleonporträt, so unklassizistisch, aber so antikisch wie möglich, machte ihm derartiges zu etwas ganz Modernem. Und er kommt von diesem Lebendigen her, wenn er angesichts einer römischen Büste schreibt: sie habe ganz die Physiognomie „d'un grand seigneur moderne, je veux dire l'habitude de la représentation et la crainte du sarcasme dans les êtres devant qui l'on représente". Aber lernen konnte man das alles auch in Paris nicht, trotz der Barocktradition. Dazu gehörte das unabhängige Gefühl vor Kunstwerken und der Mut des Aufrichtigen, der sich nicht scheut, vor antiken Dingen zu hassen und zu lieben, gleich als ob es heutige, das heißt lebendige Dinge wären.

So blieb die Eroberung der griechischen Antike den Gelehrten und der Wissenschaft überlassen. Unbekümmert um Schätzung oder Verachtung von Seiten der Ästhetik, hat sie ihre Pflicht getan und weitergearbeitet auf dem Wege, den ihr die Rettung der Elgin-Marbles und die Ausgrabung der Ägineten gewiesen hatten. Das Klassische und das Vorklassische war in ihnen gewonnen, jetzt galt es weiterzuforschen. Und nun ist es eigentümlich zu sehen, wie sich das Bild von der griechischen Skulptur allmählich abgerundet hat, wie die Vorstellung sich nach beiden Seiten über das Archaische hinauf und in das Hellenistische herunter sich langsam erweitert hat — wie sich schließlich nach hundertjähriger Spatentätigkeit alles Einzelne zum Ganzen fügt und wie man am Ende zu einer Gesamtauffassung der griechischen Skulpturen kommen kann. Eine Aufzählung der Ausgrabungs-

daten und Ergebnisse würde den Rahmen dieser Skizze sprengen und würde am Ende sogar auf eine Geschichte der Archälogie im neunzehnten Jahrhundert hinauslaufen. Aber die Erwähnung der Haupterrungenschaften sei gestattet, natürlich unter Nichtachtung des chronologischen Gesichtspunktes und unter Ignorierung der Tatsache, daß es der Wissenschaft ja nicht allein auf Kunst und insbesondere auf Skulptur ankommen darf, sondern auf die ganze Historie.

Außer den Werken phidiasischer Zeit und phidiasischen Stils, wie sie die Parthenonskulpturen, die Arbeiten am Erechtheion, Niketempel, Theseion und am Tempel von Phigalia vertreten, lernte man nun auch die Kunst des vierten Jahrhunderts kennen. Für diese zweite Blüte des Kunstschaffens gab die Aufdeckung des Mausoleums zu Halikarnaß, der Heiligtümer in Knidos und Ephesos den Mittelpunkt. Tegea kam hinzu mit seinen Fragmenten skopasischer Plastik und dann, aus Olympia und Mantinea, die überraschende Kenntnis des Praxiteles. Epidauros brachte einen ganz unbekannten hervorragenden Künstler. Nicht weniger glücklich entdeckte man den Hellenismus. Von ihm gaben die Nike von Samothrake und das Gigantenwerk des pergamenischen Altars mit einem Schlage eine viel großartigere Vorstellung als der Laokoon und die Galliergruppen je hätten vermuten lassen. Dies war das Eine. Wenn auch heute noch manche Entwicklungsstufen und Sondergruppen der nachklassischen Entwicklung unbekannt sind, wenn es auch, zum Beispiel im zweiten vorchristlichen Jahrhundert noch Zeiten gibt, von denen man nichts hat und in die man folglich einiges, was sonst nicht unterzubringen ist, hineinvermutet, man hat doch einige Grundpfeiler und weiß wie die spätere nachklassische Skulptur ungefähr aussah; man besitzt einige grandiose Originalwerke, von deren künstlerischer Schönheit keine einzige der römischen Kopien auch nur eine schattenhafte Ahnung hatte geben können. Schon die Venus von Milo, die, wenn auch gerade keine Kopie, so doch immerhin nur eine eklektische Neuschöpfung nach älteren, dem vierten Jahrhundert angehörenden Motiven ist, konnte in der Zeit ihres Einzugs in den Louvre (1821) wie eine Offenbarung wirken.

Aber dies alles, so neu es auch im letzten Grunde war, bot doch nicht eigentlich Überraschungen, es bedeutete nicht eigentlich fundamentale Umwälzungen in der Anschauung der antiken Kunst. Die brachten dann die Entdeckungen die man jenseits der klassischen Skulptur in der vorklassischen und in der archaischen Periode machte. Mit der Ausgrabung Olympias ward mit einem Male das Hauptmonument dieses Stiles gewonnen. Jene Giebel mit ihren so strengen und doch wieder so freien Figuren, mit all ihrer Hoheit und ihrer hinreißenden Lebensfülle und begeisternden Lebensfreude, stellten in der Kunstgeschichte die Verbindung her zwischen dem Äginetenstil und Phidias; jetzt hatte man die Entwicklung dieses halben Jahrhunderts, die mit ihrem Reichtum und mit ihrem stürmischen Tempo wohl einzig

dasteht in der Geschichte der ganzen Kunst. Hieran ließen sich verschiedene bedeutende Einzelfunde angliedern; man sah auf einmal, was es mit dem Dornauszieher auf sich hatte, und später wußte man dann auch der herrlichen, erst in unsrem Jahrhundert gefundenen Sphinx von Ägina ihren Platz anzuweisen. Auch die jüngeren Metopen von Selinunt standen nun nicht mehr allein. Seit der Aufdeckung Olympias ist man auf alles gefaßt, man fühlt heute, daß in dem Vierteljahrhundert, das den Parthenonskulpturen voraufgeht, Werke entstanden, von einer Größe und Reinheit des Stiles, die vielleicht sogar den Meisterwerken des Phidias noch um ein Weniges überlegen sind. Wenn auch von dem großen argivischen Meister Polyklet bis heute keine Originale zutage gekommen sind, so hat man doch in dem Idolino in Florenz die schönste Blüte dieser ganzen Richtung, in diesem Werk, das möglichenfalls sogar naiver war, als der berühmte Speerträger des Meisters selber. Doch dies scheint uns vielleicht nur so, weil wir unsre Vorstellung vom Speerträger nicht mehr losmachen können vom Eindruck der römischen Kopien. Hätten wir nichts andres Polykletisches als die zwei, drei Kleinbronzen in Athen, München und New York, die aus seiner unmittelbaren Nähe stammen, so würden wir ihn am Ende noch inniger lieben als den Idolino und die so arg verstümmelte kopflose Sabouroffsche Bronze in Berlin. Ein Meisterwerk wie der delphische Wagenlenker vollends ist von einer so singulären Großartigkeit, daß hier die Fragen des Schulzusammenhangs entweder nicht zu lösen sind oder überhaupt aufhören. Hier hat man es schlechthin mit dem Vollendetsten zu tun, was die Antike uns überhaupt hinterlassen hat. —

So kommt man, von Phidias ausgehend und langsam rückwärts schreitend, wieder hinauf bis zu den Ägineten. Den Boden von Attika, Phidias' Heimat, hat man nicht betreten. Man war in der Peloponnes und auf Sizilien, in Nordgriechenland mit seinen schönen Reliefs aus Thasos, bei denen man sich des rätselhaften „Aphroditethrons" im Thermenmuseum in Rom und seines noch rätselhafteren Pendants in Boston erinnert, man war, wegen der Sphinx, in Ägina und dann, wegen der Giebelgruppen, noch einmal — die Reise ging rund herum um Athen. Und dann auf einmal lernt man die noch ältere Kunst, die spätarchaische kennen, die jonisch-attische, diese Friese aus Delphi und die Giebel des Alkmäonidentempels dort, die feinen bunten Mädchenstatuen auf der Akropolis in Athen, ein paar ganz herrliche Ephebentorsen, und den berühmten schönen Blondkopf, und am Ende die Grabreliefs aus Lykien und die fast unbekannte Mädchenraubgruppe vom Apollotempel in Eretria, dieses unerhörteste Werk des archaischen Stils, das in dem kleinen Museum zu Chalkis sein einsames Dasein fristet. Noch weiter hinauf kennt man jetzt das Jonische im Westen, in Korfu, und man kennt die autochthon attische

Kunst aus den farbigen Tierskulpturen von den alten Porostempeln der athenischen Burg, diesen ganz gewaltigen, schweren und manchmal ein wenig wilden Stil, dem noch der bekannte Kalbträger angehört. Und am Ende sieht man die Anfänge der griechischen Menschenbildnerei in den zahllosen sogenannten Apollostatuen, diesen „Rekruten" der griechischen Kunst, die über die ganze hellenische Welt verbreitet waren und die im letzten Grunde, ebenso wie der andre frühe Typus, die weibliche Sitzstatue, auf Ägyptisches zurückgehen, und von Kreta, von Dädalos und den Dädaliden herkommen. Aber noch immer verliert sich die Kenntnis nicht ganz im Dunklen. Jene altattischen Tierskulpturen, Weihgeschenke auf der athenischen Burg und Giebelgruppen von den Tempeln, nehmen, wie es scheint, Traditionen wieder auf, die ein Jahrtausend vorher in der kretisch-mykenischen Plastik entstanden waren, und die von der ältesten, wenn auch nicht rein hellenischen, so doch sicher europäischen Kunst Zeugnis ablegen.

Dies ist, nur in den allergröbsten Umrissen einmal gezeichnet, ein Bild von dem Reichtum, den wir vor uns liegen haben, ein Reichtum, von dem die Zeit Winckelmanns und die nachfolgende „Philosophie" sich nichts träumen ließ. Griechische Skulptur ist heute etwas vollständig Andres, als es vor hundert Jahren war. Es liegen zwei künstlerische Welten dazwischen. Auf der einen Seite stehen Kopien, Werke ohne Genialität, auf der andren eine fast unübersehbare Menge von Originalen, voll Rasse und Kraft, voll Natur, voll Stil, manchmal, in glücklichen Epochen, voll jener Vereinigung von Natur und Stil, die wir mit dem Ausdruck „klassisch" bezeichnen. Was tun wir mit diesem Reichtum? Haben wir ein dementsprechend lebhafteres Verhältnis zur antiken Kunst, als es Goethe und seine Zeit besaßen?

Man muß einmal die Briefe jener Zeit, des ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts lesen, Winckelmanns, Goethes, Humboldts, und sehen, wie begeistert sie sind von den neu gefundenen oder neu gewerteten Statuen. Winckelmanns berühmter Brief an Stosch, geschrieben nach dem ersten Anblick des Apollo von Belvedere, ist eine lyrische Dichtung in Prosa, der schönsten Prosa überdies, deren das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland fähig war. Selbst Fachleute waren künstlerisch-romantisch angesteckt. Humboldts Freund Zoëga, ein Archäologe von Verdienst, ließ seine Wissenschaft zurücktreten vor der allgemeinen Begeisterung — er klagte mit den andren, mit Humboldt darüber, daß man den Triumphbogen des Septimius Severus ganz freilegen wollte. Wir können sagen was wir wollen, die Zeit liebte die Antike leidenschaftlich, ihr Kunstgefühl, das sich an den Statuen entflammt hatte, war stark im Gefühl dieser großen Liebe, und es war nicht etwa nur platonische Schwärmerei, sondern wahres innerstes Bedürfnis. Wenn ein Mensch wie Goethe von Weimar nach Rudolstadt fährt, um sich wieder ins Gleichgewicht zu bringen,

vor Abgüssen nach Kopien, also vor schattenhaften Abbildern von Dingen, die sein Auge nie gesehen hat, so zeugt das von einer Stärke des Erlebens, die wir uns nur mühsam vorstellen können. Man hätte dabei sein mögen, wie er nun wirklich in Rudolstadt vor den pathetischen Riesenköpfen stand, wie er die Formen im Geiste nachmodellierte, wie er den Ausdruck in sich aufnahm und sich vollsog mit jenem heiteren übermenschlichen Frieden, den er in ihnen sah, und den Winckelmann vor dem Apollo in so hinreißender Beredsamkeit in Worte gefaßt hatte. Denn nicht nur das Persönliche daran ist so großartig, sondern auch die Tatsache, daß die so aufgefaßte Kunst ein ganzes Zeitalter mit sich reißen und es einfach zum Zeitalter des Klassizismus stempeln konnte. Ob Kopien oder Originale — ob zum Guten oder zum Bösen — einerlei, die ganze Epoche lebt nun einmal im Zeichen der Antike und noch die folgende Generation zehrte von diesem Kapital. Haben wir dieser Erscheinung etwas relativ Entsprechendes zur Seite zu stellen? Das heißt, wenn damals schon matte Nachbildungen eine derartig bestimmende Wirkung ausüben konnten, wie müßte diese Wirkung erst sein, wenn man an Stelle der Kopien auf einmal eine Welt voll der herrlichsten Originale bekäme?

Das neunzehnte Jahrhundert, dem dieses Glücksgeschenk zuteil wurde, hat wenigstens eine große Wiederbelebung des humanistischen Gedankens erlebt. Aber sie ging merkwürdigerweise nicht von der bildenden Kunst aus, sie steht mit ihr sogar nicht einmal mittelbar im Zusammenhang, und das Kunstempfinden auch der Folgezeit hat ihre Konsequenzen bis heute kaum erfahren. Sie ging von der Philosophie aus, und zwar auch wieder nicht von der historischen, sondern von einer antihistorischen Idee, von Nietzsche. Seine Auffassung des Griechentums beherrscht auch heute noch die Geister merklich oder unmerklich, bewußt oder unbewußt, sogar in der Wissenschaft, sogar in der Philologie. Die von ihm ausgehende Revolution unseres Denkens hätte nun auch für die Kunst und die künstlerische Bildung weitgehende Folgen haben müssen. Was er vom Griechentum glaubte, fand ja, wenn man es einmal ganz allgemein, aber auch ganz innerlich nimmt, seine glänzendste Bestätigung in den Äußerungen der griechischen Skulptur, so wie sie jetzt vor unsren Augen steht. Aber vor den Hallen des Vatikans und vor den Toren Roms hat diese Revolution doch Halt gemacht. Die Einsicht in diese Fragen, in die von der Umwertung der Werte auch auf diesem Gebiet, blieb wieder nur einigen ganz Wenigen aus der Gelehrtenwelt vorbehalten. Etwa einem Brunn, dem Dänen Julius Lange, August Kalkmann, Adolf Furtwängler und andere. Die Künstler müssen für ihr Teil jeder für sich die neue Antike wieder neu entdecken. Die gebildete Welt hat noch kaum Anteil daran. Sie steht immer noch unter dem Bann der jahrhundertlangen Konvention, bestärkt durch die üblichen Popularisierungsbestrebungen und durch die mediokren und darum so einflußreichen Ver-

mittler. Tatsächlich war es auch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts kaum anders als es am Anfang gewesen war: Das Neue wurde nicht begriffen. Als die Olympiagiebel ausgegraben waren, entstand eine gewisse Verlegenheit. Einer der führenden und angesehensten und auf seinem Gebiete, der Literaturgeschichte und Sprachenkunde, höchst verdienstvoller Gelehrten scheute sich nicht, diesen so ruhig dastehenden Statuen des Zeus und Oinomaos und Pelops den schönen Namen „Ölgötzen" beizulegen, und die allgemeine Befangenheit, die sich bis zu einer offenen Ablehnung doch nicht versteigen wollte, rettete sich dann in den Ausweg von der Phrase des „Dekorativen". Dies seien Werke des „dekorativen" Stiles, hieß es seitdem. Was bei den Ägineten früher das Wort „Realismus" getan hatte, mußte jetzt dieses Epitheton tun: die Werke diskreditieren. Daß sie dekorativ waren, konnte man ja nicht leugnen. Aber sie sind dekorativ, so wie jede große Kunst dekorativ ist, und sie haben mit kunstgewerblicher Stilspielerei, mit „Architekturplastik" im modernen Sinne, nicht das Geringste zu tun.

Das Mißverständnis, das hier waltete, geht auch hier wieder zurück auf die Konvention, auf die falsche Schätzung der römischen Kopien. Wenn Originale neuer unbekannter Art gefunden wurden, weiß man meistens nichts damit anzufangen. Fast jedes Mal, wenn eine überraschender Fund glückt, ist es wieder dieselbe Erscheinung trotz aller beschämenden Erfahrungen. Entweder wird die künstlerische Bedeutung geleugnet oder gar die Echtheit bestritten. Als zu dem ludovisischen Aphroditethron das dann lange in England verborgene und jetzt in Boston befindliche Pendant bekannt wurde, erklärte es der Führer der akademischen Archäologie für falsch. Allerdings nur nach der Photographie. Aber das ist ja eben der Fehler, daß man sich noch nicht in die Tatsache hineingefunden hat, daß dies endlich einmal aufhören muß, dies Urteilen nach Nachbildungen irgendwelcher Art. Solange man nur Kopien hatte, kam es natürlich auf andre als rein künstlerische Gesichtspunkte an, und die rein künstlerische Wertung stand an zweiter Stelle. Aber das ist doch nun anders geworden. Wäre indessen die Erkenntnis allgemein durchgedrungen, daß ein Originalwerk dieses Ranges Hunderte und Tausende von Kopien in Schatten stellt, so wäre dieses herrliche Bostoner Stück vielleicht doch für das Berliner Museum erworben worden, dem es zuerst angeboten war. — Solche Vorkommnisse stehen, da die Fehlerquelle weit zurück liegt, nicht allein. Auch die dem fünften Jahrhundert, der Olympiazeit, angehörende Niobide der Banca commerciale, die jetzt in Mailand steht, ward nach ihrer Auffindung von einem der einflußreichsten Kenner römischer Antike für falsch erklärt, auf Grund von Stilanalysen, wie sie eben nur im Vatikan gewonnen werden können.

Die Gleichgültigkeit, mit der in den römischen Museen die wenigen vorhandenen griechischen Werke behandelt werden, ist so recht ein Zeugnis dafür,

daß die Kopialarchäologie immer noch die erste Rolle spielt, wenigstens in der Praxis. Wie wäre es sonst möglich, daß die wenigen, ganz hervorragenden Arbeiten griechischen Meißels vorklassischer Zeit, die das kapitolinische Museum beherbergt, im dunkelsten Zimmer des Konservatorenpalastes versteckt sind, in einem kleinen, kerkerähnlichen Gelaß, durch das jeder Besucher mit Angst und Entsetzen hindurcheilt? Man kann Hunderte von Romfahrern nach jenem wundervollen in die Chalkiszeit gehörenden Amazonentorso fragen, dem neben dem Aphroditethron und dem Dornauszieher ein Ehrenplatz gebührte: sie haben ihn nicht gesehen und können ihn nicht gesehen haben; denn er steht in jener Gefängniszelle am dunkelsten Platz, versteckt im tiefen Schatten einer sogenannten Fensterwand.

So liegen die Dinge. Theorie und Praxis laufen für heutige Begriffe auf toten Gleisen. Und es ist schwer, hier eine Änderung herbeizuführen. Soll man wünschen, daß für die antike Skulptur in den Museen die Trennung zwischen Schausammlung und Studiensammlung schon durchgeführt wird, in einer Zeit, wo eine solche Trennung noch nicht einmal bei Gemälden gemacht werden kann? Vielleicht ist es hierfür tatsächlich noch zu früh, die Verhältnisse bedürfen erst noch der Klärung. Denn Wissenschaft und Kunst liegen hier in einem besonders schweren Konflikt. Die Archäologie kann und darf ja nicht existieren ohne das gründlichste Studium der römischen Kopien. Ohne sie würde man Polyklets Speerträger und Sieger, Myrons Diskobolen, Kritias und Nesiotes Tyrannenmördergruppe nicht kennen, — um nur Einiges vom Allerwichtigsten kurz zu nennen. Das ist sicher. Und ebensowenig darf man übersehen, daß einige der allerbesten, von wirklicher Künstlerhand stammenden Kopien, wie etwa der leierspielende bronzene Apollo in Neapel oder der Hygieiakopf im Thermenmuseum zu Rom oder der Diadumenos in Dresden oder die Athena in Frankfurt dem gut Vorbereiteten sehr wohl künstlerische Freude zu bereiten vermögen. Aber hier redet doch direkt oder indirekt die Wissenschaft. Für die rein künstlerische Bildung unsrer Zeit, für die Bildung und Freude nicht der Kenner, sondern der Menschen, werden im wesentlichen doch immer nur Originale in Betracht kommen. Sonst ist das Einzige, auf das es ankommt, nicht erreicht: die Dinge wieder lieben lernen. Lieben, wie man einen Tizian oder einen Tintoretto liebt, einen Rembrandt, einen Manet, einen Renoir. Sorglos und in Freude, mit dem Gefühl: dies ist das Beste, das Echte. Aber wer heute hingeht und sich mit Abbildungen nach antiken Skulpturen nur erst einmal vorbereitend bekannt machen möchte, um sich zu informieren darüber, wo er nun dieses Beste eigentlich zu suchen hat, der legt die Bücher und Tafelwerke, die man ihm gibt, enttäuscht wieder aus der Hand. Der Apollo von Belvedere ist ihm langweilig, und mit Recht, Myrons Diskuswerfer ist unverständlich, und unter Polyklets Speerträger

steht, wenn es hoch kommt, die Notiz, daß man sich „diese Statue in Bronze übersetzt denken" müsse, weil das Original eine Bronze war. (Das kann sich aber kein Mensch „in Bronze übersetzt" denken, er sei denn gerade ein Bildhauer.) Heute, hundert Jahre nach Auffindung der Ägineten und der Parthenonskulpturen, gibt es kein einziges Bilderbuch nach der antiken Skulptur, das nur Originale abbildet. Unsre Zeit, die doch wahrlich nicht nur genug, sondern zuviel tut, um Kenntnisse von Kunst zu verbreiten, die bei diesem Bestreben natürlich auch an „der" Antike nicht vorübergegangen ist, hat dieses primitive Bedürfnis noch nicht empfunden.

Dies alles ist eigentlich merkwürdig. Denn unsre Zeit verlangt nach der griechischen Antike. Man braucht sich nur das Schaffen unsrer Dichter anzusehen und aufzumerken, wohin ihre Phantasie sie immer wieder führt, wie sie von den griechischen Dingen erfüllt sind, vom Mythus, von der Form, vom Menschentum. Ob Hauptmann oben an der Ostsee zwei Künstler an Hellas denken läßt – ein Jahr, nach dem er selbst dort war – oder ob Hofmannsthal den Schatten der Elektra beschwört, es stammt am Ende doch aus der gleichen Sehnsucht. Und in keiner andren Zeit des vergangenen Jahrhunderts ward so viel und so gut aus den antiken Dichtern übersetzt, und zwar von Dichtern übersetzt, wie in der unsrigen. So oft auch „Altvater Homer, der in Jahrzehnten und Jahrhunderten gar verschiedene Gesichter schneidet" (Goethe) auch verdeutscht wurde, erst unsre Tage erleben in Rudolf Alexander Schröders Übersetzung eine Übertragung, die für unsere Zeit ebensoviel bedeutet, wie die Vossische für die Zeitgenossen damals, ganz abgesehen einmal davon, daß sie unendlich viel dichterischer ist, als jene vielen andren, und daß unsre Epoche inzwischen mehr Griechisch gelernt hat. Dies alles ist kein Zufall; wo so viel Sehnsucht ist, muß auch irgendwie die Reife nah sein.

Die jungen Bildhauer heute sind meistens sehr gute Kenner der antiken Plastik, so gut, daß der Kunsthistoriker oft Not hat, mitzukommen. Da reden sie von irgendeinem Fragment einer Bronzestatue in München, oder von einem Torso, der da und da steht, und von ein paar marmornen Beinen — als ob das so zur allgemeinen Bildung gehörte und selbstverständlich wäre. Die junge Generation ist der Zeit wieder einmal sehr voraus, sie hat sich selbst ihre Wege gesucht und gefunden. Woher das kommt, und ob hierbei unsere bildende Kunst selbst wieder nur ein Mitträger des Zeitempfindens ist, oder ob sie in aller Stille einmal wieder das entscheidende Wort gesprochen hat, das ist heute wohl nicht auszumachen. Tatsache ist aber, daß nicht nur diese junge, sondern daß auch die Führer der jetzt älteren Generation mit der griechischen Antike in einer ganz unerhörten Weise verflochten sind: Hildebrand so gut wie Rodin, Rodin so gut wie Maillol. Und es ist keine epigonenhafte Überschätzung der Gegenwart, wenn man meint, diese Art von Verhältnis zum Altertum sei nun wirklich eine viel fruchtbarere,

als etwa der Klassizismus von Canova oder von Rauch gewesen war. Denn schon, daß diese drei mitsamt ihren Schulen so vollkommen verschieden untereinander sind, ist eine merkwürdige Erscheinung; dies weist daraufhin, daß die Antike hier nicht in ihren Wirkungen nachgeahmt, sondern in ihrer künstlerischen Gesinnung verstanden wird. Rauch und Thorwaldsen kann man, wenn man nicht zufällig Spezialist auf dem Gebiete ist, miteinander verwechseln. Rodin und Hildebrand nie. Das kommt: Sie empfinden beide in den griechischen Werken nicht den äußeren Stil, das so oder so Aussehen, sondern die Natur. Liest man Hildebrands Buch über das Problem der Form, so erkennt man, daß er sich zu Prinzipien bekennt, wie sie innerhalb der alten Skulptur am reinsten Polyklet vertreten hat. Aber seine Werke und die Werke aus seiner engeren und weiteren Schule sind darum doch den polykletischen Werken durchaus nicht ähnlich. Ein Jüngling von Tuaillon sieht prinzipiell ganz anders aus als der Idolino, er hat damit praktisch ebensowenig zu tun, wie eine Statue von Schadow, der seinerseits doch auch ein Buch über Polyklets Proportionen verfaßt hat. Die Statuen aus der Hildebrandschule — denn hier ist einmal auch die Schule sehr wichtig — diese Statuen haben mit dem Doryphoros und dem Idolino das so unendlich Vernünftige im Aufbau und in der Gewichtsverteilung gemeinsam, etwas, das man nur durch langsame Läuterung des Instinkts erwerben, nicht aber vom Vorbild einfach lernen kann. Wenn Rodin an der Antike demonstriert, so redet er über die Kurven in der Massenbildung und den Linienrhythmus beim Diadumenos und der Venus von Milo. Aber seine Akte verraten uns davon nichts Sichtbares, sie sind ganz anders und nehmen uns vielmehr gefangen durch Dinge, die beim Diadumenos eine untergeordnete Rolle spielen, — durch das unvergleichliche Leben der Oberfläche und durch die Modellierung. Stauffer dagegen sagte einmal, bildhauern im Sinne der Alten, das sei „Zeichnen von allen Seiten" — etwas, was in der Praxis Rodin beim Konzipieren seiner Statuen tatsächlich in den Federskizzen tut und was zum Hildebrandschen Formprinzip wieder durchaus im Gegensatz steht. Dabei sieht er in seinen wenigen bildhauerischen Werken Rodin gar nicht ähnlich, sondern gerade Hildebrand.

Angesichts solcher zunächst etwas verwirrenden Tatsachen kommt man sehr bald dazu, den Begriff der Nachahmung auszuschalten. Es wäre so leicht zu sagen, dieser Künstler halte sich an eine bestimmte Epoche der antiken Kunst, Rodin etwa an die hellenistische und ans Porträt (im Hinblick auf den Pseudo-Seneka und den l'homme au nez cassé), Hildebrand an Polyklet, Maillol an Archaisches, Gaul an Ägyptisches. Und gewiß wäre in alledem auch ein Körnchen Wahrheit. Aber die Probleme liegen doch sehr viel tiefer. Nachgeahmt hat man die Antike immer. Wozu hätten wir sonst auch unsere Akademien. Aber wenn derartig verschiedene Persönlich-

keiten von derselben Quelle ausgehen, wenn jeder die Antike um ih
Geheimnis, das Geheimnis des großen Stiles befragt: wenn jeder ein
Antwort bekommt und im Sinne der Antike arbeitet, ohne seine Persönlich
keit aufzugeben, — dann heißt dies so viel, daß die Kunst unsrer Zeit tatsäch
lich ein ganz inneres und ganz produktives Verhältnis zur Antike hat.

Das wäre nicht möglich gewesen ohne das Experiment mit dem Spaten
ohne die überraschende Fülle der Originale. Einige dieser Künstler und
ihrer vielen Schüler haben den Instinkt gehabt, der sie zum Echten von sich
aus hintrieb, andren hat es Mühe gemacht und Studium gekostet, Studium
in den Museen, Vergleichen, Werten und Unwerten. Zu einem Verein,
um immer die Elgins Marbles zu studieren, wie Goethe es wollte, haben
sich die Bildhauer allerdings nicht zusammengetan, aber studiert haben sie
sie doch, so wie sie jetzt die vorklassische Plastik in Olympia, Delphi und
Athen studieren, und nicht so, wie man Museumsgegenstände ansieht,
sondern wie man Natur anschaut. Hier, in der modernen Kunst selber, ist
der Reichtum an alter Kunst, den das neunzehnte Jahrhundert ans Licht
gefördert hat, schon fruchtbar geworden. Die künstlerische Bewegung hat
bei den Schaffenden eingesetzt. Es fragt sich, ob und inwieweit nun die
Kunstempfangenden ihnen darin nachfolgen wollen. Da eine Zeit, wie ge-
sagt, ihre Signatur immer von den Werken der modernen bildenden Kunst
empfängt, liegen die Verhältnisse für uns sehr günstig. Wer offene Sinne
für Hildebrand und Tuaillon, für Rodin und Maillol und die junge
Generation hat; wer an diesen noch nicht oder noch nicht endgültig klassierten
Werken seine Aufnahmefähigkeit stärkt und sein Urteil bildet, der wird den
Weg zum Echten und Großen in der Antike finden. So kann dann wieder
in unsrem Leben für irgend jemand, der zur Altertumswissenschaft vielleicht
gar nicht einmal ein Verhältnis hat, ein Stück antiken Marmors, vermöge
seiner letzten künstlerischen und menschlichen Qualität, wieder ein großes Er-
lebnis werden. Derweilen streiten wir uns über das Extemporale im Schul-
unterricht und lesen ein Jahr lang Lessings „Laokoon", in Stunden, die der
deutschen Literatur gewidmet sind (anstatt Lessings Evangelienkritik zu
studieren). Aus Lessings Laokoon kann aber niemand künstlerischen Gewinn
schöpfen, der die Lehre vom fruchtbarsten Moment nicht vor den Kampf-
gruppen des olympischen Zeustempels auch ohne das begreifen würde. Und
auch der kunsthistorische Unterricht, der an manchen Schulen jetzt eingeführt
ist, sollte verboten sein. Davon kann niemand eine ernsthafte Förderung er-
fahren. Wenn statt das Laokoon mehr Klopstock, Wieland und Hölderlin
auf den Schulen traktiert würde, dann würde mancher Schüler wahrschein-
lich ein lebendigeres Gefühl für den Geist der Antike und mehr Begeisterung
für das Echte an ihr mit auf den Weg bekommen, als jetzt üblich ist.

Jesus und der Äser-Weg

von Franz Werfel

Und als wir gingen von dem toten Hund,
Von dessen Zähnen mild der Herr gesprochen,
Entführte er uns diesem Meeres-Sund
Den Berg empor, auf dem wir keuchend krochen.

Und als der Herr zuerst den Gipfel trat,
Und wir schon standen auf den letzten Sprossen,
Verwies er uns zu Füßen Pfad an Pfad
Und Wege, die im Sturm zur Fläche schossen.

Doch einer war, den jeder sanft erfand,
Und leiser jeder sah zu Tale fließen.
Und wie der Heiland süß sich umgewandt,
Da riefen wir und schrieen: Wähle diesen!

Er neigte nur das Haupt und ging voran,
Indes wir uns verzückten, daß wir lebten,
Von Luft berührt, die Grün in Grün zerrann,
Von Eich' und Mandel, die vorüberschwebten.

Doch plötzlich bäumte sich vor unserem Lauf
Zerfreßne Mauer und ein Tor inmitten.
Der Heiland stieß die dumpfe Pforte auf,
Und wartete bis wir hindurchgeschritten.

Und da geschah, was uns die Augen schloß,
Was uns wie Stämme auf die Stelle pflanzte,
Denn greulich vor uns, wildverschlungen floß
Ein Strom von Aas, auf dem die Sonne tanzte.

Verbißene Ratten schwammen im Gezücht
Von Schlangen, halb von Schärfe aufgefressen,
Verweste Reh' und Esel und ein Licht
Von Pest und Fliegen drüber unermessen.

Ein schweflig Stinken und so ohne Maß
Aufbrodelte aus den verruchten Lachen,
Daß wir uns beugten übers gelbe Gras
Und uns vor uferloser Angst erbrachen.

Der Heiland aber hob sich auf und schrie
Und schrie zum Himmel, rasend ohne Ende:
„Mein Gott und Vater, höre mich und wende
Dies Grauen von mir und begnade die!"

Ich nannt' mich Liebe und nun packt mich auch
Dies Würgen vor dem scheußlichsten Gesetze.
Ach, ich bin eitler, als die kleinste Metze
Und schnöder bin ich, als der letzte Gauch!

Mein Vater du, so du mein Vater bist,
Laß mich doch lieben dies verweste Wesen,
Laß mich im Aase dein Erbarmen lesen!
Ist das denn Liebe, wo noch Ekel ist?!

Und siehe! Plötzlich brauste sein Gesicht
Von jenen Jagden, die wir alle kannten,
Und daß wir uns geblendet seitwärts wandten,
Verfing sich seinem Scheitel Licht um Licht!

Er neigte wild sich nieder und vergrub
Die Hände ins verderbliche Geziefer,
Und ach, von Rosen ein Geruch, ein tiefer,
Von seiner Weiße sich erhub.

Er aber füllte seine Haare aus
Mit kleinem Aas und kränzte sich mit Schleichen,
Aus seinem Gürtel hingen hundert Leichen,
Von seiner Schulter Ratt' und Fledermaus.

Und wie er so im dunkeln Tage stand,
Brachen die Berge auf und Löwen weinten
An seinem Knie und die zum Flug vereinten
Wildgänse brausten nieder unverwandt.

Vier dunkle Sonnen tanzten lind,
Ein breiter Strahl war da, der nicht versiegte.
Der Himmel barst. — Und Gottes Taube wiegte
Begeistert sich im blauen Riesen-Wind.

Rundschau

Revolution und Jakobinertum in China

von B. Lawrence Freiherrn von Mackay

Der revolutionäre Radikalismus Chinas, wie er sich heute in der Partei der Kuomings verkörpert, hat von jeher eine Vorliebe dafür gehabt, sein Auftreten und dessen Wirkungen mit den Vorgängen der französischen Revolution in Parallele zu stellen: er verglich die kurze Regierungszeit des Reformkaisers Kuangsü mit den hundert Tagen des Pariser Volkskönigs, den ersten Sturm gegen Peking und die Mediatisierung der Mandschus mit der Julirevolution, das Nankinger Parlament mit dem Nationalkonvent; er verdächtigte Jüanschikei als einen diktatorischen Konsul mit Absichten auf den Thron und bereitete die heutige zweite Schilderhebung des Südens gegen die Vormacht des Nordens als einen Girondistenaufstand der Provinzen vor. An all diesen mehr oder weniger gekünstelten Ableitungen geschichtlicher Analogien ist im Grunde nur soviel einleuchtend und wahr, daß die Umsturzkrise, die 1911 einsetzte, immer mehr nach jenem Vorbild in den Strudeln eines anarchischen, zügellosen und terroristischen Jakobinertums sich verwirrt. Wie vorauszusehen war, ist der Versuch der Kantonesenpartei, den „chinesischen Napoleon" und dessen ihr zu konservativen Anhang aus dem Sattel zu heben, mißglückt; aber es wäre ein törichter Optimismus, darum der Zuversicht sich hinzugeben, daß nunmehr für das demokratisierte Reich der Mitte eine Epoche gesicherter Ruhe und fortschrittlicher Entwicklung zu den neuen Lebenszielen hin gewährleistet sei. Von solchen Zielen einer besseren Zukunft erscheint der Staat heute ebenso weit entfernt wie vordem. Der Triumph der zügellosen Elemente, der den Fahnen der Revolutionsgenerale folgte, hätte zweifellos nichts anderes bedeutet als den vollständigen Zusammenbruch des Staats: davor die Republik zu retten, ist allerdings gelungen. Schon ein Blick auf Wesen und Art eben dieser Führer genügt aber zur Erkenntnis, wie trotz dem Sieg der Regierung wenig Glückssterne über dem Land leuchten: nur zu deutlich wird die Wahrheit offensichtlich, daß aller Idealismus und alles nationale Pathos aus dem angeblichen Freiheitskampf verschwunden ist, daß es sich tatsächlich bei ihm nur noch um den Ehrgeiz, die Machtgier und Beutelüsternheit von

Parteicliquen, plutokratisch-bürgerlichem Feudalismus (vorab den Notabeln Mittelchinas) und säbelrasselnden Soldateskenhäuptlingen handelt.

Die beiden Matadore des Putsches waren Tsentschunhsüan und Huangtsching. Der erstere gilt als Todfeind Jüanschikais, wie jeder vermutet, weil ihm dessen republikanische Gesichtsfarbe zu wenig echt scheint. Ganz im Gegenteil! Hsüan war in der kaiserlichen Reformzeit einer der ersten unter den Stockreaktionären, die jedem Fortschritt sich entgegenstemmten und dadurch mit dem damaligen Kanzler Tsühsis aufs schärfste aneinandergerieten. Und dieser Gemütsmann ist heute die Leuchte der Radikalen, der Präsident der ephemeren „Republik des Südens", die von den Aufrührern wieder einmal als gebrechliches Kartenhaus errichtet wurde: lediglich aus dem Grunde, um den verhaßten Gegner auszustechen und — seine in Südchina liegenden Güter vor der Raublust der Revolutionäre zu schützen! Noch eigenartiger aber wirkt die Figur des „Feldmarschalls" Huangtsching. Er will der Sohn einer Mutter mit vier Brüsten sein und sein Name „Gelbstern" soll auf die Geburt unter ganz besonders glücklichem Himmelsaspekt deuten, der ihn zu großen Dingen, wahrscheinlich auch zur Anwartschaft auf den Drachenthron, vorbestimmt. Lange mußte er trotzdem sein Leben als simpler Schulmeister fristen, bis er die Bekanntschaft von Sunjatsen machte und nun vermöge seiner bestechenden Zungenfertigkeit schnell zu höchsten Ehren aufstieg. Er wurde unversehens General der Revolutionstruppen in Hanjang, dann das Haupt der episodischen Republik, die in Nanking ausgerufen wurde, später Direktor eines Eisenbahnunternehmens und glänzt heute wieder als militärischer Regisseur, bejubelt von den leichtgläubigen Massen, die er durch seinen Redeschwall faszinierf, im übrigen aber unter recht merkwürdigen Verhältnissen: von der Pekinger Staatsanwaltschaft wird er wegen Mordversuchs verfolgt, in Nanking stahl er während der Abwesenheit des Tutus das Provinzialsiegel, mit dessen Hilfe er dann Offizieren und Truppen gegenüber sich als Autorität aufspielte, und als trotzdem sich Widerstand zeigte, ließ er durch seine Schergen unter den regierungstreuen Truppen ein Blutbad anrichten. Ein Robespierre des fernen Ostens, nur ohne die Ehrlichkeit des verbohrten Fanatismus seines Vorbilds!

Man muß Jüanschikai das Zeugnis ausstellen, daß er mit einer geradezu genialen Umsicht und nicht zu übertreffenden diplomatischen Geschicklichkeit sich und den Staat aus dem Wirrwarr dieser Klippen und Untiefen einer mehr und mehr entartenden politischen Krise herauswindet. Er hat rechtzeitig alle zuverlässigen Truppen unter dem Oberbefehl des tüchtigen Vizepräsidenten Lijüanhung und des alten, allerdings offenem Bekenntnisse nach streng monarchisch gesinnten Haudegens Tschanghsün an der Jangtsekampflinie zusammengezogen, um Peking gegen Überraschungen, wie sie 1911 die

Mandschus erlebten, zu sichern, und er hat, wie sich heute zeigt, seine Absicht mit Glück durchgesetzt. Mit der Ernennung Hsiunghsilings zum Ministerpräsidenten tat er einen weiteren glücklichen Schachzug; denn der Premier ist ein vertrauter Freund des bekannten von Tsühsi verbannten, jetzt aber mit Ehren zurückgerufenen Reformators Liangtschitschao, so daß durch ihn der Opposition der Kuomingtang der Wind aus den Segeln genommen wird. Gilt der Präsident gemeinhin als ein Mann, der gewohnheitsmäßig auf dem Zickzackweg der Kompromisse sein Ziel verfolgt, so zeigt er jetzt, daß er auch mit eiserner Faust dreinfahren kann: unbekümmert um das Geschrei der Kantonesen hat er sämtliche Aufstandshäuptlinge, während sie nach bekannten Methoden über eine „ehrenvolle Übergabe" verhandelten, unter Anklage des Staatsverbrechens bewaffneten Aufruhrs gestellt, sie als vogelfrei erklärt und hohe Belohnungen auf ihre Ergreifung ausgesetzt. Nur Sunjatsen und sein Anhang gleichen Charakters werden geschont und nicht beachtet. Verständig und begreiflich genug: Jüan weiß recht wohl, daß diese Phantasten und Ideologen schon heute nur noch die Statisten anderer berufsmäßiger Demagogen und politischer Geschäftsmacher sind und ohne deren Drahtzieherkünste sehr bald an der Auszehrung ihrer inneren Bedeutungslosigkeit dahinsiechen müssen.

Und doch können all diese äußerlichen Erfolge der Regierung nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Turm der neuen Republik nach wie vor auf tönernen Stützen steht. Genau wie die Jungtürken das Wort Watan gleich Vaterland erst dem Sprachschatz des Arabischen entnehmen mußten, so prägten die Jungchinesen künstlich das Wort Aikuo, um für den Begriff Patriotismus eine kursfähige Münze zu haben. Tatsächlich ist dem ganzen Orient die Vaterlandsliebe ein Fremdling seiner Weltanschauung; er kennt nur dynastische Treue, Hingabe für einen Herrscher als Vertreter göttlicher Macht auf Erden. Mit der bloßen Reklame für die neue Staatsidee auf dem politischen Markt ist aber natürlich nichts geschehen. Sie muß erst langsam, durch mühselige Erziehung von Menschengeschlechtern Substanz des Volksdenkens und nationalen Bewußtseins werden, um realen Wert als geistiges und moralisches Element staatlicher Machtschöpfung und Neubildung auf dem Fuß höherer Entwicklungsgesetze zu erlangen. Wie es sich daher bitter an den Komiteeleuten in Konstantinopel gerächt hat, daß sie von des Sultans Macht nur noch einen schemenhaften Symbolismus übrig ließen, so wird Jungchina über kurz oder lang es bereuen, den Glanz der in vieltausendjähriger Kulturgeschichte gefestigten Monarchie bis auf das Mondlicht einer zeremoniellen Theokratie verflüchtigt zu haben. Der Werdegang der Nationen macht so wenig Sprünge wie die Natur; werden ihm derartige Schnelligkeitsrekorde dennoch aufgezwungen, so führen sie entweder zum Sturz oder doch zu schweren Quetschungen und Brüchen. Bei der Republik

der Mitte sind diese üblen Folgen schon jetzt nur zu deutlich bemerkbar: die parlamentarische Maschine versagt in Peking noch mehr, als es seinerzeit in Konstantinopel der Fall war, jugendlich-anmaßliches Strebertum, futterneidisches Drängeln um die Staatskrippen, moralinfreie Bestechungskünste um der Parteimache und persönlicher Vorteile willen werden die maßgeblichen Elemente und Faktoren des politischen Lebens. Die hohle Phrase und blendende Geste herrscht, an positiver Reformarbeit wird so gut wie nichts geleistet. Unterdessen nehmen, wiederum genau wie bei der Türkei, die Bedrängnisse des Reichs durch seine äußeren Gegner schnell zu: die Mongolei droht das aufsässige und emanzipationslüsterne Syrien und Arabien Chinas, Tibet sein Tripolis, die Mandschurei sein Mazedonien zu werden. Was dennoch die Republik vor einem ähnlichen Schicksal schützen mag, wie es dem osmanischen Reich beschieden war, ist die stärkere organische Bindung und höhere natürliche Selbstbehauptungskraft des Staats auf dem Fundament überlegener sozialer und kultureller Entwicklungsgeschichte; gleichwohl bleibt die Trübe der Aussicht bestehen, daß auch die glückliche Überwindung des heutigen Aufruhrsturms keinen Abschluß der Revolutionskrise bedeutete, sondern nur eine Etappe auf langem Leidensweg von unübersehbaren Verwicklungen wie für das Reich selbst, so für die gesamte weltpolitische Konjunktur des fernen Ostens.

Fortschritt und Sport

von Robert Hessen

Wenn zwei das Gleiche tun, ist es nicht das Gleiche. Wir ahmen, seit zwei Jahrzehnten etwa, das englische Sportwesen nach, äußerlich mit hübschem Erfolg. Trotzdem haftet dem deutschen Sport etwas an, das dem englischen immer fehlen wird, weil er hier von ganz andern Bedürfnissen ausging und ihn der englische Volkscharakter zu Zielen trägt, die der Deutsche mißbilligt oder überhaupt nicht kennt.

Um durch ein Gleichnis zu reden: unser Turnen war, als es aufkam, etwas dem englischen Sport ungemein Ähnliches. Die Grundregeln Jahns, der 1810 die erste Jünglings- und Knabenschar aus Berlin heraus vors Tor führte, lauteten: Keine Schulsteifheit; kein Kastengeist; Freiluft! Von vornherein lag ein Zug freierer Menschlichkeit in diesem Turnen, ein höchst zweckmäßiges Gefühl für die Zusammengehörigkeit der sogenannten „Stände", eine Art von Vorbereitung für die Kameradschaft im Felde. Auf diesem ersten Turnplatz in der Hasenheide tummelten sich Studenten, Handwerker und Schüler bunt durcheinander.

Was Jahn eigentlich gewollt hat, ist erst in allerjüngster Zeit, — nur zögernd und mit bösen Vorahnungen spreche ich das offen aus, — unter uns wieder aufgelebt, in den Fahrten der Wandervögel und Pfadfinder. Diese jungen Bursche nächtigen im Freien, kochen sich ihr Essen selbst und halten es für keinen Raub an ihrer Persönlichkeit, vierter Klasse zu fahren, um in die Natur hinauszugelangen. Wie oft noch, das ist eine wohlaufzuwerfende Frage, denn man sehe, wie das vorige Jahrhundert mit den Ideen Jahns umgesprungen ist.

Bekanntlich wurde Jahn, als das Haupt einer furchtbaren Verschwörung, durch Professor Steffens an den Staatskanzler v. Hardenberg denunziert. Steffens hatte in Breslau an dem Treiben der Turner Anstoß genommen, gleich vielen anderen Räten und Biedermeiern, weil ihnen dieses freiere Sich-regen und eine gewisse Keckheit im Ton als Verletzung des gewohnten Anstandes, als Vorboten eines neues Geistes unheimlich waren. Denn auf wieviel Arten auch immer die Turner sich bewegten: kriechen taten sie bestimmt nicht.

In Privataudienz bei Hardenberg mußte Steffens zwar eingestehen, rein gar nichts Positives gegen Jahn zu wissen. Doch der Verdacht blieb. Denn das Entsetzen vor der Turnerei war inzwischen allgemein geworden, so allgemein wie das Entsetzen deutscher Eltern und Lehrer, als Fußball und Lawn-Tennis unter uns auftauchten.

Die Witterung war auch ganz richtig, weil beide, das echte Turnen wie der Sport, auf Selbständigkeit gestellt sind und es ablehnen, von der Autorität zu zehren, für die Autorität zu wirken.

Wortführer des deutschen Philistertums wurde dann Kotzebue, den die Jenenser beim Wartburgfest von 1817 verhöhnt hatten und der sich auf seine Weise für diesen Schimpf rächte. Es heißt immer, er habe seine Fehde mit den Burschenschaftern geführt; aber die betreffenden Leitartikel seines „Literarischen Wochenblattes" aus den Jahren 1818 und 1819 sind nirgends gegen die Burschenschaft selbst, sondern stets gegen die Turner gerichtet, über deren mangelnden Respekt vor dem Alter, über deren Deutschtümelei und Betonung des Leibes er sich in übertreibender, oft recht platter Weise lustig macht.

Er wurde vom Turner und Burschenschafter Karl Sand durch einen Dolchstoß, der Tausende von unschuldigen jungen Leuten ins Unglück stürzte, am 23. März 1819 niedergestochen; es folgten im selben Jahr die Verhaftung Jahns und die Schließung sämtlicher preußischer Turnplätze.

Dreiundzwanzig lange Jahre hindurch ist der preußischen Jugend das Wichtigste und Nötigste für den Lebenskampf: Gelegenheit und Anleitung zur Stählung des Körpers, vorenthalten worden, aus Angstmeierei, aus stinkendem Undank gegen die Freiheitshelden, aus fehlendem Verständnis für Volk

und Entwickelung. Vor allem aber, weil das Bürgertum selbst, in seiner überwiegenden Mehrheit, zu sehr am Hergebrachten hing und das Turnen frei nach Jahn tatsächlich etwas Nichtpreußisches an sich hatte, da die Tugenden individueller Selbständigkeit und die Vorteile stummen Gehorsams nirgend auf dem gleichen Acker gedeihen.

Darum, wenn es 1842 unter Friedrich Wilhelm IV. endlich wieder freigegeben wurde, geschah das nur deshalb, weil man gelernt zu haben glaubte, wie diesem Vogel die Flügel beschnitten werden könnten. Nichts mehr von Berührung mit der Natur, vom Durcheinandermischen der Stände, dafür recht viel Schulsteifheit! lautete die Parole. Geturnt wurde seither nicht sowohl, weil das den Leib kräftigte, sondern weil dabei die Jugend Gelegenheit fand, Beweise von Unterwürfigkeit abzulegen. Man hatte jetzt zwei Stunden in der Woche mehr, wo die Schüler unter Aufsicht standen, um aus ihnen den höchstmöglichen Grad des Gedrilltseins herauszuwirken. In dieser denaturierten Verfassung sozusagen kam das Turnen als unschädlich dann auch in die Kasernen, und aus den Kasernen durch eine öde Kommandosprache verballhornt ins Publikum zurück. Der Vorturner am Gerät ruft jetzt: „Auf! Eins, zwei, drei, ab! Marsch!" Bei „Marsch" wird das Bein hoch aus der Hüfte emporgerissen, der Delinquent hatte gezappelt, nicht weil es ihm besondere Freude machte, sondern weil er dadurch einen militärischen Anstrich gewann. Weshalb eines Tages ein zuschauender Engländer traurig meinte: „Das deutsche Turnen ist keine Gymnastik, es ist eine Gemütskrankheit."

Gleichwohl war auch hier der Fortschritt unaufhaltsam und drohte, den Oger Drill um alle seine Hoffnungen zu betrügen. Seit der Sport aufkam, wird in den großen Verbänden, will sagen außerhalb der Schulen und Kasernen, nicht sowohl geturnt, als vielmehr wettgeturnt. Es werden Punkte gezählt, es wird für jede Leistung ein Rekord aufgestellt, den andre zu überbieten suchen. Hierdurch wird dem Ehrgeiz ein viel dankbareres Feld eröffnet, der Wille steckt sich ein bestimmtes Ziel und bietet alle Energie auf, um es zu erreichen. So werden Zähigkeit und Lust am Durchhalten in ganz anderer Weise gespornt, und das Erzieherische des Sports tritt in seine Rechte.

Nur daß allzuviele Lehrer und Eltern gerade dies immer noch nicht haben wollen, weil sie in jedem sportlichen Sieg den Beweis erbracht sehen, daß beim Üben „das rechte Maß" nicht eingehalten worden war. Der preußischen Schulzentrale könnte nur ein Sportbetrieb genügen, bei dem der deutschen Jugend eine beschämende Reihe von Niederlagen von vornherein gewiß wäre, und sie hat erst unlängst von Leistungen abgewinkt, die der Ehrgeiz gezeitigt hatte.

Hier sieht man den Hauptunterschied in den beiden Landesauffassungen klaffen. In den tonangebenden Kreisen Englands lebt ein urkräftiges bio-

logisches Pflichtgefühl, das dem Leibe gönnt, was des Leibes ist, so daß überall auf den Schulen das Rudern der Grammatik vorangeht. Der Sport soll die Daseinsfreude erhöhen und Lustgefühle wecken, soll durch Wetteifer zum Einsetzen der ganzen Kraft anfeuern, soll den Knaben auf sich selbst stellen und zur Selbstbehauptung führen. Darum sind auch alle Übungsspiele frei vom Lehrer; die Jungen halten unter sich durch ihre selbstgewählten „captains" eine viel strengere Zucht, als es Lehrer vermöchten.

Umgekehrt sollen in Deutschland Leibesübungen am besten langweilig sein, damit bei Überwindung der entstehenden Unlustgefühle der Schüler seine Dressur zeigen könne. Der Sport ist zwar an unsern Schulen vorhanden, aber bei den allermeisten doch nur ungern geduldet, und so wurde auch unsre akademische Jugend, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, bisher davon ferngehalten, die Nation bei den internationalen Wettkämpfen auf den Sportfeldern erfolgreich zu vertreten. Bei den letzten Olympischen Spielen in Stockholm hat es betrübliche Niederlagen gesetzt, haben uns Schweden, Amerikaner und Engländer weit überflügelt.

Nun ist im Juni ein wichtiges Ereignis eingetreten: die Eröffnung des großen Stadions im Grunewald, als Vorfeier zum Kaiserjubiläum, ein Ereignis, von dem wir Sportfreunde manches zu hoffen, manches auch zu fürchten haben.

Zunächst wird auf jeden Fall die bisher zweifelhafte Position des Sports außerordentlich gestärkt werden. Da die Deutschen allen Segen von oben erwarten, beruhigt sich das Publikum, sobald etwas auf eigene Faust unternommen war, doch nicht eher, als bis die Sache von der höchsten Autorität sanktioniert wurde. Und dieses gute Leumundszeugnis hat der deutsche Sport am 8. Juni 1913 in Grunewald öffentlich ausgestellt erhalten. Hunderttausende rückständiger Lehrer und Eltern werden sich künftig hüten, vom Sport schlecht zu denken und schlecht zu reden, seit er zu einer so imposanten Huldigung vor dem Kaiser zugelassen wurde.

Dies ist die günstige Seite der Angelegenheit. Allein es besteht die Gefahr, daß der Sport, der seine Banner so nah an den Thron vorschieben durfte, dafür auch wird bezahlen müssen. Es wird sich, erst leise, dann lauter, die Tendenz zu regen beginnen, den Sportbetrieb seinem hohen Protektor zulieb militärisch zuzuschneiden, wie das leider beim Turnen schon zu beobachten war. Nur abgestempelt kaisertreue Leute dürfen dann im Stadion spielen; Sozialdemokraten sind strengstens auszuschließen. Sonst aber bleiben Leistungen gleichgültig, falls nur die rechte Gesinnung nicht fehlt, weil die Huldigung vor dem Kaiser wichtiger ist als die Huldigung vor dem Sport.

Alle diese Schönheiten sind erst in ihren Anfängen vorhanden und zumeist beim Turnen, das sich im Stadion zum erstenmal mit dem eigentlichen Sport verbrüdert hat, an dem Druck bemerkbar, der durch allerlei

Behinderungen auf politisch nicht angenehme Turnverbände ausgeübt wird. Aber auch beim freien Sport sind sie nur in ihren Anfängen zu bekämpfen, nach dem alten Sprichwort: „Principiis obsta!"

Das Stadion selbst ist eine großartige Schöpfung des unlängst verstorbenen Baumeisters March und geräumiger noch als der berühmte Circus maximus in Rom. Inmitten der Grunewald-Rennbahn gelegen, ist es mitsamt den mächtigen Sitzreihen, die es umringen und auf denen siebzehntausend Menschen Platz haben, während weitere dreizehntausend stehen können, in den Boden eingelassen, so daß die Zuschauer der Renntribünen darüber hinweg dem Pferderennen unbehindert mit ihren Augen folgen dürfen.

Es wird nun darauf ankommen, wie diese Riesenanlage, die zur Schaustellung herausfordert, auf den Sport selbst zurückwirkt, wie wohl sich die einzelnen Sportbetriebe dort fühlen und ob die Unterhaltungskosten nicht schließlich doch, um Zuschauer anzulocken, die Zulassung professioneller Wettkämpfe, die vorerst verpönt sind, nötig machen. Bis zu den Olympischen Spielen von 1916, die im Stadion ausgefochten werden sollen, wird man eines mit Sicherheit wissen: ob der nationale Geschmack, ob ein deutsches Bedürfnis diese Anlage trägt und ob nichtprofessionelle Radfahrer und Fußballer ein genügendes Publikum finden. Später erst wird man übersehen können, ob tatsächlich ein guter Geist gefördert wurde. Sollte es dem Drill gelingen, den jetzt unter hoher Protektion stehenden Sport allmählich so umzubiegen und zu verhunzen, wie das Turnen Jahns durch die preußische Regierung verhunzt worden ist, so wäre freilich diese Entwickelung vom politischen, vom rein ästhetischen, wie vom biologischen Standpunkt gleichsehr zu beklagen.

Am traurigsten für den Biologen bleibt es, daß die Engländer selbst an ihrer Nationaltugend irre wurden, weil sie im kaufmännischen Wettbewerb vielfach hinter dem Deutschen zurückblieben, der ohne sportliches Gewissen seinen Leib weit rücksichtsloser zum Geldgewinn ausgenützt hat. Denn wer überhaupt keine Ehrfurcht vor dem Körper empfindet, wie sollte sich der durch Hängebauch und Brille, durch Bierherz, Unbehilflichkeit, finnige Haut und Specknacken beschämt fühlen? Aber der Engländer, der im Grunde vielleicht ein noch schärferer Geschäftsmann ist als wir, kommt allmählich auf den Gedanken, sein sportliches Ideal und seine alte „self-reliance" preiszugeben, um die Vorteile des organisierten Massengehorsams dafür einzutauschen.

Welch ein Verlust für die gesamte Zivilisation, wenn der hagere, „abtränierte", helläugige, gleichmütig sich beherrschende Englishman, eine der wohltuendsten Erscheinungsformen der Menschennatur, aus der Welt verschwände! Um nur eines zum Schluß noch anzuführen: der englische Volks-

charakter, der von seinen sportfreudigen Zöglingen Selbstbehauptung und Selbstachtung fordert, bringt keine ausreichende Anzahl von Kellnern für den heimischen Bedarf hervor. Deutschland hingegen, das untertänigst gedrillte? Ganz Europa quillt bereits von diesem deutschen Exportartikel über. Drum, wenn bei uns auf die Dauer der Drill über den Sportgeist den Sieg davontragen sollte, würde die schlechtere Sache gewonnen haben, ein übles Prinzip zur Herrschaft gelangt sein.

Radowitz*

von Veit Valentin

Friedrich Meinecke hat ein hinterlassenes Bruchstück fertig stellen sollen; dieses Stück schien ihm zu sehr Stückwerk zu sein, und so schuf er ein neues Werk. Was vorlag, war der nicht sonderlich packende Anfang einer Biographie — Meineckes forschender Gestaltungstrieb wollte mehr als die Beschreibung eines Lebens: der Reiz persönlicher Ereignisse versank ihm im Anblick politischer Schicksale, das Verhältnis des Mannes zur Zeitbewegung wurde ihm zum überragenden Problem. So ist dieses Buch eine Studie zur Genesis des deutschen Nationalstaates geworden — es gehört als Epilog zu „Weltbürgertum und Nationalstaat".

Dankbarer und leichter wäre es gewesen, die menschliche Entwickelung dieser Persönlichkeit zum Hauptgegenstand zu machen; Radowitzens Natur und Lebenssinn scheint sogar mehr danach zu verlangen. Entscheidend ist da nicht, daß er erst nach dem Verbrausen der revolutionären Bewegung Protagonist in dem peinlichen diplomatischen Nachspiel der Unions-Politik wurde, sondern dieses: sein politisches Handeln entsprang keiner primären politischen Willenskraft; es war vielmehr ein höchst eigenartiges Produkt aus Reflexion, religiösem Pflichtgefühl und ästhetischem Spiel. Schon das macht sein Wesen und Wirken so unbismarckisch. Daß dieser Mann zum leitenden Staatsmann wurde, ist das überraschende Ereignis eines an sich bedeutungsvollen Lebens. Nicht die Epoche hat ihn als Zwingherrn verlangt.

Radowitz (1797—1853) ist Denker: von Beruf Generalstabsoffizier höchsten Stils, ist er Sachverständiger in Fragen der Artillerie und Ingenieurkunde; aber sein Wissen umfaßt den ganzen Kulturbesitz. Er liest

---

* Radowitz und die deutsche Revolution von Friedrich Meinecke, zugleich Schlußband des Werkes Joseph Maria von Radowitz von Paul Hassel. Berlin, Mittler & Sohn.

und behält systematisch, er teilt dieses Wissen in lehrhaft-überlegener Weise mit nach Art eines Gelehrten, dem Wissen alles ist, er ist mächtig im Wortgefecht, geneigt und imstande Recht zu behalten. Er freut sich seiner Gewandtheit, spitzt zu und überspitzt, er spielt mit Paradoxen. So wirkt er auch als Redner — das Auftreten ist studiert, der Text sorgfältig vorbereitet, die Sprache von nachdrücklicher Langsamkeit: il s'impose. Es ist etwas Bewußtes und Systematisches in seiner Art, das viele, und gerade die Selbständigen und Urwüchsigen ärgern muß.

Radowitz ist erfüllt von religiösem Pflichtgefühl. Er ist eine unsinnliche Natur, ernst, schwer, feierlich. Die Musik des „Figaro" findet er „liederlich"; das Courmachen ist seine Sache nicht — seine Ehe ist ihm der größte persönliche Lebenswert: wie Gott ihm das Jenseits bedeutet, so bedeutet ihm seine Frau das Diesseits. Er ist Katholik — nach der Willkür seines Vaters; er wird katholischer Universalist aus starker Empfindung heraus in der Weise, daß er alles Große und Wahre, weit über die streng dogmatische Linie hinaus, katholisiert. Die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche, die seine Laufbahn und Stellung äußerlich so sehr erschwert, gibt seinem Wirken eine innerliche Weihe und Tiefe von historischer Denkwürdigkeit. Die Zeitgenossen haben ihn in billiger Weise als Jesuiten verdächtigt; mit der politisierenden römischen Weltkirche hat Radowitz gar nichts zu tun. Für die Kurie ist er persona ingrata, der offizielle Katholizismus ignoriert ihn. Die reine asketische Frömmigkeit einer früheren Epoche durchleuchtet so hell sein Wesen, daß es eine irenische Ruhe bekommt, die desto eher äußere Wandelungen erleichtert, je mehr sie in sich gleichbleibt.

Und endlich liebt Radowitz das ästhetische Spiel. Ihn, den Spiritualisten, bezaubert die sinnliche Naivität mittelalterlicher Bildnerei, die ganze seelische Echtheit einer primitiven Kultur. Er schreibt über die karolingische Saalhofkapelle in Frankfurt und belehrt die Damen seines Kreises über alte Musik. „Aus besonderer Neigung für die Symbolik in der Kunst" verfaßt er eine Ikonographie der Heiligen. Als Schriftsteller wählt er feinfühlig das Wort und bildet Sätze von rhythmisch bewegtem Vollklang. Er hat das Beschauliche vom Künstler — er wandelt durch die Wirklichkeit wie eine Erscheinung. Die Parteizwiste gehen ihn im Grunde nichts an; er beobachtet, begreift, bannt alles in kluge Worte und schreitet weiter. Als Handelnder eingreifen, das ist für ihn nicht Notwendigkeit. Aber wenn ihm das Schicksal eine Rolle in die Hand gibt, dann wird er spielen, obgleich er nicht an die Rolle glaubt.

Der Träger dieses Schicksals ist Friedrich Wilhelm IV. Radowitz ist der vornehmste der Männer, die der König als Ausgleicher, als Klärer und Ordner seiner sprudelnden Phantastik gebraucht und verbraucht hat. Der

Freund des Königs ist Radowitz für die Mitwelt und die Geschichte. Im preußischen Staat ist er, der Sprößling des ungarischen Adelsgeschlechtes, der Zögling napoleonischer Militärtradition, immer ein Fremder. Wohl hat er als Sechsundzwanzigjähriger, als er aus dem Kurhessischen in den preußischen Dienst übergeht, gesagt: „Mit diesem Staate werde ich stehen und fallen!" Aber die Führer des altpreußischens Wesens und Gedankens erwidern diese Liebe des Heimatlosen mit ablehnender Kälte. Er wird niemals einer von ihnen, denn er ist ein Intellektueller, ein ästhetischer Quietist und ein Katholik; gerade deshalb wird dieser Ewig-Fremde der Freund des Königs, und das bedeutet bei Friedrich Wilhelm so viel, wie Teilnehmer sein an schillernden Projekten und an tragischem Geschick. Der König war ein Egoist der Freundschaft; wer zu ihm gehören wollte, der mußte immer zu Ratschlägen bereit sein und es sich dabei gefallen lassen, halb gehört und halb verstanden, zum Lohn aber bewundernd angeschwärmt zu werden. Die innerste Tendenz der Natur Radowitzens hat der König nie begriffen. Radowitz aber — und das ist das Verhängnis dieser Freundschaft und der staatsmännischen Tätigkeit, die für ihn daraus erwächst — Radowitz durchschaut Friedrich Wilhelm IV. von Anfang an. Er spricht ihm „die sinnlich-sittliche Stärke ab, die den politischen Helden macht". Und über diesen ursprünglichen Zweifel an dem König und an seiner Mission kommt er nie hinaus.

Radowitz hat sich als Offizier keine Feldherrneigenschaften zugetraut. Auch im Politischen ist er der Gelehrte, der forschende Kopf, der sich alles klar macht durch Betrachtung des Entstehungsprozesses. So bejaht er, der Einsame und Heimatlose, das Bodenständige im Leben des Staates, das individuelle Recht geschichtlicher Korporationen; so versinnlicht er, der Abstrakte, das Wesen der überkommenen Kollektivprodukte, so verlangt er, der Mann des Schwertes als obersten Staatszweck die Wahrung des Rechts. Den deutschen Beruf Preußens erkennt er wie so mancher andere; das Bedeutsame seiner Ansicht besteht in seiner lebendigen Vorstellung vom Leben der Nation und in der Forderung des Konstitutionalismus, zu dem er, der Hallerianer, sich allmählich durchringt.

Radowitz ist mehr Deutscher als Preuße, mehr Mensch als Deutscher. Seine politischen Ziele sind, so sehr sie sich äußerlich der Bismarckischen Lösung anzunähern scheinen, geistig durch eine Welt von ihr getrennt: sie sind das Ergebnis konstruierenden Scharfsinns; sie sind aus einer fatalistischen Grundstimmung heraus erfaßt; sie sind vertreten von einem Menschen der vita contemplativa, dessen schmerzliche Resignation nicht überzeugen kann.

Radowitz gehört nicht zu den Gewaltnaturen, die sich auf den Sieg um jeden Preis verstehen. Er will den strengen Rechtsweg gehen, alles durch freiwillige Übereinkunft ordnen, Preußen soll heteronom, nicht autonom handeln,

es soll auf Gebietsabrundungen verzichten; Recht und Ehre sind ihm da oberste Gut. Und so unterliegt er schließlich mit dem Wunsche zu unter liegen; das Richtige hat er wohl gewollt — er ist aber nicht der Richtig gewesen, der es wollen durfte.

In melancholisches Dunkel zurückgezogen lebt er zu Ende. Das Unmögliche seines Tuns wird aufgewogen durch die Notwendigkeit, es aus Freundestreue zu versuchen. Von der Sterilität alles Politischen schließlich erlöst, überschaut er vor- und rückwärts gewandt den Gang des Geschehens, und er beantwortet sich die großen Fragen nach dem letzten Sinn. Er findet die Antwort in seinem Katholizismus. Das Wertvollste seiner Laufbahn ist, wie Meinecke überzeugend dargelegt hat, der Versuch, den nationalen Spalt des Deutschtums zugleich mit dem konfessionellen Riß zu überspannen. Dieser Versuch ist eine Aufgabe und ein Vermächtnis des edlen Mannes. Wie sein persönliches Geschick gewertet werden soll, hat er durch ein Wort Johann von Müllers gesagt, das er sich unter sein Bild gesetzt hat: „Es gibt unempfängliche Zeiten, aber was edel ist, erlebt immer seine Zeit."

Essaybücher*

von Robert Musil

Man kann im Leben eine spannungsvolle Unsicherheit den Gewißheiten vorziehn, als Denker werden die pikanten Naturen meist üble Figuren. Denn etwas nicht wissen wollen, das feststehen könnte, bloß um einen schönen Gedanken zu haben, ist im Grunde ebenso dickbürgerlich wie Tatsachen um der Ruhe des Gefühls willen zu leugnen. Die geringste mathematische Dissertation ist unbedingt von besserer geistiger Haltung als das willkürliche Werk Schellings oder Euckens etwa oder irgendeines Hirn mit Gefühl Mischers.

Trotzdem ist es das Kennzeichen eines Essays, daß sein Innerstes in begriffliches Denken so wenig übersetzbar sei wie ein Gedicht in Prosa. Das hebt ihn über das Populärwissenschaftliche, die blumige Rektoratsrede, über vermischte und kleine und nachgelassene Professorenschriften. Seine Gedanken sitzen unablösbar in einem Mutterboden fest aus Gefühl, Willen, persönlichen Erfahrungen und solchen Verbindungen von Ideenkomplexen,

* Hermann Bahr, Inventur. Bei S. Fischer. — Felix Poppenberg, Maskenzüge. Bei E. Reiß. — Franz Blei. Die Puderquaste. Vermischte Schriften, 6 Bde.: Erdachte Geschehnisse, Gott und die Frauen, Das Rokoko, Das schwere Herz, Das dienende Werk, Der Dichter und das Leben. Bei G. Müller, München.

die nur in der seelischen Atmosphäre einer einzigen inneren Situation volles Licht empfangen und geben. Sie beanspruchen gar nicht Allgemeingültigkeit, sondern wirken wie Menschen, die uns ergreifen und entgleiten, ohne daß wir sie rational fixieren könnten, und die uns geistig mit etwas anstecken, das sich nicht beweisen läßt. Sie dürfen auch Widersprüche enthalten; denn was im Essay die Form eines Urteils hat, ist nur eine Momentaufnahme des nicht anders als in Momentaufnahmen Faßbaren. Sie stehen unter einer biegsameren, dennoch unter keiner weniger strengen Logik.

Das Ziel des wissenschaftlichen Denkens ist das eindeutige Aussprechen und Verknüpfen von Tatsächlichem. Es ist am bewundernswertesten dort, wo es dessen herrliche Härte nackt durchfühlen läßt. Das essayistische Denken darf kein Gegensatz dazu, sondern es soll eine Fortsetzung sein. Berechtigt dort, wo die wissenschaftliche Gründlichkeit keinen Grund findet, der mit der für ihre Anwendung unerläßlichen Festigkeit standhält. Sie verliert dann alle Tugend und wird zur zwecklosen Pedanterie. Man sieht es an den philosophischen Versuchen das wissenschaftlich Systematisierbare aus großen Essayisten begrifflich herauszuziehn; etwa aus Emerson oder Nietzsche. Sie baggern mit großem Apparat nach dem Boden dieses Strömens und fördern einen zerrissenen alten Schuh, ein weggeworfenes Denkgewebe, irgendeine Lächerlichkeit herauf. Wenig erforschte Grenzen der Denkmethodik bestehen da und müssen geachtet werden. Man kann umgekehrt jeden Essay, jede Metaphysik, selbst jede Mystik unter die Frage stellen: was bleibt, wenn man sie ganz wirklichkeitsgrade anblickt? Schrumpfen sie ein oder ist ihre Wirkung unempfindlich dagegen? Spalten sie den Verstand, bewußt, technisch, gemäß der Vielfalt der Sache oder zerspällt er wegen der Einfalt des Autors? Ich habe selten gehört, daß man so, nach dem Recht auf die Methode, fragt. Obgleich man in dieser seelisch reformwerkenden Zeit und ihrem kunstgeistigen Denken alle Tage gezwungen wird, sich dümmer zu stellen als man ist, um auf die gewünschte Gefühlshöhe herabzukommen. — Man verzeihe das Schulhafte der Einleitung. Der künstlerisch denkende Mensch ist heute bedroht durch den nicht künstlerisch denkenden Menschen und durch den nicht denkenden Künstler; es wird notwendig werden, sich auf Grenzen, Rechte und Pflichten zu besinnen.

Bahr sagt von Goethe: „. . . er hat gewußt, daß zu jedem Ja sein Nein gehört und daß sich aus beiden zusammen immer erst die hinter beiden verborgene, in beiden gleiche Wahrheit ergibt". Das ist die Erkenntnistheorie, die sich aus der Denkpraxis des Künstlers folgern läßt und im Umkreis der ihn interessierenden Probleme meist richtig ist. Bahr erweitert sie ins Allgemeine und schließt: Die Wahrheit steht fest, — aber irgendwo drüben und nicht für uns hier. Und er wird manchmal noch zweifelnder. Schreibt mit Pascal, daß unser Leben von der natürlichen Unwissenheit zu der gelehrten

gehe. Daß wir immer nur wüßten, daß wir nichts wissen können. Und daß nur eine letzte Wahrheit bleibe, daß es keine Wahrheit gibt. Ich verstehe solche Skepsis. Sie überträgt Erfahrungen eines Teilgebiets auf das Ganze. Und das ist ihr Irrtum.

Das Buch beruft sich für ihn auf mancherlei Philosophien. Der Zweifel am Erkennen ist ja fast so alt wie die Lust daran und die Geschichte unsrer Philosophie ist ein mehr als zweitausendjähriger Kampf zwischen beiden; mit Vordrängen und Zurückweichen. Und wenn es auch manchmal einen Husarenritt gab, herüber oder hinüber auf Tintenfaß und Folianten, und bald alles erkennbar schien, wie den Begriffsgotikern der Scholastik, bald alles unerkennbar, wie dem hold männlichen Epikur oder dem gottselig listigen Bischof Berkeley —: im Grund blieb es stets ein schiedlicher Kampf um Grenzen, die sich irgendwo hinziehn und die man heute ohne Pathos feststellt und wie es scheint, mit Erfolg. Die radikale Skepsis aber hat wohl nie ein Theoretiker ernstlich geglaubt; es wäre ihm wider die liebe Gewohnheit gewesen. Ihre negative Unbedingtheit war stets nur Gebärde und ihr Wert lag stets in der sehr positiven Gewissensschärfung; nie war sie etwas anderes als eine nicht euklidische Geometrie des Verstandes, more geometrico wie jede andre.

Und natürlich meint Bahr, dieser erprobte General aus tausend Disputationen, es nicht anders. Es gibt Stellen in dem Buch, die zu den gezeigten in Widerspruch stehn, und auch die Theoretiker, auf die es sich beruft — Mach, Mauthner, Vaihinger, James und die, welche man in der Schule Pragmatisten nennt —, sind bei weitem nicht einig und auch nicht eine Entwicklungslinie. Und ganz ernsthaft meint Bahr eigentlich bloß: in gewissen Fragen reiche der Verstand nicht aus, von ihm allein können wir innerlich nicht leben und die Sicherheit einer gefühlhaften Haltung tue uns not. Und das wieder ist sehr richtig.

Er führt Beispiele vor. Aus der Frauenemanzipation. Aus der neuen Theologie, die das Beispiel „zum Anfang eines nichts verschonenden, alles Tun durchdringenden Christentums" gibt. Aus der Sozialdemokratie, in der er die größte religiöse Erscheinung der Zeit sieht und zu deren verlockenster Begründung er sagt, daß der Mensch in der Einsamkeit niemals sich selbst ganz erreichen kann, daß er von der Gemeinschaft mit anderen Empfindungen, Spannungen, Steigerungen empfängt, deren er für sich allein niemals fähig wäre. Daß er, indem er sich hinzugeben scheint, erst völlig zu sich selbst kommt. Und er faßt das Entscheidende von alldem in einen Begriff von Religion zusammen, die der „hat, wer einer höheren Sicherheit des Lebens, als der Verstand geben kann, ganz unmittelbar durch das Gefühl inne wird und ganz unmittelbar des Rechten gewiß ist auch ohne Beweis". Sie ist „das Gefühl, niemals dem Zufall preisgegeben zu sein, immer zum Not-

wendigen gelenkt zu werden". „Das Bewußtsein einer zuverlässig unser Leben bestimmenden inneren Macht," die, „während die Vernunft Handlungen höchstens beraten kann, unsre Handlungen von uns verlangt und wenn wir sie schuldig bleiben, krank und schmerzhaft wird. Man handelt dann nicht aus Grundsätzen, sondern die sind ein bloßer Mitlaut des Handelns."

In oft überraschenden und ganz eigenartigen Bewegungen des Denkens baut sich ein gemacher Mensch auf, der seine Festigkeit in einer kampffreudigen Güte sucht, im werbenden Tun, im Tun überhaupt, in der Gefühlssicherheit, in einer stillen Stete und dem der sonst leicht so ästhetische liebe Gott eigentlich nur ein standhaftes Gefühl in den Beinen ist. Dieser Mensch ist die Hauptsache des Buchs. Mit Kraft — und mit einer ein wenig kokett frisierten Schlichtheit — setzt Bahr dieses übermütig „gute" Buch gegen das Willenlose der Zeit. Es ist ungewöhnlich interessant wie Egoismus und Sozialismus darin ineinanderlaufen, Streitbarkeit und Dienen am Nächsten und wie auch sonst gerade Heterogenes in einer sehr persönlichen Synthese verschmilzt. Die Theorien sucht Bahr aus, wie sie dazu passen. Und es wäre gleichgültig, wie es mit ihnen steht, wenn sie nicht doch das andre ein wenig beeinflußten. Im eigentlichen Sinn sind sie die Wurzeln zu der Gleichung mit sehr vielen Veränderlichen: Hermann Bahr; darüber hinaus aber haben sie noch, durch die Gelegenheit verführt, eine gewisse Überspitzung. Es liegt eine leise Übertreibung in diesem Buch auf allem, was alogisch ist, und eine leise Untertreibung auf allem, was Verstand ist. Es handelt sich freilich nicht um die Grenzen des Erkennens, sondern um seelische Werte, aber schließlich bestimmt man auch diese falsch, wenn man die Grenzen zu eng sieht. Ich finde, daß Bahr diesmal zu kurz springt und zu bequem ist. Er landet bei Johannes Müller, beim Modernismus, bei Tolstoischem Christentum, bei der Bertha Suttner und sagt manchmal ganz Rousseauisch, es käme die natürliche Sicherheit des Menschen schon zum Vorschein, wenn man ihn nur von dem bösen Verstand befreite.

Man braucht sich dem Wert des einfach gütigen, geschlichteten Menschen nicht zu verschließen; das ist mehr als ein ländliches Gehirnfest. Aber man soll des Glaubens bleiben, daß der Mensch, der ohne Beschränktheit gut ist, leicht mitteilbar, der kommende Allerweltsmensch, eine der schwierigsten Aufgaben und wahrscheinlich überhaupt eine unrichtig gestellte bedeutet. Es ist nicht Zufall, daß Dichter heute den bösen, irgendwie angerissenen Menschen bevorzugen. Er läßt den Ansprüchen an den Entwurf ethischer Möglichkeiten Raum wie ein Kleid, das man an einer Naht aufgetrennt hat. Und was uns im Gegensatz zu ihm als guter, symmetrischer, gesunder Mensch alle Tage heute geboten wird, — auch in der Literatur, die für ernst gilt, — ist zum Entsetzen billig.

Bahr behauptet mit Recht von unsrer Kunst, daß sie nichts von allem

enthalte, was sich in unserer Zeit ereignet; es ereignet sich im Proletariat und den Naturwissenschaften. Aber der revidierte Mensch seines Buches ist zwar wertvoll angelegt, doch verliert er sich unbedenklich in schlechter Gesellschaft Denn wenn Bahr unter den Naturforschern die aus der Schule Haeckels meint, mit der „Zärtlichkeit, Innigkeit und Seligkeit des Naturempfindens, der Gott überall gegenwärtig und unmittelbar durch Mitleid und Mitlust erreichbar ist,“ so führt er irre. Die Lebensstimmung der heutigen Naturwissenschaft ist nicht diese „nicht mehr verstummende Andacht“, nachdem man „Gott mit dem Mikroskop erblickt“ hat, sondern sie ist Schärfe, Anstrengung und Lust, eine ungeheure Geschwindigkeit zu meistern; ihr Gesicht ist ein zusammengeschmolzenes Jockeigesicht. Und die er als Beispiele aufstellt, sind — trotz Spezialverdiensten — in ihrer menschlichen Haltung nicht Wissenschaftliche, sondern aufgeritten beiseite Hinkende, die das Tempo nicht ausgehalten haben.

Wir leiden gewiß an einem schlechten Verhältnis zwischen den geistigen Kräften der Gegenwart. Was gelehrt ist, weiß meist wenig von Kunst und die meisten unsrer Künstler stehen inmitten dieser Zeit eines überaus starken, bloß einseitig angewandten Denkens wie indignierte Spaziergänger auf dem Inselperron einer Geschäftsstraße. Sie wissen deren riesige intellektuelle Leidenschaft nicht zu erfassen und zu leiten. Sie sind ihr zwar im Gefühl voraus, können ihr aber rational nicht folgen. Sie wissen tatsächlich nichts Genaues von den geistigen Energien, die um sie am Werk sind, und ihren tausenden Gebilden. Und weissagen alle Augenblicke aus den Eingeweiden die Not der Zeit, dieser dann unheiligen, nüchternen, unkünstlerischen. Und suchen ihr irgend etwas aufzupressen, das ganz belanglos ist, eine Form, eine große Haltung, immer etwas, das nicht Mittun, sondern etwas Fertiges, Endgültiges, Erlösendes, eine Kunst sein soll. Bahr sagt, sie wüßten die Antwort nicht auf die Fragen der Zeit: aber kommt es nicht daher? Ihren Antworten fehlt ja nicht die innere Sicherheit, sondern jene Unsicherheit, die ein schärfer inquirierender Verstand in sie hineintrüge. Und dafür wird ihnen manches in diesem Buch ein besseres Gewissen borgen. Bahr selbst ist gewiß nicht so, aber seine Laune begönnert versehentlich diese Kleinen.

In jedem einzelnen Buch liegt eine solche Übertreibung. Und die notwendige Ungerechtigkeit der Kritik ist: diese einzelne Phase festzuhalten, als wäre sie endgültig; denn wir wollen arbeiten und nicht gerecht sein. Auf anderes kommt es jedoch an, wenn man statt der einzelnen Schrift das gesamte Wirken eines Mannes betrachtet:

Das Bestrickende an diesen Schriften Franz Bleis ist die Atmosphäre. Wie wenn die Sonne noch unter dem Horizont steht und der ganze Rund leuchtet. Helle Unruhe; kompaßlose Durchdringung mit Licht. Die Gegenstände haben, auch wenn gegen sie polemisiert wird, weil gegen sie polemisiert

wird, keine Schattenseite. Solch ein von allen Richtungen schwingendes Leben des Arguments; die Luft strahlt.

Nicht auf die Resultate kommt es an, gegen die man manchmal Einwände fühlt, sondern auf jene Frühstimmung, aus der Welten von Geschöpfen versuchsweise sich erheben und wieder zurücksinken. Man verringert diese Welt, wenn man sie auf Einzelergebnisse festlegt; wenn man sie, mit erhobenen zwei Schwurfingern, in manchem einzelnen festlegt, findet man Ergebnisse, die unvollständig geblieben sind — aus Übermaß der Betrachtung. Wesen des Essayisten.

Es gibt Menschen, die das Frivolität nennen. Es ist ihnen nicht gleichgültig, ob man katholisch oder protestantisch fühlt. Ob man für den Sozialismus eintritt oder an seiner Stelle für etwas Unbekanntes, das vielleicht mit dem Oligarchischen einige Züge gemein hat. Ob man die frou-froûwe preist oder die exhibitive Intellektuelle. Für Blei ist das bis zu einem gewissen Grad gleichgültig; die Meinung ist bei ihm nur ein schöpferischer Vorwand für ihre Gründe. Noch bei tiefster Überzeugung wirkt sie wie ein subjektiver Fixationspunkt, eine Gruppierung der aufsteigenden Gedanken: aber nicht weil seine Überzeugung schwach wäre, sondern weil das Leben der Ideen größer ist als jede Überzeugung. So scheint es mir zusammenzuhängen, daß Blei — der im Grunde wie jeder religiös Selbständige ein Protestant ist, dies nur als Beispiel — bloß bösen Spott gegen den Protestantismus zeigt und im Katholizismus Herrlichkeiten aufdeckt, wie in der Abhandlung über die Moral S. J., vor denen sich alle guten Katholiken entsetzen werden. Oder daß dieser leidenschaftlich intellektuelle Künstler für Gott eintritt und die Armen im Geiste und gegen Kenntnisse, Maschinen und alles dampfende Durcheinander dieser phantastischen Kohlenzeit.

Die geistig Ehrbaren haben gewiß darin recht, daß es nicht gleichgültig ist, wie man sich in solchen Lebensfragen verhält, und daß Indifferentismus aus Intellektualität eine verderbliche Haltung wäre. Auch wird, wie die Dinge einmal liegen, der beste Weg vielleicht in manches hineinführen müssen, was hier bekämpft wird. Und sie haben darin recht, daß auch solche anderen Bücher gut sind, die, wenn es gleich immer bloß ein Wochenende ist, doch die Gesinnung sorgsam aufräumen und schlichten, als ob übermorgen nicht wieder die Unordnung einer neuen Arbeitswoche begänne. Aber sie mißverstünden Blei, wenn sie glaubten, daß er dem widerspräche. Und man wird das Wesentliche seiner Leistung nicht erkennen, solange man nicht fühlt, daß es neben den Büchern der sauberen Abrechnung die größeren, rücksichtslosen des wahrhaften „Theorein", des Hinausspähens geben muß. In diesen aber ist es *tatsächlich* gleichgültig, welche Partei genommen wird, weil sie die Parteiungen aufheben wie vorschnelle Entschlüsse. Diese Bücher sind eigentlich ebensosehr gegen das, was sie lieben, wie gegen das, was sie bekämpfen.

Sie haben zuviel Gewissen um Gewißheiten zu ertragen. Sie wählen zwar scheinbar zwischen Gegenwärtigem, in Wahrheit bilden sie an einem neuen Maß.

Das Stete, Ernste und durchaus Widerspruchslose in den Arbeiten Bleis, wovon immer sie handeln, ist ein leidenschaftliches Empfinden für das Spirituelle. Alles andere ist Ausdruck dafür in ungezählten Gestalten. Es wäre unmöglich, ihn hier im einzelnen zu verfolgen; nur in einem Hauptbeispiel sei die Lesart festgestellt: Es erscheint alles Formale bei Blei durchaus als geistiges Moment. — Nichts an ihm hat man so lange nicht verstanden wie dieses. Man hat versucht, ihn für einen Boudoirkatholiken zu halten, einen Papiererotiker, einen Schlecker, der als letzten Reiz das Konventionelle entdeckt, wie ein lüsterner Junggeselle den Sandkuchengeschmack der Ehe. Blei aber zeigt, daß der innerste geistige Gehalt eines Gedichts nur in der einen Weise eben seiner Verse ausgedrückt werden kann, und nichts anderes ist für ihn, was an einem Menschen Form, Haltung, Lebensart, das in keine Sprache Übersetzbare des bloßen Daseins bedeuten: ein letzter, unzerlegbarer Ausdruck des Geistigen. Wenn er einer Frau rät, zeigen sie nie mehr Intelligenz als ihre Schönheit ohne Schaden verträgt: meint er damit keine Beschränktheit, sondern Gedanken, die sich von dem Weg zwischen zwei Körpern nicht weit entfernen dürfen, wenn sie nicht die kostbare Strahlung verlieren sollen, die nur sie besitzen. Und wie Stil für den Schreibenden nicht nur eine Bindung ist, sondern späterhin ein fruchtbares Mittel des Erfindens, erscheint ihm die Lebenshaltung einer Gesellschaft in ihrer Wirkung auf den durchschnittlichen Menschen: sie erfindet für ihn, souffliert ihm, zwingt ihn hinauf. Das ist in Wahrheit Bleis vermeintlicher Ästhetizismus und seine Erotik, sein dandyisme, sein Rokoko, seine Neigung zur Moral, seine Gegnerschaft gegen alle Libertinage, sein konservativer Zug. Man sieht, welch andre Bedeutung diese Vorstellungen hiebei gewinnen. Sie fließen zusammen, die ursprünglichen Grenzen ihrer Begriffe treten zurück und es bleibt bald nur die Fahrt über eine weite unbezwungene Fläche.

Nach den Büchern dieser beiden Kapitäne für große Fahrt sind die Aufsätze Popenbergs umbuschtes Gleiten sanfte Flußufer entlang. Barken gondeln vorbei, Begegnende bleiben zurück, Städtchen grüßen. Man sinnt nach: wie mag hier gelebt werden? Schicksale hinter fremden Mauern, hinter fremden Häuten; man denkt ihnen nach, erbaut seelische Gebilde. Alles mit Streckstühlen auf Deck und Zigarren. Mit dem stillen Verbrennen einer üppig leichten Mahlzeit im Leib gleichsam.

Es bleibt so, auch wenn es über Meere und Jahrhunderte geht. Lebens- und Reisebilder; viele feine Bemerkungen; einige, bei denen man nachdenklich anhalten möchte. Im ganzen doch der Eindruck disziplinierter Genüsse, die die gepflegte Bügelfalte der Beinkleider nicht verderben. Man darf, trotz gleichen Gegenstandes, bei den historischen Miniaturen nicht an die

konstruktive Leidenschaft Bleis und bei den Reisebildern nicht an die hurräugige Treffsicherheit Kerrs sich erinnern, die in huschenden Bewegungseindrücken ein idealscharfes Wissen um die seelische Anatomie der Dinge ausdrückt. Dann bleibt ein angenehmes Buch, mit kultivierter, etwas französischer Intellektualität; nicht in den konzentriertesten Stunden eines Schriftstellers geschrieben, den man größerer Anspannungen fähig weiß.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Sollen auch wir Victor Henri Marquis von Rochefort-Luçay ohne Begutachtung in die Grube fahren lassen? Mit einem Achselzucken gab man ihm das Geleit. Leute, die vor zwei, vor drei Jahrzehnten noch ihn angebetet hatten, sprachen von diesem typischen esprit frondeur wie von einem Frevel. Auch die Freunde schämten sich seines Verfalls; sein Umgang konnte in diesem so ernst und vernünftig gewordenen Frankreich bloßstellen: in diesem Frankreich anglisierender Realpolitik, dem Männer wie Poincaré und Barthou politisch den Stempel aufdrücken. Henri Rochefort, der im Jahre der Julirevolution geboren wurde, hatte das Unglück, seinen Ruhm und seine — Nützlichkeit zu überleben. Den Sohn eines uralten aber entwurzelten Adelsgeschlechtes, das von der Scholle weg in die Hauptstadt geschwemmt war, trieben die scharfe Geistigkeit seiner Rasse und ein chaotisch gärender Geltungstrieb erst in die Literatur, dann, wie das so geht, wenn die künstlerischen Kräfte zu Ganzem und Echtem nicht ausreichen, in die Politik. Das ist bezeichnend: Rochefort ist typisch für die Schöngeister, die aus Mißverständnis in die Politik geraten. Ja, aus Mißverständnis. Die öffentliche Meinung ist in Europa, aber besonders in Frankreich, so unruhig, weil die Männer, die sie machen, und die sie scheinbar am besten machen, den auf Witz, auf schillernde und verblüffende Wortassoziationen ausgehenden Halbdichtern und Literaten ausgeliefert ist. Auch deutsche Beispiele liegen nahe: es ist dankbarer, von diesem gallischen Exemplar zu sprechen. Um Nutzen zu stiften, müssen Schriftsteller dieses Schlages in faulende, der Auflösung zusinkende Zeiten hineingeboren werden: ihr als esprit etikettiertes Zungengift bringt schon wankende Mauern zum Bröckeln. Das war Rocheforts Mission in den letzten Jahren des zweiten Empire. Erst lockte die Kunstkritik, wo der Schein produktiver Tätigkeit mit oszillierenden Phrasen am ehesten zu erwerben ist; wenn gesteigerte sinnliche Empfänglichkeit vorhanden ist; und ein Ämtchen im Ministerium der schönen Künste war der Lohn. Dann lockte die Herstellung von Vaudevilles: auch das lag so im Blute. Denn Vater Armand hatte sich mit „Joko oder der brasilianische

Affe" ein Rühmchen und ein Profitchen erworben. Dem Sinn seines Lebens kam Henri aber als chroniqueur des „Figaro" schon beträchtlich näher: Napoleon III. und die Nebenregierung der schönen Unterröcke waren das ewig dankbare Thema seiner Nadelstiche. Hier war das Fahrwasser, das Rochefort brauchte. Nie galt sein Kampf einer großen Sache; immer diesen oder jenen Personen. Die „Lanterne" wird gegründet (erst als Wochenschrift); die täglichen Reibungen mit der Regierung sind ihr Lebenselement. Endlich erfolgt die so heiß ersehnte Verurteilung, die den Märtyrerglanz schafft, und die Flucht nach Belgien, von wo aus Frankreich mit Wagenladungen der verbotenen Zeitung überschwemmt wird. Das ist der wirkliche Höhepunkt in Rocheforts Leben; er wird weltberühmt; seine treffenden Witzworte gehen von Mund zu Mund und den Leckermäulchen wird, nicht nur in Frankreich, der Pamphletist ein Gott, — ein Kämpfer, heißt das, für Freiheit und niedergetretene, durch Ströme Blutes erkaufte Menschenrechte. Carlyle spricht um die gleiche Zeit vom Kupferkönigtum des dritten Napoleon: das geflügelte Wort stammt, glaub' ich, gleich vielen ähnlichen von Rochefort . . . Er wird Deputierter von Paris, gründet eine neue Zeitung, der er, zum Zeichen seines kommunistisch-republikanischen Bekenntnisses, den Namen „La Marseillaise" gibt; und während Bismarck den französischen Zersetzungsprozeß mit Genugtuung belauert und die große Abrechnung vorbereitet, hat Anfang 1870 Prinz Peter Bonaparte das Pech, den Journalisten Victor Noir im Zweikampf zu erschießen und Rochefort die Gelegenheit zu einem seiner witzigsten und giftigsten Angriffe auf die Frechheiten der Zaunkönige, der Napoleoniden zu geben. Als der erschossene Schriftsteller begraben wird, finden so drohende Kundgebungen statt, daß die scharfsinnigeren Insassen der Tuilerien, die von Eugeniens ministère de l'entresol nicht Betörten, zu ahnen beginnen: das ist der Prolog zum Ende. Rochefort war, natürlich, einer der Chorführer und wird ins Gefängnis geworfen, aus dem der 4. September ihn befreit. Er wird nun Mitglied der Regierung der Defense Nationale, aber es duldet ihn hier so wenig wie in der Nationalversammlung. Er braucht Menschen, die er bekämpfen, besudeln, denen er schöpferische Arbeit unmöglich machen muß. Er greift Thiers und die Versailler an: aber er schließt sich auch den Kommunisten nicht an. Er tobt, er schlägt um sich, keineswegs aus Idealismus, der die gute Sache bedroht glaubt, sondern aus esprit frondeur: jeder Ansatz zur Ordnung bringt seine Galle zum Erbrechen. Der Herzog von Broglie schickt ihn nach Neu-Kaladonien: nach ein paar Monaten läßt man ihn entweichen. 1880 gründet er den „Intransigeant" – das Wort allein schon ein echter Rochefort. Es ist unübersetzbar: wir haben den fremden Laut ins Deutsche übernehmen müssen. Was er bedeutet? Etwa: das Dabei-sein- und Doch-nicht-mitspielen-wollen. Er will Politik, öffentliche Meinung machen, und lehnt doch jede der vorhandenen oder nur denkbaren

Parteinüancen ab. Der bürgerliche Aufputz der Pariser Salon- und Geschäftsjakobiner ist ihm zuwider: dazu also all der Lärm, damit die Grévy und Ferry und Gambetta etwa die Laienschule begründen und den Grundstein zum französischen Imperialismus (Tonkin) legen können? Aber der strenge Marxismus ist Joko, dem brasilianischen Affengemüt, ein Greuel, gegen den feigenblattlosen Kommunismus, der, geschichtslos, den schönen nationalen Kulturbesitz leugnet und den fatalen Armeleutegeruch ausdünstet, lehnt sich sein verwöhnter ästhetischer Gaumen auf: und so bleibt nichts andres übrig, als sich doch wieder dem Nationalismus in seiner schäbigsten, unschöpferischesten, nichtsnutzigsten Form in die Hände zu werfen. Rochefort wird Boulangist, er fraternisiert mit Klerikern und Monarchisten und folgt dem schönen Spitzbart in die Verbannung nach Brüssel, ohne aus Melancholie über seinen politischen Bankrott den Mut zur Pistole zu finden. (Der sentimentalische General erschoß sich auf dem Grab seiner Geliebten in Ixelles.) Fabula docet. So muß jede Politik enden, die mit einer Kiste von Bonmots und Wortraketen betrieben wird. Für sechzig Jahre Öffentlichkeit reicht solch Gepäck nicht aus. Ideen und Ideale mögen grau sein; aber laßt nur erst den rechten Mann kommen: und aus dem dürren Stamme sproßt der grünste Frühling.

Das war eben ins Tagebuch notiert und ich wollte mich gerade dem so guten Herzen Europas zuwenden, das aus sicherer Entfernung die Balkangreuel beweint, beflennt: als der blitzende Draht die Nachricht von August Bebels Tode uns zuträgt. Da haben wir ja das positive Gegenstück zu Henri Rochefort und ein Musterbeispiel für die Wirkungs- und Verjüngungskraft wahrhaftigen, aus dem Käfig der Ichsucht hinausgreifenden sozialen Glaubens. Wie will man ohne den Geschichte machen, den Zeiger der Zeit stellen, der Masse das Auge und die Hand richten helfen? Positive, produktive Zeiten, sagt Goethe, sind immer gläubig; und umgekehrt: alle ungläubigen Zeiten sind im tiefsten Grunde unproduktiv. Gläubig, das heißt: idealerfüllt; das heißt: zukunfterfüllt; das heißt: die Gegenwart irgendeiner fernen Notwendigkeit zu opfern bereit. Von den Einzelmenschen, die Geschichte machen, gilt erst recht das Gleiche. In ihrem Glauben steckt allemal ein Schuß Irrationalität; ihre letzte Triebkraft ist, unterhalb der Einsichten, bald dem Flügelschlag des beweislosen Optimismus, bald dem mystischen Fatalismus zu danken, den wir aus dem Leben der großen Pflichtmenschen so gut kennen. Bei ‚Glauben' hat man also nicht etwa an theologische Beweisstücke und die Religion der Kulte und Gesetzbücher zu denken; hier ist Glaube als Funktion der Seele zu nehmen, in ihr Triebwerk irgendwo versteckt und verstrickt; der Verstand schöpft aus dem Vertrauen an den geheimen Parallelismus seines Tuns mit dem Kosmischen die innerlichste

Bestätigung. Im geschichtlichen Leben glauben alle merkbar gewordenen Menschen so eine prästabilierte Harmonie: wie wären sie sonst mit ihrem Leben zu zahlen bereit? Cromwell, Napoleon, Bismarck hatten diesen Rückhalt am Kosmischen, daher fällt der Schimmer auf ihr Leben. Es ehrt Bebel über die Maßen, daß ähnliche Gedanken, abschattiert bis zur Stotterei, den Nekrolog-Schreibern der verschiedensten Parteiblätter einfielen. Man nannte seinen Fanatismus, seine Utopie-Gläubigkeit religiös, obgleich sich ja Bebel selber mit dem Stolz des Bildungsautodidakten einen Atheisten und Materialisten nannte: er wußte selbst nicht, wie viele immaterielle Bestandstücke sein sozialistischer Glaube hatte ... Überhaupt müssen schon starke Abstriche gemacht werden, wenn man von unserem Aussichtsturm auf Bebels Niveau herabsteigen will. Das kosmische Element in seiner Natur war dürftig; an den Lassallischen Reichtum oder an Proudhon darf man gar nicht denken; sein Glaube war auf kurze Sicht und Frist gestellt — das Religiöse hat langen Atem und tiefe Gründe. Selbst sein Enthusiasmus war von einiger Gemeinplätzigkeit. Es tut dem Wert seiner Lebensleistung keinen Abbruch, wer das konstatiert. Bebel war groß als Sektenführer; aber die Sekte, die er führte, bestand aus nüchternen, berechneten norddeutschen Arbeitern, deren Phantasie sich in ihren höchsten Flügen kaum über eine anständige Verbürgerlichung ihres Alltags erhob. Ich möchte, um ihn vollständig zu charakterisieren, das Wort anwenden, das Montesquieu auf Voltaire gemünzt hat: er besaß mehr und besser als irgendein anderer deutscher Arbeiter seiner Zeit die Eigenschaften, die jeder von ihnen besitzt. Das erklärt ja seine zauberhafte persönliche Wirkung auf seine Parteigenossen, so lange sie in dem von Ausnahmegesetzen umfriedeten Pferch lebten; und das machte auch Bebel zum Glück für seine Partei, die an der Fülle ihrer Akademiker und Theoretiker krankte und keinen Mann von annähernd gleich volkstümlicher Beredsamkeit, von ähnlich gezügeltem Draufgängertum besaß. Dann kamen die Jahre der Prüfung, kam die Zeit, wo der Agitator dem Politiker Platz machen mußte, wo man anfing alle Mittel der ungeheuren und streng bureaukratisch gewordenen Organisation für eine mit kurzen Fristen rechnende Kompromißpolitik zaghaft zu verwerten, für eine mit Abschlagzahlungen vorlieb nehmende Taktik, der es nutzlose Donquichoterie scheint, den Sturm immer wieder auf die gesamte Festung unseres Marktsystems zu richten. Und nun, da die ganze deutsche Politik großen inneren und äußeren Wandlungen unterliegt, wo der demokratische Imperialismus in seiner unchauvinistischen Fassung, der Zwang also zu aktiver äußerer Politik den Sozialismus in den Hintergrund gedrängt hat und in der Partei das Demokratische das werbende Element geworden ist: in diesem Augenblick stirbt der treffliche Mann, ohne der Aufgabe seines Lebens irgend etwas schuldig geblieben zu sein. Ein schönes, ein beneidenswertes Los. Damit verglichen, erscheinen die Reche-

fort als leere, beziehungslose Grimassen und wie verzehrt vom Schmerz über ihr Abgedrängtsein.

Das Spiel ist aus, vorläufig ruhen die Waffen, und wir fernen und doch sehr nah beteiligten Zuschauer hätten Zeit, die ‚Philosophie' des Bukarester Friedens zu schreiben, wenn dieses aus unsichren Karten gemischte Spiel durch die letzten zwölf Monate europäischer Geschichte nicht so gründlich diskreditiert wäre. Ich kenne keinen der Rede werten Publizisten der west- und südeuropäischen Presse, in dessen Voraussagungen und Vorberechnungen die Ereignisse nicht die größten Löcher gebohrt hätten. Die stetig-scheinenden Elemente der europäischen Politik, Dreibund und Triple-Entente, sind labil geworden und durcheinandergequirlt, und was gestern das Richtungsziel war, schwärzt der regierungsweise Moniteur oder Reichsanzeiger heute als dumm und unpatriotisch an. Die nationalen Grundelemente behalten trotzdem ihre Logik; und wer von den Diplomaten-Konferenzen, besonders denen in London, erwartete, sie möchten jene eherne Logik nach den Regeln der Geschäftlhuber umbiegen, ist unheilbar blind. Unter dem wirksamen Segen der russischen Allmutter gehört der Balkan endgültig den Balkanvölkern; und das verlogene gute Herz Europas, das zu den Greueln auf Madagaskar, im belgischen Kongo und den südrussischen Progromen so tapfer schwieg, wird bei dem bevorstehenden Kampfe der nationalen Christentümer da unten hoffentlich seine normale Funktion wiederfinden.. Die frische Glorie von Groß-Griechenland und die wachsende Seegeltung von Neu-Byzanz wird Italien ein Dorn sein, dessen vom ganzen demokratisch, ja auch vom sozialistisch fühlenden Volke geforderter Imperialismus im östlichen Mittelmeer und in der Adria sich befestigt, sich mit dem brutalen Recht der schwellenden Volkszahl und der höheren Zivilisation in Tripolitanien, auf Rhodus und in Albanien siegreich entfaltet. Frankreichs Hellenismus, das Produkt banger Sorge um seine Mittelmeerstellung und seine syrischen Interessen erzürnt die liebe lateinische Schwester und den um Bulgariens Rettung bemühten Zarismus zugleich. Österreich-Ungarn — ach, es ist ja das Schmerzenskind unserer auswärtigen Politik geworden, durch seine Jahrzehnte lang unverzeihlich blinde Südslawenpolitik verhindert, ein entscheidender Balkanstaat und, als Deutschlands Bundesgenosse, ein deutsche Interessen wirksam vertretender mitteleuropäischer Großstaat zu sein. Davon wird ausführlich zu sprechen sein; denn noch ehe die Dokumentensammlung von Scotus Viator, die Meyer und Jessen in Berlin veröffentlichten, die Skala Wiener und Budapester Verkehrtheiten und Verruchtheiten vor uns ausbreitete, war uns klar, wie viel unser von der Lawine der Wehrlasten dauernd bedrohtes Wohl den südöstlichen Freunden zu danken habe.

Anmerkungen

Armut

Daß nichts bedürfen göttlich, wenig bedürfen menschlich weise, Armut demnach kein Übel sei, galt den griechischen Philosophen als Axiom. Zwar haben im schäbigen Philosophenmantel stolzierende Schmarotzer, die sichs an den Tischen der Reichen gut schmecken ließen, den Spott der römischen Satiriker herausgefordert, aber nicht bloß Sokrates und Diogenes, sondern sogar Epikur und viele andere haben in einem bedürfnislosen Leben das Glück gefunden, und die Armut, auch die durch ärmliches Gewand augenfällige, hat im klassischen Altertum nicht deklassiert. Xenophon läßt (Symposion 29–45) den Charmides die Armut, den Antisthenes den Reichtum des Armen preisen. Als wertvollsten Reichtum schätzt dieser die Freiheit des Armen von Geschäften, die Muße, die ihm gestattet, alles Sehenswerte zu schauen, alles Hörenswerte zu hören (wozu man in Athen kein Geld brauchte), und vor allem so manchen Tag im Gespräch mit Sokrates zu verbringen. (Gegenpol von Edison und heidnisches Pendant zu Marthas Schwester Maria). Ein weniges von dieser göttlichen Freiheit der Armen ist ja den Südländern bis in unser Industriezeitalter hinein geblieben. Im Mittelalter bestanden neun Zehntel der Bevölkerung — in Deutschland noch mehr — aus Bauern. Diese konnten zwar im fünfzehnten Jahrhundert hie und da schon Luxus treiben, bis ins dreizehnte aber waren sie nach heutigem Begriff blutarm gewesen, weil sie, vom Kirchentum abgesehen, aller Kulturgüter ermangelten. Doch hatten sie, ausgenommen in Mißwachsjahren, Nahrungsmittel im Überfluß und erfreuten sich der natürlichen Grundlage eines persönlichen, echt menschlichen Lebens: jeder hatte seine eigene Hütte, seine Ackerscholle, seine wohlgeordnete Familie, und war Mitglied einer sich selbst regierenden Gemeinde. Und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts — was läßt sich ärmeres denken, als der Hirtenjunge Thomas Plattler (die Erinnerung an ihn ist durch die Neuausgabe seiner Lebensbeschreibung in Martin Mörikes, München, Sammlung von Autobiographien aufgefrischt worden), der als zehn- bis zwölfjähriges Ziegenhirtlein nicht bloß keine Strümpfe und Schuhe, sondern nicht einmal ganze Zehen hatte, verlaust und voller Schrammen war, der Striemen, die seines Bauern Schläge hinterließen, nicht zu gedenken. Welche Entrüstung würde bei seinem Anblick den heutigen Jugendfürsorger schütteln! Doch dieses Büblein hatte satt zu essen, lebte in freier Luft, bestand, auf den Alpenweiden seine Ziegen zusammensuchend, tausend lebensgefährliche Wagnisse und ist, nach dem Vagabundenleben des fahrenden Schülers (bei diesem Wort packt den Jugendfürsorger ein zweiter Entrüstungsanfall), ein Gelehrter und ein vermögender Bürger geworden und hochangesehen in hohem Alter als Vater eines berühmten Arztes gestorben.

Nicht eine solche m e n s c h l i c h e Lebensform ist es, an die der heutige Engländer bei dem Worte Armut (man sollte lieber Pauperismus sagen) zu denken pflegt, sondern das stinkende Elend der Slums, deren Bewohnerschaft den Eindruck eines wimmelnden Ungeziefers macht. Diese Erscheinung, die vor dem achtzehnten

Jahrhundert unbekannt war, ist das Produkt von vier Faktoren: Klima, Vernichtung des Bauernstandes, Überindustrialisierung, Zusammendrängung der Bevölkerung in Monstrestädten. Sidney und Beatrice Webb, die unermüdlichen, gehen dem Scheusal zu Leibe. (Das Problem der Armut. Autorisierte Übertragung von Helene Simon, bei Eugen Diederichs in Jena 1912.) Der Sumpf der Armut, sagen sie, „der inmitten allen nationalen Reichtums zwischen drei und vier Millionen unsrer Mitbürger verschlingt, ist wohl die schauderhafteste Kehrseite der Zivilisation". Aber aus dem Umstande, daß dieser Sumpf, wenn auch nicht absolut, so doch im Verhältnis zur wachsenden Volkszahl stetig kleiner wird, schöpfen sie die Hoffnung, ihn vollständig austrocknen zu können.

Nun bin ich zwar überzeugt, daß das nicht möglich sein wird, solange von den vier oben angeführten Ursachen des Übels die drei, welche einigermaßen in der Gewalt des Menschen stehen, nicht beseitigt sind, solange nicht das Gleichgewicht zwischen bäuerlicher Landwirtschaft und Industrie, zwischen Menschenzahl und Boden wiederhergestellt ist; aber solange das Elend fortdauert, muß man es natürlich bekämpfen, und die Wege, die in diesem Buche gewiesen werden, sind nicht bloß gangbar, sondern tatsächlich schon begangen, so daß es, die Wirkung zu verstärken, nur der folgerichtigen Durchführung und planvollen Zusammenfassung der sozialen Hilfstätigkeiten bedarf, wie sie hier beschrieben wird, mit dem Ziele: alle Unterstützung durch Vorbeugung zu ersetzen, als Regulativ. Wahrhaft genial sind die Vorschläge zur Lösung des Arbeitslosenproblems und die Normierung der Beziehungen zwischen der freiwilligen Liebestätigkeit und der offiziellen Sozialpolitik, die sich der obrigkeitlichen Zwangsgewalt zu bedienen hat.

Denn der Zwang spielt dabei freilich eine hervorragende Rolle; von der wirtschaftlichen Freiheit scheint im Vaterlande dieser Freiheit nicht mehr viel übrig bleiben zu sollen. Und nicht weniger schroff wie dem Manchestertum steht diese Sozialpolitik einem Sozialismus gegenüber, der von zukunftstaatlichen Schlaraffien träumt. Der Geist, der aus diesem Buche spricht, ist der preußische Geist der strengen Ordnung, der Bevormundung, der Registrierung und Reglementierung, mit der Modifikation natürlich, daß die Zwangsjacke nicht von einem wohlwollenden aufgeklärten Despoten verordnet, sondern als erkannte Notwendigkeit von der leitenden Intelligenz der Nation freiwillig angelegt wird. Merkwürdig, wie die Entwicklung englisches und preußisches Wesen einander immer näher bringt. Während sich die englische Selbstverwaltung bureaukratisiert, in immer weiterem Umfange bezahlte und fachmännisch geschulte Beamte in ihren Dienst nimmt, hat die preußisch-deutsche Bureaukratie, in die vom Freiherrn vom Stein eröffnete Bahn wiedereinlenkend, die altdeutsche Selbstverwaltung zu neuem Leben erweckt und sich an- und eingegliedert.

Carl Jentsch

Werturteile

Der Leser erinnert sich der geistreichen Anzeige von Maurice Barrès' Buch „Der Greco oder das Geheimnis von Toledo" durch Wilhelm Hausenstein. Nun hat dieser die wundersam anregende Schrift des Franzosen prachtvoll verdeutscht und Georg Müller in München hat sie herausgebracht. Für den großen Mystiker in Farben hat Meier-Gräfe bei uns schon vor drei Jahren Verehrer geworben (in seiner Spanischen Reise); der Boden für Barrès war also wohl vorbereitet. Aber davon zu sprechen, ist nicht meines Amtes; mich interessiert hier die sechste Anmerkung zum Buche, in der von Michel de Montaignes Mutter die Rede war. In früheren

Auflagen war diese für Barrès, den Dichter der Déracinés und Führer der kultivierteren französischen Nationalisten, höchst wahrscheinlich eine Jüdin: Antoinette de Pouppes oder Popes nennt er sie und rechnet sie einer der großen jüdischen Familien im semitisierten Toledo zu. Darum erkannte der phantasievolle Dichter in Montaigne sofort einen „Fremden, der nichts von unsren Vorurteilen an sich hat". Er habe im Grunde dasselbe Temperament wie Heinrich Heine, nur mit soliderer Bildung und aristokratischer Erziehung. Das heißt: Montaigne ist dem Galliertum tief wesensfremd. In den späteren Auflagen flaute die bewußte höchste Wahrscheinlichkeit zur bloß aufregenden Vermutung ab, dem Montaigne wird wieder die typische âme gauloise bescheinigt, er hat wieder seinen Teil an ihren Vorurteilen und ihren Reizen, er ist wieder der unvergleichlich große französische Schriftsteller, der Vater und Vorläufer jener echt französischen Geister, die in Rabelais, in Molière gipfeln. (Das ist auch die Meinung von André Gide, die allgemein geteilt wird.) Man steht vor dem launenhaften Wechsel solchen Werturteils wie vor einem Rätsel. Es ist das letzte Wort der Wissenschaft, daß Montaignes Mutter, eine Lopès oder Louppes aus Bordeaux oder Toulouse, eine spanische Jüdin war; die in den Archiven der Gironde gesammelten Dokumente scheinen es zur Gewißheit zu erheben (Malvezin, Bonnefon u. a.). Und, gestützt auf diese Tatsache, sagen die besten Literaturhistoriker: daraus erkläre sich vielleicht des herrlichen Mannes Toleranz, seine Geschmeidigkeit, die vorsichtige Einkleidung seiner Zweifel und seiner letzten Grundsätze, die Assimilationskraft, seine kosmopolitischen Regungen, seine Reiselust und ähnliches. An allem dem liegt nicht viel; das vorsichtshalber hinzugefügte ‚vielleicht' soll als Warnung dienen. Aber Barrès ist auch Deputierter, ist Politiker; und wenn ein Mann von so hoher Kultur im Notfall, um nicht einen Helden aus dem französischen Walhall verjagen zu müssen, eher Tatsachen leugnet oder gar fälscht, als daß er seine Psychologie des Juden ändert: so schließe man, zu welch bösartigen Mitteln niedrige Seelen in ähnlich wichtigen Dingen greifen.

S. Saenger

Gesamtausgaben

Die Gesamtausgaben sind schuld, wenn wir die Klassiker so wenig lesen. Da steht nun so ein Goethe und enthält den „Werther" und die „Iphigenie", den „Jahrmarkt zu Plundersweiler" und die „Farbenlehre", und alles in gleicher Schrift und gleichem Format, und immer gleich mehreres in einem Bande — als ob die Dichtungen nicht ihr Eigenleben hätten! Dürfen wir uns da wundern, wenn wir vor und bei der Lektüre eher das Gefühl der Arbeit als des Genusses haben und uns nach einem kleinen, vergilbten Werther erster Ausgabe sehnen, der erst den ganzen Duft dieser Zeit in uns aufsteigen ließe? Formlose Gelehrtenweisheit mag man in Bände binden, so vollgestopft, so groß und so dick man will (in einem Konversationslexikon stören uns auch die bizarrsten Begegnungen der Worte nicht): Dichterwerke aber wollen allein wohnen, dieses in einem großen, jenes in einem kleinen Zimmer; und gar verschiedene Dichter zusammenzubinden ist eine Barbarei. Stefan George und Rilke haben ganz recht, wenn sie die Anthologien meiden, und die andern können nur leider nicht wie sie wollen.

Die Gesamtausgaben von Mallarmé und Rimbaud, die soeben herausgekommen sind, die eine bei der Nouvelle Revue Française, die andere beim Mercure de France, haben immerhin ihre Existenzberechtigung, zu mindest die Mallarmé-Ausgabe mit ihren einhundertzweiundsiebzig Seiten herben weißen Papiers: ein erfreulicher Gegensatz zu dem fettigen, verdächtig glänzenden, das uns bei französischen Büchern so oft gestört hat, und ein An-

zeichen, daß auch drüben der Sinn für Reinlichkeit im Wachsen ist. Gewiß: das feine und gütige Antlitz des Dichters blickt auch aus diesen Blättern hervor: voller Falten von dem heldenmütigen Kampf um Das Wort und Die Fügung für eine bestimmte Empfindung, dessentwegen seine Sprache den Franzosen noch immer für Chinesisch gilt, von der Anstrengung, aus der fatalen Glätte, der falschen Eleganz, der kalten Rhetorik, der steifen Deklamation und Eloquenz, dem Vollendeten und Beschränkten, dem ewig blauen Himmel seiner Muttersprache herauszukommen, dieser Sprache ohne Ausblicke, klar und charakterlos wie Antiqua-Lettern — hin nach einer Diktion gleich dem fruchtbar gärenden und brauenden Nebeldunst, der ihm London so lieb machte, nach einer Sprache wie Wagnersche Musik, mit einem Hauptmotiv und tausend Begleitstimmungen herum, durch Analogien des Duftes, der Form, der Farbe vermittelt; nach einer Sprache, die dem Zuhörer nicht etwas Fertiges geben soll, sondern ihn zum Mitfühlen und Weiterfühlen zwingt; gewiß, aus seinen Augen lacht auch hier der Spott über jene billige Art, statt des einen Wortes zehn Ungefährworte hinzusetzen, welche unsere Romane so aufschwemmt: die superfétation descriptive, wie Huysmans sagt. Gewiß, dies alles ist darin, und doch: mehr Mallarmé steckt in den beiden Heftchen mit dem „Nachmittag eines Fauns" und der „Herodiade" (deutsch von Schaukal im „Stundenbuch"), die Des Esseintes (in „A Rebours" von Huysmans) in Japanfilz gebunden hat, geschlossen von zwei Seidentressen, die eine chinarosa, die andere schwarz; mehr Mallarmé steckt in den handschriftlich photographierten Gedichten, die man auseinander schneiden sollte zu losen Blättern. Mallarmé selbst träumte ja von einem Druck in Buchstaben verschiedener Größe . . .

Schlimmer ist es Rimbaud ergangen mit diesem gewichtigen Bande von vierhundert Seiten, worin der eifrige Rimbaud-Philologe Paterne Berrichon alles gesammelt hat, auch was Rimbaud ausdrücklich, ausdrücklich zur Vernichtung bestimmt hatte . . . Was würde er dazu sagen, der Rimbaud, der, neunzehnjährig der Literatur entsagend, die ganze Auflage der „Saison en Enfer" vernichtete? Und doch ist diese Dichtung des Kampfes zwischen der Gottheit, die er auf sich eindringen fühlt, und seinem ungestümen Eigenwillen keine nebensächliche! Hat der Herausgeber nicht gefühlt, daß dieses Gewand für diese zum Bersten vollen Verse zu eng ist, daß sie es zu sprengen und zu zerreißen drohen, daß die „Illuminations" und die „Saison en Enfer" sich nicht miteinander vertragen? Eine verfehlte Publikation, woran das Geleitwort Paul Claudels das Erfreulichste ist.

Man kennt hier von Rimbaud kaum mehr als sein Meisterstück, das „Trunkene Schiff", das er mit siebzehn Jahren schrieb, und allenfalls das Sonett über die Vokale, Frucht seines tiefen Lauschens und Fühlens und Hingegebenseins, wie er es in den „Illuminations" beschrieben hat, und vielleicht noch die „Läusesucherinnen". Interessanter wird ja immer sein Leben sein, dieses kometenhafte Aufblitzen des kaum Sechzehnjährigen, seine Leiden in Paris, wo Hunger und Ungeziefer ihn zerfressen, seine Freundschaft mit Verlaine, der auf ihn schießt, als er gehen will, sein Adieu an die Literatur mit neunzehn Jahren, dann sein unstätes Irren durch alle Erdteile, Soldat in Java, Dolmetscher auf einem Schiff, Bauaufseher in Ägypten, Einkäufer in Afrika, Gold- und Elfenbeinhändler in Äthiopien, in Unterhandlungen mit Menelik, mit Felix Faure, als siebenunddreißigjähriger von einem Knieleiden befallen, das ihn nach Haus treibt, nach Marseille, wo er unter stoisch ertragenen Schmerzen stirbt. Und während dieser zwanzig Jahre nichts als ein geographischer Bericht für eine wissenschaftliche Gesellschaft, für die Literatur ein Vergessener, den erst elf Jahre nach seinem Verschwinden die „Verfluch-

ten Dichter" Verlaines wieder wachrufen; einer, den man hinweg denken könnte, ohne daß er eine Lücke ließe (sagt Mallarmé). Lyrik der Pubertätsjahre, jener Jahre, da wir alle von etwas Ungeheueren, Unglaublichen, jenseits aller nichtigen Überlieferung Stehenden träumen; einige Gedichte, in denen diese dumpfe Spannung hinreißende Strophen erzeugt hat, und andere, bei denen man die künstliche Spannung durch den Alkohol spürt.

Und nun geschieht das Wunder, daß dieser Abseitige (auch für die Literatur abseits Stehende) mit seiner Bekehrung und Abkehr plötzlich den Glauben entzündet in einem Dichter, der ganz in der Mitte steht, der wieder für ein ganzes Volk wirkt: in Paul Claudel, dem Dichter von „Mariae Verkündigung", der damals „in den Sumpfgestaden des Rationalismus herumstapfte, dem die ganze Welt so erklärbar vorkam wie eine Dreschmaschine", wie er anderwärts schreibt. So hält sich alles; so hängt, in der Kunst, Rand und Mitte immer zusammen.

Eugen Lerch

Henriette Feuerbach

Edle, dieser inneren Bevorzugung gleichwohl bewußte Naturen, deren Vorliebe auf Bereiche des Geistes und der Seele gerichtet ist, ja deren beste Kraft hier erst auflebt, werden kaum noch anderswo die Berechtigung ihrer Art, zu sein, so schön bekräftigt finden wie in den Briefen von Henriette Feuerbach, die als Buch nach einer von Hermann Uhde-Bernays getroffenen Auswahl unlängst bei Meyer und Jessen in Berlin erschienen sind. „Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen" lautet der Titel und in der Tat ist es ein ganzes Leben, dessen Bahn wir lesend mitdurchmessen, das, immer über Abgründen und Finsternissen, mit seinem tiefen reinen Eigenlicht wohl einem Gestirn, doch einem der Schattenwelt, einem Abendstern der elysäischen Dämmergefilde zu vergleichen wäre. —

Man liest gemeinhin Briefe nur von Menschen, die man eigentlich bereits kennt: von Künstlern, Denkern, Staatsmännern, Feldherren, Fürsten. Aus den Umrissen ihrer Schicksale, aus ihren Taten und Werken haben wir uns ein allgemeines Bild von ihnen gemacht, dessen Bestätigung und Verdeutlichung wir nun von der Lektüre ihrer Briefe erhoffen. Aus der Gestalt, zu der jene durch den Ruhm geworden sind, werden sie unsresgleichen wieder und vielleicht ist diese Rückverwandlung ins Irdische der ganze Zauber des Briefes, der aus Entrückung und Verklärung wieder schlichte Gegenwart schafft. Diese Briefe aber, die eine ruhmlose Frau geschrieben hat, stellen durchaus ein menschliches Idealbild auf und dadurch, daß sie es mit einem ganzen wirklichen Leben belegen können, haben sie einen ethischen Wert, der über allen Zeiten dauert. Henriette Feuerbach ist keine von den interessanten Frauen gewesen, deren Äußerungen man mit Begierde aufgreift, um ein außerordentliches Phänomen tiefer erfassen zu können; sie hat nichts von der Rachel, der Bettine, der Madame de Staël an sich, sie war nicht von blendendem Geiste noch von schöpferischer Bedeutung noch durch irgendeinen der Vorzüge ausgezeichnet, der den Ruhm einer Frau begründen kann. Sie war die Mutter Anselm Feuerbachs — selbst das nicht im eigentlichen Sinne: denn sie hatte ihn nicht geboren —, sie war die Frau, die einen der edelsten deutschen Künstler im Leben erhielt und ihm, man kann es sagen, die Unsterblichkeit gewann. Für Anselm Feuerbachs zeitliches und ewiges Heil hat sie mit evangelischer Treue gelebt, in seinem Schatten, eine Mutter, eine Frau.

Und nun sehen wir sie aus diesem Schatten hervortreten, sie selbst sein: in ihren Briefen. Sie stammte aus einer jener gebildeten Familien des Mittelstandes, die schon im Geiste Goethes erzogen waren,

auf denen die Kultur des vormärzlichen Deutschland beruhte, deren charaktervolle, aufrechte und vornehme Art unzweifelhaft die Blüte des deutschen Bürgertums darstellt, so daß es nach zwei Dezennien die politische Erneuerung der Nation mit seinen reichen und starken Kräften wagen durfte. In ihrem Elternhause hat Henriette ihre künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen empfangen und nur zu gemäß war dem jungen Mädchen die Feuerbachsche Familie, in die sie als die zweite Gattin des Archäologen Anselm eintreten sollte. Der Hang zum Ernst, der ihr als Grundlebensgefühl innewohnte, vertiefte sich nur in der neuen Umgebung, deren Lebenssphäre die Wissenschaften und Künste bildeten, er vertiefte sich jedoch auch, früh genug, in Schwermut und Trauer. Anselm Feuerbach der Ältere war nicht der Mann, die schönen Anlagen eines Mädchens ihrer Art zu fördern. Er hatte die Höhe seiner Bahn überschritten und besaß nicht Willensstärke genug, den Verfall seines Geistes und seiner Kräfte zu hemmen. In den wundervollen Briefen an ihren Bruder Christian Heydenreich, den sie von allen Menschen wohl am meisten geliebt hat, beklagt sie ihr Geschick. „Alles hätte ich werden sollen, nur keine Frau," schreibt sie. „Im Gemüt zu weich, um willkürlichen Verletzungen Trotz zu bieten und doch wieder zu fest und eigensinnig, um mich geistig unterzuordnen, mit einer Menge Herzensforderungen und gänzlichem Mangel an Sinnlichkeit, bin ich geistig und körperlich nicht für die Ehe qualifiziert." Aber wie zeigt sich doch, ihr unbewußt, ihre ganze Weiblichkeit, wenn sie gesteht, daß sie zu ihrem Manne nicht aufzuschauen vermöchte, wenn sie die furchtbaren Worte findet: „Das Mitleid aber für einen Mann ist schlechte Arznei für Hochachtung und Liebe. Wen man bemitleiden muß, hört auf Mann zu sein." Sie schätzt sich selbst ab, sie kennt die Grenzen ihrer Begabung, in denen sie allerdings die ewigen Schranken erblickt, die dem Geist des Weibes gesetzt zu sein scheinen, doch weiß sie wohl, daß ihr „die Blüte des innersten Seelendranges ausgebrochen ward." Sie rafft sich immer wieder zu geistiger Arbeit auf, versucht zu philosophischen Formulierungen zu gelangen, betätigt sich schriftstellerisch mit kleinen Erfolgen und fühlt sich trotz aller Entdeckerfreuden doch immer wieder an die Grenze ihres Geschlechts zurückverschlagen, die sie schmerzlich in dem schönen Satz ausdrückt: „Für einen geliebten Menschen möcht' ich zehntausend Tode sterben, für eine Idee hab' ich kein Herz."

Diese eigentümliche Mischung fraulich sorgenden und männlich ringenden Geistes, die das Wesentliche ihres Charakters ausmacht, gibt ihr nach dem Tode des Gatten, als die Existenz des Hauses von ihren Kräften abhängt, etwas Heroisches, das ihrer eingebornen Schwermut nicht minder entspricht wie den Verkörperungen der Sehnsucht des Sohnes als Iphigenien und Medeen. Was sie Anselm Feuerbach gewesen ist, wissen wir aus seinen Briefen an sie und wir brauchen nur des „Vermächtnisses" zu gedenken, das im Grunde ihr Werk und Denkmal ist. Nun erfahren wir, wie sie sorgte, lernen ihre Beschäftigungen kennen, die ihr und dem Sohne das Leben fristen sollten: ihre historischen, archäologischen, journalistischen Arbeiten, die sie alle gering schätzte, weil sie wußte, daß sie minderen Zwecken damit diente. So übernahm sie die Überarbeitung eines populären Geschichtswerks, dessen Unwert ihr wohl bekannt war, wie aus den Briefen an Bernays hervorgeht. Sie lernte Griechisch, sie gab Musikunterricht. Und darum hat es etwas doppelt Rührendes, sie so ganz fraulich wieder zu gewahren, wenn sie in der Dämmerung ihres Zimmers am Flügel phantasiert oder im Hause wirtschaftet. „Jedes kleine Stück ist durch meine Hand gegangen," schreibt sie an Bernays, „ich habe selbst die Gardinen aufgemacht und sogar den Boden gewichst, wovon ich nachher krank geworden bin. Diese Woche ging noch auf Wäscheauf-

besserung und eine Menge kleinerer häuslicher Geschäfte. Nächste Woche werde ich ganz auf und unter meinen Lorbeeren ruhen und über Büchern und Noten meiner Sorgen zu vergessen suchen." Die griechischen Verse, die sie sich zum Wahlspruch nimmt, enthalten wahrhaftig die ganze Verklärung ihres Tuns:

εἰ τοῖς ἐν οἴκῳ χρήμασι λελείμμεθα,
ἡ δ' εὐγένεια καὶ τὸ γενναῖον μένει.

Mit Anselm Feuerbachs Tode wird diesem Leben des Schmerzes und des Verzichts die volle Weihe der Einsamkeit zuteil. Das Werk, das ihr oblag: des Sohnes Gedächtnis zu retten, hält sie im Irdischen fest, im Innern ist sie Gottes. In tiefer Todessehnsucht wartet sie auf ihre Stunde, „mit vollkommener ruhiger Seele auf die Botschaft aus der ewigen Heimat". Ihr letzter Brief an Anselm gleicht dem letzten, den sie schrieb, durch dieses Wort: „ewige Heimat", das beide beschloß. Am 5. August 1892 entschlief sie denn.

Wie sie als jungvermählte Frau ihrem Lieblingsbruder Christian ihr Innerstes eröffnet hatte, so tat die Greisin dessen Sohn gegenüber noch einmal ihr Herz auf, das Schicksal mit bitteren Worten anklagend, das sie „im wilden Strudel der Feuerbachschen Familie" hatte untergehen lassen. Sie sagt es endlich: „Mein Musiktalent war größer und tiefer als das der Frau Schumann." Und es hat etwas Versöhnendes, daß sich die Seele zu manchen Stunden ihrer starken inneren Erstrahlung auch bewußt war („Ich bin mir der eigenen Tiefe und Reinheit bewußt"), und erschütternd klingt dieser Abschluß eines versäumten Lebens: „Gott wäre mir einen sanften Tod schuldig." Diese Beziehung zu Gott, die sie nie verlor, gehört mit zu dem Wunderbaren ihrer Seele; sie findet dafür oft ein so tief an heiligen Lichtern erglühtes Wort, daß sie an das katholische Gefühl heranreicht. „Ich stehe in einer steten Verbindung mit Gott, ich kann mit großer Inbrunst und Gewalt beten" sagte sie einmal. Sie liebt die dunklen Gespräche über ihn. Einmal schrieb sie an Christian, sie brauche, um bei ihm zu sein, nur ihr „Fleischkleid abzuschütteln": so leicht nun fiel es ihr auch, an geistlichem Leben teilzuhaben. In Kriegszeiten wollte sie gern eine barmherzige Schwester sein — sie war es ihr Leben lang, ohne daß sie es wußte. Wie jene Frauen, die sich ihres Eigenseins entäußert haben, um alle Kraft des Herzens für andre aufzuopfern, erscheint auch sie uns aller irdischer Natur entzogen und wenn wir uns des Bildnisses entsinnen, das ihr Sohn nach ihren Zügen gemalt hat, werden wir dann noch zögern, auszusprechen, daß es der Wandel einer ewigen Seele war, deren Lichtweg wir in diesen Briefen mit einem schon selten gewordenen frommen Gefühl: der reinen Freude am Guten gefolgt sind?

Felix Braun

Über den Schauspieler

Die ungemeine psychologische Wichtigkeit des Problems vom Schauspieler mag den folgenden Aufzeichnungen ihren bescheidenen Wert geben, die das Resultat einer kleinen schauspielerischen Erfahrung des Verfassers sind, den zum erstenmal etwas wie eine moralische Neugierde auf die Bühne und vor Zuschauer geführt hat. Es kommt mir nämlich vor, als fühlte man ein leises Mißtrauen gegen einen Kritiker nicht mit Unrecht, der sich in dem, was er kritisiert, nicht selbst versucht hat, — ob mit oder ohne Erfolg ist dabei subjektiv ganz gleichgültig. Rascher und besser erklärt man seinem Gegenüber den Fall eines Bildes, wenn man die beschreibenden Worte läßt und zu einem Bleistift greift. Und der musikalische Kritiker wird sich bald ans Klavier setzen und die Tonfolge spielend besser deutlich machen als redend. Man spricht und schreibt viel vom Theater, — ich möchte nicht behaupten, daß es immer mit Kenntnis geschieht. Man schreibt

mit viel Gedanken über Schauspieler, — ich möchte nicht behaupten, daß der Schauspieler bei den tiefsinnigsten solcher Auslassungen überzeugt ist, es handle sich um seine Kunst. Da fiel mir einmal ein, es sei doch etwas leichtsinnig, von Zuständen zu sprechen, die man nur vom Anschaun kennt, vom Erlebnis, welches das bloße Zuschaun gibt. Man soll in diesen Dingen nicht mit dem „inneren Erlebnis" flunkern und den Dichter ausspielen, der sich jeden Zustand imaginieren kann und ihn durchaus nicht praktisch erleben müsse. Einmal ist des Dichters Absicht gar nicht, zu beweisen, daß er richtig imaginiert hat, und dann kritisiert er ja auch nicht, urteilt nicht. Er beschreibt seine Empfindung: kann er es glaubhaft und deutlich, so ist er ein guter Dichter, — ein richtiger Dichter braucht er nicht zu sein: den Ingenieur soll er nicht ersetzen, wenn er eine Maschine, den Kaufmann nicht, wenn er ein Warenhaus beschreibt. Also irgendwas in mir genierte sich, über Schauspielerei und dramatische Kunst zu sprechen, und ich wollte es an mir probieren, was da in einem los ist und los wird, wenn man auf der Bühne spielt. Ob der Zuschauer „gut" oder „schlecht" dazu sagt, kümmerte mich in diesem Stadium der Absicht gar nicht. Dieser Zustand wurde erst lebhaft, als ich am Abend spielte und das Publikum als die dem Bühnenraum fehlende vierte Wand spürte, die ich auf den Proben so vermißte. Und welche vierte Wand der Schauspieler braucht, um spielen zu können: er braucht ein „volles Haus", weil sonst die Bühne nicht zum verlangten Zimmer wird und der Park ein Loch ins Luftleere hätte. Alle guten Regisseure und alle Bühnendekorateure arbeiten mit dieser vierten Wand der gedrängten Zuschauer. Mit nichten besteht das Theater aus einer großen vor einer kleinen Schachtel, wie Bühnenreformer, die nicht vom Theater, sondern von der Architektur herkamen, behaupteten und wilde Theater konstruierten, in denen nie das wird, was man ein Spiel nennt. Das Publikum schließt den Bühnenraum, nicht tut das das leere Loch des Theatersaales. Die Schauspieler, die vor dem im sonst leeren Theater irgendwo in einer Loge versteckten König spielten, waren nicht glücklich und spielten schlecht. Denn erst die Zuschauer rufen im Schauspieler die Lust am Spiele hervor, die es macht, daß er die Erschütterungen lustvoll ertragen kann.

Ja, die Erschütterungen! Denn der Schauspieler macht nichts vor und macht nichts nach. Er schafft aus der Materie seiner seelischen Emotionsfähigkeit eine Persona, wie sie ihm der Dichter mit den Worten andeutet. Dem Dichter gibt eine seelische Erschütterung das Wort, dem Schauspieler gibt das Wort das seelische Erlebnis, löst es unwillkürlich aus. Es ist, als ob das Wort des Dichters in dem es sprechenden Schauspieler ein Ventil öffnete, durch das seine ganz wirkliche Leidenschaft ausströmt. Er macht nichts vor, er tut nicht bloß so. Auch dort nicht, wo er ihm menschlich „fremde" Gefühle erlebt und darstellt. Denn nicht nur der Schauspieler, sondern jeder Mensch sieht sich oft plötzlich Gefühle äußern, sehr lebhaft ihnen wortvollen Ausdruck geben, die er bewußt gar nicht zu besitzen gleichzeitig konstatiert, die ihm vorkommen, als wären sie in ihm wie hinter einer Glaswand, durch die er sie sich bewegen sieht: fremdartig kommen sie ihm vor und doch ihm eigen, nie bloß so gespielt oder affektiert. Wir haben die uns vertrauten und bewußt gewordenen Gefühle, wir wissen, daß Situationen von uns affektierte Gefühle verlangen und daß wir dann so tun als ob, und wir haben weiter diese Gefühle, die überraschend über uns kommen und intensiven Wortausdruck finden, diese „Gefühle hinter der Glaswand". Der Schauspieler, der am wenigsten bewußte Mensch, dürfte der an den Möglichkeiten, diese Gefühle der dritten Gruppe über sich kommen zu lassen, reichste Mensch sein.

Der Dichter rauft sich das Haar, wenn

der Schauspieler von „Rollen" spricht. Mit „Rolle" meint er: Worte zu sprechen bekommen, welche jene bewegende Kraft haben, die seine, des Schauspielers Kunst in die Erscheinung treten lassen. Der Schauspieler denkt durchaus dramatisch, wenn er von einer „guten Rolle" spricht, womit er Worte meint, welche die Ventile seiner Leidenschaften aufreißen. „Die Rolle liegt mir nicht" heißt: ich kann hier nicht von innen nach außen spielen, ich muß vormachen als ob ich das innen hätte. Natürlich: wie es „nachmachende" Stücke gibt, von außen her gemachte, so gibt es auch das, was man optische Schauspieler nennen kann, das sind solche, die mit Geschicklichkeit beobachten und das Gesehene nachmachen — bis zur Virtuosität eines Fregoli. Am Dichtwerk werden sie meistens versagen.

Das „von innen her" bedeutet kein dilettantisches Rasen. Der Schauspieler empfängt das seine Spiellust beglückende Maß, die ihn zum äußersten steigernde Schranke vom Dichter, und ist so auch darin der Künstler, der ohne Maß und Ordnung nicht denkbar ist. Das mit Worten des Dichters so reizvoll abgesteckte Feld des Spieles der Leidenschaft treibt gerade, weil es so abgesteckt ist, zu deren größter Entfaltung und Verdichtung. Schwierigkeiten zu überwinden: das ist der höchste Reiz künstlerischer Arbeit wie jeder anderer, — das Leichte macht man nicht oder schlecht. Den ihm von den Worten gesteckten Umkreis anders noch als durch das ganz automatische Auswendiglernen der Worte kennen zu lernen, das ist die Arbeit der schauspielerischen Intelligenz, die ganz intuitiv sein kann, gar nicht Wissen zu sein braucht. Das „Womit" seines Spieles ist rein geistiger Erwerb, das „Wie" seines Spieles ist eingeboren in Art und Stärke seiner Leidenschaften. Im deutlich gesehenen, von der Intelligenz des Schauspielers festgestellten Raum der Figur glüht die Seele des Schauspielers wahrhaft und wirklich auf, daß das was er spielt den Schein von diesem Brennen zeigt und die Hitze von diesem Feuer. Vor solchem Spiel hat der kritische Einwand zu schweigen, der so Gleichgültiges fragt als etwa, ob sich die Judith der Durieux oder die Josephine der Roland in dem und dem Detail wirklich wie eine biblische Jungfrau, wie eine Kaiserin benähme, — wer weiß das wirklich und wen kümmert es, von der Bühne her zu erfahren, wie sich diese Damen wirklich im Leben benommen haben? Es kümmert auch auf der Bühne nur jene, deren Ehrgeiz die möglichst genaue Kopie eines Modells ist. Den sogenannten Naturalismus hat es nie gegeben, weil es ihn nicht geben kann. Müßte der Schauspieler naturalistisch spielen, so wäre ihm alles zu spielen unmöglich, was außer dem Bereich seiner Alltagserfahrungen liegt und ein Gott müßte den Gott spielen. Daß auch „naturalistisch" gespielt wird, sagt nur, daß es viele schlechte und unbegabte Schauspieler gibt, welche die Schauspielkunst so wenig bestimmen wie etwa die „Schmetterlingsschlacht" die Dichtkunst.

Franz Blei

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.









